

Industrialisierung und gesellschaftlicher Wandel in der
Region.

Ein Beispiel: die Vorortgemeinde Weende bei
Göttingen im 19. und frühen 20. Jahrhundert

Von der Gemeinsamen Fakultät für Geistes-
und
Sozialwissenschaften der Universität
Hannover
zur Erlangung des Grades einer
Doktorin der Philosophie (Dr.phil.) genehmigte
Dissertation

von Uta Schäfer-Richter
geboren am 23.05.1956 in Hannover

2001

(Rückseite des Titelblattes)

Referent: Professor Dr. Alf Lüdtke

Korreferent: PD Dr. Karl-Heinz Schneider

Tag der mündlichen Prüfung: 06.03.2001

Abstract I: Englisch

Industrialization and Social Change in the Region.

A Case-Study: the Suburb of Weende by Göttingen in the 19th and early 20th Century.

Taking up previous research on regional industrialization, this study analyses the industrial penetration of the so-called latecomer-regions in the 19th century, using the Göttingen suburb of Weende as an example. Next to investigating the network of socioeconomic relationships as a precondition for the successful industrialization – such as demographic structure, trade traditions, natural resources, and infrastructure - the author *discusses the interrelationship between socioeconomic and institutional change. Because of the ambivalent trade policies of the Kingdom of Hanover the industrialization of Weende takes place within the institutional framework of the village.*

The agricultural reforms and the alteration of the communal ordinances determine the change of established rules. Characteristic for Weende is the delayed development in the institutional area, in which agricultural principles stay alive until the beginning of the 20th century. The discrepancy between the socioeconomic and institutional change slows down industrial development, but doesn't prevent it. At the end of the 19th century, the institution "village" has been preserved within the transformation process, though its social foundation has changed. Most villagers are no longer farmers but workers and demonstrate a new self-consciousness. The labour movement and the social clubs ("Vereine"), which spring up in the last third of the century, manage the social integration of the former underclass of the village community. Remarkably, the blue-collar consciousness in Weende expresses itself locally in social rather than political forms.

This case study also serves as an example of early industrial transformation in the Kingdom of Hanover. It discusses the issue of the underdevelopment ("Rückständigkeit") of this large German state, as well as the role of the government of Hanover in the process of industrialization. Characteristic is the high degree of autonomy of the local officials. This originates in the ambivalence of Hanover's jurisdiction. The lower-ranking local administrators set the course and determine the modernization and industrialization of the country. Overall the state of Hanover achieves a remarkable flexibility on the lower level of administration. Thanks to this flexibility it is possible for this commonly known

"late-comer region" to catch up to the advanced modernization process of its neighbors.

Abstract II: Deutsch

Industrialisierung und gesellschaftlicher Wandel in der Region.

Ein Beispiel: die Vorortgemeinde Weende bei Göttingen im 19. und frühen 20. Jahrhundert.

Anknüpfend an die regionalorientierte Industrialisierungsforschung analysiert die Arbeit am Beispiel des Göttinger Vorortes Weende im 19. Jahrhundert die industrielle Durchdringung sogenannter Nachzüglerregionen.

Neben der Untersuchung des sozioökonomischen Beziehungsgeflechts als Voraussetzung für das Gelingen der Industrialisierung – Bevölkerungsstruktur, gewerbliche Tradition, natürliche Ressourcen, Infrastruktur – wird die *Verschränkung wirtschaftlich-sozialen und institutionellen Wandels* diskutiert. *Als Folge der ambivalenten hannoverschen Gewerbepolitik vollzieht sich die Industrialisierung Weendes im institutionellen Gehäuse eines Dorfes.*

Die Agrarreformen und die Umgestaltung der Gemeindeverfassung prägen den Wandel der rechtlich-institutionellen Verhältnisse. Charakteristisch für den exemplarischen Fall Weende ist die Entwicklungsverzögerung des institutionellen Bereichs, in dem bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts agrarische Prinzipien lebendig bleiben. Das Mißverhältnis zwischen sozioökonomischem und institutionellem Wandel bremst die industrielle Entwicklung zwar, verhindert sie aber nicht. Am Ende des 19. Jahrhunderts hat sich die Institution Dorf in diesem Transformationsprozeß bewahrt. Sie steht allerdings auf einer neuen sozialen Grundlage, und die Bewohner des Ortes – nun zu einem wesentlichen Teil nicht mehr Bauern, sondern Arbeiter – zeigen ein neues Selbstverständnis. Die Arbeiterbewegung und die im letzten Drittel des Jahrhunderts entstehenden Vereine sorgen für die soziale Integration der ehemaligen Unterschicht in die Dorfgemeinschaft. Bemerkenswerterweise äußert sich das Arbeiterbewußtsein der Weender im Ortsleben weniger in politischen als in geselligen Formen.

Am gewählten Beispiel frühen industriellen Wandels im Königreich Hannover diskutiert die vorliegende Arbeit ferner die Frage der „Rückständigkeit“ dieses großen deutschen Flächenstaates und die Rolle des hannoverschen Staates im Prozeß der Industrialisierung. Charakteristisch ist ein großer Handlungsspielraum der lokalen Beamten. Er entspringt der Ambivalenz der hannoverschen Gesetzgebung. Die unteren Behörden werden in Hannover zu weichenstellenden Entscheidungsträgern und prägen die Modernisierung und Industrialisierung des Landes. Insgesamt gewinnt der hannoversche Staat eine bemerkenswerte Flexibilität auf unterer Verwaltungsebene, und dank dieser Flexibilität ist es auch

diesem gemeinhin als Nachzüglerregion betrachteten Territorium möglich, den Anschluß an die im Modernisierungsprozeß fortgeschrittenen Regionen zu gewinnen.

Schlagwörter:

Regionale Industrialisierung – sozialer Wandel – Niedersachsen

Regional Industrialization – Social Change – Lower Saxonia

Inhalt

ABSTRACT I: ENGLISCH	3
ABSTRACT II: DEUTSCH	5
SCHLAGWÖRTER	7
INHALT	8
ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS	12
VORBEMERKUNG	14
Einleitung	15
Das Rahmenthema: Industrialisierung	15
Der Gegenstand: Weende bei Göttingen (18) – Entstehung der vorlie- genden Arbeit (19)	
Forschungsüberblick	21
Einzelfall und Allgemeines (21) – Industrialisierung und Region (22) – <i>Sidney Pollard</i> (24) – <i>Hubert Kiesewetter</i> (25) – Nationalstaatlichkeit und Industrialisierung (26) – Typen der Industrialisierung (29) – <i>Das Königreich Hannover</i> (30) – Industrialisierung und institutioneller Wandel (33) – Ziele der vorliegenden Arbeit (36)	
Methodische Überlegungen	37
Grundbegriffe (37) – <i>Region</i> (37) – <i>Grunddimensionen historischer</i> <i>Wirklichkeit</i> (39) – Quellenlage (44) – Darstellungsweise und Aufbau der Arbeit (45)	
Weendes Weg in das Industriezeitalter	48
Ansichten aus dem 19. Jahrhundert	48
Kupferstiche (48) – Ortsbeschreibung (49) – Ein Rundgang durch Weende (51)	
Das überfüllte Dorf	62
Bevölkerungswachstum (62) – Lebensgrundlage (67) – Wohnen und Bauen – die bauliche Expansion des Dorfes Weende (70)	
Armut in Weende (1845/48)	76
Krisenjahre (76) – Von den Ursachen des Notstandes (81)	

„...unmöglich ist es, den flehentlichen Bitten dieser Leute zu widerstehen“ Denkschriften aus dem deutschen Vormärz – ein Exkurs	93
Carl Wilhelm Lueder – eine biographische Skizze (96) – Die Denkschriften (100) – <i>Zur sozialen Lage Weendes (100)</i> – <i>Zur Krisenbewältigung im Königreich Hannovers (111)</i> – <i>Zwischen ökonomischer Rationalität und sozialer Verantwortung (115)</i> – Carl Wilhelm Lueder – ein Repräsentant konservativer Mentalität? (120)	
 Von der Umgestaltung der landwirtschaftlichen Welt	134
Die Ausgangslage (135) – Agrarreformen (143) – <i>Ablösungen (146)</i> – <i>Verkopplung und Gemeinheitsteilung (151)</i> – Auswirkungen der Reformen (158) – „Der Versuch ist ein Bedürfnis der Zeit“ (161)	
 Auf dem Weg in das Industriezeitalter	166
Eine Zunft verliert ihre Bann (168) – Vom freien Gebrauch des Wasser (175)	
 Die Arbeitervorstadt entsteht	183
Fabriken und Gewerbe (184) – <i>Tuchfabrik Eberwein (185)</i> – <i>Rube & Co (188)</i> – <i>Aluminiumwerke C. Albrecht (193)</i> – <i>Feinbäckerei Thiele (196)</i> – Die Weender Arbeiterschaft (198) <i>Herkunft und Lebensbedingungen (199)</i> – <i>Von der Weender Arbeiterbewegung (205)</i>	
 Von der Arbeits- und Lebensgemeinschaft zur Versorgungsgemeinde	214
Von der Dorfgemeinde zur Landgemeinde (214) – Wer bestimmt die örtliche Selbstverwaltung (225) – Von den Aufgaben der Landgemeinde (229) – <i>Armenfürsorge als Handlungsfeld der Gemeinde (236)</i> – <i>Modernisierung des Alltags (239)</i>	
 Schicksal oder Herausforderung? – Eine Krankheit und ihre Folgen	242
Die Typhusepidemie in Weende 1894/95 (242) – Reaktionen auf die Typhusepidemie (245) – Der Bau der Wasserleitung (250)	

Von der biblischen Unterweisung zum Einmaleins:	
Eine moderne Volksschule entsteht	255
Die Weender Schule 1848 und 1908 – ein Vergleich (256) – Auf dem Weg zu einer „wirklichen Bildungsanstalt“ (265) – <i>Neue Schulstellen</i> (267) – <i>Neue Klassenräume</i> (270) – Schulkinder (275)	
Zwischen Arbeiterbewegung und Vereinsgeselligkeit – Kirchliches Leben in Weende.....	280
Neue Formen der Geselligkeit – Weender Vereinsleben	290
Ein „neuer Typus sozialer Organisation“ (290) – <i>Kriegerverein</i> (293) – <i>Arbeiterbildungsverein</i> und „ <i>Club Eintracht</i> “ (295) – <i>Ortsfeuer-</i> <i>wehr Weende</i> (296) – <i>Turnverein</i> (297) – <i>Fußball-Club Weende</i> <i>(heute: Sport-Club Weende)</i> und <i>Arbeitergesangverein Freiheit</i> (299) – Ort der Genußsucht oder der Integration? (300)	
Ein Jahrhundert geht zu Ende	305
Jahrhundertwende (305) – Der Erste Weltkrieg (309) – Mobil- machung und Kriegsalltag (311)	
„dem Namen nach ein Dorf, thatsächlich aber eine Arbeitervorstadt“	324
R e s ü m e e	338
Der Weg Weendes in das Industriezeitalter im Lichte regionalorientierter Industrialisierungsforschung.....	338
Von „eigenen Potenzen“ und „äußeren Impulsen“ (338) – Von der Wechselwirkung zwischen sozioökonomischem und institutionellem Wandel (341) – Gesellschaftlicher Wandel und staatliches Handeln im Königreich Hannover (348)	
A n h a n g	353
Quellendokumentation.....	353
Schreiben des Weender Pastor Ahlborns vom 8. Dezember 1846 an die königliche Klosterkammer Hannover (353) – Schreiben der königlichen Klosterkammer Hannover an das Klosteramt Weende	

vom 11. Dezember 1846 (354) – Schreiben der Klosterkammer an den Klosteramtman in Weende vom 13. Dezember 1846 (355) – Antwortschreiben (Kladde) des Weender Klosteramtman Lueder vom 27. Dezember 1846 (356) – Antwortbrief Lueders (Kladde) vom 28. Dezember 1846 auf das Reskript der königlichen Klosterkammer vom 12. Dezember 1846 (368) – Schreiben (Kladde) der Klosterkammer Hannover an das Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten (d. g. u. U. A.) Abteilung der Klostersachen vom 4. Januar 1847) (380) – Schreiben des Klosterpächters Lueder aus Weende an die Klosterkammer vom 10. Januar 1847.(381)

Tabellen	388
Bildanhang	400
Quellen- und Literaturverzeichnis	404

Abkürzungsverzeichnis

AA: Altes Aktenarchiv

AHR: Alte Hauptregistratur

ArchivSozialG: Archiv für Sozialgeschichte

BIDLdG: Blätter der deutschen Landesgeschichte

GöttBeitrWirtschSozialG: Göttinger Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte

GöttJb: Göttinger Jahrbuch

JBGesNdSächsKG: Jahrbuch der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte

KirchenkreisAGött: Kirchenkreisarchiv Göttingen

KreisAGött: Archiv des Landkreises Göttingen

KritStudGWiss: Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft

NdSächsJbLdG: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte

NHStAH: Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv Hannover

QForschAgrarG: Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte

QUntersWirtschSozialGNdSachs NZ: Quellen und Forschungen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Niedersachsens in neuerer Zeit

PfarrAWee: Pfarramt Weende

Pol.Dir.: Polizeidirektion

SchrrWirtSozialG: Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte

SchrrWirtWissGesStudNdsNF: Schriften der wirtschaftswissenschaftl. Gesellschaft zum Studium Niedersachsens N.F.

StadtAGött: Stadtarchiv

Sup.Gö.I: Göttingen Superintendentur Göttingen I

Sup. Spez.: Superintendent Spezialia

VeröffHistKommNdsachs: Veröffentlichungen der historischen Kommission Niedersachsens

VeröffInstHistLdForschUnivGött: Veröffentlichungen des Instituts für historische Landesforschung an der Universität Göttingen

VeröffNdSächsInstLdkdeLdEntwUnivGöttRA: Veröffentlichungen des Niedersächsischen Instituts für Landeskunde und Landesentwicklung der Universität Göttingen Reihe A

VeröffNdSächsLdBibl.Han.: Veröffentlichungen der niedersächsischen
Landesbibliothek

VjsschrSozialWirtschaftsG: Vierteljahresschriften für Sozial- und
Wirtschaftsgeschichte

ZHistForsch: Zeitschrift für historische Forschung

Vorbemerkung

Die vorliegende Doktorarbeit geht auf eine Auftragsarbeit für den Weender Ortsrat zurück. Ihr verdankt diese Dissertation ihren Kern; sie ist jedoch um wesentliche Teile (S. 14–48; S. 93–134; S. 338–388) erweitert worden.

Wie der Historiker aus dem unendlichen Ozean der Fakten diejenigen auswählt, die für seine Zwecke bedeutsam sind, so zieht er aus der Vielzahl der Ursache-Wirkungsketten diejenigen und nur diejenigen heraus, die historisch bedeutsam sind; und das Kriterium für ihre historische Bedeutsamkeit liegt in seiner Geschicklichkeit, sie in das Gewebe rationaler Erklärungen und Interpretationen einzuflechten.

E. H. Carr.¹

Einleitung

Das Rahmenthema: Industrialisierung

Die Industrielle Revolution sei ein „weltgeschichtlicher Vorgang“ (Buchheim), eine „universalgeschichtliche Zäsur“ (Hahn), eines jener „selten[en] Großereignisse irreversibler Natur, welche[s] die gesamte Menschheitsgeschichte sozusagen auf ein noch nicht dagewesenes Niveau stellt“ (Gehlen), die „gründlichste Umwälzung menschlicher Existenz“ (Hobsbawm), sie habe „in der Geschichte nicht ihresgleichen“ (C.M. Cipolla), sie bedeute „eine strukturelle Transformation von Wirtschaft und Gesellschaft in einem Ausmaß, für das historische Vergleichsmöglichkeiten im Grunde fehlen“ (Wehler).

So das Urteil von Wirtschafts- und Sozialhistorikern über den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandel im Zeitalter der Industrialisierung. Ob man sie nun zunächst als wirtschaftlichen Prozeß oder umfassender als gesamtgesellschaftlichen Wandel betrachtet –, die historische Bedeutung der Industriellen Revolution für das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen ist unumstritten.

Ebenso einhellig wie das Urteil der Fachwelt über die historische Bedeutung der Industriellen Revolution scheint die Auffassung, wie der eigentliche wirtschaftliche Kern dieses historischen Phänomens beschrieben werden kann: als Strukturwandel der Wirtschaft, in dessen Verlauf der gewerbliche Sektor gegenüber dem landwirtschaftlichen an Gewicht zunimmt und zum Motor dauerhaften wirtschaftlichen Wachstums wird. Als Folge dieses Strukturwandels gelingt ein

¹ Carr, Was ist Geschichte, S. 103.

Ausgleich zwischen Bevölkerungswachstum und Wirtschaftswachstum, so daß es zu einem allgemeinen Anstieg des Lebensstandards kommt.²

Zwischen diesen beiden wenig umstrittenen Aspekten der Industriellen Revolution öffnet sich das weite Feld der offenen Fragen. „Umstrittene Revolutionen“³ – so lautet eine jüngst erschienene Überblicksdarstellung zu diesem Thema. Schon der schillernde Begriff „Industrielle Revolution“ wirft Fragen auf. Führt er nicht insofern in die Irre, als er zu stark die Vorstellung eines radikalen Bruchs mit der Vergangenheit nahe legt und sowohl Tempo wie Ausmaß des technisch-ökonomischen Wandels überbetont? Wird dabei nicht der evolutionäre Charakter dieses epochalen Wandels übertönt? Sollte man deshalb nicht besser den neutraleren Begriff Industrialisierung verwenden? Aber wäre nicht auch dann das Augenmerk vornehmlich auf die wirtschaftliche Seite dieses umfassenden gesellschaftlichen Umbaus gelenkt? Wäre es nicht angebrachter, von der Entstehung der modernen Industriegesellschaft zu sprechen, um den das gesamte menschliche Leben umgreifenden Charakter dieses Wandels zur Geltung zu bringen?

Trotz dieser Fragen ist der Begriff Industrielle Revolution nach wie vor in der Literatur dominierend, sowohl in einer enger wie in einer weiter gefaßten Variante.⁴ Hans-Ulrich Wehler und Richard H. Tilly etwa möchten mit ihm genau jene Jahre betiteln, in denen der industrielle Wachstumsprozeß zum Durchbruch kam, in Deutschland also die Jahre zwischen 1840/50 bis 1870.⁵ Hubert Kiesewetter dagegen benutzt Industrielle Revolution und Industrialisierung synonym und im Sinne eines gesamtgesellschaftlichen historischen Geschehens. Beides bezeichnet „den Vorgang des umwälzenden politischen und sozialen Modernisierungsprozesses während einer längeren Periode“.⁶

Tiefer als der Streit, wie dieser umfassende gesellschaftliche Umbau zutreffend bezeichnet werden sollte, geht die Debatte um seine Ursachen. Seit dem Entstehen der modernen Industriegesellschaft gibt es konkurrierende theoretische Erklärungsmodelle und Interpretationen. Die Beschäftigung mit den Ursprüngen und Ursachen der Industrialisierung Europas besaß stets aktuelle Brisanz. Standen

² Vgl. Buchheim, Industrielle Revolutionen, S. 11, und Pierenkemper, Umstrittene Revolutionen, S. 19.

³ Pierenkemper, Umstrittene Revolutionen. Die Industrialisierung im 19. Jahrhundert.

⁴ Vgl. Hahn, Die industrielle Revolution in Deutschland, S. 56ff.

⁵ Vgl. Tilly, Vom Zollverein zum Industriestaat, S. 183; Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1815-1845/49, Zweiter Band, S. 612f. In diesem Zusammenhang plädiert Wehler dafür, an dem Periodisierungsraster Frühindustrialisierung, Industrielle Revolution und Hochindustrialisierung festzuhalten.

⁶ Vgl. Kiesewetter, Industrielle Revolution, S. 15.

frühe Erklärungs- und Interpretationsansätze im Zeichen der erlebten krassen sozialen Ungleichheit einer sich abzeichnenden Klassengesellschaft, so reflektierten spätere Entwürfe – z.B. Rostows „Stadien wirtschaftlichen Wachstums“⁷, die Konkurrenz der kapitalistischen und sozialistischen Machtblöcke im Kampf um Einflußsphären in den sich vom Kolonialismus befreienden Länder. Heute wiederum wird der Blick auf die Geschichte der Industrialisierung Europas von der anhaltend katastrophalen wirtschaftlichen Lage der sogenannten Dritte-Welt-Länder und dem Zusammenbruch der sozialistischen Volkswirtschaften beeinflusst.⁸ In den Mittelpunkt drängte sich nun die Frage: Wie läßt sich wirtschaftliches Wachstum initiieren? Kann die Analyse der Geschichte der Industrialisierung diese Frage beantworten helfen?

Je nach Erklärungsansatz wird der eine oder andere Aspekt betont: die Möglichkeit ausreichend Kapital anzuhäufen sei die grundlegende Voraussetzung für wirtschaftliches Wachstum; technologischer Wandel und technische Innovation habe zur Revolution von Produktion und Organisation gewerblicher Arbeit geführt; der wirtschaftliche Wandel sei das Resultat einer langfristig sich verändernden geistig-mental Einstellung, eben der Durchsetzung einer leistungsorientierten wirtschaftlichen Strebsamkeit der Menschen; eine verbesserte Ernährungslage, verbunden mit dem Anwachsen der Bevölkerung, habe die soziale und wirtschaftliche Ordnung in Bewegung gebracht; die Kommerzialisierung der Landwirtschaft habe den Grundstein für eine gewerblich-industrielle Entwicklung gelegt; eine steigende Binnennachfrage stelle die entscheidende Triebkraft des wirtschaftlichen Wachstums dar; die breite gewerbliche Tradition in Europa und das mit ihr verbundene handwerkliche Know-how, d.h. das Humankapital, sei letztlich Ausschlag gebend dafür, daß sich die moderne Industriegesellschaft durchsetzen konnte.

Man sieht: Das Spektrum der Erklärungen ist breit. So umstritten aber nach wie vor die Frage nach Wesen und Ursache der Industriellen Revolution ist, so sehr herrscht doch heute sowohl in der Wirtschaftsgeschichte wie in der Sozial-

⁷ Diese Studie des amerikanischen Wirtschaftswissenschaftlers und Regierungsberaters Rostow, deren Untertitel bezeichnend „Eine Alternative zur marxistischen Entwicklungstheorie“ lautet, war seinerzeit äußerst einflußreich. Heute gilt sie zwar in vielen Punkten als widerlegt, dennoch wird auch in der gegenwärtigen Diskussion immer wieder auf sie zurück gegriffen.

⁸ Als Beispiel sei hier Buchheims Studie „Industrielle Revolutionen“ genannt. Ausdrücklich wendet sich Buchheim in einem letzten Kapitel der Frage zu, ob und inwiefern die Länder der Dritten Welt aus der Geschichte der europäischen Industrialisierung lernen können. Vgl. Buchheim, Industrielle Revolutionen, S. 149ff.

geschichte die Auffassung vor, daß weniger in *einem* dieser genannten Faktoren als vielmehr in deren langfristigem, kumulativen Zusammenwirken die Ursache wirtschaftlichen Wachstums und gesellschaftlichen Wandels zu sehen ist.⁹

Vor dem Hintergrund dieses hier nur angedeuteten Spektrums an Fragen und Interpretationen unternimmt die vorliegende Studie den Versuch, den Prozeß der Entstehung unserer modernen Industriegesellschaft zu beleuchten, indem sie sich der Geschichte eines kleinen Ortes zuwendet. Dabei liegt dieser Arbeit die Auffassung zu Grunde, daß gerade die räumliche Begrenzung des Untersuchungsgegenstandes und die damit verbundene analytische Konzentration auf einen kleinen gesellschaftlichen Kosmos die historische Bedeutung dieses Umbruchs – seine Ursachen, seinen Verlauf und seine Folgen – in besonderer Weise zu erhellen vermag.

Bevor nun anhand jüngerer Forschungsdebatten erörtert werden soll, wie im einzelnen die Analyse des gesellschaftlichen Wandels im Fokus der geschichtlichen Entwicklung eines Ortes sinnvoll geschehen kann, soll zunächst knapp der Gegenstand der vorliegenden Untersuchung, nämlich der Ort Weende, vorgestellt und die Umstände erläutert werden, die mich zu einer Beschäftigung mit ihm führten.

Der Gegenstand: Weende bei Göttingen

Weende ist heute ein Göttinger Stadtteil, der sich im 19. Jahrhundert zu einem Arbeitervorort entwickelte. Zu Beginn des Jahrhunderts tritt Weende dem Betrachter einerseits als beschaulicher Ausflugsort entgegen, dessen zahlreiche, mitunter romantisch gelegene Gaststätten gern von Göttinger Studenten besucht wurden, andererseits aber als Handwerker- und Tagelöhnerdorf, dessen Einwohner auf dem Weender Klostergut oder in Göttingen ihre – zunehmend spärlicher werdende – Lebensgrundlage fanden. Eigentliche Bauern gab es nur wenige. Seit jeher prägte die Nähe zur Stadt sowie die Existenz des großen Klostergutes das soziale Gesicht des Ortes. Es war keineswegs ein typisches Ackerbauerndorf, sondern eher eine Landgemeinde mit schillerndem sozialen Gepräge.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts entwickelte sich Weende zu einem Ort, der inmitten des konservativ, ja bisweilen politisch reaktionär regierten Königreichs Hannover intensiv und rege am Industrialisierungsprozeß teilhatte. „Weende ist“, so urteilte 1897 ein Weender Pastor, „obwohl dem Namen nach ein Dorf, that-

⁹ Vgl. hierzu die ausführliche, übersichtliche und informative Darstellung des langfristig wirksamen Ursachenbündels bei Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1815-1845/49*, Zweiter Band, S. 589-604.

sächlich eine Arbeitervorstadt Göttingens mit sehr zahlreichem Proletariat, unter welchen es Existenzen höchst bedenklicher Art giebt. Hinsichtlich des irdischen Besitzes treten hier starke Gegensätze hervor: einer Zahl wohlhabender, ja reicher Gemeindemitglieder, die aus landwirtschaftlichem Großbetrieb oder Fabrik ihren Erwerb haben, stehen meist solche gegenüber, die aus der Hand in den Mund leben und zum Teil geradezu Not leiden.“¹⁰

Heute ist Weende als Stadtteil von Göttingen noch immer ein industrielles Zentrum. Allerdings kann man es kaum noch zutreffend als Arbeiter- und Industrievorort beschreiben. Das heutige Weende hat viele Gesichter: Natürlich ist das Gewerbegebiet, eingeschlossen von Bundesstraße und Eisenbahntrasse, weiterhin bedeutend für den Ort. Große Unternehmen wie das Aluminiumwerk Alcan Deutschland oder das Verpackungsunternehmen 4P Rube sind dort ebenso anzutreffen wie üppige Einkaufsmärkte, Möbelgeschäfte oder geräumige Außenstellen von Göttinger Fachgeschäften. Daneben aber wird Weende ebenso von der Universität geprägt: Auf der südlichen Feldflur Weendes erhebt sich der Uni-Nordbereich mit Kliniken, Instituten und etlichen Studentenwohnheimen. Und im Norden und Osten sind mittelständische Neubaugebiete entstanden mit stattlichen Eigenheimen in verkehrsberuhigten Straßen. Sie zeugen eindrucksvoll von der Expansion des Ortes in den letzten Jahrzehnten und der damit verbundenen sozialen Differenzierung der Weender Einwohnerschaft.

Entstehung der vorliegenden Arbeit

Meine Beschäftigung mit der Geschichte Weendes im Zeitalter der Industrialisierung und der gesellschaftlichen Reformen geht auf eine Auftragsarbeit des Weender Ortsrats zurück, der 1986 beschlossen hatte, die Geschichte des Ortes von wissenschaftlich ausgebildeten Historikern erarbeiten zu lassen. Derartige politische Initiativen zur Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte sind in den letzten Jahrzehnten nichts Außergewöhnliches. Unter Historikern wird dieses öffentliche, „heimatkundliche“ Bedürfnis nach historischer Orientierung als Versuch begriffen, in einer Welt gedanklich, aber auch emotional Fuß zu fassen, die sich rasch und für den einzelnen oft undurchschaubar verändert und deren wirtschaftliche und soziale Strukturen global eingebettet sind.¹¹ Auch im Weender Ortsrat gaben sozialer Wandel und gemeinderechtliche Veränderungen der letzten Jahrzehnte den Anstoß zu dem erwähnten Auftrag. Zum einen war der ehemals eigenständige

¹⁰ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 103, 1897.

¹¹ Vgl. Schneider, Heimat und Region in Geschichtsdidaktik und Geschichtsunterricht, S. 105f.

Ort im Zuge der Gebietsreform 1964 in die Stadt Göttingen eingemeindet worden, zum anderen hatte Weende sich unter dem Einfluß der Universitätserweiterung von einem Industrie- und Arbeitervorort hin zu einer mittelständischen Vorortgemeinde verändert. Die wachsende – oft zugezogene – neue Einwohnerschaft sollte zu einer Begegnung mit der örtlichen Geschichte eingeladen werden, in der Hoffnung, daß die historische Selbstvergewisserung identitätsstiftend und sozial integrierend wirke.

Wie der Beschluß des Ortsrates eigens festhielt, sollte diese geschichtliche Begegnung auf wissenschaftlicher Grundlage geschehen. Vermutlich erhoffte man sich mit der Vergabe dieses Auftrages an eine außenstehende, wissenschaftliche Kraft, das Projekt in zweifacher Hinsicht abgrenzen zu können. Zum einen bedeutete die Vergabe an eine Außenstehende Unabhängigkeit gegenüber örtlichen Querelen und lokalpolitischer Befangtheit. Zum anderen grenzte der wissenschaftliche Zugang das Vorhaben auch ab von der traditionellen heimatkundlichen Beschäftigung mit lokaler Geschichte. Diese ist in methodischer Hinsicht oft gekennzeichnet durch die Neigung zum bloß Anekdotischen, zum additiven Reihens der Einzelheiten und einem Mangel an reflektiven Umgang mit den Quellen. Inhaltlich ist die traditionelle Heimatkunde vornehmlich bäuerlich und antimodern geprägt und harmonierte deshalb nicht mit den Erfahrungen und dem Selbstverständnis eines Arbeiter- und Industrievorortes.¹²

Der öffentliche Auftrag, die Weender Einwohner über die Vergangenheit ihres Ortes aufzuklären, bildete also den Anstoß zur vorliegenden Studie. In dem festgelegten historischen Zeitraum – etwa 1830-1918 – sollte die Geschichte des Ortes sowie die gemeindliche Lebenswelt umfassend in den Blick genommen, möglichst alle zugänglichen, diesen Zeitabschnitt betreffenden Quellen berücksichtigt werden. Mein Ziel war, den allgemeinen gesellschaftlichen Wandel, der im 19. Jahrhundert das Leben der Menschen auf eine gänzlich neue Grundlage stellte, in der Vergangenheit dieses spezifischen Ortes herauszuarbeiten, um zu erklären, warum dieser Ort so geworden ist, wie er geworden ist.

Die Arbeit erwies sich als fruchtbar. Weende war ein Ort, der verhältnismäßig intensiv am Industrialisierungsprozeß teilhatte inmitten eines auf den ersten Blick wenig dazu animierenden Umfeldes, nämlich des noch stark agrarisch geprägten, vornehmlich konservativ regierten Königreiches Hannover. Dennoch präsentierte sich der Ort am Vorabend des Ersten Weltkrieges eindeutig als Industrie- und Arbeitervorort und bestätigte damit im Kleinen eindrucksvoll Hans Ulrich Wehlers

¹² Vgl. zur Tradition der Heimatkunde: Schneider, Heimat und Region in Geschichtsdidaktik und Geschichtsunterricht, S. 102f.

Resümee der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands: „Wohin immer man auch blickt: Vor 1914 konnte kein Zweifel mehr daran aufkommen, daß die deutsche Industriewirtschaft nach einer furiosen Aufholjagd in das weltweit führende Spitzentrio vorgestoßen war, das jetzt aus den Vereinigten Staaten, Großbritannien und dem Deutschen Reich bestand.“¹³

Forschungsüberblick

Einzelfall und Allgemeines

Aus den geschilderten Arbeitszusammenhängen erwuchs schließlich die grundsätzliche Frage, die es nun im folgenden näher zu bedenken gilt, nämlich: Inwiefern kann eine derart räumlich begrenzte Untersuchung historischen Wandels dazu beitragen, unser Gesamtbild von dem Werden der modernen Industriegesellschaft zu bereichern? Oder anders gefragt: Worin kann die historische Bedeutung einer kleinräumigen Studie des vorgegebenen Stils bestehen. Grundsätzlich lassen sich zwei Funktionen unterscheiden, die der Einzelfall gegenüber der allgemeinen Erscheinung haben kann.

(a) Zum einen kann das Einzelne einfach das Allgemeine veranschaulichen. Dann wird das zuvor erarbeitete, feststehende Bild mit Hilfe des einzelnen Beispiels koloriert. Dieser illustrative Beitrag zum Verständnis des allgemeinen Phänomens wird freilich in der Wissenschaft oftmals gering geschätzt.

(b) Darüber hinaus kann die Beschäftigung mit dem Einzelnen aber auch dazu dienen, allgemeine Ansichten zu überprüfen. So ließe sich etwa im Hinblick auf den Prozeß der Industrialisierung fragen, ob die Bevölkerungsentwicklung als Seismograph wirtschaftlicher Entwicklung dienen kann. In Weende läßt sich beobachten, daß hier tatsächlich Bevölkerungsentwicklung und wirtschaftliche Entwicklung in entsprechender Weise miteinander korrespondieren. Differenzierend ließe sich dabei feststellen, daß mit dem wirtschaftlichen Wandel auch der Charakter des Bevölkerungswachstums sich veränderte: Das zunächst aus einem veränderten generativen Verhalten resultierende Anwachsen der Einwohner weicht einer Zuzugsbewegung von Menschen aufgrund der veränderten sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Weende. Ein anderer Aspekt wäre die Frage, ob die landwirtschaftlichen Reformen tatsächlich eine wesentliche Voraussetzung industrieller Entwicklung darstellen? Für Weende gilt, daß Industrialisierung – im unmittelbaren Sinne der Gründung von Fabriken und der damit verbundenen Ent-

¹³ Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1849-1914, Dritter Band, S. 612.

stehung einer Arbeiterschaft – ein Prozeß war, zu dem die Reformierung und Umgestaltung der landwirtschaftlichen Verhältnisse zeitlich weitgehend parallel verlief, also kein zeitliches Nacheinander zu beobachten ist. Oder: Es ließe sich fragen, welchen Einfluß Gewerbeordnungen eigentlich auf die Durchsetzung fabrikmäßiger Produktionsformen hatten. Kann eine konservative, die Zünfte schützende Gesetzgebung die Errichtung von Fabriken verhindern? Im Falle Weendes trifft dies nicht zu. Oder speziell gemünzt auf die soziale Situation im Königreich Hannover: Wie verhielten sich soziale Mobilität und der Versuch sie gesetzlich einzuschränken zueinander? Der Fall Weende führt hier vor Augen, wie wenig letztlich gesetzliche Einschränkungen zu bewirken vermochten.

Diese hier genannten wenigen Beispiele geben zu erkennen, daß die historische Analyse eines Einzelfalls dazu beiträgt, unsere Vorstellungen von der allgemeinen historischen Entwicklung und ihres inneren Ablaufes zu differenzieren – und dazu will diese Arbeit einen Beitrag leisten.

Industrialisierung und Region

„Die Industrialisierung ist ein regionales Phänomen“ – so lautet im Kern die auf den ersten Blick einfache Aussage derjenigen wirtschaftshistorischen Forschungsrichtung, die die Analyse regionaler wirtschaftlicher Strukturen zum Ausgangspunkt ihrer Interpretation des europäischen Industrialisierungsprozesses gemacht hat. Nicht zuletzt dank der Arbeiten ihrer Hauptvertreter – des Briten Sidney Pollard sowie des deutschen Historikers Hubert Kiesewetter – hat diese Richtung in den letzten zwei Jahrzehnten immer stärkere Anerkennung unter den Wirtschafts- und Sozialhistorikern gefunden¹⁴. Die Industrialisierung wird zunehmend als Prozeß betrachtet, in dem die „Region die operative territoriale Einheit“ (Pollard) bildet. Man darf wohl zu Recht davon sprechen, daß hier – auf dem Feld der wirtschaftshistorischen Industrialisierungsforschung – ein grundlegender Wechsel stattgefunden hat: weg von der Nation – hin zur Region.¹⁵ Auch wenn

¹⁴ Vgl. Schulze, Industrieregionen im Umbruch, S. 26f., und Hahn, Die industrielle Revolution in Deutschland, S. 56 u. S. 98-107.

¹⁵ Umgekehrt wird innerhalb der modernen Regionalgeschichte die regionale Industrialisierungsforschung gern als Beispiel genommen sowohl für die Auffassung von der historischen Wirkungsmächtigkeit regionaler Strukturen wie auch für die Produktivität eines regionalen Zugriffs auf allgemeine historische Phänomene. So etwa Schulze, Industrieregionen im Umbruch, S.24: „Ein Bereich, bei dem der regionalhistorische Zugriff sich als besonders produktiv erwiesen hat, ist die Geschichte der Industrialisierungsforschung.“ Oder Hinrichs, Regionalgeschichte, S. 19f. „Von welcher großer Bedeutung diese neue (bzw. erneuerte) Berücksichtigung der Raumkategorie für die Erklärung ei-

sich Wirtschaftshistoriker – besonders in Deutschland – schon seit längerem mit regionalen Entwicklungsunterschieden und Disparitäten beschäftigt haben¹⁶, so liegt das neue und provozierende der jüngeren regional orientierten Industrialisierungsforschung in ihrem Anspruch, nicht allein räumliche Erscheinungsformen im Industrialisierungsprozeß erklären zu wollen, sondern in ihrer Überzeugung, mit dem Begriff „Region“ einen Universalschlüssel zum Verständnis der europäischen Industrialisierung gefunden zu haben. „Die Region ist ein heuristisches Prinzip“, formuliert Sidney Pollard programmatisch.¹⁷ Das sind griffige Formeln, doch was bedeuten sie und welches Licht werfen sie auf den hier untersuchten konkreten Fall industrieller Entwicklung?

Autoren wie Pollard oder Kiesewetter knüpfen an die Tatsache an, daß die industrielle Entwicklung Europas in jeweils regional begrenzten, gewerblich verdichteten Räumen ihren Ausgang nahm. „Bei näherer Betrachtung waren es einzelne deutsche Regionen, die aufgrund von traditionellen Voraussetzungen und von im Industrialisierungsprozeß mobilisierbaren Ressourcen wirtschaftliches Wachstum initiieren konnten.“ So etwa H. Kiesewetter.¹⁸ Ob in Großbritannien, der industriellen Vorreiter-Nation, oder in Deutschland, dem vermeintlichen Nachzügler, es waren hier wie dort einzelne Landschaften und Regionen, aus denen heraus der Impuls industriellen Wachstums entsprang. Die Beantwortung

nes säkularen historischen Wandlungsprozesses sein kann, hat die jüngere Industrialisierungsforschung mit ihrer Debatte über `Region und Industrialisierung` und `Industrialisierung und Raum` gezeigt.“

¹⁶ Vgl. Fremdling u.a., *Industrialisierung und Raum*, S. 9. „Bereits vor Jahrzehnten hat man das Auseinanderfallen von wirtschaftlichen Entwicklungsprozessen und politischen Grenzen erkannt und zugleich vor dem Unterfangen gewarnt, Industrialisierung als Produkt nationaler Entscheidungen zu betrachten.“ In diesem Sinne auch Fischer, *Stadien*, S. 141. Im britischen Raum hat bereits 1962 Wrigley darauf hingewiesen, daß die Industrialisierung eher als lokale Erscheinung zu begreifen sei denn als nationale. Pollard läßt hierzu in *Peaceful Conquest*, S. 41 Wrigley folgendermaßen zu Wort kommen: „The example of Belgium (and the Ruhr later) proves first that Western Europe was a single economic community within which circumstances might give rise to similar results; and secondly that industrial growth was essentially a local rather than a national affair.“ Inneres Zitat von Wrigley, *Industrial Growth and Population Change*, 1962.

¹⁷ Vgl. Pollard, *The Concept of Regional Industrialization*, S. 12, sowie Kiesewetter, *Industrielle Revolution*, S. 120.

¹⁸ Vgl. Kiesewetter, *Zur Dynamik der regionalen Industrialisierung*, S. 91. Bei Pollard, *The Concept of Regional Industrialization*, S. 13 heißt es entsprechend: „They stare at us out of any map describing population change or concentration, the distribution of steam engines, of banks, of urbanisation or of wealth. (...) Local and national statistics tell the same story.“

der nahe liegenden Frage „Wie kommt es, daß eine Region industrialisiert wird, eine andere dagegen zurückbleibt?“ erschließt für beide Historiker den Kern des Industrialisierungsprozesses.¹⁹ Obwohl Sidney Pollard und Hubert Kiesewetter an einem Strang ziehen, wenn es darum geht, die historische Wirkungsmächtigkeit der Region im Industrialisierungsprozeß zu unterstreichen, schlagen sie doch verschiedene Wege ein, um die „Region als heuristisches Prinzip“ zu nutzen.

Sidney Pollard

Im Mittelpunkt der Argumentation Pollards steht die Vorstellung, daß die gewerbliche Streuung im Industrialisierungsprozeß, eben die Existenz von wirtschaftlichen Ballungsräumen, nicht zufällig zustande kam, sondern in sich sinnvoll war und eine wichtige Aufgabe im wirtschaftlichen Wachstumsprozeß wahrnahm.²⁰ Die regionale Bindung besaß eine wesentliche Funktion für den wirtschaftlichen Entwicklungsprozeß selbst und zwar in dreifacher Hinsicht: 1. im Hinblick auf den Nutzen, den der innere Zusammenhalt einer Region vor allem den wirtschaftlichen Akteuren im Wachstumsprozeß bot; 2. im Hinblick auf die Rückwirkung, die eine industrialisierende Region auf ihr unmittelbares Hinterland ausübte; und 3. im Hinblick auf die wirtschaftlich anregende Interaktion industrialisierender Regionen untereinander.²¹

Pollard weist vielfach darauf hin, daß die Regionen nicht aus sich heraus aufsteigen, sondern durch die Wechselbeziehungen mit anderen Regionen ihre wirtschaftlichen Möglichkeiten entfalten.²² Dennoch gilt sein Augenmerk vornehmlich dem inneren sozio-ökonomischen Beziehungsgeflecht der im britischen Industrialisierungsprozeß aktiven Regionen. So interessiert er sich vor allem dafür, welche Voraussetzungen und Bedingungen der innere Zusammenhalt dieser Regionen hatte und worin ihre Vorteile für den wirtschaftlichen Wachstumsprozeß bestanden. Seine Antwort faßt er in dem Begriff „external economies“ (externe Vorteile) zusammen, in den jene Voraussetzungen zusammenfließen, die zur ökonomischen Anziehungskraft dieser Regionen beigetragen haben, nämlich: die natürlichen Ressourcen, die gewerbliche Tradition, das Vorhandensein von Arbeitskräften, die Infrastruktur, die Erreichbarkeit der Märkte, die Möglichkeit zur Kapitalbeschaffung sowie die politische Einflußnahme vor Ort. Diese teils natürlichen, teils histo-

¹⁹ Vgl. Pollard, *Region und Industrialisierung*, S. 13, und Kiesewetter, *Region und Nation*, S. 167.

²⁰ Vgl. Pollard, *Peaceful Conquest*, S. 32.

²¹ Vgl. Pollard, *Peaceful Conquest*, S. 33ff.

²² Vgl. Pollard, *The Concept of Regional Industrialization*, S. 29.

risch gewachsenen Gegebenheiten schufen – sich wechselseitig bedingend – ein ökonomisches Beziehungsgeflecht, das die Region zum Träger wirtschaftlichen Wachstums „zur operativen territorialen Einheit“ machte.²³ Hierauf ruhe die wirtschaftliche Dynamik des Industrialisierungsprozesses.

Die Vorzüge dieser regionalen Ausprägung sieht er vor allem in der Bündelung innovativer Kräfte und ihrer gegenseitigen Bestärkung in einem überschaubaren Raum: „The overall benefit, and thus perhaps the ultimate causes of the regional concentration of the process of industrialization may essentially be found in the economic savings, including the external economies, of concentrated, agglomerated innovation. Had the effort been spread thinly over the whole country, the energy generated would have been dissipated by leaking out into less malleable agricultural hinterlands. As it was, the innovative drive reverberated, and worked with a kind of multiplier effect within the more narrow and manageable limits of the typical region of the industrialization phase.“²⁴

Hubert Kiesewetter

Pollards Argumentation stellt die innere Struktur sich industrialisierender Regionen in den Vordergrund. Hubert Kiesewetter, der v.a. die Industrialisierung in Deutschland untersucht, will mit Hilfe des Vergleichs regionaler Entwicklungen ein Erklärungsschema der europäischen Industrialisierung finden. Im Vergleich von Regionen, die hinsichtlich ihrer Bevölkerungsdichte und ihrer Größe möglichst homogen sein sollten, fragt er nach den Faktoren, die die regionalen Entwicklungsverläufe wesentlich bestimmt und zu regionalen Differenzierungen und Disparitäten geführt haben.

Die Wirkungszusammenhänge, die er dabei entdeckt, sind inhaltlich dem verwandt, was Pollard als „external economies“ bezeichnet. Als entscheidende Faktoren, die dafür verantwortlich sind, zu welchem Zeitpunkt und unter welchen Bedingungen einer Region innerhalb eines Staates der Anstoß zur Industrialisierung gelingt oder nicht, betrachtet Kiesewetter die flächenmäßige Ausdehnung, die

²³ Vgl. Pollard, *The Concept of Regional Industrialization*, S. 35. Dort heißt es: „For it is the simultaneous impact of these factors together, the drive, the energy provision, the market penetration, the engineering skills and the innovations of the different regions within the same mobile economy, with each region basing itself on its own comparative advantages, each being large enough to develop its own efficient division of labour and to process an adequate infrastructure and external economies, and each playing its own distinctive role in every successive phase of development which made up the industrial revolution in Britain.“

²⁴ Pollard, *Concept of Regional Industrialization*, S. 20.

Bevölkerungszahl, das Bevölkerungswachstum, die Ausstattung mit Ressourcen, die klimatischen Verhältnisse, die Bodenqualität und Landnutzung, die geographische Beschaffenheit und die traditionellen Handelsbeziehungen.²⁵ Die Unterscheidung von zufälligen und notwendigen Faktoren schließlich weist einen Weg, den ursächlichen Zusammenhängen industrieller Entwicklung und ihrer Wirkungsweise auf die Spur zu kommen.²⁶

In umfangreichen Monographien haben sowohl Pollard als auch Kiesewetter den europäischen Industrialisierungsprozeß aus der Perspektive der Region untersucht.²⁷ Beide haben dabei überzeugend die wirtschaftliche Vitalität, die reiche gewerbliche Tradition sowie die Eigenständigkeit wirtschaftlicher Aktivität dieser ökonomischen Wachstumsregionen vor Augen geführt. Obwohl durchaus verschiedene Wege einschlagend, haben beide Historiker nicht allein Merkmale und Bedingungen des inneren wirtschaftlichen Zusammenhaltes dieser Regionen sichtbar machen können, sondern darüber hinaus Faktoren herausgearbeitet, die zur wirtschaftlichen Dynamik dieser Regionen beigetragen haben. An diese regional orientierte Sicht auf den europäischen Industrialisierungsprozeß knüpft die vorliegende Arbeit an. Wie sie es tut, soll nun im Hinblick auf einige Einsichten erläutert werden.²⁸

Nationalstaatlichkeit und Industrialisierung

Anders als lange angenommen, scheint die Existenz einer nationalstaatlichen Verfassung eines Landes keine unabdingbare Voraussetzung industrieller Entwicklung gewesen zu sein. In den klassischen Wirtschaftstheorien zur Industrialisierung wurde dem Staat bzw. seiner Regierung eine bedeutende fördernde und stützende Rolle eingeräumt. Regionale politische und wirtschaftliche Strukturen wurden dabei als rückständige und hemmende Repräsentanten traditioneller Wirtschaftsweisen angesehen, während die Nation als notwendiger verfassungsrechtlicher Rahmen für das Gelingen eines wirtschaftlichen Wachstumsprozesses galt.²⁹

²⁵ Vgl. Kiesewetter, *Region und Nation*, S. 167.

²⁶ Vgl. Kiesewetter, *Einzigartiges Europa*, S. 35.

²⁷ Vgl. Kiesewetter, *Industrielle Revolution in Deutschland*, (1989) sowie Pollard, *Peaceful Conquest. The Industrialization of Europe 1760-1970*, (1981).

²⁸ Einen guten Überblick über die inzwischen gewachsene Literatur zur regionalen Industrialisierungsforschung bietet Hahn, *Die industrielle Revolution in Deutschland*, S. 136ff. Zum Thema Industrialisierung in Deutschland allgemein siehe das kommentierte, informative Literaturverzeichnis bei Tilly, *Vom Zollverein zum Industriestaat*, S. 180ff.

²⁹ In diesem Sinne argumentiert Rostow, *Stadien wirtschaftlichen Wachstums*, S. 22: „Ein entscheidender Aspekt der Anlaufperiode war politisch der Aufbau eines schlagkräftigen

Entgegen dieser Auffassung ist im Rahmen der regionalen Industrialisierungsforschung überzeugend dargelegt worden, daß die Region eine strategisch bedeutende Größe innerhalb des Industrialisierungsprozesses darstellt. Das gilt sowohl für die wirtschaftlich aktiven Fabrikanten wie für die von ihnen abhängige Arbeiterschaft. Selbst die Organisation des Kapitals oder auch die Marktbeziehungen überhaupt bewegten sich in regional begrenzten Bahnen.³⁰ Und hinsichtlich der deutschen Industrialisierung hat Hubert Kieseewetter gar den Spieß umgedreht. Seiner Auffassung nach war die deutsche Partikularstaatlichkeit kein hemmendes, sondern im Gegenteil ein beachtliches förderndes Potential in der Phase des industriellen Durchbruchs in Deutschland.³¹

Zwar wird gerade auch für die industrielle Entwicklung in Deutschland daran festgehalten, daß staatlich gelenkter, institutioneller Wandel – Agrarreformen, Reformen der Verwaltung, der Gewerbeordnung usw. – und wirtschaftlicher Wandel miteinander korrespondieren. Doch ist gleichzeitig deutlich geworden, wie vielschichtig und kompliziert das Verhältnis wirtschaftlichen Wandels und staatlichen Handelns gewesen ist. So werden weder die Umgestaltung landwirtschaftlicher Verhältnisse noch die Existenz der Gewerbefreiheit heute als unabdingbare Voraussetzungen dafür gesehen, daß eine industrielle wirtschaftliche Entwicklung in Gang kommen und sich durchsetzen konnte. Diese Einsicht, daß industrielle Entwicklung ohne eindeutige staatliche Förderung, ja mitunter gegen staatliches Handeln und Wollen sich durchzusetzen vermochte³², verhalf der historischen Forschung zu einem offeneren und neugierigeren Blick auf jene deutschen Länder und Regionen, deren wirtschaftlicher Entwicklungsstand nicht zuletzt auf Grund einer konservativen Gesetzgebung und Regierungsform zu vorschnell als generell rückständig eingestuft wurde.

zentral regierten Nationalstaates auf der Basis von Koalitionen, die von einem neuen Nationalismus angehaucht waren und die in Opposition zu den traditionell ausgerichteten regionalen Interessen, den kolonialen Machtansprüchen oder beiden standen, und dieser entscheidende Aspekt war fast überall eine notwendige Bedingung wirtschaftlichen Aufstiegs.“

³⁰ Vgl. Pollard, *Regional Industrialization*, S. 16ff.

³¹ Vgl. Kieseewetter, *Industrielle Revolution*, S. 255: „Nichts läßt deutlicher die Aufholjagd deutscher Industrieregionen beim Eisenbahnbau erkennen als die gemeinsam vorangetriebene, zunehmende Vernetzung der Linien. Mit anderen Worten: der deutsche Partikularismus mit seinen vielfältigen politischen Engstirnigkeiten hat dazu beigetragen, daß die Konkurrenzsituation zu einem Wettlauf beim Eisenbahnbau und, wie wir bereits gesehen haben, auch bei der regionalen Industrialisierung führte.“

³² Vgl. Steinbach, *Der Eintritt Lippes in das Industriezeitalter*, S. 5.

Zu diesen, in der Forschung lange Zeit als ausschließlich rückständig und hinterwäldlerisch betrachteten deutschen Staaten zählte auch das Königreich Hannover. Dieser große Flächenstaat, dessen Politik von der Personalunion zwischen dem hannoverschen und dem englischen Königshaus (1714-1837) geprägt wurde, galt vorwiegend als Agrarstaat, dessen Wirtschafts- und Sozialpolitik traditionell, rückwärtsgewandt war, für die gewerbliche Entwicklung wenig förderlich und zudem noch ausgerichtet an den Interessen des in seiner industriellen Entwicklung weit fortgeschrittenen Englands. Als Zeichen eigenwilliger, verbohrter Rückständigkeit ließe sich auch der verspätete Eintritt Hannovers in den deutschen Zollverein interpretieren, zu dem es erst 1854 kam. Und gemessen an den klassischen Säulen wirtschaftsfördernden staatlichen Handelns, auf die man in Preußen stoßen konnte, wie eine die Mobilität fördernde Bevölkerungspolitik oder eine industrialisierungsfreundliche Gewerbepolitik, erwies sich die hannoversche Wirtschaftspolitik tatsächlich als äußerst konservativ, ja mitunter reaktionär. Sie hielt an der für die Gesellschaft heilsamen Kraft der Zünfte ebenso fest wie an der Vorstellung, die Wirtschaftskraft eines Staates ruhe vornehmlich auf der Landwirtschaft.

Aber besonders die landeshistorische Forschung hat in jüngster Zeit immer entschiedener darauf hingewiesen, daß diese Sicht auf die hannoverschen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Zeitalter der Industrialisierung verkürzt und verzerrt ist. So habe es, angestoßen von den politischen Erschütterungen der 1830er Jahre, auch im Königreich Hannover einen staatlich initiierten Modernisierungsschub gegeben; daneben seien für den späteren Industrialisierungsverlauf wichtige Verbesserungen der Infrastruktur verwirklicht worden; und schließlich, wenn auch verzögert, habe auch hier der staatliche Eisenbahnbau eine Keimzelle industriellen Wirtschaftsaufbaues gelegt.³³

Die Frage nach dem Einfluß staatlichen Handels auf die wirtschaftlichen und sozialen Gegebenheiten in Zeiten des gesellschaftlichen Wandels ist auch in der vorliegenden Arbeit oft berührt. Vor allem zwei Themen kommen dabei zur Sprache. Erstens die Frage, welche Rolle der Untergang des Königreiches Hannover mit seinem Wechsel von der welfischen zur preußischen Herrschaft für die Modernisierung und Industrialisierung des Landes gehabt hat. Damit zusammen hängt die zweite Frage, nämlich wie wirkungsmächtig staatliche Lenkungsmanöver eigentlich in Zeiten waren, in denen sich die Gesellschaft bereits in Bewegung befand. Beides – die Bedeutung des Herrschaftswechsels für den gesellschaftlichen Wandel, wie auch die Frage nach der Wirkung staatlicher Maßnahmen – läßt sich am Beispiel Weendes auf der untersten Ebene staatlicher Organisation,

³³ Vgl. Schubert, Die Veränderung eines Königreiches, S.374.

also auf Gemeindeebene, beobachten. Dabei werden zum einen die Hindernisse hervortreten, die hier staatlichem Handeln entgegenstanden, zum anderen wird sich umgekehrt zeigen, welche sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen staatliches Handeln herausforderten.

Typen der Industrialisierung

Die Besinnung auf die wirtschaftlichen Gegebenheiten fortschrittlicher Wirtschaftsregionen hat die einfache Tatsache vor Augen geführt, daß der Weg in die Industrialisierung sehr vielgestaltig und unterschiedlich verlaufen konnte. Das gilt sowohl für die industrielle Entwicklung innerhalb der Länder und Nationen als auch im Vergleich der Nationen untereinander. Besonders augenfällig wird dies am Beispiel von Regionen, in denen die Agrarwirtschaft zum Ausgangspunkt industriellen Strukturwandels wurde, wie in Deutschland etwa das Oldenburger Land oder auf europäischer Ebene in den nordischen Ländern, v.a. Dänemark oder Schweden.³⁴

Die Einsicht in die vielfältigen Entwicklungswege wirft die Frage auf, ob und wie sich diese Vielfalt ordnen lasse. Dieser Frage hat sich im Rahmen der regionalen Industrialisierungsforschung besonders Hubert Kiesewetter angenommen. Er hat – ausgehend von statistischem Material der frühen Gründerzeit (ab 1871) – ein Typenmodell industrieller Entwicklung in Deutschland entworfen³⁵ und unterscheidet im wesentlichen drei Typen wirtschaftlicher Entwicklung:

1. Regionen, die schon frühzeitig am Industrialisierungsprozeß teilhatten und deren industrieller Durchbruch bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzte. Ihr gewerbliches Wachstum basierte auf der Baumwollindustrie, dem Bergbau und dem Maschinenbau.

2. Regionen, deren industrielle Entwicklung sich verzögerte und erst nach der Jahrhundertmitte begann. Obwohl diese Regionen zwar über eine reiche und produktive gewerbliche Tradition verfügten, verzögerte sich ihre industrielle Entwicklung, da ihnen entsprechende für die frühindustrielle Entwicklung entscheidende Rohstoffressourcen fehlten.

3. Schließlich Regionen, deren wirtschaftliche Grundlage weiterhin die Landwirtschaft blieb, bzw. deren Gewerbetraditionen dem Konkurrenzdruck der Industrialisierung nicht standhalten konnten, so daß sie eine rückläufige gewerbliche Entwicklung erleben mußten.

³⁴ Vgl. Kiesewetter, Dynamik der regionalen Industrialisierung, S. 102, und Buchheim, Industrielle Revolutionen, S. 101ff.

³⁵ Vgl. Kiesewetter, Regionale Industrialisierung, S. 39-60.

Dieses typologische Raster industrieller Entwicklung in Deutschland ermöglicht es Kiesewetter nun, den Entwicklungsstand einzelner deutscher Staaten vergleichend zu beurteilen.³⁶

Das Königreich Hannover

Das Königreich Hannover bzw. die preußische Provinz Hannover, die ja in diesem Zusammenhang besonders interessiert, ist bemerkenswerterweise nicht eindeutig zugeordnet. In einer Rangfolge der deutschen Länder unter dem Aspekt ihrer industriellen Entwicklung, die auf einer Auswertung von Beschäftigungszahlen aus dem Jahr 1871 basiert, findet man das Land Hannover unter den letzten fünf. Damit wäre es dem dritten, vorwiegend agrarisch strukturierten bzw. nicht-industrialisierten wirtschaftlichen Entwicklungstyp zuzuordnen.³⁷ In der von Kiesewetter anhand dieser Rangordnung vorgenommenen Typologisierung des Wirtschaftsniveaus einzelner deutscher Staaten wird das Land Hannover allerdings nicht erwähnt. Nun bleibt offen, ob es einfach versäumt wurde, Hannover hier zu nennen, oder ob sich hierin vielleicht der Umstand widerspiegelt, daß die tatsächlichen sozialen und wirtschaftlichen Gegebenheiten dieses flächenmäßig recht großen Landes sich gegen eine eindeutige Zuordnung sperren.

Tatsächlich stellt sich gerade aus der Perspektive des Landes Hannover die Frage, wie aussagekräftig Kiesewetters Typologie und vor allem ihre Anwendung auf einzelne Staaten eigentlich ist. Neben den agrarisch strukturierten Gebieten im Norden des Landes waren in den Mittelgebirgslandschaften traditionsreiche Gewerbergionen anzutreffen und der kleinbäuerlich gegliederte südliche Landesteil zählte zu dem sogenannten deutschen Leinengürtel, wies also ein beachtliches ländliches Gewerbe auf, das unzünftig für überregionale Märkte produzierte.³⁸ Sie alle brachten recht unterschiedliche Voraussetzungen für eine mögliche industrielle Entwicklung mit.

Es ist angesichts dieser landschaftlichen und wirtschaftlichen Heterogenität des Landes Hannovers geboten, nach regionalen Entwicklungsdifferenzen zu forschen, um diese für das Verstehen der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes nutzbar zu machen. Aus der Perspektive regionaler Industrialisierungsforschung wäre dann

³⁶ Pierenkemper hat darauf aufmerksam gemacht, daß dieses Modell weiter zu differenzieren sei, da durchaus Regionen eines Typus recht unterschiedliche Muster industrieller Entwicklung durchlaufen haben. Vgl. Pierenkemper, Die schwerindustriellen Regionen Deutschlands, S. 38-56.

³⁷ Vgl. Kiesewetter, Regionale Industrialisierung, S. 56.

³⁸ Vgl. Kaufhold, Gewerbe und Nebentätigkeiten im Gebiet des heutigen Niedersachsens um 1800, S. 163-218.

zu fragen, ob und wie sich beispielsweise der Weg Weendes in die Industriegesellschaft zu den von Kiesewetter genannten Industrialisierungstypen verhält und welches Licht von hier aus auf den Industrialisierungsprozeß des ganzen Landes fällt.

Die Einsicht, daß die Industrialisierung sich von einzelnen Regionen ausgehend entwickelt und ausgebreitet hat, führte zu der Frage, welche Rolle einzelne Regionen bzw. Wirtschaftssektoren für den Industrialisierungsprozeß spielten. Im Mittelpunkt des Interesses standen aus naheliegenden Gründen zunächst jene deutschen Gebiete und Gewerbebranchen, die der Industriellen Revolution in Deutschland zum Durchbruch verholfen haben, also vornehmlich die schwerindustriellen Zentren Schlesien und das Ruhrgebiet sowie Berlin. Aufmerksamkeit fanden darüber hinaus die Zentren der Baumwollindustrie wie Sachsen, die an der Frühindustrialisierung teilhatten. Das sind natürlich auch jene von Kiesewetter zum ersten Entwicklungstyp gerechneten Gegenden.³⁹

Im Rahmen der Arbeiten von Fremdling, Holtfrerich und Wagenblass ist die Bedeutung von Führungssektoren bzw. Führungsregionen für den Durchbruch der Industriellen Revolution herausgearbeitet worden. Die ökonomischen Mechanismen, die die Rolle dieser Regionen im Industrialisierungsprozeß begründeten und ihren Multiplikationseffekt hervorbrachten, sind in der Literatur als Vorwärtskoppelungs- und Rückwärtskoppelungseffekte eingegangen. Den Kern dieser Koppelungswirkungen bildet im wesentlichen die anhaltende Nachfrage nach gewerblichen Gütern, die schließlich den wirtschaftlichen Strukturwandel – also die Institutionalisierung von Wachstum – anstieß.⁴⁰

Weniger Interesse in der wirtschaftshistorischen Forschung fanden dagegen die Regionen, die abseits dieser Kerngebiete lagen. Wenn Peter Steinbach Mitte der 70er Jahre in seiner Pionierarbeit zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Lippes festhält, daß „im Zusammenhang mit der deutschen Industrialisierungsforschung

³⁹ Vgl. Fremdling, Eisenbahnen und deutsches Wirtschaftswachstum 1840-1879, Dortmund, 1975; Holtfrerich, Quantitative Wirtschaftsgeschichte des Ruhrkohlenbergbaues im 19. Jahrhundert, Dortmund, 1973; Wagenblass, Der Eisenbahnbau und das Wachstum der deutschen Eisen- und Maschinenbauindustrie 1835-1860, Stuttgart, 1973.

⁴⁰ Über die große Bedeutung der Nachfrage für den Anstoß industrieller Entwicklung und Etablierung ständigen wirtschaftlichen Wachstums siehe, Buchheim, Industrielle Revolutionen, S. 62. Auch Fischer äußert die Vermutung, daß möglicherweise „unter all den vielen Faktoren, die den Industrialisierungsprozeß auslösten (oder stocken ließen), die Erweiterung (bzw. die Beschränkung) der Nachfrage der wichtigste gewesen sei.“ Fischer, Stadien, S. 140.

überwiegend die `Aktivregionen` untersucht worden [sind]⁴¹, so beschreibt er noch immer zutreffend den allgemeinen Stand der Forschung. So gibt es bisher nur vereinzelte Studien, die sich mit dem Weg dieser abgelegenen – von Hubert Kiesewetter summarisch unter dem dritten Typ industrieller Entwicklung zusammengefaßten – Regionen in das Industriezeitalter befassen. Neben der bereits erwähnten wegweisenden Studie Peter Steinbachs über Lippe haben sich in jüngster Zeit Jürgen Brockstedt und Karl-Heinz Schneider des Themas der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der „Passivregionen“ (Steinbach) angenommen.⁴²

Zu jenen Passivregionen zählt man in besonderem Maße auch das Königreich Hannover. Die lange Zeit vorherrschende pauschale Einschätzung, Hannover sei ein Agrarland, das sich dem Modernisierungs- und Industrialisierungsprozeß verschließe, hatte großen Anteil an der mangelnden Neugierde auf die wirtschaftliche und soziale Entwicklung dieses großen deutschen Partikularstaates.⁴³ Vom Studium entwicklungsverzögerter Länder erwartet man keine tiefgreifenden Einsichten in den Prozeß des industriellen Wandels. Daß dies eine Fehleinschätzung sein könnte, darauf weisen unter anderem jene genannten Untersuchungen von Nachzüglerregionen hin. Angesichts des behutsamen, zögerlichen Weges des Königreiches Hannover in die industrielle Welt spricht etwa Wieland Sachse die Vermutung aus, daß der „langsame gewerblich-industrielle Ausbau typisch für viele Gebiete“ sei.⁴⁴ Ähnlich formuliert der Landeshistoriker Ernst Schubert: „Nicht das allmähliche Hineinwachsen in die industrielle Welt ist der Sonderfall, sondern der – in seiner Allgemeingültigkeit von den Historikern meist überschätzte – dramatische Wandel“⁴⁵.

Mit dieser Einsicht in die „Normalität der Entwicklungsverspätung“ (Sachse) fällt ein neues Licht auf die historische Bedeutung der Nachzüglerregionen für das Entstehen unserer modernen Industriegesellschaft. Die Suche danach, wie sich

⁴¹ Vgl. Steinbach, Lippes Eintritt in das Industriezeitalter, S. 4

⁴² Vgl. Brockstedt (Hrsg), Gewerblichen Entwicklung in Schleswig-Holstein, anderer nordischer Länder und Dänemarks von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Übergang des Kaiserreiches, Neumünster, 1989 (Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins Bd. 17); Schneider, Schaumburg in der Industrialisierung. Teil 1: Von Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Reichsgründung, Melle, 1994. Teil. 2: Von der Reichsgründung bis zum 1. Weltkrieg. Melle, 1995 (Schaumburger Studien 52/53).

⁴³ Vgl. Schubert, Die Veränderung eines Königreiches, S. 374, und Sachse, Gewerbliche Entwicklung, S. 252.

⁴⁴ Vgl. Sachse, Gewerbliche Entwicklung, S. 270.

⁴⁵ Vgl. Schubert, Die Veränderung eines Königreiches, S. 378.

diese Regionen an eine andernorts initiierte industrielle Entwicklung anpaßten und schließlich am Industrialisierungsprozeß des gesamten Landes teilhatten, widmet sich nun nicht mehr einem Randgebiet der Industrialisierungsforschung, sondern erschließt einen wesentlichen Aspekt der Erfolgsgeschichte des deutschen wie des europäischen Industrialisierungsprozesses überhaupt.⁴⁶ Denn – darauf weist entschieden der Mannheimer Wirtschaftshistoriker Christoph Buchheim hin – der wirtschaftliche Erfolg der Industrieländer beruhte zu einem guten Teil darauf, daß eben – um es einmal bildlich auszudrücken – die industriellen Vorreiterregionen keine Inseln in einem Meer rückständiger, traditionell strukturierter Gebiete und Regionen blieb, sondern daß die sich einmal entfachte Flamme wirtschaftlichen Wachstums auf industrieller Basis langfristig über das ganze Land ausbreitete und zu einem Flächenbrand wurde.⁴⁷ (In dieser Tatsache wird – nebenbei bemerkt – ein grundlegender Unterschied zwischen der europäischen Entwicklung und den industriellen Bemühungen in der Ländern der sogenannten Dritten Welt gesehen. Ihre zum Teil hochtechnologisierten industriellen Zonen strahlen nicht wirtschaftsanregend in rückständige Landstriche aus.⁴⁸)

Ob und wie sich in jenen Landstrichen, die abseits der Pionierregionen lagen, wirtschaftlicher Strukturwandel vollzogen hat, welche Grundlagen seine Erscheinungsformen prägten, ist also von erheblichem Interesse für das Verstehen der modernen Industriegeschichte. Aus der Perspektive der an der Region orientierten wirtschaftshistorischen Forschung tritt uns dieses Moment der industriellen Durchdringung als Ergebnis einer gelungenen, aktiven Aneignung wirtschaftlicher Möglichkeiten und Chancen entgegen. Die Chancen regionaler Entwicklung ergaben sich, wie es Hubert Kieswetter pointiert formuliert, aus dem „Wechselspiel zwischen ökonomischen Gesetzmäßigkeiten und eigenen Potenzen“.

Industrialisierung und institutioneller Wandel

Besonders Sidney Pollard hat vehement darauf hingewiesen, daß die historisch gestaltende Kraft der Region aus ihrem inneren sozio-ökonomischen Beziehungsgeflecht resultiert. Demgegenüber möchte diese Studie den Blickwinkel um den

⁴⁶ Ähnlich Schneider, Schaumburg, Teil 1, S. 241.

⁴⁷ Vgl. Buchheim, Industrielle Revolutionen, S. 149f; ders., Einführung in die Wirtschaftsgeschichte, S. 18f.

⁴⁸ Vgl. Buchheim, Industrielle Revolutionen, S. 150. „Kennzeichen einer solchen Unterentwicklung ist wirtschaftlicher Dualismus mit einem modernen, auf den Weltmarkt bezogenen Wirtschaftssektor, der weitgehend unverbunden neben einem traditionellen Wirtschaftssektor steht. [...] Zahlreiche Entwicklungsländer sind diesen Irrweg gegangen.“

Aspekt der institutionellen Verfaßtheit bzw. des institutionellen Wandels erweitern. Denn – so ist zu fragen – ist dieses so bedeutungsvolle, die Entwicklung tragende historische Kraftwerk „Region“ aus einer sozioökonomischen Perspektive hinreichend beleuchtet? Müßte man nicht vielmehr ebenso nach den politischen, geistig-kulturellen und den mentalen Gegebenheiten fragen sowie nach ihren Veränderungen? Oder, in der Sprache der Sozialwissenschaftler: nach dem institutionellen Wandel der Gesellschaft, der mit dem wirtschaftlichen Strukturwandel einherging? In diesem Sinne fordert etwa Axel Flügel, regionale Industrialisierungsgeschichte sei so zu konzipieren, „daß sie in besonderer Weise die Wirksamkeit sozialer Institutionen untersucht und nach institutionellem Wandel fragt.“⁴⁹

Institutionen – dieser von den Sozialwissenschaften geprägte Begriff – umschließt zweierlei.⁵⁰ Gemeint ist zum einen die Welt der schriftlich kodierten gesellschaftlichen Regelungen. Unter dieser Art von Institutionen fallen etwa Eigentumsrechte, Gewerbeordnungen, politische, soziale, kulturelle Einrichtungen oder auch verwaltungsrechtliche Regelungen und Organisationsformen. Daneben bezeichnet der Begriff Institutionen in seiner weiteren Bedeutung auch die ungeschriebenen Gesetze und Normen einer Gesellschaft, ihre Werte, ihre Sitten wie auch ihre Traditionen. Das heißt alles in allem: die geistig-kulturelle wie auch die mentale Seite gesellschaftlicher Wirklichkeit. Gemeinsam ist beiden Bedeutungsinhalten, daß als Ziel von Institutionen darin gesehen wird, „das alltägliche Leben zu strukturieren“ (C. North). Die Gesellschaft des 19. Jahrhunderts erlebte auch in diesem gesellschaftlichen Bereich tiefgreifende Umbrüche, die teils in Form staatlich initiiert Reformen, teils in erstrittenen und umkämpften Veränderungen auftraten.

Die Frage, ob und welchen Einfluß institutionelle Rahmenbedingungen auf wirtschaftliche Prozesse eigentlich haben, ist unter den Wirtschaftswissenschaftler durchaus umstritten⁵¹. Denn viele Autoren vertreten die Auffassung, wirtschaftliche Prozesse folgten in großem Ausmaß inneren Gesetzmäßigkeiten, wie dem Mechanismus von Angebot und Nachfrage oder der ökonomischen wie arbeitsorganisatorischen Konsequenz der Massenproduktion.

Entgegen der Annahme, die Wirtschaft entwickle sich weitgehend unabhängig von institutionellen Einflüssen nach eigenen inneren Regeln, haben einige Wirtschaftshistoriker darauf hingewiesen, daß die industrielle Welt des 19. Jahrhun-

⁴⁹ Vgl. Flügel, Region und Gewerbe, S. 92.

⁵⁰ Vgl. Küssner, Gustav Schmollers Institutionenlehre im Lichte der Northschen Theorie des institutionellen Wandels, S. 8ff.

⁵¹ Vgl. Küssner, Gustav Schmollers Institutionenlehre im Lichte der Northschen Theorie des institutionellen Wandels, S. 4.

derts keineswegs ausschließlich unumgehbaren ökonomischen Gesetzmäßigkeiten folgte.⁵² Vielmehr habe es Wirtschaftsbereiche gegeben so Charles Sabel und Jonathan Zeitlin als Vertreter dieser Auffassung, in denen institutionelle Einflüsse geschickt genutzt wurden, um spezielle Typen industrieller Produktion etablieren zu können. Jenseits der verbreiteten Massenfertigung (mass production), die mit ihrer starken Arbeitsteilung bei intensivem Kapital- und Maschineneinsatz zum Prototyp moderner fabrikmäßiger Industrieproduktion geworden ist, haben sich im 19. Jahrhundert durchaus alternative, wirtschaftlich erfolgreiche, technisch innovative industrielle Wirtschaftszentren entwickelt. Als Beispiel wird die Textilindustrie im französischen Lyon oder die Messerschmieden im deutschen Solingen genannt. Charakteristisch für diese als craft production (bzw. flexible Spezialisierung) bezeichnete industrielle Wirtschaftsweise seien v.a. dreierlei: (a) die spezialisierte Herstellung einer breiten Produktpalette für einen hoch differenzierten regionalen wie überregionalen Markt. (b) einen flexiblen Gebrauch von Technologien und (c) die aktive Gestaltung und Nutzung regionaler Institutionen.⁵³

In diesen Interpretationsmodellen wird das Verhältnis von wirtschaftlicher Entwicklung und institutionellem Wandel überwiegend funktional betrachtet, nämlich als Ausdruck interessenorientierten politischen Agierens der wirtschaftlich aktiven Fabrikanten oder Handwerker. Im Interesse wirtschaftlicher Durchsetzungsfähigkeit und Stabilität während des Industrialisierungsprozesses beeinflussten sie örtliche und regionale Institutionen. Wenn auch an diese Position anknüpfend, geht die vorliegende Arbeit jedoch von einem offeneren, weiter gefaßten Verständnis des Verhältnis zwischen sozio-ökonomischen und institutionellem Wandel aus. Das schließt die Frage, wie Reformen – zum Beispiel im Bildungswesen, auf dem Felde der Agrarwirtschaft oder auch der gemeindlichen Verfaßtheit – verwirklicht wurden, ebenso ein wie die Frage nach dem Wandel der politischen Verhältnisse, der Einstellungen, Ansprüche und Lebensweisen der Menschen in diesem überschaubaren gesellschaftlichen Kosmos. Indem dieser Bereich des gesellschaftlichen Lebens mit in die Untersuchung einbezogen wird, ergibt sich die Chance, die gegenseitigen Verschränkungen des wirtschaftlichen, sozialen und institutionellen Wandels erkennbar zu machen.⁵⁴

⁵² Vgl. Sabel/ Zeitlin, *Historical Alternative to Mass Production*, S. 133-176.

⁵³ Vgl. Piore/ Sabel, *The Second Industrial Divide*, S. 29.

⁵⁴ Den Anstoß, nach dem Zusammenhang von Industrialisierung und institutionellem Wandel zu fragen, gab bereits in den 50er Jahren der Soziologe Helmut Croon. Am Beispiel einer Industriegemeinde des Ruhrgebietes untersuchte er die allmählich sich wandelnde Zusammensetzung der Gemeindevertretung im Zuge der Industrialisierung des Ortes.

Bei aller Vorsicht legt sich insgesamt der Eindruck nahe, daß der langfristige Erfolg der modernen Industriegesellschaft, nämlich den Bewohnern des industrialisierten Teils der Welt auf lange Sicht soziale Sicherheit und ein beachtliches Maß an persönlicher und öffentlicher Freiheit zu bieten, nur auf der Grundlage eines Systems möglich geworden ist, das grundsätzlich an der Integration aller – sei es politisch in Form der Mitsprache und Demokratie, sei es wirtschaftlich in Form einer Partizipation am wirtschaftlichen Erfolg – interessiert war.⁵⁵

Ergebnis: Ziel der vorliegenden Arbeit

Zusammenfassend läßt sich als Vorhaben der vorliegenden Studie nun Folgendes festhalten: Am Beispiel der Entwicklung des Göttinger Vorortes Weende zum Arbeitervorort soll die industrielle Durchdringung sogenannter Nachzüglerregionen im Industrialisierungsprozeß untersucht werden. Ausgehend von dem Interpretationsangebot der regionalen wirtschaftshistorischen Forschung wird dieser Aspekt der allgemeinen Industrialisierung als regional spezifische aktive Adaption industrieller Wachstumsimpulse verstanden. Die vorliegende Arbeit will zeigen, wie diese aktive Adaption des industriellen Wachstumsprozesses jenseits der Industriezentren des 19. Jahrhunderts ausgesehen hat. Sie möchte so dazu beitragen, das Verständnis des Prozesses zu vertiefen, wie sich gewerbliches Wachstum über die Inseln industrieller Wirtschaftsräume hinaus regional und sektoral dauerhaft etablieren konnte. Wovon hing es ab, wie, wann und auf welche Weise eine Gegend, eine Region, oder eben auch eine Ortschaft in den Sog industrieller Entwicklung geriet? Wie läßt sich die Stellung eines mehr oder weniger zufällig ausgewählten Ortes im allgemeinen Industrialisierungsprozeß bestimmen? Welche Faktoren waren hier entscheidend für die Entstehung eines sozio-ökonomischen Beziehungsgeflechts, aus dem heraus sich eine wirtschaftliche Wachstumsdynamik entwickeln konnte?

Um den inneren Kosmos des gewählten Untersuchungsgegenstandes im Prozeß des Wandels hinreichend beleuchten zu können, erscheint es dabei sinnvoll, die rein ökonomische und soziale Perspektive wirtschaftshistorischer Forschung um

⁵⁵ Ähnlich formuliert Buchheim, *Industrielle Revolutionen*, S.25. Es sei deutlich, „daß Wachstum und Erhöhung des Lebensstandards offenbar für die politische Organisation von Gesellschaften höchst wünschenswerte Konsequenzen haben. Das, was gemeinhin mit kritischem Unterton Konsumgesellschaft genannt wird, ist eben gleichzeitig der Typ Gesellschaft, in der persönliche Freiheit und Partizipationsmöglichkeiten der Bürger am weitesten fortgeschritten sind.“ Im übrigen war dieser Gedanke ja auch den Marxisten geläufig, die gern von der bürgerlichen Demokratie als Herrschaftsfassade des Kapitalismus sprachen und zur Beseitigung des einen wie des anderen aufriefen.

den Aspekt des institutionellen Wandels zu erweitern. Dabei soll die innere Ausgestaltung des kleinen Weender Kosmos im Prozeß des Wandels als Ergebnis des Wechselspiels zwischen äußeren Impulsen und eigenem Dazutun gedeutet werden, wie auch als Ergebnis der produktiven Verschränkung wirtschaftlichen, sozialen, politischen, geistig-kulturellen und mentalen Wandels.

Methodische Überlegungen

Grundbegriffe

Region

In den Schriften Sidney Pollards und Hubert Kiesewetters ist ein recht unterschiedlicher Gebrauch des Begriffs Region zu bemerken. Ist in Pollards Arbeiten ein geographisch geprägter, dem Interdependenzprinzip verpflichteter Regionsbegriff anzutreffen, der die innere sozioökonomische Struktur der Region in den Mittelpunkt rückt, so favorisiert Kiesewetter einen Regionsbegriff, der für den Vergleich verschiedener Regionen tauglichen Homogenitätskriterien folgt.⁵⁶ Und während manche Historiker im Interesse einer quantitativ meßbaren und bestimm- baren Aussagekraft der Ergebnisse fordern, die zum Untersuchungsgegenstand erhobene Region dürfe nicht zu klein sein, glauben andere wiederum, im Interesse der Wahrung einer notwendigen inneren Kohärenz des auszuwählenden Unter- suchungsraumes seien gerade anhand kleiner Raumeinheiten ermittelte Ergebnisse qualitativ aussagekräftiger.⁵⁷

⁵⁶ Vgl. Pollard, *The Concept of Regional Industrialization*, S. 13. Vgl. Kiesewetter, *Industrielle Revolution*, S. 120: „Eine vergleichende regionale Wirtschafts- und Sozial- geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert ist jedoch erst von Erfolg gekrönt, wenn bei der Festlegung und Verwendung einer solchen Definition bestimmte Homogenitäts- kriterien zugrunde gelegt werden. Region heißt hier: ein Territorium von einer festge- legten Größe, einer meßbaren Ausstattung mit agrarischen und gewerblichen Gütern so- wie einer ihrer Größe angemessenen Bevölkerungszahl. Städte wären demnach zu klein und etwa ganz Preußen zu groß als 'Region'.“

⁵⁷ So meint etwa Hinrichs: „Auszuschließen scheint mir der Begriff Region hingegen den ausgesprochen kleinen Raum – das einzelne Dorf, den Stadtteil, weswegen deren Ge- schichte auch so schwer als Regionalgeschichte vorstellbar ist.“ Hinrichs, *Regional- geschichte*, S. 18. Anders dagegen Fremdling u.a.: „Eine Näherungslösung dieses Pro- blems [der Wahl der Region, S.-R.] besteht u.E. darin, möglichst kleine administrative Einheiten, für die Daten zu mobilisieren sind, als Region zu definieren, weil auf einer geringeren Aggregationsebene die Inhomogenität der Wirtschaftsstruktur vermutlich am wenigsten ausgeprägt ist [...]. Das bedeutet für die praktische Forschung, die Analyse bis

Die vorliegende Studie orientiert sich an einem offenen, flexiblen Verständnis der Region wie es Rainer Schulze vorschlägt. Er begreift die Region als flexible Größe, „die sich, je nach Fragestellung unterschiedlich gewichtet, aus ökonomischen, sozialen, politischen, kulturellen, mentalen und anderen Momenten in ihrer jeweiligen Verflechtung konstituiert.“ Somit umfasse die Region einen „spezifischen raum-zeitlichen Lebenszusammenhang“⁵⁸. Ich sehe die Ortschaft Weende und ihre Geschichte des Wandels als eben einen solchen „raum-zeitlichen Lebenszusammenhang“.

Damit ist an dieser Stelle zu fragen, ob und wie diese äußerst kleinräumige Eingrenzung der Region im Hinblick auf die oben entfaltete Fragestellung ergiebig und angemessen ist. Legt man die von Rainer Schulze vorgeschlagene Definition zugrunde, dann erweist sich der ortsgebundene, lokale Zuschnitt in besonderer Weise als produktiv. Denn wie wohl für nur wenige gesellschaftliche Bereiche überhaupt ist es für ein Dorf charakteristisch, daß hier die Grenzen der sozialen und wirtschaftlichen Gemeinschaft mit denen der Verwaltungseinheit wie mit denen einer menschlichen, geselligen Lebensgemeinschaft zusammenfallen. Auf der Mikroebene lokaler Milieus bestehe die Chance, so formuliert etwa auch Martin Broszat im Interesse einer qualifizierten Sozialgeschichte, „gesamtgemeinschaftliche Interdependenzen synthetisch ansichtig zu machen und dabei die analytische, sektorale Trennung von Zusammenhängen zu überwinden.“⁵⁹ Und wenn Thomas Nipperdey feststellt, die menschlich-historische Welt konstituiere sich in der wechselseitigen Interdependenz von Person – Kultur – Gesellschaft⁶⁰, so ließe sich ohne jeden Zwang eben die örtliche Gemeinde als reale historische Wirklichkeit dieses Dreiecks interpretieren. Im Zuge der Industrialisierung und des damit verbunden umfassenden gesellschaftlichen Wandels ist diese innere örtliche Kohärenz aufgebrochen und schließlich auf einer völlig neuen und anderen Grundlage – nämlich auf den Prinzipien und Prämissen der modernen Industriegesellschaft – wieder zusammengewachsen. Es ist eine bemerkenswerte Einsicht dieser Arbeit, daß trotz aller Umbrüche und Veränderungen im Verlauf des 19. Jahrhunderts, am Ende diese Einheit durchaus Bestand hatte, wenn auch in völlig anderer Gestalt.

auf Kreis- und Gemeindeebene [...] zu disaggregieren.“ Fremdling u.a., *Industrialisierung und Raum*, S.17 und S. 20.

⁵⁸ Vgl. Schulze, *Industrieregionen im Umbruch*, S. 22f..

⁵⁹ Vgl. Broszat, *Plädoyer für eine Alltagsgeschichte*, S. 1246.

⁶⁰ Vgl. Nipperdey, *Die anthropologische Dimension der Geschichtswissenschaft*, S. 50.

Grunddimensionen historischer Wirklichkeit

Bei der Durchführung dieses Vorhabens, dessen einzelne Schritte nun vorgestellt werden sollen, nimmt die vorliegende Studie sowohl Anregungen der strukturorientierten Gesellschaftsgeschichte als auch der erfahrungsorientierten Alltagsgeschichte auf. Das mag bei dem heftigen, mitunter bitter anmutenden wissenschaftlichen Streit zwischen diesen beiden historischen Richtungen erstaunen. Doch wird hoffentlich diese Arbeit auch zu der Einsicht beitragen, daß es beider bedarf, um den Erkenntniswert kleinräumiger Studien hinreichend ausschöpfen zu können.

Die große Emotionalität mit der dieser Streit ähnlich eines Glaubenskrieges geführt wurde, rührt auch daher, daß sich hier zwei konträre Auffassungen darüber gegenüberstehen, wie Industrialisierung und Modernisierung der Gesellschaft zu beurteilen seien. Während die Vertreter der Gesellschaftsgeschichte diese Entwicklung vornehmlich im Lichte des „Zuwachses von Lebenschancen“ (Kocka)⁶¹ und der politischen Emanzipation sehen, weisen die Vertreter der Alltagsgeschichte auf die „Zwiespältigkeit der vielfältigen Rationalisierungsprozesse“ hin (Peukert)⁶², die diesen gesellschaftlichen Wandel begleiteten. Vielleicht leistet auch im Hinblick auf diese Frage die vorliegende Studie einen kleinen Beitrag dazu, die Kosten und Nutzen der Industriellen Revolution abwägen zu helfen.⁶³

In der vorliegenden Gliederung ist der Vorschlag der Gesellschaftsgeschichte insbesondere Wehlers aufgenommen worden, die einzelnen Momente des komplexen inneren Gesellschaftsgefüges entlang dreier Grundachsen zu entschlüsseln. Als strukturelle, das menschliche Zusammenleben grundlegend prägende Grundachsen der historischen Wirklichkeit werden hier Wirtschaft – Herrschaft – Kultur angesehen. Neben diesen drei Grundachsen betrachtet Wehler als zusätzliche, die Grundachsen durchziehende Dimension historischer Wirklichkeit die soziale Ungleichheit.⁶⁴

⁶¹ Vgl. Kocka, *Klassen und Kultur*, S. 964.

⁶² Vgl. Peukert, *Neuere Alltagsgeschichte und Historische Anthropologie*, S. 66.

⁶³ Interessanterweise stehen offenbar regionalorientierte Industrialisierungsforscher – wie etwa Hubert Kieseewetter – der grundsätzlich positiven Einschätzung der Sozial- und Gesellschaftshistoriker näher als dem kulturskeptischen Blick der Alltags- und Mentalitätshistoriker.

⁶⁴ Vgl. Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1700-1815*, Erster Band, S. 10ff. Wirtschaft wird dabei verstanden als Stoffwechsel des Menschen mit der Natur, um seine Lebensgrundlage zu gewinnen. Herrschaft als organisierte und normierte Macht innerhalb einer Gesellschaft, sprich Regierung, Lokalverwaltungen oder Parteien. Kultur

Es gibt auch andere kategoriale Setzungen, so etwa das Modell der divergierenden Lebenswelten (Habermas), das in der Alltagsgeschichte nachhaltig Anklang gefunden hat.⁶⁵ Dann der ebenfalls in der Alltagsgeschichte diskutierte, an der Volkskunde und Ethnologie orientierte Entwurf, die historische Lebenswirklichkeit den Dimensionen Produktion, Sitte und Sprache (Peter Borscheid) zuzuordnen.⁶⁶ Oder eben die von Nipperdey vorgeschlagene Trias Gesellschaft – Kultur – Person.⁶⁷ Gegenüber diesen Alternativen erschien es mir für mein Vorhaben am sinnvollsten, zunächst das Modell der Gesellschaftsgeschichte zu Grunde zu legen.

(1.) Auch für die Analyse eines kleinräumig zugeschnittenen gesellschaftlichen Kosmos erscheint es sehr praktikabel, die in den Blick zu nehmende Totalität historischer Wirklichkeit in Grundachsen aufzuschlüsseln, um den Wandel der einzelnen Wirklichkeitsebenen im Zuge der Industrialisierung zu verfolgen sowie ihre gegenseitige Wechselwirkung zu entdecken. Das hätte bei einer Orientierung an den alternativ erwähnten Vorschlägen nicht so klar heraus gearbeitet werden können. Bei Nipperdey bliebe der Bereich Gesellschaft recht undifferenziert. Umgekehrt greifen die Dimensionen Produktion und Sitte bei Borscheid entschieden

schließlich als die ideellen sowie institutionellen Traditionen, Werte und Einstellungen. Im Zusammenwirken ungleicher Macht, ökonomischer Ungleichheit und kultureller Weltdeutung entsteht schließlich die alle Bereich durchziehende vierte Dimension gesellschaftlicher Wirklichkeit: die soziale Ungleichheit.

⁶⁵ Zur Kategorie der divergierenden Lebenswelten bei Habermas vgl. Peukert, Neuere Alltagsgeschichte und Historische Anthropologie, S. 65ff.; Er [Habermas, U.S.-R.] beschreibt die Konstituierung der modernen Gesellschaft als dialektische Spannung systemischer und lebensweltlicher Logiken. In erfahrungsunabhängiger, systemischer Logik entfalten sich nach Habermas die modernen Regelsysteme der kapitalistischen Marktwirtschaft und der bürokratischen Staatsapparate. Lebensweltlicher kommunikativer und erfahrungsbezogener Logik hingegen gehorchen auch weithin die Bereich der Kultur, der Sozialisation und der Sozialintegration.“

⁶⁶ Vgl. Borscheid, Alltagsgeschichte, S. 95f: „Es sei lediglich erwähnt, daß der Alltag zu allen Zeiten von drei Objektionsbereichen bestimmt, geregelt und stabilisiert wird: 1. von den durch die Menschen geschaffenen Dingen, Geräten oder Produkten, 2. von den Sitten, und 3. von der Sprache. Während die Dinge vor allem Form, Inhalt und Organisation des Arbeitslebens, aber auch etwa des Wohnens oder der Fortbewegung gestalten, wirken die Sitten als die eigentlich gestaltende Kraft von Gemeinschaften. [...] Im Bereich der Sprache, des Denkens oder des Wissens äußert sich das repetitive Moment schließlich im Vorhandensein eines breiten Grundwissens.“

⁶⁷ Vgl. Nipperdey, Die anthropologische Dimension der Geschichtswissenschaft, S. 50: „Wir gehen [...] davon aus, daß sich die menschlich-historische Welt in einem Dreiecksverhältnis von Gesellschaft, Kultur und Person konstituiert: gesellschaftliche, kulturelle und personale Strukturen stehen in einem Verhältnis wechselseitiger Interdependenz.“

zu kurz. Das Modell der Lebenswelten wiederum schien für mein Vorhaben begrifflich zu unklar und dem Wandel in der Zeit zuwenig Beachtung zu schenken.

(2) Mit dem Modell der Gesellschaftsgeschichte verbindet sich die grundsätzliche Auffassung, daß die gesellschaftlichen Dimensionen Arbeit – Herrschaft – Kultur im Hinblick auf ihre historische Gestaltungskraft gleichrangig nebeneinander stehen. Diese Einsicht schützt vor einem allzu mechanischen oder gar deterministischem Verständnis der gegenseitigen Wechselwirkungen gesellschaftlicher Kräfte. Sie ermöglicht so einen relativ offenen Blick auf die inneren Verzweigungen eines gesamtgesellschaftlichen Wandlungsprozesses.

(3) Schließlich darf ein praktisches Argument nicht unerwähnt bleiben: Gegenüber den anderen erwähnten theoretischen Modellen, das innere gesellschaftliche Gefüge zu erfassen, korrespondiert die Struktur der genannten gesellschaftlichen Grundachsen in weiten Teilen mit der Struktur des überlieferten Quellenmaterials. Das heißt, in dem dreidimensionalen Raum Arbeit – Herrschaft – Kultur lassen sich eine Vielzahl der überlieferten Quellen zuordnen und erschließen.⁶⁸

Gegenüber diesen Gewinn bringenden Aspekten eines methodischen Zugriffs der Gesellschaftsgeschichte für eine lokale, kleinräumige Studie weisen die besonders von Borscheid und Nipperdey ins Spiel gebrachten Kategorien „Sprache“ bzw. „Person“ auf die Grenzen dieses Ansatzes hin: nämlich die mangelnde Berücksichtigung der Rolle des Einzelnen im historischen Prozeß.⁶⁹ Für dieses Vorhaben ist es deshalb sinnvoll, das Modell der Gesellschaftsgeschichte um die Dimension „Person“ zu erweitern. Ähnlich der Dimension der „Sozialen Ungleichheit“, um die Wehler in seinem Modell der Gesellschaftsgeschichte die drei Grundachsen Arbeit – Herrschaft – Kultur erweitert wissen möchte, weil er in ihr eine alle Ebenen der Gesellschaft durchziehende charakteristische Struktur erkennt, soll hier die Kategorie „Person“ als historische Dimension aufgefaßt werden, die substantiell alle drei Achsen durchwirkt. Diesem Vorgehen liegt die Auffassung zugrunde, daß der Wandel menschlicher Verhaltensweisen und Ein-

⁶⁸ Natürlich birgt diese Korrespondenz zwischen der Struktur der Quellen und dem gewählten theoretischen Zugriff die Gefahr in sich, etwaige sperrige Quellenbestände in ihrer Bedeutung zu unterschätzen. Dem wirkt im Rahmen einer kleinräumigen Studie der Anspruch entgegen, möglichst umfassend den vorhandenen Quellenbestand in den Blick zu nehmen.

⁶⁹ Wehler selbst ist sich dieser Grenzen der Gesellschaftsgeschichte durchaus bewußt, wenn er schreibt: „Erst wenn die Wechselwirkung zwischen den ‘Umständen’, welche die ‘Menschen’ prägen, und den ‘Menschen’, welche die Umstände ‘machen’ erfaßt werden, können wir Gesellschaftsgeschichte besser begreifen.“ Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1700-1815*, Erster Band, S. 30.

stellung mit dem sozialen und wirtschaftlichen Wandel in einem gegenseitig bedingenden Wechselverhältnis zueinander stehen.⁷⁰ Deshalb kann dieser, von der Person ausgehende Blick auf die Vergangenheit in besonderer Weise verdeutlichen, was damit gemeint sein könnte, wenn der scharfsichtige Zeitgenosse Alexis de Toqueville 1850 feststellte: „Die Gesellschaft wird nicht hie und da verändert, sie befindet sich als Ganzes im Prozeß der Transformation.“⁷¹ Praktisch heißt das: Es soll auch in Anlehnung an die Überlegungen alltagsgeschichtlicher Forschungen danach gefragt werden, „wie Menschen die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen erlebten, wie sie sie bewerteten und mit welchen Überlegungen und Zielvorstellungen sie darauf reagierten“.⁷² Dabei können Veränderungen von Einstellungen, Verhaltensweisen und Erfahrungshorizonten zur Sprache gebracht werden, wie auch umgekehrt die Frage thematisiert werden kann, ob und gegebenenfalls wie diese den Weg der Veränderung prägten und beeinflussten. Es liegt auf der Hand, daß dieser, der Strukturgeschichte schwer zugängliche Bereich historischer Wirklichkeit unter dem Mikroskop einer lokalgeschichtlichen Untersuchung erkundbar ist.

So offensichtlich es ist, daß beispielhafte Lokal- bzw. Regionalstudien ihren Erkenntniswert zu einem guten Teil der Möglichkeit verdanken, an einem begrenzten, aber in sich vielfältigen und differenzierten Untersuchungsgegenstand dem Zusammenwirken der verschiedenen Dimensionen historischer Wirklichkeit nachzuspüren, so stellt sich auch bei ihnen die Frage, wie bzw. an welchen Schnittstellen historischer Überlieferung diese Kategorie „Person“ eigentlich für den Historiker faßbar wird. Oftmals schlägt sich diese historische Dimension in jenen Quellen nieder, die von Reibungspunkten gesellschaftlicher Wandlungsprozesse handeln oder die von Konfliktsituationen berichten, bei denen Einzelne oder Gruppen gegen bestehende Regeln und Normen verstoßen und sie in Frage gestellt haben. Quellen dieser Art finden sich auch in den Überlieferung zur Geschichte Weendes: so etwa bei der Handhabung der hannoverschen Domizilordnung, die sich in den Händen der Gemeindevertreter in ein sozialpolitisches Instrument verwandelte; oder in den Protesten der Weender Gemeindevertretung sowie der Göttinger Tuchmachergilde gegen die Einrichtung einer Textilfabrik in Weende; oder auch in dem Umgang der Gemeinde mit der für das 19. Jahrhundert typisch gewordenen Typhusseuche. So spannend und aufschlußreich die Auswer-

⁷⁰ Vgl. Die anthropologische Dimension der Geschichtswissenschaft, S. 51.

⁷¹ Zitiert nach Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1815-1845/49, Dritter Band, S. 3.

⁷² Vgl. Borscheid, Neuere Alltagsgeschichte und Historische Anthropologie, S. 89.

tung derartiger Quellen in der Regel ist, so bleibt es ein kritischer Punkt, daß hier oft von außergewöhnlichen, ja extremen Fällen menschlichen Lebens die Rede ist, die nur unzureichend Aufschluß über das Alltägliche, Gewöhnliche geben.

Diese, in gewissem Sinn einseitige Perspektive auf menschliches Verhalten konnte im Rahmen der vorliegenden Arbeit dadurch erweitert werden, daß sich die Person als historische Größe ebenfalls im Zusammenhang institutionellen Wandels betrachten ließ: so etwa bei der Durchführung der Agrarreformen, dem Ausbau des Schulwesens oder auch der Umgestaltung der gemeindlichen Verfaßtheit des Ortes. In der möglichst detaillierten Rekonstruktion der Verwirklichung und Durchsetzung dieser Reformen öffnete sich der Blick für die leisen, wenig spektakulären Felder menschlichen Handelns und Erlebens.⁷³ Dieser Blick rückt nicht die Spannungen und Brüche des gesellschaftlichen Wandels in den Vordergrund, sondern seinen allmählichen, Schritt für Schritt sich vollziehenden, mühsamen Charakter.

Neben den beiden genannten Möglichkeiten, sich der Bedeutung des Individuellen und Subjektiven im historischen Wandel zu nähern, ist auf die der Selbsteutung und Selbstäußerung hinzuweisen. Ihnen begegnet man vorwiegend auf kulturellen wie politischen Feldern gesellschaftlichen Lebens: in Kirche und Vereinen sowie in politischen Organisationen, d.h. im vorliegenden Fall vor allem in der Arbeiterbewegung. Hier galt es, mit einer dem Einzelnen sich zuwendenden, detektivischen Aufmerksamkeit möglichst präzise mentalen Einstellungen auf die Spur zu kommen sowie nach prägenden Einflüssen zu fragen. Hier sind es oftmals lediglich einzelne kurze Szenen, in denen die Mentalität der Menschen, die Atmosphäre ihres Zusammenlebens, die Machtverhältnisse unter ihnen blitzartig aufleuchten. So beispielsweise anlässlich der Reichstagswahlen 1890 als der langjährige, Autorität gebietende Bauermeister Güntge und der sozialdemokratische Maurer Noack einander herausfordernd begegneten.

⁷³ Die Hinwendung zu eben diesen „normalen“ Themen wurde auch von einigen Vertretern alltagsgeschichtlicher Forschung seit längerem eingefordert. Dieser Forderung lag die Einsicht zugrunde, daß die Beschränkung alltagsgeschichtlicher Forschung auf die Analyse von Konfliktsituation oder Protestaktionen unsere Vorstellung von der Bedeutung menschlichen Verhaltens in der Geschichte verzerren könnte. Vgl. Peukert, *Neuere Alltagsgeschichte und Historische Anthropologie*, S.60. „Auf der Ebene von thematischer Forschungsorientierung würde dies heißen, sich nicht mit jenen Gebieten zu bescheiden, in denen die Suche nach ‚Eigensinn‘ und Widerständigkeit schnell erfolgreich zu werden verspricht, sondern auch jene Epochen und Themenbereiche alltagsgeschichtlich aufzuschließen, in denen sich Anpassungsprozesse im Gefolge der Modernisierung weitgehend durchgesetzt haben.“

Über diese geschilderten Wege hinaus bieten sich dank eines speziellen Quellenfundes ein weiterer Zugriff auf diese Dimension historischer Wirklichkeit an. Es handelt sich um drei aufschlußreiche Berichte des Weender Klosteramtmannes Lueder, die dieser im Hungerwinter 1846/47 an die hannoversche Klosterkammer sandte. Thematisch kreisen sie um die soziale Lage Weendes, um die angemessene Strategie der Krisenbewältigung sowie um die eigene soziale Existenz Lueders als Gutspächter in der Zeit des Pauperismus. Diese Berichte werden in der vorliegenden Studie in zweifacher Weise interpretiert: zum einen als sozialgeschichtliche Quelle, die einen reichen Einblick in die sozialen Gegebenheiten des Ortes ermöglicht; zum anderen als mentalitätsgeschichtliches Zeugnis, das Auskunft darüber gibt, wie der gesellschaftliche Wandel erlebt, verarbeitet und gedeutet werden konnte, welche Einstellungen und Handlungen er hervorrief. Dabei zeigt sich, wie vielfältig die historische Wirklichkeit sich in dieser Quelle spiegelt. Da sowohl die sozialgeschichtliche wie auch die mentalitätsgeschichtliche Interpretation der Luederschen Berichte in sich schlüssig sein sollten, ließen sich aus naheliegenden Gründen Überschneidungen nicht vermeiden. Dieser Nachteil wird m.E. jedoch durch den Gewinn ausgeglichen, den dieses Nebeneinander unterschiedlicher Interpretationsmethoden in sich birgt, nämlich deren jeweiligen Chancen und Grenzen vor Augen zu führen.

Quellenlage

Die dargelegten theoretischen und methodischen Überlegungen sind von dem Gedanken geprägt, daß der hohe Erkenntniswert beispielhafter lokal- bzw. regionalgeschichtlicher Untersuchungen wesentlich darauf beruht, vielfältige Aspekte und Fragen miteinander verbinden zu können. Hierzu animiert die Überschaubarkeit des Raumes ebenso, wie die Heterogenität der vorhandenen Quellen dies herausfordert. Denn die konsequente Begrenzung des Untersuchungsgegenstandes bedingt eine starke Bindung an den vorhandenen Quellenfundus. Der ist in der Regel lückenhaft, zerstreut und disparat. So standen sich auch in dem vorliegenden Fall magere und üppige Quellenbestände gegenüber, deren Ergiebigkeit nicht unbedingt mit der inhaltlichen Bedeutung der darin zur Sprache kommenden Themen korrespondierte.

Zwar ließen sich schnell strukturelle Grunddaten zur Entwicklung des Ortes anhand von Einwohner- und Häuserlisten, von Grundbesitzverzeichnissen und Steuerlisten ermitteln. Sehr hilfreich war das Kartenmaterial, besonders die Verkoppelungskarte mit der genauen Vermessung des Ortes. Gut war ebenfalls das Quellenmaterial, das sich mit staatlich initiierten Reformen beschäftigte, wie mit den Agrar-, Schul- und Verwaltungsreformen. In diesem Umstand spiegelt sich die

schlichte Tatsache, daß letztlich die schriftliche Überlieferung, die dem Historiker zur Verfügung steht, im Wesentlichen aus Verwaltungsakten besteht. Schwieriger war es dagegen, den Prozeß wirtschaftlicher industrieller Entwicklung zu rekonstruieren. Der Quellenbestand zu diesem wichtigen Themenkomplex erwies sich als außerordentlich heterogen. Dank der sehr ausführlichen, aussagekräftigen Unterlagen zu einem Streit um die Niederlassung einer Textilfabrik in der Mitte des 19. Jahrhunderts konnte gut der Wandel wirtschaftlicher Prinzipien im Zuge der Industrialisierung sowie die Bedingungen und Durchsetzungsfähigkeit neuer wirtschaftlicher Produktionsweisen nachvollzogen werden. Die Materialien, die Aufschluß über den industriellen Ausbau geben, mußte dagegen aus verstreuten, teils privaten Quellenbeständen zusammengetragen werden. So blieb das Wissen hierüber trotz vieler erhellender Einsichten mitunter bruchstückhaft. In vielerlei Hinsicht als ausgesprochen ergiebig erwiesen sich Quellenbestände des Kirchenkreisarchivs. Nicht allein Unterlagen zum Ausbau des Schulwesens und zum kirchlichen Leben waren hier zu finden. Darüber hinaus vermittelten die von den Pastoren seit 1852 alljährlich anzufertigenden Visitationsberichte an die Superintendentur einen aufschlußreichen Einblick in das soziale Leben des Ortes. Wenn auch aus einer weltanschaulich festgelegten Perspektive vermittelten diese Berichte interessante Einsichten in die Mentalität und Einstellung der Weender Einwohner in einer Zeit, in der sich der Ort rasant zum Arbeiter- und Industrievorort Göttingens entwickelte. Hier fand sich mancher Hinweis zum Aufstieg und Charakter der Weender Arbeiterbewegung.

Darstellungsweise und Aufbau der Arbeit

Vielfalt der Fragestellungen – unterschiedliche methodische Zugänge – Heterogenität der Quellen: Das erforderte auch im Bereich der Darstellung Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit, um den daraus resultierenden Anforderungen gerecht zu werden. Es galt einen Weg zu finden, der zwischen nackter Strukturanalyse, anschaulicher, aber erkenntnisfördernder Erzählung und exemplarischer Textanalyse vermitteln konnte. So finden sich in dieser Studie neben klassischen struktur- und sozialgeschichtlich orientierten Kapiteln solche, die sich im Interesse alltags- und mentalitätsgeschichtlicher Fragestellungen einer eingehenden Detailanalyse ausgewählter historischer Aspekte widmen. Zwei Abschnitte dieser Studie heben sich von diesen beiden Darstellungsformen ab. Gemeint ist zum einen die Schilderung eines fiktiven Rundgangs durch Weende zu Beginn des Kaiserreiches, zum anderen die Interpretation der Berichte des Weender Klosterpächters Lueder aus den Hungerjahren 1846/47 als geschlossene, aus sich heraus zu deutende Texte. Sie stellen Versuche dar, den Besonderheiten kleinräumiger,

überschaubarer Untersuchungsfelder auch im Bereich der Darstellung Rechnung zu tragen und ihre speziellen Möglichkeiten herauszufinden.

Aus diesen Ausführungen zur Fragestellung, Methode und Darstellung der vorliegenden Arbeit ergab sich folgender Aufbau:

Ein einleitendes Kapitel stellt den Ort Weende im 19. Jahrhundert aus verschiedenen Perspektiven vor: aus der Sicht einiger, zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstandener Kupferstiche, aus der Sicht einer Topographie aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sowie eines fiktiven Rundganges durch den Ort in den ersten Jahren des Kaiserreiches. Dem schließt sich ein strukturalistisches, zeitlich das gesamte 19. Jahrhundert umfassende Kapitel an, das die Bevölkerungsentwicklung und deren soziale Konturen, den Wandel der Lebensgrundlage der Weender sowie die bauliche Entwicklung des Ortes nachzeichnet. In dem darauf folgenden Kapitel wendet sich der Blick konzentriert der Analyse der bereits mehrfach erwähnten ausführlichen Schilderung sozialer und wirtschaftlicher Probleme des Ortes in der Zeit des Vormärz zu, die der örtliche Klosterpächter im Winter 1846 anfertigte. Als Exkurs schließt sich eine zweite Interpretation der Quelle an, die einer mentalitätsgeschichtlichen Fragestellung folgt. Wie sich zeigen wird, öffnet sich damit der Blick über den kleinen gesellschaftlichen Kosmos Weendes hinaus, indem einerseits Gegebenheiten und Einstellungen der hannoverschen Bürokratie, andererseits Aspekte der geistigen Strömungen des frühen 19. Jahrhunderts überhaupt zur Sprache gebracht werden.

Sich dann der historischen Grundachse „Arbeit“ zuwendend, thematisieren die zwei folgenden Kapitel den Wandel der landwirtschaftlichen Verhältnisse im Zeitalter der Reformen sowie den allmählichen industriellen Ausbau des Ortes und den damit verbundenen sozialen Wandel. Einen besonderen Platz nimmt dabei der Streit um die Niederlassung einer Wollwarenfabrik am Weendespring ein, die der Göttinger Kaufmann Georg Laporte dort errichtet hatte. Sie rief die heftigsten Proteste seitens der Göttinger Tuchmachergilde wie auch seitens des Bauermeisters Wunderlich und Klosterpächters Lueder hervor. Da dieser Streit um die Niederlassung einer Fabrik sehr gut dokumentiert ist, bietet sich hier wiederum die Möglichkeit, auf dem Wege einer präzisen Rekonstruktion Einstellungen und Handlungsmotiven Einzelner nachzuspüren. Gleichzeitig läßt sich auf der unteren Verwaltungsebene der Gemeinden, Ämter und Landdrosteien beispielhaft staatliches Handeln nachvollziehen. Das Kapitel „Eine Arbeitervorstadt entsteht“ zeichnet schließlich die unmittelbare Industrialisierung des Ortes nach. Wegen des engen inhaltlichen Zusammenhanges zwischen der Gründung industrieller Unternehmen, der Entstehung der neuen sozialen Gruppe der Arbeiter sowie deren

Selbstfindung in der Arbeiterbewegung sind diese drei Aspekte hier in einem Kapitel der Grundachse Arbeit zugeordnet.

Die dann folgenden zwei Kapitel beschäftigen sich mit den Wandlungen der dörflichen Gemeindeverfassung, also mit der Grundachse „Herrschaft“. Mühsam, beinahe schwerfällig vollzog sich hier die Anpassung an die sozialen, wirtschaftlichen und auch politischen Veränderungen der Zeit. Auch in diesem Bereich ist ein Aspekt besonders hervorzuheben: der Umgang der Gemeinde mit der verbreiteten Typhuseuche. Die weiteren Kapitel drehen sich um die Achse „Kultur“. Hier geht es um den Ausbau des Schulwesens, die Veränderungen kirchlichen Lebens und den Wandel der dörflichen Geselligkeitsformen. Nachdem so das facettenreiche Panorama gesellschaftlichen Wandels im Zeitalter der Industrialisierung und Reformen im Brennpunkt des Göttinger Vorortes Weende entfaltet wurde, thematisiert das vorletzte Kapitel die Lebensverhältnisse der Weender im Ersten Weltkrieg.⁷⁴

Im daran anschließenden Kapitel wird in einem Rückblick der Weg Weendes in das Industriezeitalter zusammenfassend charakterisiert und nach periodischen Einschnitten in dieser Entwicklung gefragt. Der letzte Abschnitt deutet schließlich das Beispiel der Weender Industrialisierung vor dem Horizont der eingangs entfalteten Fragestellungen.

⁷⁴ Diskussion, ob der Erste Weltkrieg noch mit in diese Epoche der Industrialisierung hineingehört oder nicht, vgl: Wehler und Nipperdey, siehe auch Nolte, Epochengrenzen.

Weendes Weg in das Industriezeitalter

Ansichten aus dem 19. Jahrhundert

Kupferstiche

Will man sich von dem Ort Weende früherer Zeiten im wörtlichen Sinne ein Bild machen, so ist man vor dem Zeitalter der Fotografie und der bewegten Bilder auf die Produkte der Malerei angewiesen. Vor allem Ende des 18. Jahrhunderts war die Anfertigung von Kupferstichen mit Landschaftsmotiven und Ortsansichten sehr beliebt und verbreitet. So sind auch einige Kupferstiche erhalten, die Weende in der Zeit um 1800 zeigen. Welche Ansichten und Motive aber wählten die Künstler für ihre Werke? Was hob sich in ihren zeitgenössischen Augen als darstellenswert heraus? Was erkannten sie als das Charakteristische, das Besondere – natürlich auch Pittoreske – eines Ortes wie zum Beispiel Weende?

Als Einzelmotive sind vor allem die Papiermühle am Weendespring und das Hillmersche Gasthaus dargestellt.⁷⁵ Besonders für die akademische Jugend Göttingens besaß die Papiermühle am Weendespring – in deren Nähe die Dichtergruppe des Göttinger »Hainbund« ihre Geburtsstunde hatte – als ein Ort romantischen Naturerlebens geradezu symbolische Bedeutung. Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die ehemalige Papiermühle allerdings ihrer Romantik weitgehend beraubt, als der Göttinger Kaufmann Laporte dort eine Wollwarenfabrik anlegte. Nüchtern hieß es dazu 1854 in dem Bändchen »Göttingen und seine Umgebung«, einem »Wegweiser für Freunde und Einheimische«: »Die früher berühmte Papiermühle ist jetzt eine Tuchfabrik und dem Publico nicht mehr zugänglich.«⁷⁶ Nicht nur die Papiermühle zog Besucher an, auch andere Weender Gastwirtschaften waren den Göttingern ein Begriff. »Doch auch die Gastwirtschaften / Der Dörfer sind beliebt / Wovon besonders Weende / genug Beweise giebt.« So dichtete Adolf Nagel noch 1883 in seiner Beschreibung des Göttinger Umlandes in Versen.⁷⁷ Besonderer Beliebtheit erfreute sich dabei das Hillmersche Gasthaus, das ebenfalls

⁷⁵ Beide Kupferstiche sind abgedruckt in: Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 444 (Papiermühle) und S. 496 (Hillmersche Schänke).

⁷⁶ Göttingen und seine Umgebung. Ein Wegweiser für Freunde und Einheimische, S. 141.

⁷⁷ Göttingen und Umgegend. In Poesie und Prosa geschildert von Adolf Nagel, S. 19.

bei der Göttinger studentischen Jugend als beliebtes Ausflugsziel bekannt war; nicht zuletzt wegen der Rührigkeit und Originalität seines Gastwirts Hillmer.

Eine kleine Panorama-Ansicht – die auch die Titelseite des Buches »Dorf und Kloster Weende« illustriert – bietet der Kupferstich »Weende und Göttingen« von Ernst Ludwig Riepenhausen aus der Zeit um 1820. Hier wird der Blick des Betrachters von Norden her auf Weende gelenkt, als ein Dorf auf dem Weg nach Göttingen. Die Chaussee, deren Weg sich quer durch das Bild verfolgen läßt, ist belebt. Menschen und Fuhrwerke sind zu sehen. Doch von dem Ort Weende wird eigentlich nur das Kloster gezeigt, etwas abseits gelegen zwar, aber dominierend. Und im Vordergrund des Bildes sehen wir nicht etwa Bauern, die ihre Felder bestellen, sondern einen herrschaftlichen Förster mit Flinte und Jagdhunden.

Kloster – Gasthaus – Mühle: dieses Dreieck umschloß offenbar für den Besucher an der Schwelle zum 19. Jahrhundert die Welt Weendes. Sie erscheinen als Wahrzeichen eines beschaulichen, romantischen Ortes, besucht von Ausflüglern aus der nahen Universitätsstadt Göttingen, die hier in einer idyllischen Umgebung Ruhe und Entspannung suchten. Aber aller Beschaulichkeit zum Trotz zeigten schon Klostergut, Gasthäuser und Mühlen, daß es in Weende ein beachtliches Gewerbe gab. Bereits um 1810 war das ziemlich dicht besiedelte Dorf mit seinen gut 1000 Einwohnern der größte Ort im Umkreis Göttingens, und neben Mühlen und Gasthäusern war dort eine Ziegelei sowie ein Steinbruch anzutreffen. Zahlreiche Einwohner verdienten als Handwerker ihren Unterhalt. Etliche von ihnen pendelten in die nahe Stadt, wo sie im Baugewerbe arbeiteten. Vollbauern dagegen gab es selbst in dieser noch agrarisch geprägten Zeit nur wenige. Die Weender Landwirtschaft wurde deutlich von dem Klostergut dominiert, das beinahe die Hälfte der Feldflur bewirtschaftete.

Ortsbeschreibung aus dem Jahr 1834

Neben der bildlichen Darstellung sind es zeitgenössische Ortsbeschreibungen, sogenannte Topographien, die es erlauben, sich einen recht anschaulichen, unmittelbaren und zeitnahen Eindruck der örtlichen Verhältnisse zu verschaffen. Seit Ende des 18. Jahrhunderts wuchs in der Öffentlichkeit das Bedürfnis, die regionalen ländlichen Gegebenheiten genau kennenzulernen. So entstanden nicht selten aus der Feder von Lehrern und Pfarrern Topographien, die sich der präzisen Beschreibung von Dörfern und Städten widmeten. Eine davon ist die Beschreibung des Königreiches Hannover von H. D. A. Sonne, die 1834 in Hannover erschien. Dort heißt es im vierten Band über die Ortschaft Weende: »Weende, Wehnde, Pfd.[Pfarrdorf] der Inspektion Harste, im A[mte] Göttingen, $\frac{1}{3}$ St.[Stunde] n[ör]dl[ich] von Göttingen, an der Chaussee nach Northeim, 135 H[äuser]. 1064

E[inwohner].; ein ansehnliches, mit vielen städtisch= gebauten Häusern verziertes Dorf, dessen Ackerbau und Viehzucht durch die Fruchtbarkeit des Bodens und die Nähe von Göttingen sehr ergiebig ist; mit einer StBR des Kr[eises]. Göttingen, einer Tobacksfabrik, in der Nähe eine Papiermühle und eine Tuchfabrik und 7 Wirtshäusern an der Chaussee, welche von Göttingen aus fleißig besucht werden. Die Nähe von Göttingen hat den Wohlstand der E., aber auch deren Abweichung von ländlicher Einfachheit vermehrt. [...] Aus dem ehemaligen Kloster Weende ist eine ansehnliche Kloster-Pachtung hervorgegangen, welche durch den berühmten Oekonomen Westfeld eine der Musterwirtschaften des Landes geworden ist; auch die Gebäude sind vorzüglich und haben durchreisenden Gliedern des königlichen Hauses mehreremal zum Aufenthalte gedient.«⁷⁸

Diese Beschreibung Weendes, in der – wie in der gesamten Topographie – ein Zug zur Schönfärberei nicht zu verkennen ist, läßt Weende geradezu als ein »verstädtertes« Dorf erscheinen, mit vielen »städtisch-gebauten Häusern«, mit einer Tabaks- und einer Tuchfabrik, mit der Papiermühle und zahlreichen Gasthäusern. Offenbar sah der Autor Sonne darin eine zwiespältige Entwicklung, denn er beklagte bei der Weender Bevölkerung eine »Abweichung von ländlicher Einfachheit«. Diesem »urbanen« Element stand der landwirtschaftliche Betrieb des Klostergrundes gegenüber. Der äußere Zustand des Klostergrundes war in jenen Jahren so einladend gut, daß es hin und wieder den »durchreisenden Gliedern des königlichen Hauses« als Herberge diente.

1834 – als die Topographie erschien – stand seit vier Jahren König Wilhelm IV. von Hannover an der Spitze eben dieses königlichen Hauses. Die Zeiten waren unruhig. Gleich zu Beginn seiner Regierungszeit war es 1831 in verschiedenen hannoverschen Städten, darunter auch Göttingen, zu Protesten und Unruhen gekommen, die unüberhörbar die Forderung nach Reformen, nach mehr Liberalität und Demokratie zum Ausdruck brachten. So sah man sich im Juli und September 1833 gezwungen, zwei Gesetze zu verabschieden, die – wenn auch im bescheidenen Maße – den Einfluß der Bauern und des Bürgertums auf die politische Willensbildung und auf die Regierungsgeschäfte stärkten.

Die Weender Bevölkerung blieb von diesen politischen Protesten in ihrer Nähe offenbar relativ unberührt. Direkter und unmittelbarer erfuhren sie staatliche Macht, die ihnen in der Gestalt der Verwaltung entgegentrat und die in den kommenden Jahrzehnten immer größere Bedeutung gewinnen sollte. »Weende, ein Pfarrdorf der kirchlichen Inspektion Harste im Amte Göttingen«, heißt es in der eingangs zitierten Topographie. An erster Stelle steht hier die kirchliche Zuge-

⁷⁸ Sonne, Topographische Beschreibung des Königreichs Hannover, Bd. 4, S. 832ff.

hörigkeit des Ortes als ein Pfarrdorf der Kircheninspektion Harste – eine Anbindung, in der sich im übrigen die alte verwaltungsmäßige Zuordnung Weendes an das Amt Harste, dem die Einwohner jahrhundertlang unterstanden hatten, widerspiegelt. Die Priorität, die dabei der Kirche dem Staat gegenüber indirekt zugestanden wird, macht auf die umfassende Bedeutung aufmerksam, die die Kirche über die geistliche Dimension hinaus noch allgemein besaß.

Die Einsicht, daß eine intensivere, effektivere Verwaltung der Gemeinden und Städte für das staatliche Gemeinwesen zunehmend wichtig werden würde, hatten bereits die Erfahrungen mit der napoleonischen Administration nahegelegt. Sie führten im Königreich Hannover schließlich 1822/23 und 1831 zu einer grundlegenden Umgestaltung der Verwaltung, wobei eine Verwaltungsstruktur entstand, deren Ebenen weitgehend bis heute Bestand haben: das Amt Göttingen als unterste Behörde (heute Landkreis), zu dem nun auch Weende gehörte, die Landdrostei Hildesheim als mittlere Behörde (Vorläufer des späteren Regierungsbezirks Hildesheim, der heute Teil des Regierungsbezirks Braunschweig ist) und schließlich das – damals königliche – Ministerium des Innern in Hannover als oberste behördliche Instanz.

Für die Weender im Jahre 1834 allerdings – und dies unterschied sie mit Ausnahme der Groner in der verwaltungsmäßigen Einbindung von den anderen umliegenden Dörfern – gab es noch einen weiteren Repräsentanten staatlicher Macht, mit dem sie vor Ort zu tun hatten: den Obervogt von Weende, Heinrich Christian Gottfried Nachtigall. Durch die Verwaltungsreform der 20er Jahre waren ihm etliche staatliche Kompetenzen zugewachsen. Bis zur Auflösung der Vogtei im Jahre 1852 vereinigten sich in ihm politische, finanzielle und polizeiliche Befugnisse.⁷⁹ Über hundert Jahre später sollten die Weender ihn mit der Benennung einer Straße im Neubaugebiet Stumpfe Eiche ehren.

Ein Rundgang durch Weende in den ersten Jahren des Deutschen Kaiserreichs

Anhand der Kupferstiche und der topographischen Beschreibung wurden erste Konturen Weendes zu Beginn des 19. Jahrhunderts sichtbar. Nun soll der Ort wiederum aus einer anderen Perspektive und zu einem späteren historischen Zeitpunkt in den Blick genommen werden. Auf einem fiktiven Rundgang durch Weende wird dessen Gesicht in den ersten Jahren des Deutschen Kaiserreiches vorgestellt werden. Der Rundgang basiert in erster Linie auf einer topographischen Karte, die 1876 im Rahmen der landwirtschaftlichen Reformen angelegt wurde und die die

⁷⁹ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 422.

erste wirklich genaue kartographische Erfassung des Ortes darstellt. Aber nicht allein aus diesem Grund bietet sich der gewählte Zeitpunkt an.

Die Gründung des Deutschen Kaiserreiches 1871 stellt sowohl in politischer wie wirtschaftlicher Hinsicht einen deutlichen Einschnitt in der Geschichte des 19. Jahrhunderts dar. Von der wirtschaftlichen und sozialen Warte aus betrachtet, neigte sich mit der Gründung des deutschen Kaiserreiches die Zeit des Übergangs und Umbaus der traditionellen Gesellschaft dem Ende entgegen. Die Schranken einer agrarisch-handwerklich geprägten, stark reglementierten traditionellen Wirtschaftsweise waren überwunden. Es begann die Zeit des rasanten industriellen Ausbaues und Aufstiegs Deutschlands, der das Land zu einer industriellen Weltmacht umgestaltete. Und aus politischer Perspektive bildet das Deutsche Kaiserreich den Ausgangspunkt für die im 20. Jahrhundert problematisch und teilweise verhängnisvoll sich gestaltende Geschichte des modernen deutschen Nationalstaates. Jahrzehntlang war um die innere wie äußere Gestalt einer anzustrebenden Nation gestritten und gekämpft worden. Die konstitutionelle Monarchie unter preußischer Führung war schließlich aus zwei kriegerischen Auseinandersetzungen (1864/66 und 1870/71) hervorgegangen. So waren die Weender 1866 mit der Annexion des hannoverschen Königreiches durch Preußen zunächst zu Einwohnern der preußischen Provinz Hannover und wenige Jahre später, 1871, zu Bewohnern des deutschen Kaiserreiches geworden.

Wer nun in jenen ersten Jahren des Kaiserreiches Göttingen auf der Chaussee Richtung Norden verließ, konnte schon bald, nachdem er die letzten Häuser der Universitätsstadt hinter sich gelassen hatte, die ersten Dächer des Dorfes Weende und den Kirchturm der St. Petri-Kirche erkennen. Möglicherweise ließ sich auch das klösterliche Herrenhaus erspähen, und vielleicht erblickte man im Nordwesten des Ortes einen hohen Schornstein, der zum Kesselhaus der Eberweinschen Tuchfabrik gehörte. Ließ man nun seinen Blick in nordöstliche Richtung wandern, zeichnete sich im Hintergrund etwas höher gelegen am Weendespring eine weitere Fabrik ab, die Laportesche Wollwarenfabrik.

Dies vor Augen, galt es aber zunächst weiter der Chaussee zu folgen, die nun schon seit Jahrhunderten den Ort mit Göttingen verband. Rechts und links erstreckte sich der südliche Teil der Weender Feldmark, das »Göttinger Feld«. Es war Ackerland von guter bis mittlerer Qualität, das fruchtbarste, das die Weender Feldmark zu bieten hatte. Die bereits seit über hundert Jahren befestigte Straße war von Linden und Pappelbäumen umsäumt, um bei Schnee oder Dunkelheit die Orientierung zu erleichtern. Gerade und eben verlaufend, durch keinen Hügel beschwert, galt die Chaussee als angenehmer, gut passierbarer Weg, auf dem sich

leicht Agrar- oder Handwerkserzeugnisse in die nahe Stadt bringen ließen. Mit der Fertigstellung der Eisenbahnstrecke Göttingen – Hamburg im Jahre 1857 war ihr allerdings Konkurrenz erwachsen. Dreimal am Tag fuhr von Göttingen aus ein Zug in Richtung Norden und ebenso oft kam ein Zug aus Hannover in Göttingen an. Auch wenn das Eisenbahnfahren in den Anfangsjahren für die Allgemeinheit keineswegs bequem war – die Wagen der dritten Klasse beispielsweise besaßen kein Dach –, so ließ sich mit der Bahn die Distanz etwa von Göttingen nach Bovenden in nur wenigen Minuten statt in einer guten Stunde bewältigen. Weende selbst sollte im übrigen erst mit der Eröffnung der Bahnstrecke Göttingen – Bodenfelde 1910 einen Haltepunkt erhalten. Möglich also, daß der Wanderer auf Schusters Rappen auf seinem Weg von Göttingen nach Weende linker Hand von einem schnelleren Dampfproß überholt wurde. Doch auch er würde nach einer dreiviertel Stunde die Brücke über die Lutter überquert haben und Weende unmittelbar vor sich liegen sehen. Im Jahr der Reichsgründung zählte Weende 1583 Einwohner, die in 170 Wohngebäuden lebten. Im Durchschnitt vereinigte ein Haus zwei Haushaltungen unter seinem Dach. Weende war nach wie vor das größte Dorf im damaligen Amt Göttingen. Ja, in Deutschland zählten zu dieser Zeit nur 10% aller Orte mehr als 1500 Einwohner und in Kleinstädten, wie etwa in Dransfeld, lebten damals mitunter weniger Menschen.

Näherte man sich weiter dem Dorf, so festigte sich ein Eindruck, den man schon von weitem gewinnen konnte: Die Chaussee schien – so ließe sich etwas überspitzt sagen – nicht durch den Ort hindurch zu führen, sondern an zwei verschiedenen Orten vorbei: nämlich westlich eines Dorfes und östlich eines Klostergrundes. Abwägend, welchem Teil des Ortes man zuerst seine Aufmerksamkeit schenken sollte, trugen einen die Füße zunächst weiter auf der Chaussee entlang. Dabei passierte man linker Hand sogleich die sogenannte Station, einen größeren Gebäudekomplex mit Wohnhaus, Stallungen, Scheunen. Hier hatte beinahe zwanzig Jahre lang Wilhelm Henneberg als »Dirigent« der landwirtschaftlichen Versuchsstation wissenschaftlich an der Verbesserung der Tierernährung gearbeitet, bis er 1874 ordentlicher Professor der Agrarwissenschaften in Göttingen wurde. Die »Station«, deren Haus und Grund seinerzeit eigens für Henneberg von der Klosterkammer erworben worden war, diente nun verschiedenen Klosterarbeitern und ihren Familien als Wohnung. Der »Station« gegenüber lag ruhig und verschlossen die ehemalige Hillmersche Schenke, die vor allem wegen ihres originellen Wirtes Hillmer bei Göttinger Studenten so beliebt gewesen war.

Doch schon nach wenigen Schritten, die einen links an einer Schmiede und an einigen anderen Handwerkerhäuschen vorbeiführten, die es in Weende so reichlich gab, würde man an der Ecke zum Breiten Weg auf eine weitere Gastwirtschaft

stoßen. Hier grenzte unmittelbar an die sogenannte Mittelmühle der ehemalige »Wasserkrug«. Beides befand sich seit 1867 in der Hand Carl Waldmanns, dessen Vater Carl W. F. Waldmann den eigentlichen Mühlenbetrieb eingeschränkt und statt dessen nördlich des Weendebaches eine Branntweinbrennerei errichtet hatte. Branntwein war im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem beliebten alkoholischen Getränk geworden. Anders als Bier konnte es nicht nur aus Getreide – einem Nahrungsmittel, das knapp und teuer geworden war –, sondern ebenso gut aus der billigeren Kartoffel hergestellt werden. Sicherlich wäre es angenehm, hier einzukehren, doch wollte man zuvor noch etwas mehr vom Ort kennenlernen und der Entschluß war gefallen: als erstes sollte das Klostergelände besichtigt werden. Dazu bog man von der Chaussee links ab, überquerte eine kleine Weendebrücke, konnte rechter Hand die alte Ziegelei sehen, deren Gebäude nun ebenfalls als Wohnung etlicher Familien dienten.

Beim Betreten des Klostergeländes wurde der Blick zunächst von dem repräsentativen Amtshaus gefangengenommen, das Mitte des 18. Jahrhunderts erbaut worden war und in dem die Klosterpächter residierten. In noch gar nicht so lange zurückliegenden Zeiten hatte die königlich-hannoversche Familie hier mitunter Logie genommen. Als ruhige Bastion vor den Toren der politisch bewegten und erregten Universitätsstadt Göttingen mag es auch König Ernst August erschienen sein, als er 1837 hier abgestiegen war, um überraschend an der Hundertjahrfeier der Universität teilzunehmen. Die Ringmauer, die das Klostergelände umschloß, hob die Besonderheit dieses Klosterareals zusätzlich hervor, das bis in das 19. Jahrhundert hinein einen eigenen klösterlichen Rechtsbezirk, dem der jeweilige Klosteramtmannt vorstand, darstellte. Erst mit den Gemeindereformen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war das Kloster rechtlich voll der örtlichen Gemeindeverwaltung eingegliedert worden.

Von diesem Verwaltungsakt weitgehend unberührt, bildeten die Menschen innerhalb der Klostermauern nach wie vor eine kleine Gesellschaft für sich. In den sechs Wohngebäuden, die sich auf dem Klostergelände befanden, lebten 65 Menschen. Neben dem damaligen Amtsrat Grieffenhagen und seiner Familie wohnten der Oberverwalter, Verwalter, Hofknechte und Mägde, Kutscher, Kuh- und Schafsknechte, aber auch Gouvernanten, Gesellschafterinnen und Erzieherinnen im Herrenhaus; in den Nebengebäuden die Familien eines Schafmeisters, Hofmeisters, Schreinermeisters, eines Gärtners und Müllers, sowie die eines Tagelöhners und Kuhhirten – eine bunte und vielgesichtige Gesellschaft also. Mitten durch den Klosterbezirk floß der Weendebach, der dem Klostervieh als Tränke diente. Die Klosterbewohner entnahmen ihr Trinkwasser einem Brunnen, denn der Weendebach galt an dieser Stelle, da er zuvor das gesamte Dorf durchflossen hatte,

als ungeeignet für den unmittelbaren Genuß. Südlich des Weendebaches erstreckten sich die Wirtschaftsgebäude des Klosters, zu denen auch eine direkt am Weendebach liegende Mühle zählte.

Blickte man über die Ringmauer hinweg Richtung Westen, sah man die früher ebenfalls zum Kloster gehörige Klostermühle. Sie hatte im April 1870 den Besitzer gewechselt, zum dritten Mal in den letzten zwanzig Jahren. Der aus Dortmund stammende Ingenieur Reinhard Rube hatte sie für 6000 Taler von dem Weender Fabrikanten Richard Esau, einem Schwager des Tuchfabrikanten Eberwein und Teilhaber der Tuchfabrik, erstanden. Wenig später sollte aus ihr die Pergamentpapierfabrik Rube & Co hervorgehen.

Ging man nun wenige Schritte weiter flußabwärts, traf man auf die erste Weender Fabrikgründung. Ihr Grundstein war bereits vor einem halben Jahrhundert gelegt worden, als der Göttinger Tuchfabrikant Christian Berthold Eberwein 1822 die ehemalige Scharffsche Mühle erwarb. Der Firmengründer, in dessen Lehre übrigens der erfolgreichste und wohlhabendste Tuchfabrikant Göttingens, Hermann Levin, gegangen war, verstarb 1870. Bereits sieben Jahre zuvor hatte sein Sohn den Betrieb übernommen. Schwierige Zeiten waren auf ihn zugekommen. Nach einem Zwist hatte sich sein Schwager und Teilhaber am Unternehmen, Richard Esau, von ihm getrennt. Der Besitz samt der Fabrik war Stückchen für Stückchen, Maschine für Maschine, Morgen für Morgen geteilt worden. Mit halber Kraft also galt es nun, die Fabrik weiterzuführen. Das Gelände der Eberweinschen Streifgarnweberei und -spinnerei umfaßte neben dem Wohnhaus zwölf weitere Gebäude, die dem Fabrikbetriebe dienten. 1864 waren darin die erste Dampfmaschine und der erste mechanische Webstuhl aufgestellt worden. Vornehmlich Flanellstoffe für die Handelsmarine verließen seit 1870 das Fabrikgebäude.

Klosterhof – Klostermühle (ab 1873 Pergamentfabrik Rube & Co) – Eberweinsche Tuchfabrik: Damit war der westlich der Chaussee gelegene Teil der Ortschaft Weende abgeschritten. Er sollte über die nächsten Jahrzehnte bis in unsere Gegenwart hinein das wirtschaftliche Zentrum Weendes darstellen. Ihm gegenüber lag östlich der Straße das eigentliche Dorf Weende. Sein Kern war für den noch unkundigen Betrachter gar nicht so leicht zu erkennen. Recht planlos und unregelmäßig war er von kleinen Straßen, Wegen und Gassen durchzogen. Die Kirche, oft Mittelpunkt des Dorfes, lag hier eher am Rande.

Doch bevor man sich dem allen zuwandte, wäre es sicherlich ratsam, eine kleine Rast im Waldmannschen Gasthof zu machen. Sich ein Gläschen von dem selbstgebrannten Schnaps gönnend, hätte man hier von dem Wirt oder einheimischen Gästen sicher einiges aus dem Leben des Ortes erfahren können: Warum zum Beispiel die berühmte und sonst stets gut besuchte, sonntags zum Tanz einla-

dende Hillmersche Gastwirtschaft am südlichen Ortsausgang so still und geschlossen dalag: Ihr Wirt Carl Hillmer war jüngst verstorben, und Tochter und Schwiegersohn wollten die Gastwirtstradition des Hauses nicht fortführen. Man hätte davon gehört, daß nun in der ersten Etage des Hillmerschen Hauses ein Ingenieur logierte: Reinhard Rube, der 1870 nach Weende gekommen war, um zunächst an der Klostermühle eine Wäscherei einzurichten. Sie hatte sich aber als wenig lukrativ erwiesen, so daß Rube hier seit 1873 mit elf Mitarbeitern Pergamentpapier herstellte. Doch an die Stelle des Hillmerschen Gasthauses sei seit einigen Jahren der Ratskeller, ein Bierlokal mit Kegelbahn, getreten. Der neue Wirt Gustav Holborn hatte die inmitten des Ortes am Weendebach gelegene Wirtschaft zu der bekanntesten in der Göttinger Umgebung gemacht. Unter etlichen Göttingern galt sie als die beste. Und dennoch wäre der Gastwirt sicherlich in bedauerndem Ton auf den allgemeinen Rückgang der einst so zahlreichen Gasthäuser in Weende zu sprechen gekommen: auf das Ausbleiben der Göttinger Studenten, die ihre Geselligkeit zunehmend in den neuen Verbindungshäusern in Göttingen selbst pflegten; auf das Fernbleiben der durchreisenden auswärtigen Fuhrleute, seitdem die Chaussee als Handels- und Transportverbindung Konkurrenz durch die Eisenbahn erhalten hatte. Nun ja, allgemein sorgten die Zuzügler für einen gewissen Ausgleich im gastronomischen Gewerbe. Manch Weichensteller, Bahnhofsschlosser, Bremser oder Bahnhofswärter lebte mit seiner Familie lieber hier als im teureren Göttingen. Auch zögen die örtlichen Tuchfabriken Arbeiter nach Weende. Die Eberweinsche Fabrik unten am Kloster habe der Besucher ja wohl schon gesehen. Die Wollwarenfabrik Laporte oben an der Quelle des Weendebaches sei übrigens wegen ihrer üblen Abwässer eine sehr umstrittene Anlage. An manchen Tagen sei das Wasser des Baches einfach ekelhaft. Wegen der Zuzügler sei es eng geworden in Weende, beinahe in jedem Haus seien Untermieter anzutreffen, in manchem lebten zwanzig und mehr Personen unter einem Dach. Gerade die feinsten Herrschaften seien das leider keineswegs. Arm seien sie und lebten von der Hand in den Mund. Aber heutzutage könne ja jeder hinziehen, wohin er wolle. Die Zeiten seien vorbei, in denen die alteingesessenen Weender ein Wörtchen mitzureden hatten, wer sich hier niederlassen durfte und wer nicht.

Ja, die Zeiten hatten sich geändert, daran war kein Zweifel. Mit Sicherheit erinnerte man sich bei diesem Stichwort auch an die veränderten politischen Verhältnisse, an die zurückliegenden Kriege, an die Tapferkeit der hannoverschen Soldaten in der Schlacht bei Langensalza (1866), die doch den Untergang des hannoverschen Königreiches nicht hatte verhindern können; der Besucher hätte dabei möglicherweise spüren können, daß – wie viele alte Hannoveraner – auch die Weender den neuen Herren, den Preußen, nicht sonderlich wohlgesinnt waren; und viel-

leicht hätte man dann doch seinen Trost gefunden in dem siegreichen Ausgang des deutsch-französischen Krieges 1870/71, der den Deutschen ein geeintes Vaterland gebracht hatte. Ja, die Zeiten hatten sich geändert. Doch jenseits dieser großen politischen Ereignisse lagen die Geschicke der Gemeinde glücklicherweise nach wie vor in den Händen eines gestandenen Bauern, nämlich denen Heinrich Güntges. Er war übrigens – neben dem Klostergutpächter und der Wernerschen Gutswirtschaft – der größte Bauer des Ortes, und er sollte, was der Gastwirt Waldmann noch nicht wissen konnte, bis zur Jahrhundertwende in seinem Amt bleiben.

Nachdem der Besucher sich in der Waldmannschen Gastwirtschaft gestärkt und dabei einiges über den Ort erfahren hatte, konnte er sich wieder seiner eigenen Erkundung widmen. Der Weg führte ihn zunächst die Breite Straße hinauf zum Thiehaus, dem Gemeindehaus. Vorher streifte er linker Hand jenes Haus, in dem bis vor kurzem Richard Esau gelebt hatte, der Schwager und ehemalige Compagnon des Tuchfabrikanten Eberwein. Im Streit und mit erheblichen geschäftlichen Einbußen hatten sich beide getrennt und der Schwager Esau Weende verlassen. Schritt man weiter bis an die Ecke zur Mühlenstraße stand man vor dem Hirtenhaus. Ihm gegenüber lag das Thiehaus. Hier hätte man helle Kinderstimmen vernahmen können, die aus dem Haus drangen, denn schon seit etlichen Jahren war hier die »kleine Schule« untergebracht. Es war ein Ausweichquartier für die untere Klasse, denn das eigentliche Schulhaus, das neben der Kirche lag und erst vor gut zehn Jahren nach langen und mühsamen Verhandlungen erweitert und erneuert worden war, reichte doch nicht hin, der wachsenden Schülerschar genügend Raum zu geben.

Setzte man nun vom Thie aus seinen Rundgang in der Mühlenstraße fort, traf man auf das ländlich-bäuerliche Gesicht Weendes: auf der westlichen Straßenseite lagen Haus und Hof des Ackermanns Friedrich Hoff. Schon seit über hundert Jahren war es in den Händen der Familie, die damals dem Gewerbe der Leinweberei nachging. Jetzt bewirtschaftete der Ackermann Hoff 39 Morgen Acker und einen Morgen Wiese. Es war ein eher kleiner Betrieb, der es nicht erlaubte, Pferde als Zugtiere zu halten. So dienten zwei Ochsen als Arbeitsvieh. Aber immerhin sieben Kühe, zwei Kälber, acht Schafe und sieben Lämmer sowie zwei Schweine nannte Hoff sein eigen. Auch sein an die hintere Front des Hofes angrenzender Nachbar August Grünekleer war Ackermann und gehörte zu den alteingesessenen Weendern. Mit siebzig Morgen Acker und vier Morgen Wiese zählte er zu den wenigen angesehenen »Großbauern« des Ortes. Drei Pferde dienten ihm als Arbeitsvieh, daneben hielt er zwei Füllen, fünf Kühe, vier Kälber, zwei Schafe und acht Schweine. Dem Hoffschon Hof wiederum gegenüber lag die Obere Mühle, die der Straße den

Namen gab. Sie hatte gerade einen neuen Besitzer gefunden, den Müller Wilhelm Thiele aus Emmenhausen. Die Korn-, Weizen- und Spritzmühle, zu der ein Wohnhaus, Scheunen, Ställe und ein Backhaus gehörten, war zu Beginn des Jahrhunderts Eigentum der Familie Reinecke gewesen, die damals größten Landbesitzer des Ortes. Als der Emmenhäuser Müller Thiele sie 1878 erwarb, sollte er damit den Grundstein für einen großen, später industriell organisierten Bäckerbetrieb legen. Am Ende der Mühlenstraße, dort, wo sie auf die Straße Hinter dem Dorf stieß, ließ sich ein Blick auf das Gehöft eines weiteren der sieben Weender Vollbauern werfen. Der Ackermann August Wolter lebte hier, dessen Vorfahren von hundert Jahren noch der Gruppe der Tagelöhner angehört hatten. Schritt für Schritt war es der Familie im Laufe der Zeit gelungen, eine ansehnliche bäuerliche Existenz aufzubauen.

Wandte sich der Besucher nun nach Osten, so befand er sich bald vor der Kirchenpforte der Petri-Kirche und damit im alten Dorfkern. Vielleicht stellte er verwundert fest, daß Kirche und Dorfkern am Rande des Ortes lagen, statt in dessen Mitte. Der Grund war jedoch einfach: In früherer Zeit verlief der Verbindungsweg zwischen Göttingen und Weende nicht entlang der Chaussee, sondern etwas weiter östlich und stieß eben hier an der Kirche auf das Dorf. Hier, in unmittelbarer Nähe zur Kirche, befanden sich fünf der sechs Weender Meierhöfe, die über Jahrhunderte die landwirtschaftlichen Verhältnisse Weendes geprägt hatten: der Weckenesel-Hof, der sich etwas weiter unten am Weg »Hinter dem Dorfe« befand, dann der Hennecken-Hof, der Valentins- und der Ratshof, die der Kirche direkt gegenüber lagen und schließlich neben der Pfarre im Schlagenweg der Vormelien-Hof. Die ihnen zugeordneten Ländereien machten 90% der Weender Feldflur aus und waren bis ins 19. Jahrhundert hinein im Besitz auswärtiger, meist Göttinger Grundherren. Da Land und Gehöft nur lose miteinander verbunden waren, hatten die Weender Einwohner es mal stärker und mal weniger stark zersplittert zur Bewirtschaftung gepachtet. Erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Feldflur überwiegend in den unmittelbaren Besitz derer gelangt, die auch die Äcker bestellten. Inzwischen – in den 1870er Jahren – bestellten die sieben Weender Vollbauern ein Drittel der gesamten Feldflur. Das übrige Land teilten sich gut 200 Weender, von denen die überwiegende Mehrzahl kaum mehr als einen Morgen besaß. Er half ihnen, ihre bescheidene tägliche Nahrung zu sichern und zu ergänzen. Und die um die Kirche herum gruppierten Gehöfte waren nun nicht mehr Träger des bäuerlichen Weendes. Sie waren seit den 1860er Jahren immer mehr zu bloßen Wohnhäusern geworden; oft im Besitz von Handwerkern, die durch starke Untervermietung ihr Einkommen verbesserten. So beherbergte 1864 etwa der Hennecken-Hof gut zwanzig Menschen aus fünf Familien.

Die Pfarrkirche, vor der unser Besucher stand und auf die Meierhöfe blickte, lag dem früher nicht nur wirtschaftlichen, sondern ebenso geistlichen Zentrum Weendes – dem Kloster – diagonal gegenüber am südöstlichen Rand des Dorfes. Etwas höher gelegen blickte die Kirche, die in der Mitte des 18. Jahrhunderts vollständig renoviert worden war, auf die Weender herab, die gemeinsam mit den Nikolausbergern die St. Petri-Pfarre bildeten. Möglich, daß man hier dem Pastor Kreibohm begegnet wäre, der sich vielleicht im Stillen gefragt hätte, ob das unbekannte Gesicht ein fremder Gast des Ortes oder doch ein ihm noch unvertrautes Gesicht der eigenen Gemeinde sei. Erst seit einigen Jahren – seit 1869 – lebte und arbeitete er hier. Mit 2149 Seelen war Weende die größte Gemeinde in der Göttinger Kircheninsektion I, die etwa dem heutigen Kirchenkreis Göttingen Nord entspricht. Da war es nicht immer leicht, mit allen bekannt und vertraut zu sein, zumal bei der starken Fluktuation der Einwohner mit deren ständigen Fort- und Zuzügen. Und dann war da noch die betrübliche Tatsache, daß der Gottesdienstbesuch, überhaupt die Teilnahme am kirchlichen Leben, immer dürftiger wurde. Warum war das so? Sehr viele Familien lebten in ärmlichen Verhältnissen, oft arbeiteten Mann und Frau in den Fabriken oder auf den Feldern, um ein Auskommen für ihre Familie zu finden. Da blieb wenig Kraft und Zeit. Allerdings, zum Feiern und zum Brantwein trinken fanden sich offenbar immer genug Zeit und Geld. Möglich, daß der Pastor darüber nachdenkend und grübelnd eilends weitergeschritten wäre zum ersten Schullehrer, der zugleich Küster war und mit dem vielleicht noch eine Absprache wegen des sonntäglichen Gottesdienstes zu treffen war. Gleich neben der Kirche lag ja die »große Schule«, die auch die Lehrerwohnung des ersten Lehrers beherbergte.

Möglich aber auch, daß der Besucher den Pastor ansprach, um nach dem Weg hinauf zum Weendespring zu fragen, mit dem er seinen Rundgang abschließen wollte. Der Weg war schnell beschrieben: ein Stück entlang der Kirchstraße und dann weiter die Springstraße hinauf. Hatte man die letzten Weender Häuser im Rücken gelassen, folgte man dem Feldweg in östlicher Richtung, bog dann links und wieder rechts ein und gelangte so ans Ziel. Unbedingt müsse der Besucher dabei von der Kirchstraße aus einen Blick in den Schlagenweg werfen, empfahl der Pastor. Dort werde er auf ein herrschaftliches Haus aufmerksam werden. In diesem keineswegs dörflichen, sondern eher bürgerlich gestalteten Haus hätte früher der Harster Amtmann Schlemm gelebt. Jetzt werde es von der Fabrikantenfamilie Lütgens bewohnt, den sicherlich wohlhabendsten Bewohnern des Ortes. Östlich und nördlich ihres Wohnhauses befanden sich das Fabrikhaus, Lagerhaus, Waschhaus, Kesselhaus, Remisen und Apparategebäude. Dahinter lag ein großer privater Park. Im Firmenbuch des Königreiches Hannover von 1865 war die Fabrik

unter dem Namen »Ph. D. Petsche Wwe & Co, Dampffabrikation destillierter Produkte« eingetragen.

Nachdem der Besucher diesem Ratschlag gefolgt war, setzte er seinen Weg durch die Kirch- und später durch die Springstraße fort. Mit aufmerksamen Augen bemerkte er hier, daß die östliche Seite der Springstraße deutlich dichter bebaut war, als die westliche Seite. Eher kleine Häuser reihten sich unmittelbar aneinander, an die sich nach hinten hinaus schmale, langgestreckte Gärten anschlossen. Handwerker waren hier zu Hause: Tischler, Zimmerleute, Holzaufseher, Schlosser, Maurer und Topfhändler. Auf der westlichen Seite dagegen waren die Hofgrundstücke größer und man traf noch einmal auf zwei der wenigen Weender Ackerleute. Einer von ihnen war der Weender Bauermeister Güntge, von dem bereits die Rede war. Die letzten Häuser Weendes nun hinter sich lassend, ging es durch die Felder hinauf zur Quelle des Weendebaches, der sich von hier aus in einem weiten Bogen durch den Ort schlängelte, dessen Lebensader er war, als Energieträger ebenso wie als Nahrungsmittel. Doch die Quelle wie die umstrittene Fabrikanlage war nur aus der Distanz zu betrachten. Das ehemals so romantische Fleckchen war tatsächlich für das »Publico« geschlossen. Umsonst war der Weg hier hinaus jedoch keineswegs. Man wandte sich zurück, ließ den Blick über den Ort schweifen und die gewonnenen Eindrücke Revue passieren. Auf einen Nenner ließ sich allerdings das Gesehene gar nicht so leicht bringen, eher widersprüchlich war das Bild.

Dorf schien nicht mehr die treffende Bezeichnung zu sein. Natürlich gab es Bauernwirtschaften mit Pferdewagen, Kühen, Misthaufen. Hühner und Schweine begegneten einem auf den Wegen. Noch immer lagen die Felder der einzelnen Besitzer in bunter Gemengelage und zwangen zu den üblichen Absprachen bei der Feldbestellung und Feldarbeit. Immer noch fanden etliche Tagelöhner auf den Feldern der Gutsbesitzer und Vollbauern Arbeit. Doch daneben gab es die Eisenbahn, die Fabriken wie die Laportesche oder Eberweinsche Tuchfabrik, gab es Lütgens Spirituosenfabrik. Hier fanden immer mehr Weender ihre eigentliche Lebensgrundlage. Ihr Arbeitsrhythmus begann, das Leben des Ortes und seiner Bewohner zu prägen. Der Pfarrer hatte hiervon mit Wehmut berichtet. Sicher gab es noch immer so etwas wie eine Dorfgemeinschaft, es gab eingesessene Familien, wie die Grüneklees und Wolters. Noch immer war ein Bauer der Vorsteher des Ortes – der größte Bauer natürlich. Doch die Bevölkerung Weendes war keine personell fest umrissene Gruppe mehr. Sie war im Laufe der Jahre größer und vor allem offener, flexibler geworden.

Wandel und Bewegung, das Nebeneinander von Altem und Neuem: Das gerade schien den Ort Weende zu Beginn des Kaiserreiches zu charakterisieren. Erinnert man sich an die noch aus dem 18. Jahrhundert stammenden Kupferstiche, so zeigten sie Weende als ein Dorf vor den Toren Göttingens, das schon zu dieser Zeit von der Nähe zu Stadt geprägt war. Die zahlreichen Gastwirtschaften spiegelten das ebenso wider wie der ausgeprägte Handwerkerstand. Dennoch war das Dorf eingebunden in die hergebrachte Ordnung, in deren feudal-ständische Herrschaftsstrukturen ebenso wie in deren handwerklich-agrarische Wirtschaftsweise. An der Wende zum 20. Jahrhundert sollte Weende schließlich die Konturen eines Arbeitervorortes tragen, nun eingebunden in eine moderne Industriegesellschaft, in deren Lebensmaximen und Spannungsfelder.

Auf den nun folgenden Seiten soll dieser Weg Weendes in die moderne Industriegesellschaft nachgezeichnet werden. Welche Aspekte dieses kleinen Kosmos der Weender Gesellschaft auch angesprochen werden, ob politische, wirtschaftliche oder soziale Gegebenheiten und Begebenheiten, stets wird der tiefgreifende Umbruch zu beschreiben sein, der sich seit Anfang des 19. Jahrhunderts vollzog und der im letzten Drittel des Jahrhunderts, nachdem die nationale Frage im Deutschen Kaiserreich eine Lösung gefunden hatte, Deutschland rasant in das Zeitalter der modernen Industriegesellschaft führte.

Das überfüllte Dorf

Die Geschichte des Dorfes Weende ist natürlich zunächst die Geschichte seiner Bewohner, der Weender. Und so soll eingangs der Blick darauf gerichtet werden, wie viele Menschen während des 19. Jahrhunderts in Weende gelebt haben, worauf ihre Lebensgrundlage ruhte und wie sie ihre Auskommen fanden. Im Mittelpunkt der Betrachtung steht das beachtliche Anwachsen der Einwohner in jenen Jahrzehnten. Es werden die einzelnen Stadien des Bevölkerungswachstums in Weende nachgezeichnet sowie mögliche Ursachen dafür benannt. Die Beantwortung der Frage, wovon die zahlreicher werdenden Weender eigentlich lebten, weist bereits auf die tiefgreifenden gesellschaftlichen Umwälzungen hin, die sich im Laufe des Jahrhunderts vollzogen und das soziale Gesicht Weendes so grundlegend verändern sollten. Da zum Leben nicht nur das Wirtschaften und Arbeiten gehört, sondern ebenso sehr die Notwendigkeit, ein Dach über dem Kopf zu haben, soll an dieser Stelle auch der Frage nachgegangen werden, wie und wo die Weender wohnten und schließlich, wie sich der Ort auszudehnen begann.

Ein »staunenswertes Grundfaktum der europäischen wie der deutschen Geschichte« nennt der Historiker Nipperdey jenes Bevölkerungswachstum, das Mitte des 18. Jahrhunderts begann und bis ins 20. Jahrhundert hineinreichte.⁸⁰ Stärker als in früheren Jahren wird heute in dieser demographischen Entwicklung ein bedeutendes, wenn nicht das ursächliche Moment gesehen für die Auflösung der traditionellen Agrargesellschaft und den Wandel hin zur modernen Industriegesellschaft.⁸¹ Auch in dieser Darstellung der Geschichte Weendes im Jahrhundert des Übergangs wird das Thema Bevölkerungswachstum an verschiedenen Orten und im Zusammenhang unterschiedlichster Aspekte wieder auftauchen. Einerseits wird dabei die verändernde Kraft sichtbar werden, die von der schlichten Tatsache ausging, daß immer mehr Menschen nach Arbeit, Brot und Wohnung suchten. Andererseits wird sich zeigen, wie veränderte soziale und wirtschaftliche Verhältnisse eben das Wachsen der Bevölkerung begünstigten und förderten.⁸²

⁸⁰ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800 bis 1866, S. 102.

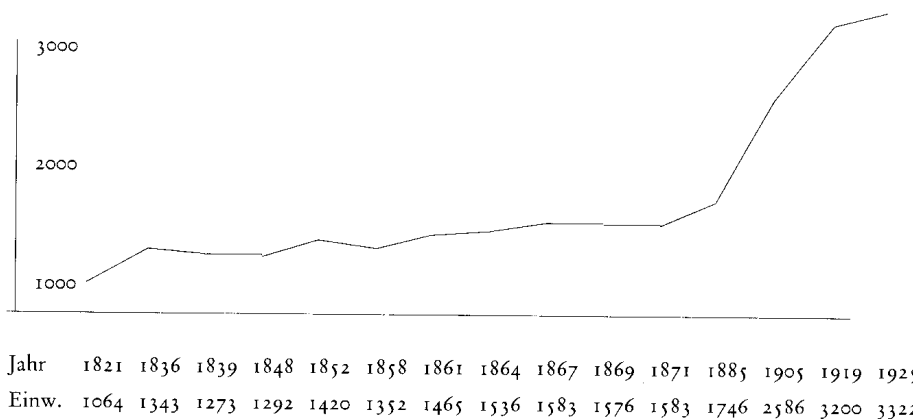
⁸¹ Vgl. Dipper, Übergangsgesellschaft, S. 69.

⁸² Zur Wechselwirkung von Ursache und Wirkung im Rahmen des Bevölkerungswachstums vgl. z.B. Rürup, Deutschland im 19. Jahrhundert 1815-1871, S. 24.

Bevölkerungswachstum

Die Zeit der »stehenden Bevölkerung« war seit Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland – wie in ganz Europa – zu Ende gegangen, die Zeit also, in der die Bevölkerungszahlen über Jahrhunderte hinweg im wesentlichen gleich geblieben waren. Die Zeiger der demographischen Entwicklung standen nun auf Wachstum. Mehrere Faktoren hatten dazu beigetragen, daß sich die Schere der Geburten- und Sterbezahlen in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts zugunsten der Geburten öffnete. Früher meinte man, verantwortlich hierfür sei vor allem das Sinken der Sterblichkeit – besonders der Kindersterblichkeit –, das auf verbesserter Hygiene und Medizin beruhte. Heute dagegen sieht man in erster Linie das auslösende Moment für ein allmähliches Wachsen der Bevölkerung im Anstieg der Geburtenrate. Ursache dafür sei wiederum, daß das Heiratsalter der Frauen sank. Gute Ernten (wie z.B. 1730) und die damit verbundene bessere Ernährung trugen das ihre bei.⁸³

Auch in Weende war die Zahl der Einwohner seit 1750 stark gestiegen. 1757 lebten 600 Menschen im Dorf; 1797, also vierzig Jahre später, waren es bereits 937. Auch die Bevölkerungsstatistik, die der Weender Pastor Bode in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts anlegte, verzeichnete in der überwiegenden Mehrzahl der Jahre einen deutlichen Geburtenüberschuß.⁸⁴ In den kommenden Jahren sollte dieser Trend, wenn auch mit Schwankungen unangefochten anhalten, wie die Einwohnerzahlen Weendes aus dem 19. Jahrhundert belegen:⁸⁵



⁸³ Vgl. Rürup, Deutschland im 19. Jahrhundert 1815-1871, S. 25, sowie Dipper, Übergangsgesellschaft, S. 63.

⁸⁴ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 553f.

⁸⁵ Zu den Zahlen für die Jahre 1821, 1885 und 1905 vgl. Uelschen, Die Bevölkerung im Wirtschaftsgebiet Niedersachsens von 1821-1939, S. 44-49. Siehe im Anhang, S. 307. Für die übrigen Zahlen vgl. StadtAGött, Weende 616.

Im Zeitraum der gut achtzig Jahre von 1821 bis 1905 hatte sich die Einwohnerzahl Weendes mehr als verdoppelt: von 1064 auf 2586 Menschen. Mit einer Zuwachsrate von 143% hatte sie sich im Vergleich mit den übrigen 73 Gemeinden des (alten) Landkreises Göttingen am stärksten erhöht. Nur in Grone (976: 2174; Steigerung um 123%), Geismar (702:1533; Steigerung um 104%) und Rosdorf (829:1528; Steigerung um 84%) war eine ähnliche Bewegung zu beobachten. Alle diese Orte lagen mit ihrer Bevölkerungsdichte deutlich über dem Durchschnitt des Kreises, in dem zwischen 1821 und 1905 die Bevölkerung lediglich um 21% gestiegen war.⁸⁶

In unmittelbarer Nähe zu Göttingen waren hier offenbar kleine Ballungsräume entstanden, in denen sich die Bevölkerung stärker als in der Umgegend verdichtete. Diese Tatsache hing eng mit der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung dieser Orte zusammen. Vor allem Weende und Grone waren relativ früh in den Industrialisierungsprozeß einbezogen; im Ort gab es einige Fabriken, von denen die Textilunternehmen Eberwein (Weende) und Levin (Grone) die größten waren. Darüber hinaus bot seit 1854 die Eisenbahn in Göttingen sowohl eine gute Verkehrsanbindung als auch zahlreiche Arbeitsplätze.

Greift man räumlich weiter und stellt die Bevölkerungsentwicklung Weendes neben die des Königreiches Hannover allgemein, so ergibt sich hier ein ähnliches Bild: Zwischen 1816 und 1864 wuchs die Bevölkerung des Königreiches insgesamt durchschnittlich um 19%, die Weendes aber um 44%.⁸⁷ Wie schon oben spiegeln diese Verhältnisse die Wechselwirkung zwischen demographischer und wirtschaftlicher Entwicklung wider. Denn das eher konservative Königreich Hannover löste sich erst recht spät und langsam (etwa ab den 1830er Jahren) von den wirtschaftlichen Gegebenheiten eines Agrarstaates.⁸⁸ Und so wuchs hier die Bevölkerung vergleichsweise langsam, besonders im Verhältnis zum Anstieg der Bevölkerung, wie er im Gebiet des späteren deutschen Reiches zu beobachten war, wo die durchschnittliche Wachstumsrate bei 54% lag.⁸⁹

Kehrt man nun zu den Einwohnerzahlen Weendes zurück und betrachtet sie genauer, so bemerkt man, daß die Bevölkerung keineswegs kontinuierlich wuchs. Deutlich treten zwei Einbrüche zwischen 1836 und 1839 (Verringerung um 70

⁸⁶ Vgl. Uelschen, Die Bevölkerung im Wirtschaftsgebiet Niedersachsens von 1821 bis 1939, S. 44-49.

⁸⁷ Vgl. Rürup, Deutschland im 19. Jahrhundert 1815-1871, S. 22.

⁸⁸ Vgl. Kuss/Mütter, Geschichte Niedersachsens neu entdeckt, S. 51, sowie Linde, Das Königreich Hannover an der Schwelle zum Industriezeitalter, S. 434f.

⁸⁹ Vgl. Rürup, Deutschland im 19. Jahrhundert 1815-1871, S. 22.

Personen) sowie zwischen 1852 und 1858 (Verringerung um 68 Personen) hervor. In ganz Deutschland läßt sich dieser wellenartige Verlauf des Bevölkerungswachstums beobachten. Allgemein werden dafür Cholera- und Grippeepidemien der Jahre 1831/32, vor allem aber die Hungerkrise in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts verantwortlich gemacht. Mißernten, die nicht nur das Getreide betrafen, sondern auch die für die Ernährung der breiten Bevölkerung immer wichtiger werdende Kartoffel, hatten besonders in den dicht bevölkerten Gegenden Deutschlands zu Hungersnöten geführt.⁹⁰ Auf zwei Folgen dieser Hungersnöte wies der Weender Lehrer Wachtel 1854 hin, als er nach den Ursachen für die sinkenden Schülerzahlen gefragt wurde: Es seien in dem Zeitraum von 1848 bis 1854 viele Kinder gestorben ehe sie schulpflichtig waren. Darüber hinaus – so Wachtel – wären in jüngster Zeit viele Familien ausgewandert – nämlich nach Amerika.⁹¹

Einer der Gründe, warum die Hungerkrise Mitte des Jahrhunderts so drastisch auf die Bevölkerungszahlen durchschlagen konnte, waren die sozialen Verschiebungen, die den Prozeß des vorausgegangenen Bevölkerungswachstums begleitet hatten. Überproportional war die Zahl derjenigen gestiegen, deren Auskommen in der traditionellen Agrargesellschaft keineswegs gesichert war. Das war die Gruppe der Land- und Besitzlosen, die meist von der Hand in den Mund lebten und als Tagelöhner oder als Heimarbeiter im Leinengewerbe ihren Lebensunterhalt bestritten. Im Südniedersächsischen wurden sie Häuslinge genannt. Da sie dem Landesherrn eine spezielle Abgabe, das Häuslingsgefälle, zu entrichten hatten, waren sie eine klar umrissene, sozial und rechtlich abgegrenzte Gruppe innerhalb des Dorfes.⁹²

Bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts lebten in Weende im Vergleich zu den übrigen Dörfern des Amtes Harste mit Abstand die meisten Häuslinge (1733 waren es 27 und 1757 waren es 31).⁹³ Im Zuge des allgemeinen Bevölkerungsanstiegs vergrößerte sich diese Gruppe in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, am deutlichsten in den 1790er Jahren, als ihre Zahl von 53 im Jahr 1791/92 auf 79 im Jahr 1799 emporkletterte.⁹⁴ Das Anwachsen dieser dörflichen Randgruppe war durch zwei sich scheinbar widersprechende Bewegungen

⁹⁰ Vgl. Tilly, Vom Zollverein zum Industriestaat, S. 12ff.

⁹¹ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A, 333, IV; Notiz vom 14. September 1854, und Kocka, Arbeitsverhältnisse, S. 39f. Als Spitzenjahre der deutschen Auswanderung werden hier die Jahre 1847-57 genannt.

⁹² Vgl. Mittelhäuser, Häuslinge im südlichen Niedersachsen, S. 252.

⁹³ Vgl. Mittelhäuser, Häuslinge im südlichen Niedersachsen S. 261.

⁹⁴ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 533f.

begleitet: Einerseits schien die Armut unter den Häuslingen zu wachsen, andererseits befanden sich unter ihnen immer mehr Familien. Trotz materieller Einschränkungen wurde das Häuslingsdasein also für etliche Menschen zu einer »normalen« Existenz, die auch die Gründung von Familien einschloß.⁹⁵ Am Ende des 18. Jahrhunderts werden diese Familien im verbreiteten Leinengewerbe eine bescheidene, aber eben krisenanfällige Lebensgrundlage gefunden haben.⁹⁶ Gerade in dieser Phase des Bevölkerungswachstums tritt deutlich die Wechselwirkung hervor, die zwischen der demographischen Entwicklung einerseits und den materiellen Bedingungen und sich ändernden Lebenseinstellungen andererseits bestand.⁹⁷

Im 19. Jahrhundert setzte sich dieser Trend fort. Zum Teil sprunghaft nahm die Zahl der Häuslinge zu: 1810 wurden 58 Weender bzw. Weender Haushaltsvorstände als Häuslinge bezeichnet. Bis Ende der 1830er Jahre sollte sich ihre Zahl auf 110 bis 120 verdoppeln, um schließlich 1864 auf 210 Häuslingsfamilien anzusteigen.⁹⁸ Anhand der aus früheren Jahren erhaltenen Verzeichnisse der Weender Häuslinge und ihrer Häuslingsabgaben läßt sich ersehen, daß in dieser Gruppe stets eine bedeutende Anzahl von alleinstehenden Frauen und Witwen, oft mit kleinen Kindern, anzutreffen war sowie Tagelöhner und kleine Handwerker, meist aus dem Baugewerbe.

Im Jahr 1839 charakterisierte das Königliche Amt Göttingen die Lage der Weender Häuslinge mit folgenden Worten: »Die Häuslinge [...] sind in der Regel Tagelöhner, ohne Grundbesitz und dürftig. Seit dem Jahre 1831 hat zwar durch die Abnahme der Universität Göttingen sich eine fühlbare Verdienstlosigkeit unter den Tagelöhnern gezeigt, jedoch ist eine gänzliche Verarmung derselben noch nicht eingetreten.«⁹⁹ Wenn nach Ansicht des Amtes noch nicht »gänzlich« verarmt, war Armut doch eine nicht weichen wollende Begleiterscheinung des Lebens einer Häuslingsfamilie. 1839 zum Beispiel war in den erwähnten Häuslingstabellen hinter jedem aufgeführten Weender der Vermerk »arm« zu lesen. Und 1842 wurden von den 107 Häuslingen 21, d.h. ein Fünftel, als »bettelarm« eingestuft.¹⁰⁰ Und als 1848 der Göttinger Kaufmann Laporte beim Göttinger Amt wegen seiner geplanten Textilfabrik vorstellig wurde, entwarf er ein krasseres Bild der Weender

⁹⁵ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 534.

⁹⁶ Vgl. Dorf und Kloster Weende, S. 507.

⁹⁷ Vgl. Mittelhäuser, Häuslinge im südlichen Niedersachsen, S. 250.

⁹⁸ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 533; NHStAH, Hann 74 Gö, C, 288, sowie NHStAH, Hann 74 Gö, J, 208-209.

⁹⁹ NHStAH, Hann 74 Gö, C, 288.

¹⁰⁰ Vgl. NHStAH, Hann 74 Gö, C, 288.

Verhältnisse, als es die Behörde zehn Jahre zuvor getan hatte: »[...] wenn auch die bei Weende gelegene Eberweinsche Fabrik und die Kloster-Domaine Manchem Arbeit gewährt, so ist dies für eine solche Menge von vermögenslosen Leuten lange nicht ausreichend. Es existiert auch wohl kein Ort in hiesiger Gegend, wo man so viel von Feld- und Holzdiebstählen hört, da begreiflicherweise jene Leute eher zum Äußersten greifen, als daß sie mit ihren Familien verhungern.«¹⁰¹ Wie eine Steuerliste des Jahres 1864 nahelegt, sollte sich die Lage der Häuslinge allmählich etwas konsolidieren: immerhin machten sie zwei Drittel aller Weender Steuerzahler aus. Unter ihnen gab es noch immer etliche Tagelöhner, doch hatten sich Bahnarbeiter und Tuchmachergesellen zu ihnen gesellt.¹⁰²

Wendet man nun von der Mitte des Jahrhunderts den Blick auf die Zeit zwischen 1871 bis 1905, so fällt der rasante, beinahe explosionsartige Bevölkerungsanstieg im letzten Drittel des Jahrhunderts auf. Auch dies ist eine allgemeine Erscheinung, die den endgültigen Durchbruch der Industrialisierung seit der Reichsgründung begleitete. Mit diesem Anstieg verband sich zudem eine starke Binnenwanderung der Bevölkerung. Als ein bereits im Strom der Industrialisierung schwimmender Ort blieb auch Weende davon nicht unberührt. Besonders seit den 1880er Jahren siedelten sich hier immer mehr Menschen aus der näheren oder fernen Umgebung an.¹⁰³ Ganz offenbar bot sich ihnen in Weende die Möglichkeit, zu leben, zu arbeiten und ein Auskommen zu finden.

Die Lebensgrundlage

Weniger für die Zeitgenossen, wohl aber für uns Zurückschauende erscheint die Industrialisierung als die Lösung der Herausforderung, die das Bevölkerungswachstum an die Gesellschaft stellte, nämlich einer immer größer werdenden Zahl von Menschen Arbeit und Brot zu bieten. Hatte zu Beginn des Jahrhunderts der demographische Wachstumsprozeß den Rahmen der traditionellen Agrar- und Ständegesellschaft gesprengt (hiervon wird im kommenden Kapitel noch ausführlicher die Rede sein), so begann am Ende des 19. Jahrhunderts die neue Wirtschaftsweise eine zunehmende Zahl von Menschen zu integrieren, bot ihnen Arbeitsplätze und Verdienst.¹⁰⁴ Und trotz der am Ende des 19. Jahrhunderts so heftig diskutierten »Sozialen Frage« wurde das Problem von Armut und Unterbeschäftigung allmählich mit der sich durchsetzenden

¹⁰¹ Vgl. NHStAH, Hann. 80 Hild, F, Nr. 120.

¹⁰² Vgl. NHStAH, Hann 74 Gö, J, 208-209.

¹⁰³ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 103, 1891.

¹⁰⁴ Vgl. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1849-1914, Dritter Band, S.7

Industrialisierung überwunden.¹⁰⁵ Diese Einschätzung läßt sich auch anhand der Weender Sozial- und Berufsstruktur bzw. ihres Wandels im Laufe des 19. Jahrhunderts nachvollziehen. Deshalb wende ich mich nun der Frage zu, wie und wo die Weender am Ende des letzten Jahrhunderts eine Existenzgrundlage fanden.

Es wurde bereits erwähnt, daß Weende um 1800 keineswegs ein typisches Ackerbauerdorf gewesen war. Schon damals lebten nur wenige Weender ausschließlich von der Landwirtschaft, während eine große Zahl der Einwohner ihre Lebensgrundlage im gewerblichen Bereich fand. Viele führten eine sogenannte Mischexistenz, bei der die Einkünfte aus handwerklicher Tätigkeit vor allem im Baugewerbe, aus Tagelöhneri oder aus dem Leinengewerbe durch eine kleine (bäuerliche) Subsistenzwirtschaft ergänzt wurden. Diese Sozialstruktur verdankte Weende einerseits dem Klostergut und andererseits der unmittelbaren Nähe zur Stadt, die vor allem den Handwerkern des Ortes eine wirtschaftliche Basis bot.¹⁰⁶

Hundert Jahre später, an der Wende zum 20. Jahrhundert, beschrieb der damalige Pastor Meyer in zwar subjektiv gefärbten, aber klaren Worten die sozialen Konturen des Ortes so: »Weende ist, obwohl dem Namen nach ein Dorf, thatsächlich eine Arbeitervorstadt Göttingens mit sehr zahlreichem Proletariat, unter welchen es Existenzen höchst bedenklicher Art giebt. Hinsichtlich des irdischen Besitzes treten hier starke Gegensätze hervor: einer geringen Zahl wohlhabender, ja reicher Gemeindeglieder, die aus landwirtschaftlichem Großbetrieb oder Fabriken ihren Erwerb haben, stehen meist solche gegenüber, die aus der Hand in den Mund leben und zum Teil geradezu Not leiden; ein gut situierter Mittelstand ist wenig vorhanden, besonders aber fehlt es an dem rechten Bauernstande.«¹⁰⁷ Nach diesen Worten des Pastors entsprach die soziale Struktur Weendes jener Jahre in geradezu klassischer Weise den Verhältnissen einer kapitalistischen Klassengesellschaft: hier die Fabrikanten (und die wenigen großen Landwirte), dort die zahlenmäßig dominierenden, lohnabhängigen Arbeiter. Ähnlich äußerte sich gut zehn Jahre später – im Juli 1910 – die Bezirksregierung in Hildesheim über die Entwicklung Weendes anläßlich einer Auseinandersetzung um die finanzielle Zulage für den Rektor der Weender Volksschule: »Im übrigen [...] hat Weende, was auch seine Steuerverhältnisse erkennen lassen, durchaus keinen rein ländlichen Charakter mehr, sondern bildet sich im Gegenteil immer mehr zu einem Vorort von Göttingen mit städtischen Verhältnissen heraus. Es

¹⁰⁵ In diesem Sinne auch Mittelhäuser, Häuslinge im südlichen Niedersachsen, S. 264.

¹⁰⁶ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 568-573.

¹⁰⁷ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 103, 1897.

wächst rasch, zählt im Jahre 1905 bereits mehr Einwohner, als manche Stadt des Regierungsbezirks, nämlich 2454 Einwohner (gegen 1870 im Jahre 1895).«¹⁰⁸

Zwar sind die Steuerlisten von 1910 nicht mehr greifbar, doch läßt sich das soziale Gesicht Weendes zur Zeit der Jahrhundertwende, wie es in diesen zeitgenössischen Schilderungen entworfen wird, an einer Personalsteuerrolle aus dem Jahr 1883/4¹⁰⁹ sowie an einem Wählerverzeichnis des Jahres 1915¹¹⁰ durchaus nachvollziehen. Der Vergleich beider Verzeichnisse läßt deutlich werden, worauf schon die Bevölkerungsentwicklung Weendes hindeutete, daß sich vor allem in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts der Wandel Weendes zum Industrie- und Arbeiterort vollendete. Doch nun zur Berufsstruktur Weendes, wie sie sich einmal in der Personalsteuerrolle von 1883/4 und dann in dem Wählerverzeichnis von 1915 darstellt.

Zunächst zum Jahr 1884: Immer noch lebten gut 11% der Weender, also jeder neunte, von der Landwirtschaft, dem sogenannten primären Wirtschaftssektor. Knapp die Hälfte dieser Weender hatten eine eigenen Hof, während der Rest als Landarbeiter, Knechte, Aufseher oder anderes landwirtschaftliches Fachpersonal arbeitete. Ähnlich wie um 1800 war auch jetzt das Handwerk von großer wirtschaftlicher Bedeutung. Genau 40% aller Weender Steuerzahler verdienten hier ihren bzw. ihrer Familie Lebensunterhalt. Nach wie vor arbeitete ein großer Teil von ihnen im Baugewerbe; auch waren etliche Schuster und Schneider zu verzeichnen. Gerade die Handwerker dieser beiden Gewerbe litten oftmals an Unterbeschäftigung, weil zu viele Personen hier ein Auskommen zu finden hofften. Denn für die Ausübung des Schuster- wie Schneiderhandwerks benötigte man weder geräumige Werkstätten noch umfangreiches und teures Werkzeug, so daß es zu einer Überbesetzung dieser Handwerkszweige und damit zu einer Verarmung der einzelnen Handwerker kam.¹¹¹ Auffällig ist, daß das Leinengewerbe gar keine Rolle mehr als Erwerbsfeld zu spielen schien.

Landwirtschaft und Handwerk – das waren zunächst noch durchaus traditionelle Arbeitsfelder der Weender Bevölkerung. Daß sich aber tatsächlich ihre Lebensgrundlage seit Mitte des 19. Jahrhunderts zu ändern begann, wird an der zweitgrößten Berufsgruppe deutlich, die in der Personalsteuerrolle von 1883/4 vertreten war: den Arbeitern. Knapp ein Drittel (29% bzw. 121 Personen) aller Erwerbstätigen Weender gehörten hierzu. Allein 47 von ihnen arbeiteten bei der Bahn in Göttingen als Bahnhofsarbeiter, Bahnwärter, Rangierer, Bremser,

¹⁰⁸ Vgl. StadtAGött, Weende 152.

¹⁰⁹ Vgl. StadtAGött, Weende 637. Siehe Tabelle im Anhang.

¹¹⁰ Vgl. StadtAGött, Weende 198. Siehe Tabelle im Anhang.

¹¹¹ Vgl. Sachse, Göttingen im 18. und 19. Jahrhundert, S. 52.

Bahnhofsschlosser oder Weichensteller. Dies zeigt die große Bedeutung, die der Eisenbahn als Arbeitgeber im Industrialisierungsprozeß dieser Gegend zukam.

Betrachtet man das Wählerverzeichnis zur Gemeindewahl 1915 unter dem Gesichtspunkt der beruflichen und sozialen Struktur des Ortes, so zeigt sich, daß der Ort nun wirtschaftlich weitgehend auf der Industrie basierte. In den vergangenen dreißig Jahren seit 1883/4 hatte sich im gewerblichen Bereich das Verhältnis von Handwerk und Industriearbeit umgekehrt. Und auch mancher Handwerker wird direkt oder indirekt industriell eingebunden gewesen sein, wie etwa die Schlosser oder Klempner. Beinahe die Hälfte (48,4%) aller Weender verdiente nun als Fabrik- oder Bahnarbeiter ihren Lebensunterhalt. Die Gruppe der Bahnarbeiter, die ja schon 1883/4 bedeutend war, hatte sich weiter vergrößert: 134 Weender arbeiteten hier. Die Fabrikarbeiter werden vor allem bei der Textilfabrik Eberweins oder auch der Levinschen Fabrik in Grone in Lohn und Brot gestanden haben. So kamen 1912 von den Levinschen Arbeitern immerhin 65 aus Weende.¹¹² Hervorzuheben ist ebenfalls der gewachsene Dienstleistungsbereich als Arbeitsfeld: sieben Prozent der Weender fanden hier als Händler, Postagenten oder auch Lehrer ihren Lebensunterhalt.

Ganz mit diesen Daten stimmt eine Beschreibung des Weender Gemeinderates von 1919 überein. Sie zeigt zudem, daß ein so dramatisches, einschneidendes Ereignis wie der Erste Weltkrieg an der sozialen Struktur des Ortes nichts verändert hatte. Der Gemeinderat schrieb: »Wenn Weende nach seiner Verwaltung ein Dorf ist, so sind doch die Lebensverhältnisse durchaus nicht so, wie auf den ausgesprochenen Bauerndörfern der weiteren Umgebung. Ausgesprochen bäuerliche Betriebe gibt es außer dem Klostergute, das als Saatgut die Hälfte der Ackerfläche Weendes bebaut, nur fünf. Es ist durchaus ersichtlich, daß die meisten der rund 3200 Einwohner in der Industrie und bei der Bahn beschäftigt werden.«¹¹³

Wohnen und Bauen – die bauliche Expansion des Dorfes Weende

Immer wieder weisen die Zeitgenossen auf den städtischen Charakter Weendes hin, den sie am Ende des 19. Jahrhunderts beobachteten. Die starke Zunahme der Bevölkerung sowie die veränderte wirtschaftliche Struktur des Ortes werden dabei als typische Merkmale genannt. Neben diesen beiden Aspekten gehört zum städtischen Charakter Weendes eine weitere Erscheinung, nämlich die des beengten Wohnens. Zur Erinnerung: Die Bevölkerung des Ortes hatte sich

¹¹² Vgl. Kriedte, Die Kehrseiten der Wohltätigkeit, S. 87.

¹¹³ StadtAGött, Weende 152.

zwischen 1821 und 1905 verdoppelt, von 1064 Menschen auf 2586. Und so stellt sich die Frage, ob sich entsprechend der Einwohnerzahl des Ortes auch die Anzahl der Häuser und Wohnungen vermehrt hatte? Oder direkter gefragt: Wo und wie lebten diese Weender? Wo und wie kamen sie unter?

Ein gewissen Einblick in das Verhältnis von Bevölkerungswachstum und Hausbestand bietet eine Zählung der Einwohner und Wohnhäuser zwischen den Jahren 1836 bis 1871.¹¹⁴ Obwohl die Bevölkerung in diesem Zeitraum um 240 Menschen anstieg, blieb der Wohnbestand im wesentlichen gleich. 169 Wohngebäude zählte man 1836, 1871 waren es 170. Daraus läßt sich nur schließen, daß das Bevölkerungswachstum zu einer Verdichtung des Lebens und Wohnens in Weende führte. Das ist im Grunde auch nicht weiter erstaunlich, da gerade die land- und besitzlose Bevölkerung das höchste Wachstum zu verzeichnen hatte. Diese dörfliche Gruppe hätte, selbst wenn dies im Rahmen der traditionellen Dorfverfassung möglich gewesen wäre, kaum die Mittel für den Bau neuer Häuser aufbringen können.

Wie viele Menschen damals zuweilen unter einem Dach wohnten, veranschaulicht das Haus des Drechslers und Nebenerwerbsbauern Wettmarshausen, das sich unmittelbar am Eingang zur Springstraße befand. Zwar hatte das Grundstück eine leidliche Größe, doch war das eigentliche Wohnhaus keineswegs besonders groß. Die Familie Wettmarshausen bestand selbst aus sechs Personen, dem Ehepaar und seinen vier bereits erwachsenen Kindern. Als Mieter lebten 1861 mit ihnen noch weitere 18 Menschen im Hause, sechs Kinder und zwölf Erwachsene. Da war die 51jährige Näherin Christiane Strule mit ihrer bereits 26jährigen Tochter Elise; Heinrich Kühne – 32 Jahre alt – wohnte hier mit seiner Frau und seinen Kindern, dem dreijährigen Heinrich und der gerade einjährigen Amalie; außerdem Carl Sonnenmann – 38 Jahre – mit seiner Frau und seinen vier Kindern, die zwischen ein und 14 Jahre alt waren. Schließlich gab es noch Jette Grosse mit ihrer 16jährigen Tochter und das Ehepaar Friedrich und Auguste Neuß. Insgesamt lebten also hier 24 Menschen.

Ähnlich sah es auf dem Gehöft des Hennecken-Meierhofes aus, das sich unmittelbar gegenüber der Kirche befand. Es gehörte dem Ackermann Christian Wolter. In dem Häuserverzeichnis aus dem Jahre 1858 taucht er allerdings als Bewohner des Hauses nicht auf. Möglicherweise nutzte er seinen Besitz als reines Mietshaus. Sechs Parteien war hier in jenem Jahr versammelt: Die Familie Noack mit Mann, Frau, Kind und Großmutter. Weiter wohnten hier zwei Familien mit

¹¹⁴ Vgl. StadtAGött, Weende 616, und Verzeichnis der Weender Reihestellen und ihrer Besitzer, privat, Friedrich Mosel.

vier bzw. einem Kind, zwei alleinstehende Frauen mit zwei bzw. einem (erw.) Kind sowie eine alte Frau, möglicherweise eine Tante der Noacks. Ein Vergleich mit den Daten der Volkszählung des Jahres 1861¹¹⁵ zeigt, daß sich die Bewohnerschar in diesen drei Jahren noch vergrößert hatte. Nun lebten zwölf Erwachsene und zwölf Kinder hier. Bemerkenswerterweise bewohnten von Noacks abgesehen 1861 andere Personen das Haus: eine Tagelöhnerfamilie mit Großmutter und fünf Kindern, ein Ehepaar mit zwei Kindern, eine junge Frau mit ihrem vierjährigem Sohn sowie zwei Schwestern mit einem Kind. Leider geben die Quellen keine Auskunft über den weiteren Verbleib der Bewohner, die 1858 hier gewohnt hatten. Hatten sie Weende gänzlich verlassen, um vielleicht anderenorts ein besseres Auskommen zu finden? Oder wechselten sie einfach den Vermieter, weil sich ihre persönliche Lage verändert hatte?

Beengtes Wohnen blieb im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts charakteristisch für die Lebensumstände vieler Weender. Als es in den 1880er Jahren erneut zu einem beinahe explosionsartigen Anstieg der Bevölkerung Weendes kam, war dies nicht von einer entsprechenden Bautätigkeit begleitet. Weende war und blieb zunächst ein überfülltes Dorf. Als bedrückende Begleiterscheinung der Industrialisierung ballten sich auch im vergleichsweise kleinen Weende in den unhygienischen, engen und ungesunden Wohnquartieren soziale Mißstände. Ähnlich wie in den chaotisch und ungezügelt wachsenden Großstädten wurde die Wohnungsnot zum auffälligsten Kennzeichen der »Sozialen Frage«.

Als 1894/5 in Weende ein Typhusepidemie ausbrach,¹¹⁶ sah man von medizinischer Seite unter anderem in jenen ungesunden Wohnverhältnissen eine Ursache für die starke Verbreitung der Krankheit. Der Göttinger Medizinstudent Paul Schröder, der sich am Ende des Jahrhunderts im Rahmen seiner Doktorarbeit mit der Weender Typhusepidemie befaßte, schildert die beengten und gesundheitlich problematischen Wohnverhältnisse der Weender mit rechnerischer Genauigkeit: »Zur Charakterisierung der Wohnverhältnisse sei erwähnt, wie zwei Arbeiterfamilien wohnen. Die eine bewohnt eine Stube von 37 cbm Inhalt (Höhe 3,15 m; Länge 4,0 m; Breite 4,30 m) und eine Kammer von 18 cbm Inhalt (Höhe 2 m; Länge und Breite je 3 m) und besteht aus 2 Erwachsenen und 10 Kindern, welche sich auf diese beiden Stuben verteilen müssen. Eine andere Familie bewohnt eine Stube von 40 cbm (Höhe 2,00 m; Länge und Breite je 4,50 m) und 2

¹¹⁵ Vgl. StadtAGött, Weende 627 und Verzeichnis der Weender Reihestellen und ihrer Besitzer, privat, Friedrich Mosel.

¹¹⁶ Vgl. zur Typhusepidemie in Weende unten, S. 186-200.

Kammern von je 16 cbm Inhalt (Höhe 2; Länge 4, Breite 2 m) und besteht aus 5 Erwachsenen und zwei Kindern. Diese Beispiele sind aus der Allgemeinheit herausgenommen und mögen ein Bild davon geben, in welchen Verhältnissen die ärmeren Bewohner Weendes durchschnittlich leben¹¹⁷ Daß die Enge des Wohnens nicht allein der Gesundheit, sondern ebenso sehr der Moral und Sitte schade, betonte zehn Jahre später Pastor Meyer, als er in seinem Visitationsbericht von 1903 festhielt: »Auch die engen Wohnungen und die meistens stark überfüllten Häuser, in denen vier und noch mehr Familien zusammenwohnen, bringen es mit sich, daß dem sittlichen Leben hier und da starker Abbruch geschieht.«¹¹⁸

Erst nach der Jahrhundertwende sollte sich die Wohnungslage in Weende allmählich etwas entspannen. Diesen Eindruck kann man zumindest gewinnen, wenn man eine um 1840 begonnene und bis in das 20. Jahrhundert hineinreichende Häuserliste Weendes näher unter dem Gesichtspunkt der Bautätigkeit betrachtet.¹¹⁹ Dabei wird deutlich, daß eine bauliche Expansion des Ortes erst nach 1900 einsetzte.

Die Aufschlüsselung der Neubauten in den Jahren 1870 bis 1914 zeigt, daß es im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts zu einem regelrechten Bauboom in Weende gekommen zu sein scheint. Zwar wurden auch in den dreißig Jahren von 1870 bis 1900 neue Häuser gebaut – insgesamt 27, d.h. im Durchschnitt jedes Jahr eines. Doch allein in den zehn Jahren zwischen 1900 und 1910 waren 52 Neubauten zu verzeichnen. Diese Jahre waren auch eine Zeit öffentlicher Bauvorhaben: Die Eisenbahn errichtet drei Stellwerkstürme, das neue Lehrerwohnhaus entsteht; die Kirche baut eine Leichenhalle, die Stadt Göttingen eine Kadavernichtungsanlage, die Gemeinde errichtet ein Brunnenhaus und die Eisenbahnbetriebsinspektion einen Aufenthaltsraum für ihre Assistenten.

Für diesen Bauboom waren mehrere Faktoren verantwortlich. Zunächst das Vorhandensein von Bauland: Erst mit dem Abschluß der Agrarreformen Ende des 19. Jahrhunderts war das Land der Weender Feldmark wirklich individuell frei verfügbar. Darüber hinaus war die Feldmark der Dorfschaft wegen der Dominanz des Klostergutes stets verhältnismäßig klein gewesen. Erst eine veränderte wirtschaftliche Struktur des Ortes sowie eine intensivere Landwirtschaft, die höhere Erträge erwirtschaftete, ermöglichte eine Umwandlung von Ackerland in Bauland. Eine ebenso selbstverständliche Voraussetzung für den Bau neuer Häuser oder den Umbau von Stallungen und Scheunen war das Vorhandensein finanzieller

¹¹⁷ Vgl. StadtAGött, III M 12.b, Paul Schröder, Die Typhus-Epidemie in Weende im Winter 1894/95, S. 7ff.

¹¹⁸ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 103, 1903.

¹¹⁹ Vgl. StadtAGött, Weende 96.

Mittel. Es mußte Weender geben, deren wirtschaftliche Existenz so gesichert war, daß sie sich den Bau eines eigenen Hauses leisten konnten. Und diese Voraussetzung war offenbar nach 1900 gegeben. Unter den Bauherren dieser Jahre befanden sich 13 bei der Bahn als Schaffner, Weichensteller, Zugführer u.ä. Beschäftigte, zwölf Handwerker, einige Arbeiter und einige Kaufleute. Nimmt man diese Bautätigkeit als Indiz für eine wirtschaftliche Aufwärtsbewegung, so scheinen demnach gerade die Bahnarbeiter und -angestellten eine Gruppe gewesen zu sein, die mit als erste an der beginnenden Prosperität teilhatte. Im Besitz eines sicheren, geregelten Arbeitsplatzes, dem zudem ein erhebliches öffentliches Prestige entgegengebracht wurde, war es ihnen – als Angehörigen des öffentlichen Dienstes – sicherlich auch leichter, für die Finanzierung eines Hausbaues die notwendigen Kredite aufzunehmen.

Die Schaffung von mehr Wohnraum bedeutete sicherlich in vielen Fällen zunächst nicht Neubau, sondern Umbau von Scheunen, Backhäusern und Ställen, die nicht mehr benötigt wurden. Dies beabsichtigte zum Beispiel der Oeconom Friedrich Hoff, wie er der Gemeinde Weende am 25. Februar 1894 mitteilte. Aus Pferdestall und Wagenschuppen sollten zwei Wohnungen werden: je mit einer Kammer, einer Stube, einer Küche und einem Flur. Friedrich Hoff gehörte zu den Landwirten Weendes und sein Haus mit Hof, an der Mühlenstraße gelegen, erlaubte ihm diesen Umbau, von dem er sich sicherlich einige Mieteinnahmen versprach. Neben dieser Umwandlung von Scheunen in Wohnungen, die sich noch in das dörfliche Weende einpaßten, beteiligten sich bereits am Ende des 19. Jahrhunderts angesichts der großen Wohnungsnot auch »auswärtige Investoren« am Wohnungsbau in Weende. So plante der Göttinger Karl F. Schnellmann, der ein längliches, von der Weender Chaussee zum Koppelweg sich erstreckendes, nicht sehr großes Stück Land in Weende besaß, an dieser Stelle den Neubau eines Doppelhauses.¹²⁰ Wie die Planungsskizze zeigt, handelte es sich dabei um ein regelrecht städtisches Mietshaus.

Sicherlich mußte die Gemeinde Weende über den Bau neuer Häuser erfreut sein, die doch dazu beitrugen, die Wohnungsnot etwas zu lindern. Dennoch konnte das Wachsen der Gemeinde, der Zuzug fremder Menschen und die damit verbundene räumliche Ausdehnung auf Argwohn und Ängstlichkeit stoßen. Diese Erfahrung mußte zumindest der in Göttingen arbeitende Eisenbahnschaffner Schmidt machen, als er 1896 bei der Gemeinde einen Antrag stellte, in der Weender Feldmark auf einem Stück Land, das er zuvor erworben hatte, ein

¹²⁰ Vgl. StadtAGött, Weende 138.

Wohnhaus errichten zu dürfen.¹²¹ Die Gemeinde lehnte den Neubau ab, da er mitten im freien Feld außerhalb des Bebauungsplanes liege – wie es zunächst recht neutral hieß. Der eigentliche Grund der Ablehnung war jedoch ein anderer. Man fürchtete, daß der Eisenbahnschaffner nicht nur ein Einfamilienhaus, sondern ein Mietshaus dort errichten wollte. Hierin sahen die Gemeindevertreter eine Gefährdung der Nachbargrundstücke – zu denen auch die Obstplantage der Gemeinde gehörte. Denn es sei »unmöglich, die Familien in dem Wohnhause zu kontrollieren, denn ehe der Feldaufseher oder der Eigentümer der Grundstücke dorthin komme, könnten die Familien die benachbarten Grundstücke begangen und alles was ihnen paßt genommen haben und sollte der pp. Schmidt, was jeder Zeit geschehen kann, versetzt werden, so kommt die Besetzung in fremde Hände, die sich die freie Bewegung zunutze machen.«¹²² Das Problem war also nicht so sehr die Lage des geplanten Hauses außerhalb des Bebauungsplanes, als vielmehr die Lage außerhalb der trotz aller wirtschaftlichen Veränderungen noch vorhandenen dörflichen sozialen Kontrolle.

Trotz aller Verbesserungen: Wohnen blieb ein Problem, auch nach der stärkeren räumlichen Ausdehnung Weendes zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Zum Beispiel hatte die Gemeinde stets Schwierigkeiten, für die Lehrer der Weender Volksschule geeigneten Wohnraum zur Verfügung zu stellen. Im März 1923 gab sie die Bezirksregierung, die Versetzung des Weender Lehrers Junge in einen anderen Ort zu veranlassen, mit der Begründung, die Gemeinde könne ihm und seiner hochschwangeren Frau keine ausreichende Wohnung zur Verfügung stellen. Die bisherige Behausung des Lehrers beschrieb sie so: »Die Wohnung von Junge besteht aus Stube und Kammer (Wohnung für Unverheiratete) ohne jegliches Nebengelaß. Besonders macht sich das Fehlen einer Küche bemerkbar. Da in der Kammer auf dem Spirituskocher gekocht werden muß, so ist dieselbe feucht. Die Feuchtigkeit tritt infolgedessen, daß die Kammer von Grund auf schwammig ist, noch mehr in Erscheinung. Unhaltbar werden die Verhältnisse, wenn Frau Junge Ende Juni niederkommt. Lehrer Junge eine andere Wohnung hier zuzuweisen, ist uns bei der hier in verstärktem Maße herrschenden Wohnungsnot in den 2 Jahren zumindest unmöglich.«¹²³ Gleichwohl wird man die bauliche und räumliche Expansion Weendes nach der Jahrhundertwende als ein Zeichen nehmen dürfen, daß die Zeiten des existentiellen Mangels, der Knappheit, der Armut und Enge allmählich überwunden werden.

¹²¹ Vgl. StadtAGött, Weende 138.

¹²² Vgl. StadtAGött, Weende 138.

¹²³ Vgl. StadtAGött, Weende 152.

Armut in Weende (1845/1848)

Krisenjahre

Wie schon im vorangegangenen Kapitel betont wurde, ist die Geschichte der Weender im 19. Jahrhundert eine Geschichte des Wandels ihrer Lebensumstände. Bevor dieser Wandel in den verschiedenen Dimensionen des dörflichen bzw. gemeindlichen Lebens in den nächsten Kapiteln nachgezeichnet wird, soll an dieser Stelle noch einmal innegehalten und der Blick auf die Mitte des Jahrhunderts gelenkt werden. Diese Jahre zwischen 1845 und 1848, die voller Not, Bedürftigkeit und Elend für einen großen Teil der Bevölkerung in Deutschland waren, stellen einen bedeutsamen Einschnitt in der gesellschaftlichen Entwicklung dieses Jahrhunderts dar, in dem sich der Übergang von der traditionellen Agrargesellschaft zum modernen Industriestaat anbahnte. Mit aller Macht traten in dieser Umbruchsituation die seit Jahrzehnten schwelenden Konflikte und Probleme der »alten Ordnung«, ihres wirtschaftlichen wie politischen Systems hervor. Dieses System war in zentralen gesellschaftlichen Bereichen an das Ende seiner Tragfähigkeit gekommen:

Erstens stand der steigenden zu ernährenden Bevölkerung keine entsprechende Effektivierung der agrarischen Produktion gegenüber. *Zweitens* fehlte es der zahlenmäßig wachsenden Gruppe der Arbeitsfähigen an Arbeitsmöglichkeiten und damit an Verdienst. Wenn es auch keine Arbeitslosigkeit im heutigen Sinne gab, so war die Lage der Handwerker und Gewerbetreibenden durch zunehmende Unterbeschäftigung gekennzeichnet. Hinzu kam der rasante Niedergang des auch in Südniedersachsen so verbreiteten ländlichen Leinengewerbes. *Drittens* wuchs die Gruppe der land- und besitzlosen Menschen ständig an, trotz der allgemein zu beobachtenden Verarmung. Sie waren relativ ungeschützt den Wechselfällen des Lebens und den wirtschaftlichen Krisen ausgesetzt. Sie bildeten ein beachtliches soziales und politisches Unruhepotential. Der gemeinsame Hintergrund dieser Probleme, die natürlich alle ihre eigene Geschichte und Dynamik hatten, war das seit Mitte des 18. Jahrhunderts anhaltende Bevölkerungswachstum. Diese demographische Entwicklung schien die starre wirtschaftliche und soziale Ordnung der alten Welt sprengen zu wollen.¹²⁴

¹²⁴ Vgl. hierzu oben Kapitel »Das überfüllte Dorf« und Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1815-1845/49, Zweiter Band, S. 7, sowie Hardtwig, Vormärz, S. 67.

Mit der wirtschaftlichen und sozialen Ordnung geriet auch das politische Gefüge in Bewegung. Ein Herrschaftssystem, das auf den immer fragwürdiger werdenden Privilegien einer feudalen Ständegesellschaft ruhte, verlor zunehmend an Legitimität. In den krisengeschüttelten Jahren zwischen 1830 und 1848 verband sich der soziale Protest gegen die wachsende Verelendung und Not der Menschen mit den Forderungen des Bürgertums nach Liberalisierung und Demokratisierung des politischen Herrschaftsapparates.¹²⁵ Dieser Protest sollte schließlich in der 1848er Revolution gipfeln. Wenn sie am Ende erfolglos blieb, hinterließ sie doch Spuren und trug – wie sich noch im einzelnen zeigen wird – zu einer teilweisen Verwirklichung von Reformen bei. Das Königshaus Hannover, als dessen Untertanen die Weender bis zur preußischen Annexion 1866 lebten, erwies sich im übrigen in der Auseinandersetzung um soziale und wirtschaftliche Reformen, um Liberalisierung und Demokratisierung als ein mitunter hartnäckiger und zäher Verteidiger alter Ordnung und Rechte¹²⁶ – ein Umstand, auf den wir bei der Schilderung des Weender Weges in die moderne Industriegesellschaft immer wieder stoßen werden.

Zunächst jedoch gilt die Aufmerksamkeit den Weender Verhältnissen in den Jahren der 1840er Krise. Im Vordergrund werden dabei die sozialen und wirtschaftlichen Aspekte stehen, während die politische Dimension zurücktritt. Obwohl Göttingen nahe war und eine lebhaftige Beziehung zwischen beiden Orten bestand, scheinen die dortigen politischen Unruhen, die in erster Linie von liberal gesinnten Studenten und Professoren getragen waren,¹²⁷ kaum auf die »Vorstadt« übergesprungen zu sein. Das wenige, das in den Quellen hierüber Auskunft gibt, weist eher in eine andere Richtung. So berichtete etwa Pastor Ahlborn 1852 nicht ohne Stolz dem Göttinger Superintendenten, daß es dank seiner mäßigen, staatstreuen und wirkungsvollen Predigt in Weende, im Unterschied zu anderen umliegenden Dörfern, nicht zu Krawallen und Unruhen gekommen sei.¹²⁸ Neben der Predigt des Pastors wird sicher die Präsenz des Klostergrundes für das politische Klima im Ort eine Rolle gespielt haben. Der Klosterpächter war ja zugleich ein

¹²⁵ Vgl. Hardtwig, Vormärz, S. 52f.

¹²⁶ Zur Information kann hier genügen: Geschichte der deutschen Länder (Territorien-Ploetz), Bd. 2, S. 561-569; zu den wirtschaftlichen und sozialen Aspekten vgl. Schubert, Veränderung eines Königreichs, S. 375f. und (wenn auch teilweise in manchen Aspekten überholt) Linde, Das Königreich Hannover, S. 434ff.

¹²⁷ Zum Beispiel die Unruhen 1831 oder der Verfassungskonflikt und der Protest der Göttinger Sieben 1837, vgl. Oberschelp, Politische Geschichte Niedersachsens 1803-1866, S. 99ff. und S. 138ff., sowie v. Thadden, Die Göttinger Sieben, ihre Universität und der Verfassungskonflikt.

¹²⁸ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 145, 1852.

staatlicher Amtmann, der mit gewissen, allerdings bescheidenen, staatlichen Befugnissen ausgestattet war.¹²⁹ Nicht ohne Grund wird sich König Ernst August bei seinem unerwarteten Besuch des Göttinger Universitätsjubiläums 1837 das Weender Klostergut als Aufenthaltsort gewählt haben. Andererseits stellte der Weender Bauermeister Grüneklee 1907 rückblickend fest, »daß im Jahre 1848 die Leute rebellierten. Es herrschte aller Orten Unzufriedenheit, dazu kam die Theuerung. Um nun die Leute zufrieden zu stellen, wurde von den besser bemittelten Leuten eine Freiküche in dem Hause des Amtmann Schlemm an der breiten Straße eingerichtet, wo denn die wenig bemittelten sich ihr Essen abholen konnten.«¹³⁰

Die Vergegenwärtigung der wirtschaftlichen und sozialen Situation Weendes in jenen Krisenjahren geschieht im folgenden in der Auseinandersetzung mit zwei recht ausführlichen und umfangreichen Berichten, die der Weender Klosterpächter Lueder im Winter 1846 über die bedrängte Lage der Weender schrieb. Mit seinen Ausführungen liegt eine aufschlußreiche und interessante Quelle vor, die über Weende in diesen Jahren Auskunft gibt. Breiten Raum nimmt dabei die Schilderung der landwirtschaftlichen Verhältnisse ein. So kann dieser Blick auf die Jahre der Not gleichzeitig einen Einblick in die agrarische Welt jener Zeit, in ihre Schwierigkeiten, Probleme und Fragen geben. Im Dezember 1846 hatte die hannoversche Klosterkammer Lueder um eine Stellungnahme gebeten. Zum einen ging es um die Unterstützungsbedürftigkeit der Armen in Weende, zum anderen um die Möglichkeit, durch Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen einem befürchteten Notstand unter der armen Bevölkerung entgegenzuwirken. Hintergrund dieser Anfragen der Klosterkammer war die Sorge der hannoverschen Regierung, daß unter der »arbeitenden und nicht angesessenen Classe der Einwohner«, sprich den Häuslingen, wegen der »herrschenden großen Theuerung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse ein Notstand« ausbrechen könne.¹³¹ Der Klosterpächter nahm die Gelegenheit wahr, höheren Orts seine Ansichten und Gedanken über die Krisensituation darzustellen, denn: »Die Wahrnehmung der unverkennbar von Jahr zu Jahr fortschreitenden Verarmung des hiesigen Ortes und die Erwägung der unvermeidlichen Folgen dieses Zustandes haben mich schon oft veranlaßt, die Ursache dieses Übels zu erforschen.«

Der Klosterpächter lebte seit gut zwanzig Jahren in Weende. Er kannte die Verhältnisse gut, hatte dank seiner Stellung Reisen unternommen, die es ihm erlaub-

¹²⁹ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 246ff.

¹³⁰ StadtAGött, Weende 125 und StadtAGött, Henneberg-/Hainbundschnle, I, 3.

¹³¹ Vgl. NHStAH, Hann 81, 19, 3207. Anschreiben vom 13. und 16. Dezember 1846.

ten, vergleichend über den Ort hinauszublicken. Und er informierte sich – die Frankfurter Zeitung lesend – über die Zustände in anderen Ländern.¹³² Nach seinem Urteil war der Notstand in Weende besonders kraß: »Wenngleich ich seit einer langen Reise vor Jahren an verschiedenen Orten und unter verschiedenen Verhältnissen, ja selbst im wegen seiner Armut bekannten Amte Hertzberg, Gelegenheit hatte, den Nahrungsbetrieb der Landleute und ihre häuslichen Verhältnisse zu betrachten, so habe ich doch an keinem Orte eine so allgemeine Verarmung, insonderheit der Classe der Handarbeiter angetroffen wie hier. Der hiesige Ort enthält in 135 Feuerstellen etwa 1500 Seelen. Wenn ohnlängst in der Frankfurter Zeitung mitgetheilt worden war, daß von den 9000 Einwohnern der Stadt Hanau 3000, etwa $\frac{1}{3}$, der Unterstützung bedürfe, so ist das Verhältnis in der hiesigen Gemeinde noch weit ungünstiger. Nicht allein, daß bey einer genauen Erkundung hier gewiß $\frac{2}{3}$ der Einwohner als der Unterstützung bedürftig sich herausstellen würden, sondern es würde sich auch ergeben, daß gar viele der übrigen, wenn sie auch sich und ihre Familie durch ihrer Hände Arbeit nothdürftig zu ernähren vermögen, doch nicht die Mittel besitzen, [...] zur Unterstützung ihrer armen Mitbewohner bey zu tragen.«

Die verbreitete Armut unter den Weendern tritt auch in den Äußerungen des damaligen Bauermeisters Wunderlich hervor, als er sich im Dezember 1847 an das königliche Amt Göttingen wandte und um die Erlaubnis bat, ein Armenhaus errichten zu dürfen. »Die Bitten armer und hilfloser hiesiger Einwohner um Obdach«, so begründete er seinen Antrag, »haben sich seit einiger Zeit gekannter Maßen so vermehrt, daß [er] schon jetzt ohne bedeutende Überschwerung der Gemeindegasse kaum im Stande [sei], dieselben zur Genüge zu befriedigen, es aber bei der voraussichtlich steigenden Armut für die Folge als eine reine Unmöglichkeit ansehen [müsse], allen Obdachlosen Hülfe zu gewähren.«¹³³

Eine dramatische Preissteigerung bei den Grundnahrungsmitteln Kartoffel und Getreide hatte diese schwierige und bedenkliche Situation ausgelöst. Bereits ab 1845 hatten knappe Ernten die Getreidepreise in ganz Deutschland anziehen lassen; im selben Jahr verschärfte eine Kartoffelfäule die Ernährungslage der unteren Bevölkerungsschichten. Als die Ernte des darauffolgenden Jahres – 1846 – ebenfalls katastrophal ausfiel, kletterten die Preise des Grundnahrungsmittels Roggen vom Winter 1846 bis zum Frühjahr 1847 auf Rekordhöhe. Hunger wurde ein Massenphänomen und kehrte – in diesen Dimensionen zum letzten Mal im 19. Jahr-

¹³² Vgl. zu diesem und dem folgenden, wenn nicht anders erwähnt, NHStAH, Hann 81, 19, 3207.

¹³³ Vgl. StadtAGött, Weende 165.

hundert – in die Häuser vieler Menschen ein.¹³⁴ Im Dezember des Jahres 1846 kostete – nach Aussage Lueders – in Weende ein Himten Roggen (etwa 23 kg) 1 Taler 22 Groschen, das Pfund Brot einen Groschen. Der Tageslohn eines männlichen landwirtschaftlichen Arbeiters auf dem Klostergut beispielsweise dagegen lag bei sechs bis sieben Groschen.¹³⁵ Ungefähr zehn Tage mußte danach ein landwirtschaftlicher Tagelöhner arbeiten, um den Preis für 23 kg Roggen aufzubringen. Dann hatte er allerdings den gesamten Lohn dieser Tage hierfür aufgebraucht. Allgemein schätzt man, daß in den 1840er Jahren die ländliche Bevölkerung etwa zwei Drittel bis vier Fünftel ihres Einkommens für die Ernährung ausgeben mußte.¹³⁶ Oder anders betrachtet: Für ein Pfund Brot mußte der landwirtschaftliche Tagelöhner 1846 etwa zwei Stunden arbeiten, während heute ein Facharbeiter oder Handwerker lediglich fünf bis sechs Minuten seiner Arbeitszeit dafür aufwenden muß. Die Agrarhistoriker bezeichnen dies heute als Lohn- und Preisschere, die sich seit 1825 – dem letzten Jahr überdurchschnittlich guter Ernten – unter dem Druck des Bevölkerungsanstiegs zuungunsten der Löhne und damit zuungunsten der unteren Bevölkerungsschichten zu öffnen begann. Das war eine Entwicklung, die den Nahrungsspielraum der Bevölkerung stetig einengte und bei schlechten Ernten zu katastrophalen Zuständen führen mußte.¹³⁷

Im Grunde waren Hunger und Armut eine vertraute Erscheinung in der traditionellen Agrargesellschaft, die in hohem Maße den Launen der Natur ausgesetzt war. Und dennoch wurde die Armut in der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert als neues, beunruhigendes Phänomen empfunden, wie es auch in den Worten des Weender Klosterpächters oder des Bauermeisters anklang. Beunruhigend war, daß nicht mehr eine gesellschaftliche Randgruppe, wie etwa Alte und Kranke, verarmten, sondern – wie es der Brockhaus 1846 ausdrückte – »eine zahlreiche Volksklasse, [die] sich durch die angestrengteste Arbeit höchstens das notdürftige Auskommen verdienen kann [...]«. ¹³⁸Armsein war bisher eine Frage des Schicksals gewesen, bedingt durch Alter, Krankheit und Standeszugehörigkeit. Nun wurde es zur dauerhaften Erfahrung größerer Bevölkerungsgruppen. Neue Fragen ergaben

¹³⁴ Vgl. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1815-1845/49, Zweiter Band, S. 642 und Fischer, Armut in der Geschichte, S. 62: »Pauperismus ist demnach nicht der Beginn einer neuen sozialen Frage, sondern der Kulminations-, zugleich aber – zumindest für Europa – auch der Endpunkt eines Menschheitsproblems.«

¹³⁵ Vgl. NHStAH, Hann 81, 19, 3207, 26. Dezember 1846.

¹³⁶ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800-1866, S. 226.

¹³⁷ Vgl. Achilles, Deutsche Agrargeschichte im Zeitalter der Reformen und der Industrialisierung, S. 186 und 189ff.

¹³⁸ Vgl. Brockhaus Realenzyklopädie, Leipzig 1846, Artikel »Pauperismus«.

sich, wie die nach der staatlichen Verantwortung für Not und Krise, aber auch die nach sozialer Gerechtigkeit.¹³⁹

Von den Ursachen des Notstandes aus der Sicht des Klosterpächters Lueder

Als der Klosterpächter sich Ende Dezember 1846 daran machte, der hannoverschen Klosterkammer die Weender Verhältnisse zu erläutern, brachte er ein ganzes Bündel von Fragen und Problemen zur Sprache, die für ihn in einem ursächlichen Zusammenhang mit der fortschreitenden Verarmung der Weender standen:¹⁴⁰ (1) die übermäßig hohe Zahl von Häuslingen, (2) die Nähe zur Stadt Göttingen, (3) die »Bevölkerungspolitik« der Gemeindevertretung, (4) die steigenden Lebenshaltungskosten, (5) der Niedergang eines mittleren

Bauernstandes, (6) das ungesunde Verhältnis des Viehbestands zum Ackerland, (7) die Aufweichung der ländlichen genossenschaftlichen Arbeitsorganisation. Während sich die ersten drei Aspekte mit dem sozialen Erscheinungsbild Weendes beschäftigten, das sich bereits unter dem Einfluß der allgemeinen demographischen Entwicklung zu verändern begonnen hatte, widmete sich Lueder in den weiteren Gesichtspunkten den wirtschaftlichen Gegebenheiten des Ortes, besonders den landwirtschaftlichen Verhältnissen. In ihnen sah er noch immer die eigentliche Basis und das Rückgrat eines verträglichen dörflichen Lebens. Sicherlich trug zu dieser Einschätzung auch sein eigener sozialer Standort als Gutspächter bei.

Wie entfaltete der Klosterpächter nun seine Argumente und Ansichten im einzelnen? Wie erscheinen sie im Lichte der historischen Realität, die uns aus anderen Quellen entgegentritt? Und wie erscheinen sie schließlich im Lichte der historischen Forschung heute?

(1) Als problematisch empfand der Klosteramtman die soziale Zusammensetzung der Einwohnerschaft: Weende sei überfüllt mit Häuslingen, die von auswärts zugezogen seien in der Hoffnung, in der nahen Stadt eine Arbeit zu finden. Allzu großzügig hätte die Gemeinde hier in vergangenen Jahren den Zuzüglern ein Wohnrecht zugesprochen. Es war eine allgemeine Erscheinung, von der bereits berichtet wurde, daß das Bevölkerungswachstum mit einem überdurchschnittlichen Anwachsen der unteren Schichten einherging. Dieses Moment der Entwicklung scheint in Weende durch eine von der Gemeinde geduldete Zuzugsbewegung verstärkt worden zu sein. Darauf weist auch die

¹³⁹ Vgl. Fischer, Armut in der Geschichte, S. 56f.

¹⁴⁰ Vgl. hier und zum folgenden, wenn nicht extra erwähnt, NHStAH, Hann 81, 19, 3207.

Bemerkung des späteren Bauermeisters Güntge hin, die Gemeinde habe ihre Ausgaben stets allein mit Hilfe des Zuzugsgeldes bestreiten können.¹⁴¹

(2) Zwiespältige Wirkungen zeitigte nach Lueders Auffassung die unmittelbare Nachbarschaft der Stadt: Wenn auch, so Lueder, die Stadt einerseits den Handwerkern und Tagelöhnern Arbeit böte, sei der verderbliche Einfluß beachtlich, der sowohl in wirtschaftlicher wie in sittlicher Hinsicht bemerkbar sei. Zunächst treibe die Stadtnähe die Pachtpreise für kleine Parzellen in die Höhe, die gewöhnlich von den landlosen Tagelöhnern und Arbeitern gepachtet würden, um ihre eigene Ernährung zu ergänzen. Die hohen Pachtpreise drückten wiederum auf die Lebenshaltungskosten. Außerdem übe die Stadt einen schlechten Einfluß auf die Sittlichkeit der Einwohner aus, besonders auf die jungen Mädchen des Dorfes, die oftmals einige Jahre als Hausmädchen in Göttingen dienten. Die Gefahren, die hierin lägen, ließen sich schon daran erkennen, »daß nicht leicht in einem Dorf eine verhältnismäßig größere Anzahl unehelicher Kinder gefunden werden wird als hier.« Anstößig war dies nicht allein in Hinblick auf Anstand, Sitte und Moral des Dorfes. Vor allem kamen Kosten auf die Gemeinde zu, wenn diese Mütter und ihre Kinder in Not gerieten.

(3) Für die relativ hohe Zahl unehelicher Kinder nannte Lueder allerdings noch einen weiteren Grund, nämlich das seiner Ansicht nach unsinnige restriktive Verhalten der Gemeinde gegenüber jungen Familien: »So wie man früher zu leichtfertig verfuhr bei der Ertheilung der Wohnscheine selbst an Auswärtige, so ist man in neuerer Zeit in das entgegengesetzte Extrem verfallen, und es wird die Ertheilung eines Wohnscheines und mithin auch des Trauscheines jetzt selbst bei Personen versagt, welche ihre Fähigkeit zur Erwerbung ihres Unterhaltes durch Arbeit genügend nachweisen, und selbst in solchen Fällen, wenn durch die Verheirathung der Skandal einer unehelichen Geburt vorgebeugt werden soll. [...] Dadurch sind an diesem Orte wilde Ehen, in denen 4-5 Kinder erzeugt sind, eine so wenig seltene Erscheinung.« Diese Bindung der Heiratsereignisse an den Verdienstnachweis basierte rechtlich auf der 1827 in Hannover verabschiedeten »Domicilordnung«. Sie entwickelte sich in den Händen der örtlichen Gemeindevertretung zu einem sozialpolitischen Instrument, das darauf zielte, das Anwachsen der Unterschichten einzudämmen. Tatsächlich wurde dieses Ziel jedoch verfehlt, wie Lueder es hier schilderte.¹⁴²

(4) Daß der Verdienst vieler Familienväter nicht mehr ausreichte, um den Lebensunterhalt der Familie zu bestreiten, war an der allgemeinen Verarmung

¹⁴¹ Vgl. NHStAH, Hann 74 Gö, J, 208/209.

¹⁴² Vgl. hierzu unten S. 172-178

abzulesen. Die Ursache für diese Entwicklung sah der Klosterpächter jedoch nicht, wie die hannoversche Regierung, die ihn hierin um Rat nachsuchte, in einem Mangel an Arbeitsmöglichkeiten. Das Klostergut, einige andere größere Wirtschaften, die Nähe der Stadt, all dies gewähre den männlichen Handarbeitern genügend Arbeitsplätze; selbst Frauen und Kinder – »insofern sie nur arbeiten können« – fänden in den örtlichen und Göttinger Fabriken Arbeit. Doch stehe der Verdienst in keinem Verhältnis zu den Kornpreisen. Für dieses Mißverhältnis machte er nicht allein die schlechte Ernte verantwortlich, sondern zudem die Mechanismen des Marktes und weiter die Handelspolitik des Königreichs Hannover. »Aus eigener Erfahrung kann ich bezeugen«, schrieb er, »daß man täglich von den Maklern drängend angegangen wurde, ihm Roggen, Weizen und Gerste für auswärtige Verkäufer zu überlassen, und indem sie die hier gängigen Preise überboten, wurden alle Böden bis zur Ernte so gänzlich und so allgemein geräumt, wie es selten der Fall ist. [...] Und so ist während der letzten drei Monate ein beachtlicher Theil der letzten Ernte an Weizen und Roggen und Gerste durch Frachtfuhren auf der Straße über Münden und Witzhausen ausgeführt.« Umgekehrt hätten die Regierungen der Nachbarstaaten wie etwa Hessen eine Ausfuhr ihres Getreides verboten. Darüber hinaus werde das Familienbudget durch die überhöhten Holzpreise unnatürlich belastet. Es sei ein regelrechter Holznotstand eingetreten, weil die Tagelöhner und Arbeiter auf dem Holzmarkt mit den Gewerbetreibenden und Fabrikanten um das knappe Gut konkurrieren müßten. »[...] insofern aber das Brennholz, dessen auch der ärmste Tagelöhner nicht entbehren kann, um seine Kartoffeln zu kochen und seine durchnässte Kleidung über Nacht zu trocknen, für ihn zu den ersten Lebensbedürfnissen gehört, so unentbehrlich wie das Brot selbst, muß der gänzliche Mangel an diesem unentbehrlichen Bedürfnisse oder eine solche Vertheuerung desselben die mit dem Arbeitsverdienste dieser Leute nicht in richtigem Verhältnisse steht, einen Zustand herbeyführen, den sie auf die Dauer unerträglich empfinden [...].« Die Ansicht, daß das Auseinanderdriften der Löhne und Preise ein wesentliches Merkmal der Krisensituation der 1840er Jahre war, wird auch in der gegenwärtigen Forschung geteilt.¹⁴³ Allerdings sind hier die Akzente etwas anders gesetzt. So wird der Blick vor allem auf den Fall der Reallöhne gerichtet, der seit den 1820er Jahren zu erkennen war. Gleichwohl ging der Impuls für diese Entwicklung von den Preisen für die Grundnahrungsmittel aus. Denn während die Nominallohne gleich blieben, zogen die Preise der Grundnahrungsmittel stetig an. Diese Bewegung wurde in

¹⁴³ Vgl. u.a. Achilles, Deutsche Agrargeschichte im Zeitalter der Reform und der Industrialisierung, S. 189ff.

manchen Branchen dadurch verschärft, daß hier zusätzlich die Nominallohne sanken. Ein Beispiel nannte auch Lueder, nämlich den dramatischen Rückgang der Spinnereilöhne, auf denen die Konkurrenz der maschinellen Produktion lastete.¹⁴⁴

Der Klosterpächter stellt dagegen die allgemein gestiegenen Lebenshaltungskosten der kleinen Leute in den Mittelpunkt seiner Überlegungen. Und in der Tat trugen die von ihm genannten Momente mit dazu bei, die sowieso schon brüchige materielle Lebensbasis vieler Familien weiter zu belasten. Denn im Interesse der Großbauern und Gutsbesitzer hatte die hannoversche Regierung darauf verzichtet, den An- und Verkauf von Getreide zu reglementieren.¹⁴⁵ Auch zeigt der Umstand, daß der Holzdiebstahl sehr verbreitet war – im übrigen eine allgemeine Erscheinung jener Jahre –, wie sehr hier eine Notlage bestand. Als der Göttinger Fabrikant Laporte 1848 um die Genehmigung für die Anlage einer Fabrik nachsuchte, wies auch er auf dieses Problem hin: »Es existiert wohl auch kein Ort in hiesiger Gegend, wo man soviel von Feld- und Holzdiebstahl hört, da begreiflicherweise jene Leute [gemeint sind die verarmten Häuslingsfamilien, S.-R.] eher zu dem Äußersten greifen, als daß sie mit ihren Familien verhungern.«

(5) In den Augen des Klosterpächters hatte die Entwicklung der Besitzverhältnisse in Weende wesentlich zur wirtschaftlichen Labilität und Krisenanfälligkeit des Dorfes beigetragen: Sie hätten sich in den letzten zwanzig Jahren zuungunsten eines mittleren Bauernstandes verändert. Landverkäufe und die unselige Erbsitte, nach der jeder Nachkomme zu gleichen Teile erbe, die sogenannte Realteilung, habe zu einer Zersplitterung des Landbesitzes geführt: »Die Zahl der wohlhabenden hies. Einwohner, die vermöge eines größeren Wirtschaftsbetriebes zur Unterstützung der handarbeitenden Classe bey tragen könnten, hat sich seit den letzten 20 Jahren sehr verändert. Eigentliche Bauern, etwa bäuerliche Besitzer eines solchen Areals, worauf Pferde zu halten wären, – deren ich vor 20 Jahren noch mehrere hier fand – sind jetzt nicht mehr vorhanden, insofern man [...] Abich, d[en] O[ber]V[ogt] Nachtigall, der nach und nach einen Landcomplex und 20 Pferde angekauft hat, und dessen Sohn, der Ackerbau, Gastwirtschaft und Frachtfuhrwerk betreibt, nicht wohl zu solchen Bauern wird zählen können. Mehrere größere Landcomplexe auswärtiger Besitzer, welche früher von hiesigen Einwohnern pachtweise bewirtschaftet wurden, sind in neuerer Zeit [...] einzeln verkauft. Mehrere der größeren Landbesitzer, die vor 20 Jahren zu den wohlhabenden hies. Einwohnern gehörten und 4 bis 6 Pferde hielten, z.B. Grünekle, Hartung, Lange, Hornhardt, von Roden, [...] sind verstorben, ihr

¹⁴⁴ Vgl. Hagenah, Ländliche Gesellschaft, S. 192.

¹⁴⁵ Vgl. Tilly, Vom Zollverein zum Industriestaat, S. 23.

Landbesitz ist unter ihre zahlreichen Nachkommen vertheilt [...]. Ein eigentlicher Bauer, der ein Gespann Pferde hielte, ist jetzt nicht mehr vorhanden.« Den Äußerungen Lueders zufolge, hatte sich die landwirtschaftliche Struktur Weendes in der ersten Hälfte des Jahrhunderts spürbar verändert. Den offenbar gutsähnlichen landwirtschaftlichen Betrieben standen zahlreiche Kleinststellen gegenüber, während ein mittlerer Bauernstand kaum noch existierte. Der Klosteramtman Lueder sah die polarisierende Entwicklung des bäuerlichen Besitzes in Weende mit äußerster Skepsis. Es bemaß und beurteilte diese Veränderung noch ganz im Lichte einer traditionellen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, als deren Mittelpunkt und Basis der mittlere selbständige Bauernhof galt.

Zieht man weitere Überlieferungen zu den landwirtschaftlichen Besitzverhältnissen zu Rate, so bestätigt sich die Einschätzung des Klosterpächters im wesentlichen. Tatsächlich war es im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts zu erheblichen Landverkäufen gekommen. Unter anderem war der umfangreiche Besitz des ehemaligen Gutshofes des Syndikus Hesse veräußert worden. Er hatte zahlreiche und auch kleinere Käufer gefunden: etwa 239 Morgen verteilte sich auf siebzig Käufer. Im Durchschnitt erwarb also jeder von ihnen etwa drei bis vier Morgen Land.¹⁴⁶ Allgemein waren diese Landverkäufe von der Auflösung der sogenannten Pachtmeierverhältnisse begleitet, die jahrhundertlang die Besitzverhältnisse und die landwirtschaftliche Struktur Weendes mitgeprägt hatten. Ganz offensichtlich hatte dieser Übergang die von Lueder beschriebene Zersplitterung der bäuerlichen Höfe vorangetrieben. Da der Ackerbauer nicht mehr nur Pächter, sondern Besitzer des von ihm bewirtschafteten Landes war, konnte er darüber freier verfügen und vor allem freier vererben.¹⁴⁷ Ein Vergleich bäuerlichen Besitzes auf der Grundlage von statistischen Erhebungen und Verzeichnissen aus den Jahren 1810, 1874 und 1889 untermauert ebenfalls die von Lueder beschriebene Tendenz. Nun war die Zahl derjenigen, die ihr Auskommen gänzlich in der Landwirtschaft fanden, bereits um 1800 verhältnismäßig klein gewesen.¹⁴⁸ Im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts sollte sie sich weiter verringern von 15 (1810) auf sieben (1874) bzw. sechs

¹⁴⁶ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 601.

¹⁴⁷ Zum recht komplizierten Prozeß der Auflösung der Pachtmeierverhältnisse vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, Kapitel »Grundbesitz«. Dem Meierrecht entsprangen auch die in Weende anzutreffende Klassifizierung der Bauern bzw. Einwohner in Meier, Köter und Anbauer.

¹⁴⁸ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 568f.

(1889).¹⁴⁹ »Nur-Bauer-Sein« war die Existenzform einer äußerst kleinen Minderheit im Dorf geworden.

Es ist generell ein mühevolleres und schwierigeres Unterfangen, die bäuerlichen Höfe entsprechend ihres Landumfanges einzuschätzen.¹⁵⁰ Die Frage, ab welcher Größe eine Bauernwirtschaft in der Lage war, die Existenz einer Familie zu sichern, hing stets wesentlich von den natürlichen örtlichen Gegebenheiten ab, wie etwa der Qualität des Bodens. Diese konnte, wie auch in Weende, innerhalb einer Feldmark recht unterschiedlich sein. Als Orientierungspunkt für die Frage, ab welcher Größe ein Bauernhof rentabel wirtschaften konnte, sollen hier die Beispiele dienen, die der Klosterpächter selbst als ehemalige »eigentliche Bauern« nannte. Sie alle bewirtschafteten um 1810 zwischen 40 und 80 Morgen Acker, konnten zur Bewältigung der anfallenden Arbeit je eine Gesindeperson einstellen. Auch hielt sich jeder vier Pferde und zwei Kühe.¹⁵¹ Geht man von diesem Maßstab aus, so hatte sich tatsächlich zwischen 1810 und 1874 die Gruppe derjenigen vergrößert, die, nach ihrem Landumfang bemessen, auf der Schwelle zu einer bäuerlichen Wirtschaft standen, deren Besitzer auf einen Nebenverdienst angewiesen waren: fünf (1810), dreizehn (1874) und zwölf (1889). Darüber hinaus hatten sich insgesamt die Relationen innerhalb der Einwohnerschaft verändert. Eindeutig überwogen in der zweiten Jahrhunderthälfte die klein- und kleinstbäuerlichen Stellen, wobei die letzte Gruppe besonders stark war. Hier fand sich die unterbäuerliche Schicht des Dorfes wieder, die überdurchschnittlich am Bevölkerungswachstum teilhatte und danach drängte, mit einem noch so kleinen, wenn auch gepachteten Land ihr Überleben im Ort zu sichern.

(6) Mit diesem Niedergang eines mittleren Bauernstandes korrespondierte etwas, was der Klosteramtmann in Weende ebenfalls beobachtet hatte und das ihm äußerst problematisch erschien: Der Viehbestand des Dorfes – so Lueder – hatte sich über ein landwirtschaftlich gesundes und verträgliches Maß hinaus ausgedehnt. Vor allem gäbe es zu viele Weender, die sich Kühe als Anspannvieh hielten, ohne jedoch genügend Land zu besitzen, um diese Tiere das Jahr über durchzufüttern: »Diese Leute ernähren ihre Kühe von fremden Eigenthum. Wäh-

¹⁴⁹ Vgl. für das Jahr 1810: Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 626-641; für das Jahr 1874: KreisAGött, Dep. 1, 019 sowie für das Jahr 1889: Planrezeß zur Verkoppelung vor Weende, Katasteramt Göttingen. Im Anhang befindet sich eine kommentierte Statistik zu den Besitzverhältnissen jener Jahre, die aus den oben benannten Quellen zusammengestellt wurde.

¹⁵⁰ Vgl. allgemein zur Klassifizierung bäuerlicher Höfe in Niedersachsen: Wächter, Die Landwirtschaft in Niedersachsen vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, S. 72-81.

¹⁵¹ Vgl. Einwohnerverzeichnis von 1810 in: Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 626-641

rend des Sommers ziehen sie bei eintretender Dunkelheit – trotz aller Verbote des Stroh Hüters – hinaus, um ihre Kühe auf fremden Wiesen oder Kleeboden zu sättigen. Einen Sack um die Schulter geschlungen [...] zum Schutz gegen Thau oder die Kälte der Nacht, in Wahrheit aber, um ihn mit entwendeten Grünfütter gefüllt [...] mit nach Hause zu nehmen. Im Winter sammeln sie den Futterbedarf da, wo sie nicht geerntet haben, selbst mit Anwendung ihrer Fuhrwerke wie tägliche Erfahrung zeitigt.«

An den wenigen vorhandenen Zahlen zum Viehbestand in Weende Anfang des 19. Jahrhunderts läßt sich diese hier von Lueder als so verhängnisvoll beschriebene Entwicklung des Viehstandes nicht eindeutig nachvollziehen. 1810 gab es 53 Pferde in Weende, die sich auf 13 Besitzer verteilten. 15 Ochsen bei 7 Besitzern und 126 Kühe, die 92 Weendern gehörten und von denen 33 jeweils 2 Kühe besaßen, also spannfähig waren.¹⁵² Die Beschreibung der Weender landwirtschaftlichen Verhältnisse anlässlich der Zehntablösung 1841 nennt 50 Pferde und 120 Hornviehtiere.¹⁵³ Absolut gesehen hatte sich also in diesem Zeitraum der Pferde- und Kuhbestand kaum verändert. Dennoch konnte sich natürlich der wirtschaftliche Rahmen, in dem das Vieh gehalten wurde, gewandelt haben, konnte sich das Verhältnis des Viehbestandes – gemeint ist hier lediglich der Bestand an Zugtieren – zur ackerbaulichen Grundlage eines Hofes vom »gerechten Verhältnis« entfernt haben. Tatsächlich hatte es ja im Zuge der allmählichen Umwandlung des Weender Ackerlandes von Pacht- in Eigenland eine Zerstückelung der Parzellen bei gleichzeitiger Konzentration von Landbesitz zu einigen gutsähnlichen Betrieben gegeben. So berichtet Lueder, daß allein der Obervogt Nachtigall im Laufe der Zeit 20 Pferde angekauft habe. So wäre durchaus beides denkbar: daß der absolute Viehbestand der Dorfschaft Weende sich zwar kaum verändert und dennoch die Nutzung von Kühen als Anspannvieh bei den kleineren Parzellenbesitzern zugenommen hatte. Gegenüber Pferden hatten Kühe als Anspannvieh den Vorteil, daß ihr Dung vielfältiger in der Landwirtschaft genutzt werden konnte und daß eine Kuh leichter durchzufüttern war, schlicht weniger fraß als ein Pferd. Dies waren in einer »dung- und weidearmen« bäuerlichen Wirtschaft gewichtige Argumente.¹⁵⁴

Die Viehhaltung war für den traditionellen Ackerbau stets ein neuralgischer Punkt. In einer Landwirtschaft, die ohne Kunstdünger und Maschinen auskommen mußte, wurde das Vieh – Pferde, Kühe, Ochsen – sowohl als Zugkraft wie als

¹⁵² Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 626-641.

¹⁵³ Vgl. StadtAGött, Weende 620.

¹⁵⁴ Vgl. Achilles, Deutsche Agrargeschichte im Zeitalter der Reformen und der Industrialisierung, S. 62f.

Dunglieferant ebenso dringend benötigt, wie seine Fütterung ein stets drängendes Problem blieb. Den Weendern stellte sich diese Frage offenbar besonders drängend. Vom »Gräserei-Mangel«, der in Weende herrsche, so daß auf dem Stall reichlich zugefüttert werden müsse, war auch in der Schätzung der Weender Feldmark anlässlich der Zehntablösung 1841 die Rede.¹⁵⁵ Dies wiederum war aber nur demjenigen möglich, dessen Äcker umfangreich genug waren, um durch die Bestellung der Brache mit Futterkräutern oder durch Getreideerträge selbst ausreichend Futter zu erwirtschaften. Der Bauer befand sich in einer Zwickmühle: Zur Steigerung seiner Erträge hätte er mehr Dünger – also Viehdung – benötigt. Den Viehbestand – und damit den Düngerbestand – zu vergrößern, hätte es eines entsprechenden Zuwachses an Futter bedurft; dies wiederum hätte mehr Dünger erfordert. So fand die Größe des Viehbestandes in der traditionellen Landwirtschaft ihre klaren Grenzen in der Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit der Fütterung.¹⁵⁶ Dieser Zusammenhang ließ den Besitz an Vieh zum wirtschaftlichen und sozialen Differenzierungskriterium in der bäuerlichen Welt werden. Ob einer über Zugtiere verfügte oder nicht, ob sein Bauernhof die Haltung von Pferden erlaubte oder nicht, entlang dieser Frage verlief die Grenze zwischen Vollbauern und den kleinen »Krauterern«, die von ihrem Land allein nicht leben konnten.

(7) Zwischen beiden bäuerlichen Gruppen bestand in der traditionellen Landwirtschaft eine Arbeitsteilung, die über ihre wirtschaftliche Bedeutung hinaus soziale Ordnungsfunktionen hatte, nämlich die sogenannte gegenseitige Hilfe. Doch dieses Band beginne sich zu lösen, stellte Lueder bedauernd fest: »Es ist eine bekannte Sache, daß die gewöhnlichen Bauernwirtschaften auf gewissen Nebenverdienst durch Lohnarbeiten mit dem Gespann zu ihrem Bestehen nicht entbehren können. Dieser Verdienst wird ihm durch solch unberufenen Kuhspanner entzogen, und um so gewisser, je niedriger sie in Folge der wohlfeilen Unterhaltung ihres Zugviehes die Lohnpreise stellen können. Auf diese Weise wird das segensreiche gegenseitige Hilfsverhältnis der Bespannten zu den Unbespannten, nach welchem die Bespannten den kleinen Leuten ihnen [ihr Land] für Geld bearbeiten, ihr Holz abfahren, die kleinen Leute aber ihre Leistungen durch Hilfe in der Ernte pp. [abzuarbeiten] pflegen, zerstört. Zuverlässig allemal zum Nachtheile beyder Theile.«

¹⁵⁵ Vgl. StadtAGött, Weende 620. Die Dorfschaft besaß nur 120 Morgen Wiesengrund, auf dem teils einmal, teils zweimal, je nach Lage der Wiese, Heu bzw. Grummet geerntet werden konnte. Daneben standen für das Hornvieh nur 72 Morgen Anger und eine magere Holzweide zur Verfügung.

¹⁵⁶ Vgl. zum Thema »gerechtes Verhältnis« von Ackerbau und Viehzucht: Achilles, Deutsche Agrargeschichte im Zeitalter der Reform und der Industrialisierung, S. 63ff.

In gewissem Grade fand das ungleiche Verhältnis der bespannten zu den unbespannten Dorfbewohnern hier tatsächlich einen Ausgleich. Während der Anspannbauer den Unbespannten die Äcker mit bestellte, arbeiteten diese – und nicht selten auch deren Frauen und Kinder – umgekehrt als Gegenleistung in der Erntezeit auf den Feldern ihres bespannten Bauern. In der Realität war dieses Verhältnis oft weniger durch Harmonie als vielmehr durch eindeutige Machtstrukturen gekennzeichnet. Helfende Hände gab es genug, zumal in einer Zeit steten Bevölkerungswachstums. Die Zahl der Gespanne und ihrer Besitzer aber war eng begrenzt. 1810 z.B. standen 229 Weender Haushalten 33 Besitzer eines Gespannes gegenüber.¹⁵⁷ Darüber hinaus wurde angesichts der traditionell hohen Bewertung der Anspannarbeit in viel höherem Umfang Arbeitskraft auf seiten der unbespannten Dorfgenossen im Rahmen der gegenseitigen Hilfe gebunden, die wiederum zur Bewältigung der eigenen Haus- und Hofarbeit fehlte. Und natürlich hatte bei der Frage, wessen Äcker zuerst bestellt, geeggt, gepflügt und abgeerntet wurden, neben der Lage der Felder die Zugkraft ihrer Besitzer ein bedeutendes Gewicht. So wird die gegenseitige Hilfe oft genug ein Verhältnis einseitiger Abhängigkeit gewesen sein.¹⁵⁸

Besonders im Hinblick auf die beiden zuletzt geschilderten Auffassungen des Klosterpächters zu den Besitzverhältnissen und der sogenannten gegenseitigen Hilfe, erscheint Lueder als ein eher konservativer Denker. Die zurückliegenden, älteren Zustände empfindet er als ideal und legt sie dem Zeitgenossen als Leitvorstellung zur Lösung der gegenwärtigen Probleme nahe. Möglicherweise ist in dieser Rückwärtsgerichtetheit der Grund zu suchen, warum Lueder in seinen doch sehr ausführlichen Stellungnahmen ein viel diskutiertes Thema jener Zeit nicht berührt, nämlich die Agrarreform. Nun war ein Teil der Agrarreform, die Ablösung der Abgaben und Dienste, die auf den Ländereien lasteten, bereits 1842 zum Abschluß gekommen.¹⁵⁹ Doch noch beherrschten genossenschaftliche Elemente die tägliche Feldarbeit, lagen die Felder der einzelnen Besitzer zersplittert und verstreut in der Feldflur, wurde das Vieh auf dem gemeinschaftlichen Anger durchgefüttert, ein Umstand, der als großes Hemmnis in der landwirtschaftlichen Entwicklung betrachtet wurde.

¹⁵⁷ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 626-641.

¹⁵⁸ Vgl. zur Bedeutung der »gegenseitigen Hilfe« in kleinbäuerlich strukturierten Gegenden: Wagner, Leben auf dem Lande im Wandel der Industrialisierung, S. 177-182 sowie Quest/Schäfer-Richter, Dorfleben, S. 293ff.

¹⁵⁹ Vgl. unten Abschnitt »Ablösungen« S. 78-83.

Die Haltung des Klosterpächters zu Hunger und Not unter den Weender Einwohnern in jenen Krisenjahren zwischen 1830 und 1848 wäre nur unvollständig wiedergegeben und unzureichend gewürdigt, wenn nicht auch auf die bedeutende Hilfe hingewiesen würde, die er etlichen in Not geratenen Weendern und nicht nur ihnen hat zukommen lassen. Da Lueder der Auffassung war, daß die Not nicht in einem Mangel an Arbeit begründet war, hielt er Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen für ein untaugliches Mittel, den Menschen beizustehen. »Eine Hilfe für die armen Einwohner des hiesigen Ortes wird daher [...] nur auf directem Wege durch Unterstützung mit Naturalien [...] bewirkt werden können,« schrieb er der Klosterkammer und berichtete weiter: »Zeiten der Not wie die jetzige, habe ich schon mehr erlebt, ja selbst an hiesigem Orte, wengleich diesmal ein Umstand hinzutritt – die enorme Aufkaufung der Kartoffel für die Branntwein-Brenner und die Ausfuhr der Brotfrüchte ins Ausland. Im Frühjahr 1831, in Folge des totalen hiesigen Hagelschlages vom 16. Januar 1831 und der ungewöhnlichen militärischen Einquartierungen¹⁶⁰, ein ähnlicher Notstand in hiesigem Orte thätigen Beistand erforderte, ließ ich aus meinen eigenen Mitteln von April bis zur Ernte wöchentlich 5 Himten Rocken [etwa 115 kg] verbacken und das Brot nebst wöchentlich 1 Malter Erbsen nach einem von dem Prediger und dem Gemeindevorgesetzten angefertigten Classification der Bedürftigen an 89 Erwachsene und Kinder vertheilen. Etwas ähnliches ist auch für das nächste Frühjahr meine Absicht.« Tatsächlich wurde in jenem Notjahr eine Art Volksküche in Weende errichtet.

Vergegenwärtigt man sich noch einmal die Ausführungen des Klosteramtmannes aus Weende, so kann man auch hier feststellen, daß der soziale und wirtschaftliche Rahmen, der das Leben der Weender begrenzte und bestimmte, in Bewegung geraten war. Wenn auch Weende bereits um 1800 »kein typisches Ackerbauerdorf« mehr war, so hatten sich bis um 1840 die dörflich-bäuerlichen Verhältnisse weiter gelockert. Das Bild des Ortes wurde von den landlosen Häuslern bestimmt, unter ihnen etliche neu Hinzugezogene. Diese größer werdende Gruppe stand außerhalb der bäuerlichen Welt, in die sie weder wirtschaftlich noch (gemeinde)rechtlich zu integrieren war. Auch ihre Lebensformen und -normen hatten sich von den traditionellen Vorstellungen gelöst. Blickt man auf die offenbar recht zahlreichen »wilden Ehen«, so war dieser Wandel keineswegs eine freie Willensentscheidung, sondern vielmehr aus der Not

¹⁶⁰ Gemeint ist offenbar die Einquartierung von Militär anlässlich der Unruhen in Göttingen im Januar 1831, die mit militärischem Einsatz niedergeschlagen wurden.

geboren und in zunehmenden Maße Ausdruck einer rigiden »Sozialpolitik« der Gemeinde. Aber auch innerhalb der bäuerlichen Kernbevölkerung hatte es Verschiebungen gegeben: Die Zahl der selbständig wirtschaftenden Bauern und rentablen Höfe hatte sich verringert, während eine größere Gruppe sich am Rande einer Nebenerwerbslandwirtschaft bewegte. Neben den von Lueder genannten Gesichtspunkten für diese Entwicklung mag auch die Tatsache eine Rolle gespielt haben, daß die Jahre guter Ernten zwischen 1817 und 1825 umgekehrt manchen selbständigen Bauern in Bedrängnis brachten, der für seine Produkte ein zu geringes Entgelt auf dem Markt erhielt.¹⁶¹

Die Schilderungen des Klosterpächters legen insgesamt den Eindruck nahe, als fiele die dörfliche Gesellschaft zunehmend auseinander: Den wenigen landbesitzenden standen die vielen landlosen Einwohner gegenüber. Noch deutlicher als aus Lueders Äußerungen tritt die Polarisierung der sozialen Struktur des Ortes in den Worten des damaligen Pastors Ahlborn zu Tage. Er schrieb 1852: »Den Domänenpächter, einige reiche Fabrikherrn, kleine Gutsbesitzer und wenige Ackerleute ausgenommen, besteht der größte Theil der Gemeindeglieder in Weende aus Handwerkern im Dienste von Göttinger Meistern, Fabrikarbeitern und Tagelöhnern.«¹⁶² Diese Polarisierung der dörflichen Bevölkerung blieb nicht allein auf Weende beschränkt, sondern war vielmehr ein charakteristisches Merkmal der ländlichen Gesellschaft des Königreichs Hannover in den Zeiten des Umbruchs und des Übergangs.¹⁶³ Mit Sicherheit trug diese Struktur mit dazu bei, daß der Ort besonders hart und kraß unter den Preissteigerungen zu leiden hatte. Denn sie war dort am schmerzlichsten zu spüren, wo der Selbstversorgungsgrad der Bevölkerung am niedrigsten war, und der wiederum war dort am niedrigsten, wo verhältnismäßig viele landlose Familien lebten, wie etwa in Weende.

Wenn auch die 1840er Krise allgemein als Agrarkrise alten Typs beschrieben wird, so war das ihr zugrunde liegende Problem keineswegs allein und nicht einmal in erster Linie in der Landwirtschaft jener Jahre zu suchen. Auch die bereits beschriebene Lohn- und Preisschere, die sich zuungunsten der unteren Bevölkerungsschichten zu öffnen begann und den Nahrungsspielraum immer bedrohlicher einengte, war nur das Symptom eines tieferliegenden Problems, nämlich das des stetigen Bevölkerungsanstiegs ohne Landausstattung bzw. ohne hinreichende Beschäftigung.¹⁶⁴ Zunächst war die daraus hervorgehende soziale Frage durch die

¹⁶¹ Vgl. Abel, Massenarmut im vorindustriellen Deutschland, S. 55.

¹⁶² Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 145, 1852.

¹⁶³ Vgl. Hagenah, Ländliche Gesellschaft im Wandel, S. 203.

¹⁶⁴ Vgl. Achilles, Deutsche Agrargeschichte im Zeitalter der Reformen und der Industrialisierung, S. 208.

protoindustrielle Entwicklung im Leinengewerbe in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts aufgefangen worden¹⁶⁵ und im Fall Weendes zudem durch die Stadtnähe. Der fortschreitende Niedergang des Leinengewerbes in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts mußte nun umgekehrt die sozialen Probleme spürbar verschärfen. Ein dauerhafter, zukunftsweisender Ausweg aus diesem sozialen Engpaß bahnte sich erst mit der Industrialisierung an, deren Vorboten in Weende bereits in der Mitte des Jahrhunderts zu bemerken waren, wie die bereits seit 1823 bestehende Eberweinsche Tuchfabrik oder die Wollwarenfabrik der Kaufmanns Laporte am Weendespring, die im Revolutionsjahr 1848 in Weende etabliert wurde.¹⁶⁶

¹⁶⁵ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 506-509

¹⁶⁶ Vgl. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1849-1914, Dritter Band, S. 7. »In den verbreiteten sozialen Protestaktionen der vierziger Jahre, in der Hungerkrise von 1846/47 und in der »sozialen Revolution« von 1848/49 hatten der Widerstand gegen die überwältigende Armut und der Drang nach verbesserten Lebensumständen dramatisch Ausdruck gefunden. Gleichzeitig kündigte sich im Aufstieg der Industrie, freilich nur für scharfsichtige, sachkundige Beobachter so frühzeitig erkennbar, die Lösung des Problems durch ein wahrhaft revolutionäres Wirtschaftssystem an.«

„...unmöglich ist es, den flehentlichen Bitten
dieser Leute zu widerstehen“

Denkschriften aus dem deutschen Vormärz – ein Exkurs

Im Abstand von nur drei Tagen – am 13. und 16. Dezember 1846 – erhielt der Weender Klosteramtmann und Gutspächter Carl Wilhelm Lueder gleich zwei Schreiben seiner vorgesetzten Behörde, der hannoverschen königlichen Klosterkammer, in denen er um eine Stellungnahme gebeten wurde. Ihr Gegenstand: der sich immer stärker ausbreitende Pauperismus, der auch in Weende ein bedrückendes Ausmaß angenommen hatte. Carl Wilhelm Lueder nutzte die Stille der Tage zwischen dem Weihnachts- und dem Neujahrsfest 1846/47 um seiner Amtspflicht nachzukommen. Er tat dies mit einer sicher auch für die hannoverschen Beamten unerwarteten Gründlichkeit und Ausführlichkeit. Als die beiden Berichte des Amtmanns aus Weende die Klosterkammer schließlich erreichten, sollten sie eine umfassende und nachdenklich stimmende Denkschrift über Hunger und Pauperismus in den Händen halten.¹⁶⁷ Die Bedeutung der Luederschen Ausführungen erkennend, leitete denn auch der Klosterkammerbeamte die Schriftstücke mit den folgenden Worten an das königliche Innenministerium: Man erlaube sich die Schriften des Weender Klosteramtes vorzulegen, „da der Inhalt derselben abgesehen von dem localen Interesse, welches die Veranlassung derselben gewesen ist, vielleicht auch auf eine allgemeine Bedeutung Anspruch nehmen dürfte, da es Euer Exzellenz gewiß nicht unwillkommen ist, die Ansicht eines so erfahrenen und vielseitig gebildeten Landwirths und Geschäftsmanns wie der Regierungsrath Lueder es ist, über den Zustand der Dinge im Fürstenthum Göttingen kennen zu lernen.“¹⁶⁸ Diesen beiden denkwürdigen Schriften sollte der Klosteramtmann am 10. Januar 1847 eine dritte folgen lassen, in der es um die

¹⁶⁷ Vgl. NHStAH, Hann 81,19, 3207

¹⁶⁸ NHStAH, Hann 94, 324, IV. Schreiben der Klosterkammer vom 11. Januar 1847 an das Innenministerium. Aufgrund dieser Initiative des Klosterkammerbeamten gelangten die Gutachten des Weender Regierungsrates Carl Wilhelm Lueder zu den Akten des Innenministeriums. Da dieser Aktenbestand des Hannoverschen Staatsarchivs im Zweiten Weltkrieg bei einem Bombenangriff am 10. Oktober 1943 vernichtet wurde, liegt heute leider die Reinschrift der Luederschen Briefe an die Klosterkammer nicht mehr vor. Als Quelle zugänglich blieben lediglich seine Vorschriften (Kladden), die den folgenden Darlegungen zugrunde liegen und im Anhang abgedruckt sind.

wirtschaftliche Stellung der Gutspächter und die daraus resultierende soziale Verantwortung ging.¹⁶⁹

Mit seinen schließlich insgesamt drei umfangreichen Schreiben, die der Weender Klosteramtman Lueder in jenem dramatischen Hungerwinter für die hannoversche Klosterkammer verfaßte, hinterließ er ein bemerkenswertes zeitgenössisches Dokument einer aus den Fugen geratenen Gesellschaft. In einer Zeit, als im vormärzlichen Deutschland allerorten die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Unzulänglichkeiten überkommener gesellschaftlicher Strukturen mit Macht hervortraten, entfaltete der Weender Klosteramtman ein außerordentlich inhaltsreiches, facettenreiches Bild der spannungsvollen, in Bewegung geratenen innerdörflichen Wirklichkeit, die ihn als intimen Kenner und guten Beobachter dieser Lebenswelt auszeichnen.

In dem vorangegangenen Kapitel ist diese Quelle aus einer sozialgeschichtlichen Perspektive ausgewertet worden, um mit ihrer Hilfe die sozialen und wirtschaftlichen Gegebenheiten Weendes in diesen entscheidenden Krisenjahren zu beleuchten. Die Breite der Luederschen Argumentation, die Fülle der zur Sprache gebrachten Aspekte sozialen Lebens, die Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit der Quelle luden dazu ein. Obwohl von der Warte eines Gutspächters aus geschildert, enthielten die Berichte eine Vielzahl von Einsichten gerade in das Leben der sogenannten kleinen Leute, die zwischen den Mahlsteinen gesellschaftlichen Wandels erdrückt zu werden drohten.

Die historische Aussagekraft dieser reichhaltigen Quelle ist, wie sich zeigen wird, damit aber keineswegs erschöpft. Deshalb sollen die Denkschriften des Weender Klosteramtmanns an dieser Stelle unter einem anderen – nämlich dem mentalitätsgeschichtlichen – Aspekt historisch interpretiert werden. In dieser Perspektive rückt die Person des Verfassers in den Mittelpunkt. Dabei erlaubt die Beschäftigung mit Lueders Erfahrung, die Art seiner Wahrnehmung, sein Verständnis der historischen Situation, seine Werte und Normen, mit denen er die ihm begegnende Wirklichkeit zu begreifen versucht, über Weende hinausgehende allgemeinere Einsichten in die historische Welt des hannoverschen Königreiches in der krisengeschüttelten Zeit des Vormärz. Seine Denkschriften sind ein aufschlußreiches Zeugnis für die subjektive Verarbeitung der Krisensituation von Mitte der 40er Jahre. Sie erlauben es – mit einem Wort Karl Mannheims und schon im Vorgriff auf den politischen Charakter Lueders – „den modernen

¹⁶⁹ Vgl. NHStAH, Hann 94, 324, IV. Bericht des Klosteramtes Weende vom 10. Januar 1847.

Konservatismus in seiner Eigenart zu erfassen als Selbstreflexion der an diesem Prozeß Beteiligten.“¹⁷⁰

Als Carl Wilhelm Lueder seine Berichte an die königliche Klosterkammer nach Hannover sandte, wollte er etwas Konkretes erreichen. Auch drängte es ihn seine Beurteilung der problematischen sozialen Situation der Weender Einwohner mitzuteilen. Keineswegs aber wollte er ein bewußtes Zeugnis über sich selbst ablegen. Und dennoch gibt der Verfasser in diesen Quellen etwas von seiner Person preis, von seinem Denken und seiner Verarbeitung der erlebten historischen Wirklichkeit. Der selbstzeugnishafte Charakter tritt uns vermittelt entgegen; vermittelt durch eine bestimmte Situation, einen Anlaß, aus dem heraus das Zeugnis entsteht, durch das Thema, worum es in der Quelle geht, durch die Art und Weise der Argumentation mit diesem thematischen Gegenstand, aber auch durch Form und Sprache, durch Ton und Stimmung. Will man das Selbstzeugnis in der Überlieferung erschließen, so gilt es all diese Zusammenhänge zu berücksichtigen, um dann in eine Art Indizienverfahren das in dem überlieferten Quellenensemble beheimatete und gebundene Selbstzeugnis Carl Wilhelm Lueders zu rekonstruieren. Diese so gewonnene Bild von dem Selbstverständnis und dem Selbstbewußtsein eines Zeitgenossen kann natürlich lediglich ein ausschnitthaftes sein, eben so zugeschnitten, wie es uns in diesen Schriften entgegentritt.¹⁷¹

Aus diesen Überlegungen ergeben sich nun folgen Schritte: Nach einer biographischen Skizze (1) wird (2) über die Erläuterung der Entstehungszusammenhänge, des thematischen Gegenstandes sowie der Argumentation ein Zugang zu den Denk- und Erlebnismustern eröffnet, mit denen Carl Wilhelm Lueder seine Gegenwart deutet. Der Übersichtlichkeit halber sollen dazu in chronologischer Folge die einzelnen Gutachten und Berichte Lueders vorgestellt werden: ihr Anlaß, ihr zentrales Thema, ihre unmittelbare Intention, die Argumentation, der innere Aufbau und die Gewichtung einzelner thematischer Aspekte. Darüber hinaus soll auch darauf geachtet werden, inwiefern Sprache und Ton etwas von der emotionalen Färbung dieser Texte verraten. Entscheidend wird es dann (3) darauf ankommen, die Eigenart dieses exemplarischen mentalitätsgeschichtlichen Zeugnisses zu erfassen, d.h. die spezifische Art und Weise des Erlebens und Denkens. Dabei wird sich zeigen, daß uns der Weender Klosterbeamte Lueder in diesen

¹⁷⁰ Mannheim, Konservatismus, S. 105.

¹⁷¹ Vgl. Mannheim, Konservatismus, S. 111. Zur Analyse der Einheit in geistigen Gebilden: „Gegen willkürliche Konstruktionen gibt es hier nur eine Gewähr: die, daß man sich womöglich an die Objektivationen und Selbstreflexionen der zu charakterisierenden Denkströme hält und im engen Anschluß an diese das zu Demonstrierende aufzuweisen versucht.“

Schriften als ein Zeitgenosse entgegentritt, der den konservativen geistigen Strömung seiner Zeit nahe steht. Und so führt die Interpretation der Schriften Lueders schließlich zu den sozialen Ursprüngen konservativen Denkens und Erlebens in Deutschland.

Carl Wilhelm Lueder – eine biographische Skizze

Als Carl Wilhelm Lueder seine Berichte im Hungerwinter 1846/47 schrieb, war er bereits über 70 Jahre alt und lebte seit gut 20 Jahren in Weende als Klosteramtman und Gutspächter. Noch ein Kind des 18. Jahrhunderts (geb. 1775¹⁷²) wurde er als Sohn des Oberamtman Lueder in die sogenannten „hübschen Familien“ Hannovers hineingeboren. Die „hübschen Familien“ – das war jener überwiegend bürgerliche, aber dennoch exklusive gesellschaftliche Kreis, aus dem sich seit Generationen die hannoversche Beamenschaft rekrutierte.¹⁷³ Einerseits eng, mitunter freundschaftlich mit dem hannoverschen Adel verbunden, andererseits im reibungsvollen Gegenüber zu ihm, der die höchsten Beamtenpositionen im Staat innehatte und von dem es hieß, er repräsentierte mehr, als daß er arbeite, galten die bürgerlichen Beamten als „Arbeitsmänner“, auf denen die Last – und zum Teil auch die Macht – der eigentlichen Staatsverwaltung im Lande Hannover ruhten.¹⁷⁴ Seitdem das Beamtentum in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts überhaupt in Erscheinung getreten war, nahmen gerade die bürgerlichen Beamten rege am künstlerischen und wissenschaftlichen Leben ihrer Zeit teil. Schon ihre breite Ausbildung – Rechtswissenschaften, Ökonomie, Naturkunde, Mathematik, Meß- und Zivilbaukunst – schuf hierfür die besten Voraussetzungen.¹⁷⁵ Die berufliche wie gesellschaftliche Stellung des bürgerlichen Beamtenstandes in Hannover war

¹⁷² Vgl. Kirchbuchamt Göttingen, Sterberegister im Kirchbuch Weende, Eintrag vom 9.1.1853, der den Tod des 78igjährigen Carl Wilhelm Lueder anzeigt.

¹⁷³ Vgl. Meier, Hannoversche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, Bd. 1, S. 496. Dieser – von Meier als „geschlossene Kaste“ bezeichnete – Kreis „hübscher Familien“ umfaßte insgesamt 41 Familien, von denen sieben neuadliger und 34 bürgerlicher Herkunft waren. Ihnen gegenüber stand der Kern der regierenden Aristokratie, die sich aus etwa 70 bis 80 Familien des alteingesessenen hannoverschen Adels zusammensetzte. Vgl. Meier, Hannoversche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, Bd. 1, S. 463.

¹⁷⁴ Vgl. Hintze, Beamtentum und Bürokratie, S. 49. Hintze bezeichnet das hannoversche Beamtentum als das exklusivste adlige Beamtentum, das in Deutschland bestand. Von Hintze stammt die Formulierung „Arbeitsmänner“ für die bürgerlichen, die eigentliche Arbeit bewältigenden Beamten des Königreichs Hannover. Vgl. auch, Meier, Hannoversche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, Bd. 2, S. 492f.

¹⁷⁵ Vgl. Meier, Hannoversche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, Bd. 1, S. 323ff.

also keineswegs eine untergeordnete. Ganz im Gegenteil. So gelang es ihm auch im Zuge der politisch unruhigen Zeiten zwischen 1831 und 1848, seine Position gegenüber der regierende Aristokratie zu stärken, so daß schließlich die Privilegien des Adels innerhalb der Bürokratie aufgehoben wurden.¹⁷⁶

Welche genauen Ausbildungsstadien Carl Wilhelm Lueder im einzelnen durchschritt, ist leider nicht bekannt. In jedem Fall jedoch trat er bereits als junger Mann 1794 in den Hannoverschen Staatsdienst.¹⁷⁷ Zunächst war er überwiegend in Hannover tätig. Spätestens am 1812 wirkte er dann im Range eines Oberamtmanns als einer der beiden königlichen Beamten im Amt Herzberg.¹⁷⁸ Hier wurde ihm 1818 Bau und Verwaltung des Herzberger Landeskornmagazins übertragen. Wegen ihrer gestiegenen Naturaleinkünfte hatte die hannoversche Regierung beschlossen, Landeskornmagazine einzurichten, um diese Einnahmen besser bewirtschaften und in etwaigen mageren Erntezeiten auf sie zurückgreifen zu können.¹⁷⁹ Immerhin zehn Ämter aus dem südwestlichen Vorharz waren Lueder damit zugeordnet – ein Umstand, der ihm sicherlich gute Einblicke in die allgemeine wirtschaftliche Lage dieses Landstriches bot.

Nach 30jähriger Dienstzeit in Hannover und Herzberg übernahm Carl Wilhelm Lueder schließlich 1824 das Klosteramt in Weende mit der dazugehörigen Pacht des Klostergutes. Möglicherweise wie bei seinem Vorgänger Westfeld, der im selben Jahr verstorben war, waren Lueder Amt und Pacht in Weende als Anerkennung seiner Dienste überlassen worden.¹⁸⁰ Damit gehörte Lueder zu den wenigen – genau 22 – Beamten seiner Zeit, die noch eine Domänenpachtung innehatten. Denn was in früherer Zeit zur normalen Erscheinung gehörte, nämlich die Beamtenbesoldung mittels der Domänenverpachtung, war nun zu einem Privileg geworden.¹⁸¹

¹⁷⁶ Vgl. Meier, Hannoversche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, Bd. 1. S. 499.

¹⁷⁷ Vgl. NHStAH, Hann. 94, Nr. 7887. Unter dem 14. November 1844 ist das 50jährige Dienstjubiläum Lueders verzeichnet.

¹⁷⁸ Vgl. Kirchbuchamt Göttingen, Kirchbuch Weende, Einträge des Trauregisters. Aus ihnen geht hervor, daß die Tochter Justine Amalie Lueder am 22.8.1808 in Hannover geboren wurde, ihre Schwester Sophie Caroline Lueder dagegen am 5.4.1812 in Herzberg. Vgl. auch NHStAH, Hann 74 Herzberg, E, Nr. 332.

¹⁷⁹ Vgl. Hann 74 Herzberg, E, Nr. 332 (1818-1823).

¹⁸⁰ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster, S. 253.

¹⁸¹ Vgl. Meier, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, Bd. 2, S. 353. Von den Beamten des Königreichs Hannover im Jahre 1832 hatten nur noch jene 22 Beamten eine Domänenpacht inne, sieben von ihnen waren Klostergüter wie das Weender Gut.

Von 1824 an bis zu seinem Tode 1853 sollte der Oberamtmann Lueder das große repräsentative Herrenhaus inmitten der klösterlichen Domäne in Weende bewohnen: erst mit seiner Familie, später nur mit seiner Frau und schließlich ab 1849 nach deren Tod allein.¹⁸² Eine Ringmauer umgab dieses Areal zwischen Chaussee und Leine, zu dem weitere Wohnhäuser für Verwalter, Gärtner, Förster, Knechte und Mägde gehörten und das sich deutlich von der dörflichen Lebenswelt östlich der Chaussee abhob. In den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts waren in Weende etwa 1300 Menschen zu Hause: wenige größere Landwirte, zahlreiche Kleinhandwerker und vor allem Tagelöhner. Das Weender Klostergut selbst zählte zu den größten Besitzungen der hannoverschen Klosterkammer und galt dank des tatkräftigen Wirkens des seinerseits bekannten Ökonomen Westfeld, Vorgänger Lueders, als eine Musterwirtschaft des Landes.¹⁸³ Es stellte zur Zeit Lueders mit den zum Weender Hauptgut gehörenden Vorwerke Deppoldshausen und Reinshof eine sehr ansehnliche Klosterpachtung dar, wie ein zeitgenössischer Beobachter bemerkte.¹⁸⁴ Knapp die Hälfte der Feldflur in Weende, gut 1000 Morgen Ackerland und Wiesen, bildeten die landwirtschaftliche Grundlage. Natürlich war dieser große agrarwirtschaftliche Betrieb neben der Eberweinschen Tuchfabrik der größte Arbeitgeber im Ort. Noch 1858 fanden hier in den verschiedensten Stellungen fast 100 Menschen Arbeit.¹⁸⁵

Wenn ökonomische und landwirtschaftliche Fragen auch die Amtstätigkeit Lueders in Herzberg wesentlich berührt hatten, so rückte nun in seiner Weender Zeit Ökonomie und Landwirtschaft noch stärker in den Mittelpunkt seines Arbeitslebens. Nicht allein die vorliegenden Gutachten Lueders aus dem Hungerwinter 1846/47 bezeugen das Engagement und die Hingabe, mit der er sich den Aufgaben des Ökonomen und Landwirts widmete. Dafür spricht ebenfalls, daß er über seinen unmittelbaren Wirkungskreis in Weende hinaus tätig war. So gehörte er zu dem „engeren Ausschuß“ der Landwirtschaftlichen Gesellschaft zu Celle, die 1764 gegründet worden war, um den „Wohlstand des Landes durch landwirtschaftliche Verbesserungen“ zu fördern.¹⁸⁶ Deren berühmtestes Mitglied, Albrecht

¹⁸² Vgl. Kirchbuchamt Göttingen, Kirchbuch Weende, Eintrag im Sterberegister nach dem Frau Lueder am 7.4.1849 in Weende im Alter von 68 Jahren starb. Siehe auch die Einträge im Trauregister des Kirchbuchs Weende, aus denen hervor geht, daß Lueder mit seiner Ehefrau Luise Sophie Charlotte geb. Murray wenigstens drei Töchter und einen Sohn hatte.

¹⁸³ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster, S. 257.

¹⁸⁴ Vgl. Sonne, Topographische Beschreibung des Königreich Hannover, Bd. 4, S. 832f.

¹⁸⁵ Vgl. StadtAGött, II C, 141, Das Klostergut Weende, 1858.

¹⁸⁶ Vgl. Hannoverscher Staatskalender, Jg 1831, S. 404 und Jg. 1846, S.490.

Thaer, hatte hier in den Jahren 1809 und 1812 seine „Grundsätze der rationellen Landwirtschaft“ verfaßt. Thaers Vorstellung, auch der bäuerliche Hof müsse als Ziel seines Wirtschaftens den „höchsten reinen Gewinn“ anstreben, brachte stark betriebswirtschaftliche Überlegungen in die Diskussion um die rechte Art und Weise landwirtschaftlicher Produktion.¹⁸⁷ An diesen Grundsätzen sollte sich der Klosteramtman Lueder in Weende noch reiben, wie die Analyse seiner vorliegenden Schriften zeigen wird. Möglicherweise dank seiner Funktion in diesem Gremium der Landwirtschaftlichen Gesellschaft zu Celle war Lueder zudem – mit dem Titel eines Landesökonomierates – Mitglied des Landesökonomiekollegiums, das ebenfalls in Celle ansässig war und sich mit Fragen der Verkopplung und Gemeinheitsteilung beschäftigte.¹⁸⁸

Mit Recht also hatte der Klosterkammerbeamte 1847 in seinem Schreiben an das hannoversche Innenministerium den Weender Klosteramtman Carl Wilhelm Lueder mit den Worten charakterisiert, er sei ein „erfahrener und vielseitig gebildeter Landwirth und Geschäftsmann“. Ebenso erfahren und kenntnisreich war Lueder auch als Verwaltungsfachmann. Auch dies schätze man ganz offensichtlich in der hannoverschen Regierung. So war ihm neben seiner Tätigkeit in Herzberg 1819 die Aufgabe übertragen worden, eine Stadtverfassung für Einbeck zu erarbeiten. Hierfür schien er besonders geeignet, da er als ganz junger Beamte 1799 einige Monate die Ratsgeschäfte geführt hatte.¹⁸⁹ Und in seiner Weender Zeit sollte er in den Jahren 1829 bis 1831 im Auftrage der Hildesheimer Landdrostei federführend an der Einrichtung des Amtes Göttingen mitwirken.¹⁹⁰

Ganz offenbar war Carl Wilhelm Lueder also ein ebenso regsam tätiges wie geschätztes, staatstragendes Mitglied der „hübschen Familien“ Hannovers – mit aufsteigenden Tendenz wie seine verschiedenen Titel andeuten: Oberamtman, Landesökonomierat, Regierungsrat und schließlich die Auszeichnung mit dem Ritterkreuz.¹⁹¹ In dieses Bild von der Zugehörigkeit Lueders zum engen Zirkel der führenden hannoverschen Gesellschaft gehört auch die Tatsache, daß der erst jüngst inthronisierte hannoversche König Ernst August 1837 im Weender Herrenhaus bei Carl Wilhelm Lueder logierte, als er – trotz des vorausgegangen poli-

¹⁸⁷ Vgl. Achilles, Die deutsche Landwirtschaft im Zeitalter der Reform und Industrialisierung, S. 180.

¹⁸⁸ Vgl. Hannoverscher Staatskalender, Jg. 1831, S. 281.

¹⁸⁹ Vgl. Meier, Verfassungs- und Verfallungsgeschichte, Bd. 2, S. 474.

¹⁹⁰ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster, S. 417, Anm. 6 und StadtAGött, Organisation Göttingen, Nr. 3, Gerichtswesen, Kommissionsakten des Ober-Amtman in Weende Carl Wilhelm Lueder.

¹⁹¹ Vgl. zum letzteren: Hannoverscher Staatskalender Jg. 1831 und Jg. 1846.

tischen Eklats um die Göttinger Sieben – an den Feierlichkeiten zum 100jährigen Jubiläum der Universität Göttingen teilnehmen wollte.¹⁹² Sicherlich wird man diesen hohen Besuch in unruhigen Zeiten als Ausdruck einigermaßen naher Beziehungen Lueders zu Regierung und Königshaus interpretieren dürfen.

So war der Weender Klosteramtman Lueder, als er um die Jahreswende 1846/47 seine umfangreichen Berichte über die bedrückenden sozialen Gegebenheiten in Weende schrieb, ein ebenso lebens- wie dienstereifere, schon über 70jähriger Mann. Sicherlich mit der Absicht, seinen Ausführungen zusätzlich Gewicht zu verleihen, hatte er selbst in seinem Schreiben vom 27. Dezember auf seine Erfahrungen hingewiesen, die er „seit einer langen Reihe von Jahren, an verschiedenen Orten u unter verschiedenen Verhältnissen“ erworben hatte. Dies alles bedenkend, gewinnen seine Gedanken über die problematische soziale Entwicklung Weendes Züge eines resümierenden Lebensrückblickes, in dem das eigene Leben und Wirken, das Geschehene und Erfahrene rekapituliert und gedeutet wird.

Die Denkschriften

Zur sozialen Lage Weendes im Vormärz

- Der Anlaß

Anlaß dieses ersten Gutachtens des Klosteramtmanns vom 27.12. 1846 war ein Gesuch des Weender Pastors Ahlborn an die hannoversche Klosterkammer. Der Pastor hatte am 8. Dezember „eine gehorsamste Bitte [...] für die Armen in seiner Gemeinde“ an die königliche Klosterkammer in Hannover gerichtet. „Mit wahrer Besorgniß“, so schrieb der Pastor, „sehe [ich] meiner geringen Brüder wegen der Zukunft entgegen. [...] Wahrlich! einen Jeden der Gelegenheit hätte wie ich, wahrzunehmen, wie Väter und Mütter die sonst ohne Beihülfe anderer, durch ihrer Hände Arbeit die Ihrigen rechtlich ernährten, jetzt schon gezwungen werden, oft mit Thränen in den Augen, um eine milde Unterstützung zu bitten; wahrzunehmen, wie manche arme Kinder jetzt schon zuweilen ganz nüchtern zur Schule geschickt werden und bis 11 Uhr Mittags ohne ein Stücklein Brot bleiben müssen, – wahrlich einen jeden würde es ans Herz gehen!“¹⁹³ Angesichts der nahenden Hungersnot appellierte er daher eindringlich, mit dem Hinweis auf die christliche Nächstenliebe an die Klosterkammer, Korn zur Verfügung zu stellen, das zu Brot verbacken und an die armen Familien Weendes verteilt werden sollte.

¹⁹² Vgl. Sonne, Topographische Beschreibung des Königreichs Hannover, Bd. 4, S. 832.

¹⁹³ NHStAH, Hann 94, 324, IV.

Die Klosterkammer war 1818 als eigenständige, finanziell von den Staatskasse getrennte Behörde gegründet worden, in deren Händen die Verwaltung ehemaliger geistlicher Güter und Stifter des Landes Hannover lag. Bitten um allgemeine Unterstützung fielen also eigentlich nicht in ihre Zuständigkeit. Dennoch war aus der Sicht der Weender die Klosterkammer wegen ihres großen örtlichen Grundbesitzes geradezu als Ansprechpartner zur Bewältigung sozialer Aufgaben prädestiniert. So waren derartige Gesuche der Weender nichts Ungewöhnliches, wie der Pastor selbst erwähnt. Diese Auffassung von der sozialen Verantwortung der Klosterkammer teilte auch der Klosteramtman Lueder. „[...] wenn auch bey K. Kloster Cammer dergleichen allgemeine Unterstützungen an sich nicht möchten beantragt werden können“, ließ er diese wissen, „so dürfte doch hier allenfalls in Berücksichtigung kommen, daß K. Kloster Cammer allhier einen so großen Grundbesitz hat, Zinsen u Gefälle von hier erhebt und die klösterlichen Forsten zum Theil früher InteressentenForsten waren.“¹⁹⁴

Der zuständige Klosterkammerbeamte wandte sich nur wenige Tage nach Eintreffen des Gesuchs des Weender Pastors Ahlborn an das Weender Klosteramt als einer ihrer lokalen Unterbehörden und bat um eine Stellungnahme, ob die dramatische Schilderung der Not tatsächlich zutreffend sei, wie es um die gemeindlichen Mittel der Armenpflege bestellt sei und ob nicht etwa „extraordinaire“ Arbeitsmöglichkeiten für die verdienstlosen Armen geschaffen werden könnten. Denn diesen Weg der allgemeinen Not entgegenzuwirken, zog die hannoversche Regierung unmittelbaren Unterstützungsaktionen vor.¹⁹⁵

Der Weender Klosteramtman antwortete nach zwei Wochen mit den erwähnten Gutachten. Ausdrücklich unterstützte er das Gesuch des Pastors und bestätigte dessen düsteres Bild der sozialen Verhältnisse in Weende, das „leider nicht mit zu grellen Farben geschildert“ sei; bei all seiner Erfahrung und Landeskenntnis habe er nirgends eine „so allgemeine Verarmung, insonderheit unter der Classe der HandArbeiter angetroffen wie hier“; wo sicherlich zwei Drittel der Einwohner einer Unterstützung bedürften und „gar Viele der übrigen, wenn sie auch sich u ihrer Familien durch ihre Hände Arbeit nothdürftig zu

¹⁹⁴ NHStAH, Hann 81,19, 3207; Schreiben Lueders vom 27. Dezember 1846. Lueder spielt hier offenbar auf das sogenannte Riesholz an, das vormals von Kloster und Gemeinde gemeinsam genutzt worden war. Im Zuge der ersten Gemeinheitsteilung kam es 1766 zur sogenannten Riesholzteilung, die die Eigentums- und Nutzungsrechte zwischen beiden aufteilte. Diese Teilung hatte zu großen Spannungen zwischen Kloster und Dorf geführt, da sich die Gemeinde Weende übervorteilt fühlte. Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster, S. 271ff u. S. 338-442.

¹⁹⁵ Zur Krisenbewältigung des Landes Hannover s.u.

ernähren vermögen, doch nicht die Mittel besitzen irgend wirksam zur Unterstützung ihrer ärmeren MitEinwohner bey zu tragen.“¹⁹⁶ Er erläuterte, warum weder die örtliche Armenkasse noch eine darüber hinausgehende wohlthätige Hilfe begüterter Einwohner Weendes diese Not mildern könnten. Denn „das hiesige Verhältniß der Unterstützungs Fähigen zu den Unterstützungs Bedürftigen“ sei so ungünstig, „daß auch die befriedigendste Wohlthätigkeit der Ersteren doch nicht im Stande ist, einem so allgemeinen Nothstande abzuhelfen.“ Die Armenspende werde bereits an 18 der ärmsten Einwohner Weendes verteilt und schließlich müsse für etliche Kinder das Schulgeld aus dem Armenkasse bezahlt werden.

Mit Nachdruck wehrt er die von der Klosterkammer angedeutete Alternative zu einer direkten materiellen Unterstützung ab. Möglichkeiten zur Arbeit und Verdienst gäbe es Weende genug, nur könne der Verdienst nicht den allgemeinen Mangel an Nahrungsmitteln und die hohen Preise hierfür ausgleichen. Denn „auch für diejenigen, die arbeiten können, ist der Verdienst nicht im Verhältniß mit den dermahligen KornPreisen.“ Ebenso wie der Pastor sieht Lueder nur einen Weg, den vom Hunger bedrohten Menschen in Weende zu helfen, nämlich „auf directem Wege, durch Unterstützung mit NaturBedürfnissen“. Dies habe ihn seine Erfahrung der letzten Jahre gelehrt, in denen er schon mehrere solcher schweren Notzeiten erlebt habe, zum Beispiel 1831, als in „die Folge hiesigen totalen Hagelschlages“ und „ungewöhnliche militärische Einquartierungen einen ähnlicher Nothstand in hiesigem Orte thätigen Beystand erfordert“ habe. Damals habe er Brot und Erbsen aus seinen Mitteln vom Frühjahr bis zur Ernte wöchentlich zweimal an 89 Erwachsene und Kinder in Weende – immerhin etwa 7% der damaligen Bevölkerung – verteilt. Über die Bitte des Pastor hinaus machte er die Klosterkammer auf den großen Mangel an Brennholz aufmerksam, der bei der eingekehrten Kälte die Not dramatisch zu verschlimmern drohe. So schloß sein Gutachten mit der Bitte, die Klosterkammer möge auch hier unterstützend helfen.

Es sei an dieser Stelle vorweg genommen, daß beide – Pastor Ahlborn und Klosteramtman Lueder – erfolgreich waren: Nachdem die für diesen Fall entscheidende Instanz, nämlich die Abteilung Klostersachen im Ministerium für geistliche und Unterrichtsangelegenheiten, zugestimmt hatte, wurden zur Linderung der Not bereits am 9. Januar 1847 14 Malter Roggen und 10 Klafter Brennholz bereitgestellt.¹⁹⁷ Nicht unbedeutend für diese schnelle Entscheidung war das Verhalten des Klosterkammerbeamten, der das Gesuch samt des Gutachtens

¹⁹⁶ NHStAH, Hann 81,19, 3207. Schreiben Lueders vom 27. Dezember 1846. Wenn nicht anders vermerkt, sind auch die folgenden Zitate dieser Quelle entnommen.

¹⁹⁷ Vgl. NHStAH, Hann 94, 324, IV. Bericht der Klosterkammer vom 4. Januar 1847.

Lueders mit äußerstem Wohlwollen an seine Vorgesetzten weitergeleitet hatte: „Können wir nun auch die Ansicht des Klosteramtes hinsichtlich der Gründe der Verarmung nicht in jeder Beziehung theilen, [...] so müssen wir doch die innere Wahrheit der ganzen Bilder der Weender Verarmung anerkennen und auch die Überzeugung mit dem Klosteramte theilen, daß hier nur directe Unterstützung die Noth lindern, kein Mittel, was in unserer Gewalt stände, derselben aber abhelfen kann.“¹⁹⁸

- Lueders Diagnose

Worin bestand für den Weender Klosteramtman Lueder die „innere Wahrheit des ganzen Bildes der Weender Verarmung“? Welches eigene Erleben und Deuten der Wirklichkeit in dieser Zeit sozialen Wandels und der gesellschaftlichen Krise, wird in seinen Darlegung der Gründe für die verheerenden sozialen Verhältnisse in Weende deutlich?

Es ist ein ganzes Bündel an Fragen und Problem, das Lueder in seinem Schreiben entfaltet. Er faßt sie unter fünf übergeordneten Gesichtspunkten zusammen: (1) der Niedergang der Vollbauern; (2) das überproportionale Anwachsen der unterbäuerlichen Schicht der Häuslinge; (3) die steigenden Pachtlandpreise für die landlosen örtlichen Tagelöhner und Handwerker; (4) eine allgemeine „Entsittlichung“ der Bevölkerung sowie (5) schließlich den Mangel an Brennholz. Obwohl diese genannten Punkte auf den ersten Blick etwas disparat und ungleichgewichtig wirken, läßt die Vielzahl der unterschiedlichen angesprochenen Aspekte des innerdörflichen Lebens erkennen, daß der Klosteramtman Lueder die gegenwärtige gesellschaftliche Krise als ein umfassendes, viele Lebensbereiche berührendes Geschehen erlebt, dessen Wurzeln sich weitläufig verzweigen. Unter diesen verschiedenen Ursachen mißt der Klosterbeamte dem Mangel an Brennholz eine besondere Bedeutung bei. Bevor jedoch auf diese, etwas eigentümlich anmutende Gewichtung näher eingegangen werden soll, sei sich zunächst der Frage zugewandt, *wie* im einzelnen die Gründe für die Pauperisierung der Weender Bevölkerung entfaltet werden und welche Interpretation des von Lueder erlebten gesellschaftlichen Umbruchs darin sichtbar wird.

Zu (1): Lueder beginnt sein Nachdenken über die Ursachen von Not und Verelendung, indem er auf den Niedergang der „eigentlichen Bauern“ im Ort zu sprechen kommt. „Eigentliche Bauern“ – das sind für ihn die sogenannten Pferdebauern, also solche Landwirte, die über ausreichend Ackerland verfügen,

¹⁹⁸ NHStAH, Hann 94, 324, IV. Bericht der Klosterkammer vom 4. Januar 1847.

um Pferde als Anspannvieh halten zu können. Pferdebauern aber, die die wirtschaftliche Stütze eines Dorfes bildeten, gäbe es in Weende kaum noch. Verantwortlich für diese unheilvolle Entwicklung sei zum einen die Zerstückelung des Landbesitzes aufgrund der Erbsitte der Realteilung, zum anderen die reichlich vertretenen „unberufenen“ Kuhanspänner. Das seien jene Leute, die sich zwar Anspannvieh – eben Kühe – hielten, deren Landbesitz aber eigentlich nicht ausreichen, um davon ihren Viehstand zu ernähren.

In zweifacher Hinsicht bedrohten diese Kuhanspänner die wirtschaftliche Existenz der „eigentlichen Bauern“. Zum einen erschlichen sie sich das Futter für ihr Vieh auf unrechte Weise, nämlich durch Feldfrevel: „Diese Leute ernähren ihre Kühe von fremden Eigenthum. Während des Sommers ziehen sie bey eintretender Dunkelheit – trotz aller Verbote des Strichhütens – hinaus, um ihre Kühe auf fremden Wiesen oder KleeAckern zu sättigen, einen Sack um die Schultern geschlungen, gleichsam zum Schutz gegen den Thau oder die Kälte der Nacht, in Wahrheit aber, um ihn mit entwendetem Grünfutter gefüllt wieder mit zu Hause zu nehmen. Für den Winter sammeln sie den FutterBedarf da, wo sie nicht geerntet haben, selbst mit Anwendung ihres Fuhrwerkes, wie tägliche Erfahrung zeigt, vertrauend auf die jetzige freie StrafGesetzGebung u deren noch humanere Anwendung.“ Zum anderen brachten die „unberufenen“ Kuhanspänner die Pferdebauern um deren dringend als Nebeneinnahmen benötigten Fuhrdienste. „Auf diese Weise wird das seegensreiche gegenseitige Hülf s Verhältniß der Bespannten zu den Unbespannten, nach welchem die Bespannten den kleinen Leuten Bau u Cartoffel Land zu geben, ihr Holz anzufahren – die kleinen Leute aber diese Leistungen durch Hülfe in der Ernte abzuverdienen pflegen, zerstört, u zwar zuverlässig allemahl zum Nachtheil beyder Theile und auf diese Weise sind die hies. LandBesitzenden Einwohner ziemlich allgemein in einen Zustand herabgesunken, in welchem sie, wie man zu sagen pflegt, zum Verhungern zu viel, zum Leben aber zuwenig haben.“

Die Lebendigkeit und Farbigkeit, mit der Lueder gerade diesen Aspekt vorträgt, machen auf eine gewisse Emotionalität aufmerksam, mit der er diese Entwicklung beobachtet. Man spürt den Ärger, den er gegenüber diesen Dorfbewohnern hegt. Ganz offensichtlich wurzelte dieser Ärger nicht allein in dem materiellen Schaden, den die Kuhanspänner den „eigentlichen Bauern“ zufügten. Schaden nahm vor allem auch das auf bestimmten moralischen Kategorien ruhende soziale Gebäude bäuerlichen Zusammenlebens überhaupt. Zu der wirtschaftlichen Krise, die Lueder beobachtet und die für ihn in einem ursächlichen Zusammenhang mit der Verelendung des ganzen Dorfes steht, zu dieser wirtschaftlichen Krise tritt eine der Werte und Moral. An die Stelle eines moralisch fundierten „gegenseitigen Hülf s Verhält-

nisses“ zwischen Tagelöhner und Bauer, ist nun ein rein ökonomisches getreten: man nimmt die Fuhrdienste dort in Anspruch, wo sie am billigsten zu haben sind. Über das Materielle hinausgehende soziale Bindungen und Verpflichtungen zählen nicht mehr. Der Hinweis auf die Gesetzgebung läßt erkennen, daß der Klosteramtman hier staatliches Eingreifen zugunsten und zum Schutz dieser tradierten Werte vermißt. Vielmehr muß er erkennen, daß der Staat offensichtlich diese Entwicklung mit einer anderen Latte mißt, als er selbst. Läßt man die Leidenschaftlichkeit seiner Sprache nachklingen, so stellt sich der Eindruck ein, als laste für den Klosteramtman dieser Verlust traditionell bäuerlicher Werte und Normen schwerer auf dem gemeinschaftlichen Zusammenleben des Ortes als die angenommenen wirtschaftlichen Folgen.

Zu (2) steigende Häuslingszahlen: Als Verlust traditioneller bäuerlicher Ordnungs- und Moralvorstellungen interpretiert Lueder auch das zweite Moment sozialer Verschiebung, das er seit langem beobachtet und das für ihn in einem Ursache-Wirkungs-Verhältnis zur Verarmung Weendes steht: das überproportionale Anwachsen der land- und besitzlosen Häuslinge. „In Aussicht auf den täglichen Verdienst in Göttingen“, der im übrigen auch nicht ausgeblieben sei, hätten sich zahlreiche Häuslinge im Ort niedergelassen. Die Folge dieser durchaus verständlichen Zuzugsbewegung seien nun allerdings recht problematisch: „Mehrere solche Häuslings Familien entstanden aus Dienstboten in der Stadt, indem Hausknechte, Pferdewärter bey Miethkutschern u PferdeVerleihern, Aufwärter p. sich mit Dienstmägden & Aufwärterinnen der Studenten p verheyraheten, deren physische u moralische Gesundheit schon wesentlich gelitten hatte u die schon zu sehr verwöhnt, verweichlicht u abgenutzt waren, um die schweren Anstrengungen u Entbehrungen eines ländlichen Tagelöhners noch lange ertragen zu können. Dadurch und durch die auf solche Weise zugleich bewirkte Verschleppung der in den Städten häufig vorkommenden Laster u Krankheiten in den hiesigem Ort, ist die ganze Race der hies[igen]. Tagelöhner so entnervt u geschwächt, wie man in anderen Gegenden keinen Begriff davon hat.“ Nicht so sehr die soziale Unausgewogenheit, in die der Ort angesichts der stetig steigenden Zahl der Häuslinge zu versinken drohe, nicht dieses quantitative Ungleichgewicht zwischen bäuerlicher und unterbäuerlicher Schicht, stellt für den Klosteramtman das zentrale Problem des innerdörflichen Zusammenlebens dar. Er beklagt vielmehr den Lebensstil dieser Menschen, ihre Art und Weise zu sein und zu leben. Sie verkörpern den Einzug städtischer Lebensmaximen in die harte agrarische Lebenswirklichkeit, die durch Entbehrungen und schwere Anstrengungen gekennzeichnet sei. Die Stadt birgt Laster und Krankheit, entnervt und schwächt, zerstört die ländlich bäuerliche Arbeitsmoral

und Arbeitskraft. (Natürlich: Hier drückt sich auch die skeptische Sicht eines Gutspächters auf seine Arbeitskräfte aus.) Das Eindringen dieses ungunstigen städtischen Einflusses in die harten Lebensformen der ländlichen Welt wird zum zentralen Problem.

Zu (3) hohe Pachtlandpreis: Der gedankliche Topos von dem ungunstigen Einfluß der Stadt findet sich auch in der Kritik Lueders an den hohen Pachtlandpreisen in und um Weende. Es bedürfe keiner Erläuterung, erklärt Lueder kategorisch, daß auch die Tagelöhner über ein gewisses Stückchen Land verfügen müßten, um Kartoffeln, Gemüse und Flachs – als ihre unmittelbaren Lebensgüter – anbauen zu können. Während nun die landwirtschaftlichen Tagelöhner – ganz wie es die traditionelle dörfliche Lebens- und Arbeitsgemeinschaft vorsehe – dieses Land zu festen Preisen auf Anrechnung erhielten, müßten die sich in der Stadt verdingenden Tagelöhner dieses Land für teures Geld pachten. Dieser Nachteil, der das knappe Budget außerordentlich belaste, vergrößere sich dadurch, daß die Pachtpreise wegen der Nähe zur Stadt, deren Feldflur unmittelbar an die Weender angrenze, sehr hoch seien. Ähnlich wie auf dem Gebiet der gegenseitigen Hilfe ist für Lueder auch auf diesem Feld das in sich ruhende, sich gegenseitig harmonisch ergänzende wirtschaftliche Verhältnis zwischen Häuslingen und Bauern aus dem Gleichgewicht geraten. Und dieses Ungleichgewicht belaste, ja bedrohe das Leben dieser Menschen. Überblickt man die genannte Ursache-Wirkungs-Kette, die der Klosteramtman in seinem Gutachten entfaltet, so fällt ein charakteristischer Zug seiner Argumentation auf: Jedes seiner drei kritischen Aspekte des innerdörflichen Lebens hebt er von der sozialen, wirtschaftlichen Ebene gesellschaftlichen Lebens auf die des darin sich äußernden Verlustes traditioneller bäuerlicher Werte und Ordnungssysteme.

Zu (4) „Entsittlichung“: Eine umgekehrte Bewegung in seiner Argumentation läßt sich im vorletzten, der hier zu erwähnenden Gesichtspunkte beobachten. Unmittelbar thematisiert Lueder hier das negative sittliche Erscheinungsbild des Ortes, das sich für ihn vor allem in den zahlreichen wilden Ehen und unehelichen Kindern offenbart. Zunächst basiert für ihn auch dieses unerfreuliche Phänomen auf dem schlechten Einfluß der Stadt: „Eben diese Nähe von Göttingen,“ so schreibt Lueder, „veranlaßt ferner, daß die meisten der hiesigen Mädchen auf einige Jahre in Göttingen zu dienen suchen. Wie nachtheilig dies auf ihre Sittlichkeit wirkt, geht daraus hervor, daß nicht leicht in einem Dorfe verhältnißmäßig eine so große Anzahl unehelicher Kinder wird gefunden werden wie hier.“ Doch in diesem Zusammenwirken von Stadtnähe und Entsittlichung erschöpft sich dieses Thema nicht. Vielmehr seien ganz handfeste Nachlässigkeiten und Mängel für das Entgleiten von Ehe- und Familienbindungen

verantwortlich. So etwa eine verfehlte, rigide Bevölkerungs- und Familienpolitik der örtlichen Gemeindevertretung, die das Instrument der Domizilgesetzgebung falsch anwende. Dann sei ein Mangel an Bildung und religiöser Unterweisung zu beklagen: „einmahl in Folge des hohen Alters und der langjährigen Kränklichkeit des vor einigen Jahren im 88. Lebensjahre verstorbenen hiesigen Predigers, fürs andere aber weil der einzige hiesige Schullehrer 230 Kinder zu unterrichten“ habe. Und trotz intensiver Bemühungen sei es bisher nicht gelungen einen weiteren Lehrer für die Weender Schule einzustellen.

Die Entsittlichung hatte also reale, auch materielle Hintergründe, das entging Lueder nicht. So schließt dieser Teil seiner Erörterung mit der resignativ anmutenden, sich in den Lauf der Welt fügenden Worten: „So kann die allgemeine Demoralisation in sonderheit der s[o]g[enannten] kleinen Leute am hies[igen] Orte wohl mit tiefen Bedauern erfüllen, aber nicht auffallend erscheinen. Armuth führt nur zu leicht zur Entsittlichung; Demoralisation aber unvermeidlich zu immer tieferer Verarmung, u von dieser schauderhaften Wechselwirkung bietet der hiesige Ort ein lebendiges Bild dar.“ In dieser allgemeinen, apodiktisch klingenden Feststellung über das unheilvolle Zusammenwirken von Armut und Werteverlust läßt der Klosterbeamte seine Betrachtungen über den sozialen Verfall so vieler Weender Einwohner münden. Er formuliert damit ein Grundmotiv seiner Interpretation der spannungsreichen, innerdörflichen Wirklichkeit Weendes. Nämlich: Das soziale und wirtschaftliche Geschehen, das die traditionelle ländliche, stabile Ökonomie aus dem Gleichgewicht gebracht hat, verquickt sich mit der Demontage moralischer Werte und Normen, auf denen die traditionelle, dörflich-bäuerliche Lebensweise ruht. Deutlich spürt man nicht zuletzt dank der Emotionalität seiner Sprache in den entsprechenden Passagen, wie sehr ihn gerade dieser Aspekt des gesellschaftlichen Wandels – eben der Verlust traditioneller Werte – bewegt und beunruhigt. Offenbar lag für den Klosteramtman vor allem hierin das Übel seiner Zeit – das zeigt sich auch in seinem letzten Punkt.

Zu (5) Holznot: Viel Aufmerksamkeit widmet Lueder der Frage, inwiefern der Mangel an Brennholz für die Verarmung der kleinen Leute in Weende verantwortlich sei. Diesem Moment des alltäglichen Überlebenskampfes der Häuslinge in der Zeit des Pauperismus mißt er eine so große Bedeutung bei, daß seine Erörterungen zu diesem Punkt rein quantitativ einen ebenso breiten Raum einnehmen, wie die vorausgegangen zusammen. Sicherlich: Er verfolgt damit zunächst auch ein klares materielles Ziel. Er will die Klosterkammer davon überzeugen, daß zur Linderung der Not in Weende neben einer KornUnterstützung auch Brennholz bereitgestellt werden müßte. Denn: „Neben dieser BrotNoth ist aber der hiesige

Nothstand in Folge der seit drei Tagen eingetretenen strengen Kälte noch durch die HolzNoth sehr vermehrt. [...] Sollte die Strenge des Winters fortdauern, so ist nicht abzusehen, wohin dieser Nothstand führen kann.“ Wie bereits erwähnt, sollte sich dank seiner Vorstellung schließlich die Klosterkammer auch zu diesem Schritt der Hilfe bereit finden. Aber mußte man, um dies zu erreichen, die Frage der Holznot bzw. der Höhe der Holzpreise in solcher Breite behandeln? Wie kommt der Klosteramtman dazu, gerade hierin, in einer letztlich singulären Erscheinung des alltäglichen Haushaltens, *die* Ursache für Not und Armut zusehen?

Gegen Ende seiner Ausführungen drängt sich dem Klosteramtman diese Frage selbst auf. Rechtfertigend erklärt er, daß er „mit zu großer innerer Überzeugung in ihr [der Holznot] eine erhebliche Ursache der consequent steigenden hies. Verarmung“ sehe. Und wie bei den vorausgegangenen Erörterungen weist Lueder auch hier auf die „schauderhafte Wechselwirkung“ von Not und Werteverfall hin: der nachhaltig vermehrte Forstfrevel, geboren aus der wachsenden Holznot, sei eine „fortgesetzte Übung im Stehlen“ und trüge so erheblich zur „steigenden Demoralisation“ bei. Mit dieser Auffassung war der Weender Klosteramtman im übrigen nicht allein. Tatsächlich wurde der Holzdiebstahl als Ausdruck einer die Normen sprengenden Armut in der damaligen Öffentlichkeit viel diskutiert. Die Aufsehen erregenden Artikel des jungen Karl Marx für die Kölnische Zeitung sind die bekanntesten publizistischen Beiträge in dieser Frage.

Doch hinsichtlich des Themas der Holznot, in der sich die kleinen Leute befanden, bewegten Lueder nicht allein dieses Wechselspiel von Armut und Moral zu seinen weitläufigen und ausholenden Gedanken. Es sei ihm vielmehr auch darum gegangen, schreibt er, „die berührten Verhältnisse nach ihrer inneren Bedeutung u ihren unvermeidlichen Folgen“ hinzu beleuchten. Wie sich zeigen wird, führte ihn die Frage nach der „inneren Bedeutung der berührten Verhältnisse“ dazu, grundsätzliche wirtschaftspolitische Überlegungen vorzutragen. Im Kern reflektierte er dabei das allmähliche Eindringen liberaler marktwirtschaftlicher Prinzipien in den ländlichen Raum und seine sozialen Folgen, nämlich die Preisgestaltung auch lebenswichtiger Güter nach dem Prinzip von Angebot und Nachfrage. Hier offenbarte sich ihm anscheinend ein allgemeiner Wesenszug der Ursachen der dramatischen Pauperisierung der Bevölkerung nicht allein in Weende. Wie entfaltet er nun seine Sicht der „inneren Bedeutung“ der Holznot für das umsichgreifende Elend.

- Vom wahren Wert der Dinge: Lueders Preistheorie
Ausgangspunkt seiner Argumentation ist die Vorstellung, daß das Brennholz ebenso wie das Brotkorn und die Kartoffel zu den „ersten Lebens Bedürfnissen“

der Menschen gehöre. Denn, so formuliert er anschaulich und mit spürbarer Teilnahme, auch für den ärmsten Tagelöhner sei das Brennholz unentbehrlich, „um seine Cartoffeln zu kochen u seine durchnäßten Kleidungs Stücke über Nacht wieder zu trocknen.“ Seit Beginn des Jahrhunderts sei nun der Preis des Brennholzes erheblich in die Höhe geschneilt; vor allem der gestiegene Bedarf der Gewerbetreibenden habe diese Preissteigerung bewirkt. Die enormen Brennholzpreise wiederum hätten die in der agrarischen Wirtschaftsweise übliche Stabilität zwischen ländlichem Arbeitsverdienst und den Lebenshaltungskosten der Tagelöhner zerstört. Während sich Nutzen und Schaden der konjunkturellen Preisschwankungen der Nahrungsmittel letztlich immer wieder im Schnitt ausglich, belasteten die Holzpreise das Budget der kleinen Leute nun seit bald einem halben Jahrhundert immer stärker.

Die eigentliche Ursache dieser für die kleinen Leute fatalen Entwicklung sei, daß sie ebenso wie die Gewerbetreibenden ihr Holz nach den gleichen Konditionen kaufen müßten, obwohl für sie – im Unterschied zu den Gewerbetreibenden – das Brennholz zu den für das Leben unentbehrlichen Bedürfnissen zähle und deshalb für diese Menschen einen anderen Wert besitze. „Es liegt am Tage“, argumentiert Lueder, „daß der Werth des Brennholzes relativ ist, je nach dem Zweck, wozu es verwendet wird. Der Gewerbetreibende, der Fabrikant, der Branntweinbrenner, der Eisen Hüttenbesitzer p wird dafür willig den Preis bezahlen, wozu er es in seinem Gewerbe verwerthen kann. Der HandArbeiter dagegen, der Brennholz zu Erhaltung seines Lebens bedarf, kann dafür – er mag sein u der Seinigen Leben zum höchsten Werthe rechnen – doch nicht mehr bezahlen, als mit seinem Arbeits Verdienst im Verhältniß steht, eben weil er nicht mehr hat.

Muß die Richtigkeit dieser Sätze zugegeben werden, wie sie Erfahrungsgemäß es ist, so folgt ferner daraus, daß der Preis des Brennholzes, der in Folge zufälliger örtlicher Verhältnisse durch die Concurrenz benachbarter Städte, Gewerbetreibender erzielt werden kann, wenigstens nicht als sein allgemeiner wahrer Werth angesehen werden kann.“ Denn für die Tagelöhner könne sich dieser „wahre Werth“ lediglich aus dem angemessenen Wertverhältnis von Arbeitsverdienst und den Preisen für seine unmittelbaren Lebensbedürfnisse ergeben.

Dem marktwirtschaftlichem Prinzip, nach dem sich die Preise einer Ware grundsätzlich nach dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage ergeben, unabhängig davon, worum es sich handelt und welchen Stellenwert dieses Produkt im Leben des Einzelnen hat, setzt Lueder die Vorstellung vom „wahren Werth“ der Dinge entgegen, der nicht allgemeingültig ist, sondern den Stellenwert des

Produktes für den Käufer miteinbezieht. Flexibilität der Preise – nicht als Reaktion auf das quantitative Moment von Angebot und Nachfrage im Kräftespiel des freien Marktes, sondern als Reflex auf qualitative Unterschiede des zu befriedigenden Bedürfnisses. Eine Preisgestaltung aber, die weder auf diese qualitativen Unterschiede der Bedürftigkeit achte, noch das angemessene Wertverhältnis von Arbeitsverdienst und Lebenshaltungskosten wahre, führe eben „consequent“ zur Verarmung der kleinen Leute. Der Ankauf eines Klafter Holzes zu den gegenwärtigen Bedingungen beispielsweise „würde mit dem Fuhrlohne, jetzt eine Summe baaren Geldes erfordern, welche die meisten dieser Classe der Landesunterthanen vielleicht nie in ihrer Hand gehabt haben u welche sie von ihrem geringen täglichen Verdienste zu ersparen u einzusammeln gänzlich außer Stande sind.“

Um dieser das Leben der kleinen Leute bedrohenden Folgerichtigkeit entgegenwirken zu können, böte sich aus Lueders Sicht nur ein Weg: grundsätzlich müsse bei der Preisgestaltung „der Bedarf zu gewerblichem Betriebe“ von dem Bedarf aus dem „inneren Hauhalts Bedürfnisse“ geschieden werden, anstatt die „durch Gewerbetreibende u wucherliche Holzhändler gesteigerten Preise als den allgemeinen wahren Werth des Brennmaterials auch für die inneren Haushalts Bedürfnisse der LandLeute u des gewöhnlichen Landwirths anzusehen.“ Anknüpfend an die Erfahrungen seiner eigenen Tätigkeit als Verwalter eines Landeskornmagazins, sieht Lueder es als Aufgabe des Staates an, eben für die Unterscheidung dieser beiden Wirtschaftssphären – der agrarisch-ländlichen und der gewerblich-städtischen – zu sorgen. Ein entsprechendes Eingreifen des hannoverschen Staates jedoch vermißt der ehemalige Beamte. Statt dessen muß er beobachten „wie die veränderten VerwaltungsGrundsätze ins Leben einziehen“ – unheilvoll, wie er meint. Denn im Gegensatz zu früheren Zeiten – Lueder denkt dabei anscheinend an die Zeit um 1800 –, als die hannoversche Regierung diese das Wirtschaftsgeschehen korrigierende Aufgabe wahrgenommen habe, verzichtete sie nun zugunsten eines freien Handels und zugunsten des eigenen Gewinns auf entsprechende dirigistische Maßnahmen.

Als *Grundmotive* der Luederschen Interpretation des Pauperismus in dieser Denkschrift zeichnen sich zwei Denkfiguren ab: Erstens die Auffassung, daß in ungueter Weise städtisch-gewerbliche Handelsmaximen in die ländlich-bäuerliche Wirtschaftssphäre eindringen, deren Aufgabe es ist, die natürlichen Grundbedürfnisse der Menschen zu befriedigen. Dieses Eindringen marktwirtschaftlicher Prinzipien habe für die Stabilität ländlicher Arbeits- und Lebensverhältnisse beunruhigende Folgen, indem das harmonische Verhältnis von Arbeitsverdienst und Lebenshaltungskosten aus dem Lot gerät. Zweitens die

Vorstellung, daß es Aufgabe des Staates sei, mit interventionistischen Maßnahmen dieser Entwicklung entgegen zu wirken.

Zur Krisenbewältigung im Königreich Hannover

- Anlaß

Der Anlaß dieses zweiten ausführlichen Schreibens Lueders vom 28. 12. 1846¹⁹⁹ war eine allgemeine Anfrage der Klosterkammer, die an die ihnen zugeordneten Klosterämter entsandt worden war, ob und wie die Pächter der Klosterkammerländereien in den arbeitsarmen Wintermonaten auf dem Wege von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen für die mittellosen Einwohner zusätzliche Verdienstmöglichkeiten schaffen könnten.²⁰⁰ Auch in diesem Fall begnügte sich Carl Wilhelm Lueder, der in Weende ja Klosteramt und Klosterpacht in Personalunion innehatte, nicht damit, mögliche Arbeitsfelder für derartige Maßnahmen vorzuschlagen, sondern er setzte auch in dieser Stellungnahme zu einer grundsätzlichen Reflexion darüber an, ob diese Maßnahmen überhaupt ihren Zweck erreichen könnten. Offenbare dieser Vorschlag der Klosterkammer nicht eine grobe Fehleinschätzung über den Charakter der gegenwärtigen Krise?

Stärker als in seinem ersten Schreiben, daß er tags zuvor verfaßt hatte, kann man hier eine deutliche Skepsis des Klosteramtmannes gegenüber der Wirtschaftspolitik der Regierung in dieser Zeit der Krise heraushören. Das unterschwellige, mehr oder weniger offen zutage tretende Thema dieser Schrift Lueders ist seine wachsenden Ungeduld und sein wachsendes Unverständnis gegenüber Verwaltung, Bürokratie und Regierung in dieser kritischen Zeit der Teuerung und Verarmung.

Doch zunächst zum Inhalt dieses Schreiben? Ähnlich wie sein Gutachten zur Not in Weende gliedert sich auch diese Auskunft an die hannoversche Klosterkammer in drei große Abschnitte: Der erste befaßt sich mit Vorschlägen, welche Verbesserungsarbeiten am Weender Klostergut sowie an dessen Vorwerken Reinshof und Deppoldshausen sich zur Arbeitsbeschaffung eignen, welcher Arbeitsaufwand und welche Unkosten damit verbunden sind. Auffallend an diesen ersten Ausführungen Lueder ist ein gewisser gereizter Ton, mit dem er der Klosterkammer in Hannover seine Vorschläge für mögliche Verbesserungsarbeiten

¹⁹⁹ Vgl. NHStAH, Hann 81, 19, 3207. Schreiben Lueders vom 28. Dezember 1846. Wenn nicht anders erwähnt, sind die folgenden Zitate aus dieser Quelle entnommen.

²⁰⁰ Vgl. NHStAH, Hann 81, 19, 3207. Rescript der hannoverschen Klosterkammer vom 11. Dezember 1846.

unterbreitet. So läßt er die Gelegenheit nicht ungenutzt, auf Versäumnisse der Klosterkammer hinzuweisen, die bereits 20 Jahre zurückliegen: Schon damals habe er auf den problematischen Zustand der Ufer des die südliche Feldmark durchziehenden Lutterbaches hingewiesen; seine damalige Initiative sei jedoch im bürokratischen Apparat versickert. Tatsächlich wurden 1847 im Rahmen der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen einige der vorgeschlagenen Verbesserungsarbeiten an den Ländereien des Klosters und seiner Vorwerke vorgenommen. Interessanterweise jedoch wurde dabei das von der Klosterkammer bereitgestellte Geld nicht ausgeschöpft. Der Rest des Geldes sollte schließlich in dem folgenden Krisenjahr für ähnliche Aufgaben Verwendung finden.

- Kritik an der Krisenbewältigung der hannoverschen Regierung

Nachdem der Weender Klosteramtman und Pächter seiner Pflicht gehorchend, aber ohne recht innere Überzeugung die Möglichkeiten „ökonomisch nützlicher“ Arbeiten vorgetragen hatte, wandte er sich in den beiden folgenden Abschnitten seinem Hauptanliegen zu: nachzuweisen, daß diese Initiative der Klosterkammer kaum die gewünschte Linderung der Not für die verarmte Bevölkerung bringen dürfte. Vor allem zwei Argumente trägt er vor: Erstens gäbe es unter der männlichen Bevölkerung, die allein nur von dieser Art der Arbeitsbeschaffung angesprochen werde, keinen Mangel an Verdienstmöglichkeiten – auch im Winter nicht; denjenigen aber, die unter fehlenden Verdienstmöglichkeiten litten, den Frauen und Mädchen, würden die beschriebenen Maßnahmen nicht helfen können, da sie für diese schwere Arbeit nicht geeignet seien. Auch fehle es ihnen an der nötigen warmen Kleidung, die für solche Arbeiten im Winter erforderlich sei. Zweitens aber, und hierin sieht Lueder das Hauptproblem, würden die vorhandenen Ernteerträge nicht zur Ernährung der Bevölkerung ausreichen. So sei der gegenwärtige „Notstand nicht durch Verdienstlosigkeit, sondern durch einen Mangel an Nahrungsmitteln, bey gleichzeitig unerschwinglichen Preisen veranlaßt.“ Diese Preissteigerung wiederum sei teils das Ergebnis natürlicher Umstände (mäßige Ernte, Kartoffelfäule), teils aber auch – und hier setzt seine Kritik ein – das Ergebnis sich wandelnder wirtschaftlicher Kreisläufe und wirtschaftspolitischer bzw. handelspolitischer Entscheidungen der hannoverschen Regierung. Ähnlich wie in seinem tags zuvor verfassten Gutachten zur sozialen Lage in Weende geraten seine Darlegungen dieses Punktes zu einer allgemeinen, umfassenden Auseinandersetzung mit wirtschaftspolitischen Grundsätzen.

- (1) Ernteschätzungen

Zunächst seien die Schätzung der Landdrosteien, auf der das Urteil der Regierung ruhe, ausgesprochen ungenau. Zum einen berechneten sie lediglich

einen Durchschnittsertrag, der immer vage bleibe. Zum anderen seien die Schätzungen nicht von erfahrenen Landwirten unternommen worden, sondern von im Grunde fachfremden Verwaltungsbeamten, deren Urteilskraft skeptisch zu betrachten sei. Und schließlich vermutet Lueder, daß die Schätzungen unmittelbar nach der Ernte, also „vom Halm weg“ vorgenommen worden seien, obwohl doch erst nach dem winterlichen Dreschen der reale Ernteertrag zu ermitteln sei. Gerade in diesem Jahr, 1846, hätten auch die erfahrensten Landwirte nach den ersten Dreschmonaten feststellen müssen, wie sehr sie sich mit ihrer anfänglichen Schätzung des Ernteertrages getäuscht hätten. Auch er gehöre „leider zu diesen Getäuschten“. Sich auf seine eigene Erfahrung der letzten Jahre berufend, stellt er den Schätzungen der Landdrosteien die eigenen Ernteerträge der zurückliegenden Jahre gegenüber, um zu belegen, wie untaugliche jene seien, weil sie eben nicht auf konkreter Erfahrung und Beobachtung beruhen. Nachdem Lueder präzise die Ernteerträge des Weender Klostergutes aufgelistet hat, kommt er zu dem ernüchternden Ergebnis, daß „wenn ich diese Erträge von der hies[igen] klösterl[ichen] Flur, die aus vielen BodenArten zusammengesetzt ist, klar vor mir habe und wenn ich genügsam Gelegenheit hatte, meine Früchte mit denen anderer Oeconomien auf dem Halme zu vergleichen, so gehört in der That wenig dazu, um nicht die d[ies]j[ährige] Ernte für unzulänglich halten zu müssen.“

(2) Der Getreidehandel

Dieser kritische Zustand, daß die Ernten bei realistischer Betrachtung an sich schon unzureichend seien, gewinne aufgrund verschiedenster wirtschaftlicher Umstände zusätzlich an Dramatik. Hier nennt der Klosteramtman drei für ihn fragwürdige Momente des Handelns mit den Grundnahrungsmitteln Kartoffel und Getreide. Zum einen hätten viele Bauern ihr Getreide unmittelbar von den Feldern weg an Getreidemakler verkauft, um von dem hohen Preisniveau zu profitieren. Wiederum auf seine eigene Erfahrung sich berufend, berichtet Lueder davon, „daß man täglich von den Mäklern dringend angegangen wurde, ihnen Weizen, Rocken u Gerste für auswärtige Käufer zu überlassen, u indem sie die hier zur Zeit gängigen Preise überboten, wurden alle Böden bis zur Ernte so gänzlich u so allgemein geräumt, wie es selten der Fall ist.“ Und auch von der jetzigen Ernte sei bereits ein beträchtlicher Teil ins Ausland ausgeführt worden. Aus diesem Grunde stünden keinerlei Getreidereserven von der zurückliegenden Ernte zur Verfügung, sollte sich die gegenwärtige Ernte als gering erweisen. Zum anderen habe die hannoversche Regierung, bemerkt Lueder mit einem gewissen Unverständnis, Getreideeinfuhren mit Zoll belegt. So konnte der Mangel an Getreide und die daraus resultierenden hohen Getreidepreise mit durch den Ankauf aus Nachbarländern nicht ausgeglichen werden. Als drittes wirke schließlich der außerordentlich starke

Kartoffelankauf der zahlreichen Branntweinfabriken fatal auf die Ernährungslage der Bevölkerung. Mit einer vernehmbaren Fassungslosigkeit berichtet Lueder von seinen Erkundigungen auf diesem Gebiet: „allein die 6 Brennereyen zu Jühnde, Adelebsen, Hardenberg, Moringen, Northeim und Oldershausen [empfangen] täglich 1000 Pf[und] Kartoffeln, wodurch in einem kleinen Umkreise wöchentlich 1000 Malter dieses wichtigen u unentbehrlichen NahrungsMittels der Consumption für Menschen entzogen werden.“

(3) Forderung nach interventionistischen Maßnahmen

Zum Ende seiner Erörterung trägt der Klosteramtman auch in diesem Schreiben seine Erwartungen an die hannoversche Regierung in dieser Zeit der Hungerkrise vor. Mit einer bemerkenswerten Mischung aus pflichtgetreuer Ergebenheit – „ich stehe nicht auf dem Standpuncte mir ein Urtheil darüber erlauben zu dürfen“ – und einem kopfschüttelndem, durchaus vorwurfsvoll anmutenden Unverständnis über die bisherige Haltung der hannoverschen Regierung in dieser kritischen Zeit, läßt er die Klosterkammer mit klaren Worten wissen, daß er es sehr bedauern würde, wenn die „Fürsorge der Regierung sich nur auf die möglichste Vermehrung des ArbeitsVerdienstes“ beschränke. Geboten sei, wie es seine Ausführungen anschaulich darlegen, darüber hinaus die staatliche Kontrolle des Kartoffel- und Getreidemarktes im Lande Hannover. So müsse der Aufkauf von Kartoffeln durch die zahlreichen Branntweinbrenner ebenso eingeschränkt werden wie der Verkauf von Getreide ins benachbarte Ausland. Darüber hinaus schlägt er vor, die noch vorhandenen staatlichen Getreidevorräte zu ermäßigten Preisen auszugeben. Als Beamter durchaus die Interessen des Staates im Blick habend, vergißt er nicht möglichen Bedenken hinsichtlich eventueller Steuereinbußen zu begegnen. Auch geht er auf Argumente ein, die von wirtschaftsliberaler Seite gegen staatliche interventionistische Maßnahmen eingewendet werden könnten.

Vergegenwärtig man sich abschließend noch einmal die Argumentation des Weender Klosteramtmanes so fallen zwei *Gründzuge* auf, die bereits in dem vorausgegangenem Schreiben hervortraten. Das Eine ist seine reservierte Haltung gegenüber Bürokratie und Verwaltung. Letztlich hätten die dort sitzenden Entscheidungsträger keinen Einblick in die tatsächlichen Verhältnisse vor Ort. Sie kannten die praktischen Probleme und die konkrete Lage der Bevölkerung nicht. So sind etwa die Vorschläge ökonomisch nützlicher Arbeiten, die Lueder der Klosterkammer macht, gespickt mit Seitenhieben gegen die hannoversche Klosterverwaltung. Zum Zweiten tritt auch in diesem Schreiben als zentrales, den Pauperismus auf dem Lande verursachendes Grundübel der Umstand hervor, daß die

unentbehrlichen Lebensgüter der Menschen wie die Grundnahrungsmittel zu einer bloßen Ware innerhalb eines Marktgeschehens geworden sind, dessen Prinzip das Gesetz von Angebot und Nachfrage darstellt. Und auch hier erwartet Lueder vom Staat, daß er angesichts der fatalen Folgen dieser Entwicklung für die hungernde Bevölkerung in dieser Zeit der Krise interventionistische Maßnahmen ergreift, um das Ungleichgewicht zwischen gewerblichen, marktorientierten Bedürfnissen und dem unmittelbaren Nahrungsbedürfnis der Menschen auszugleichen.

Zwischen ökonomischer Rationalität und sozialer Verantwortung

- Anlaß und Thema

Nachdem der Klosterpächter noch in den letzten Tagen des Jahres 1846 die vorgestellten beiden gutachtlichen Berichte an seine vorgesetzte Behörde geschrieben hatte, wandte er sich ein drittes Mal am 10. Januar 1847 mit einem ausführlichen Schreiben an die Klosterkammer, in dem er sich mit den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen in Weende in dieser Zeit des Hungers und der Not beschäftigte. Unmittelbarer Anstoß für dieses Schreiben war ein Rescript der Klosterkammer²⁰¹, in dem diese die ihr unterstehenden Klosterämter anwies, die Pächter ihrer herrschaftlichen Güter auf deren soziale Verantwortung gegenüber den von ihnen abhängigen Tagelöhnern aufmerksam zu machen und zu unterstützenden Maßnahmen aufzufordern, sei es auf dem Wege der Arbeitsvergabe oder direkter Naturalunterstützungen.

Da in Weende Klosteramt und Klosterpacht in einer Hand lagen, thematisierte dieses Rescript sehr direkt Verhalten und Rolle des dortigen Klosterpächters in der krisengeschüttelten, sozial angespannten Lage. Ähnlich wie in den vorangegangenen Gutachten reflektiert auch diese Schrift letztlich über Prämissen und Moral wirtschaftlichen Handelns. Doch im Unterschied zu jenen bilden nicht relativ abstrakte Wirtschaftsabläufe den Gegenstand dieser Erörterung. Vielmehr steht das eigene persönliche Verhalten inmitten eines sozial äußerst spannungsreichen örtlichen Geschehens zur Debatte. Möglicherweise ist es deshalb kein Zufall, daß dieses Schreiben Lueders über Wege und Möglichkeiten die drohende Hungerkrise zu lindern, mitnichten so strukturiert, abwägend erörternd ist wie die beiden anderen. Man gewinnt vielmehr den Eindruck, als sei diese Schrift mit einer gewissen inneren Gereiztheit des Verfassers und erheblicher Emotionalität niedergeschrieben worden. Schon die ersten Abschnitte verraten etwas von dem Grund dieser Gereiztheit des Klosterpächters. Er schreibt: „So viel hiernächts mich selbst

²⁰¹ Leider ist dieses Rescript nicht überliefert.

betrifft, so glaube ich während der 23. Jahre meines Hierseins keine Gelegenheit ungenutzt gelassen zu haben, wo durch nützliche Anlagen und Verbesserungen den HandArbeitern ein extraordinärer ArbeitsVerdienst zugewendet werden konnte. Durch die Haushalts Register kann dieses in genannten Zahlen dargelegt werden. [...] Wahrlich bin ich nicht gewohnt, in solchen Fällen so genau zu rechnen, als meine hiesigen Pacht Verhältnisse es mir eigentlich zur Pflicht machen sollten.“

Ganz offensichtlich hielt der Klosterpächter Lueder es nicht für angemessen, ihn über seine soziale Verantwortung als Gutspächter zu belehren. Er war ein erfahrener, sich seiner Rolle bewußter Mann. Stets hatte er sein Leben als Gutspächter im Lichte sozialer Verpflichtung gesehen. Auch wenn es nicht immer unter dem Gesichtspunkt betriebswirtschaftlicher Rentabilität zu seinem Nutzen war, hatte er örtlichen Tagelöhnerfamilien Verdienstmöglichkeiten geschaffen. Zum Beispiel in den Frühjahrsmonaten, wenn „jeden Morgen 50–60 Tagelöhner, Weiber und Kinder unaufgefordert vor dem Hofe sich anfinden und zur Arbeit anbieten“, dann würden „unwillkürlich auch mehr Tagelöhner verbraucht werden als nöthig.“

In den letzten Jahren jedoch hatte er die Erfahrung machen müssen, daß diese Einstellung, die sich für ihn aus dem Besitz von Grund und Boden ergab, als nicht mehr zeitgemäß erwiesen hat. Der wirtschaftliche und soziale Wandel der Zeit ließen diese moralischen Prämissen wirtschaftlichen Handels als überkommen und fragwürdig erscheinen. Der Klosterpächter Lueder erläutert seine Einschätzung an zwei zentralen Punkten seiner wirtschaftlichen Existenz: nämlich an dem Wandel des Verhältnisses zu den örtlichen Tagelöhnern und – damit eng verbunden – an den ihm von der Klosterkammer aufgezwängten Pachtbedingungen, die ja den Rahmen seines Wirtschaftens wesentlich mitbestimmten. Daß auch sie ein Grund des Ärgernisses waren, konnte man ja nur allzu deutlich seinen Äußerungen entnehmen. Doch zunächst zu dem problematisch gewordenen Arbeitsverhältnis zwischen dem Gutspächter und seinen Tagelöhnern.

- Von der Wirtschaftsführung auf dem Gutshof

Wenn die Klosterkammer in ihrem Schreiben von einem einseitigen, existenziellen Abhängigkeitsverhältnis der Tagelöhner von dem Pächter ausginge, so träfe diese Voraussetzung zumindest für die Weender Gutswirtschaft und ihre Vorwerke Reinshof und Deppoldshausen nicht zu. Für die Tagelöhner ergäben sich im Gegensatz zu den landwirtschaftlichen Spitzenzeiten neben dem Klosterbetriebe noch andere Verdienstmöglichkeiten. Dieser Umstand wirke sich äußerst negativ für die Gutswirtschaft aus. Denn selbst die regelmäßig beim Gute arbeitenden Tagelöhner nutzten diese Zeiten großen Arbeitskräftebedarfs, in der etliche Wirt-

schaften überdurchschnittlich hohe Löhne zahlten, zu ihren Gunsten aus, ohne auf ihre gegenüber dem Kloster eingegangenen Verpflichtungen zu achten. Zum Schaden des Klosterpächters: Denn während er seinen Tagelöhnern in wirtschaftlichen Engpässen durch einen Vorschuß der Pachtlandmiete oder auch an Korn zu Hilfe komme – wie es eben seine soziale Verantwortung aufgabe –, zögen es etliche seiner Tagelöhner vor, in diesen Arbeitsspitzen sich andernorts gegen Barzahlung zu verdingen, anstatt – wie es im Rahmen der traditionellen Arbeitsorganisation ihre Schuldigkeit wäre – ihren bereits erhaltenen Vorschuß beim Klosterpächter abzarbeiten. Daraus entstünde ein erheblicher wirtschaftlicher Verlust. Überhaupt habe es sich als wenig ökonomisch erwiesen, für die zahlreichen Tagelöhnerfamilien ein Arbeitsbuch zu führen, um einen Überblick über Soll und Haben dieser immerhin 284 Familien zu haben.

Diese an sich schon schwierige, entnervende und verlustreiche Situation, gewänne darüber hinaus an Dramatik, als diese Umstände keineswegs in den Pachtverträgen zwischen Klosterpächter und Klosterkammer berücksichtigt würden – weder der Umstand der „Untreue“ der regelmäßig auf dem Hof arbeitenden Tagelöhner noch aber die sozialen und moralischen Verpflichtungen entspringende „Überbeschäftigung“ von Tagelöhnern in Zeiten, in denen für diese Menschen sowohl ein Mangel an Nahrung als auch ein Mangel an Verdienstmöglichkeiten herrsche.

Mit buchhalterischer Akribie rechnet der Klosterpächter der Klosterkammer vor, welche hohen Vorschußleistungen er in den vergangenen Jahren seinen Tagelöhnern gewährt hatte, welche Verluste ihm dabei entstanden waren, sowie die große Diskrepanz zwischen den tatsächlichen Tagelohnausgaben der Klosterwirtschaft und den hierfür von der Klosterkammer veranschlagten. Denn: „Die Folge davon [von seinen Bemühungen, den Tagelöhnern in kritischen Zeiten Verdienstmöglichkeiten zu schaffen] ist die von Jahr zu Jahr wachsende Ausgabe an Tagelohn und ErnteKosten; und wenn z.B. im Jahre 1. May 1845/6 über 3500 T[aller] an Tagelohn und ErnteKosten verausgabt sind, so darf ich voraussetzen, daß die in den Pacht Anschlägen vom hiesigen Haushalte dafür angerechnete Summe eben so sehr unter der wirklichen Ausgabe verbleibt, als die vom Cammer Commissair Ihssen, mit völliger Unkenntniß der örtlichen, ja nur der provinziellen vorausgesetzten Körner Erträge die Wahrheit, ja selbst die Möglichkeit überschreiten. In dem Fehserschen Anschlage ist die HandArbeit um mehr als 1200 Taler unter der wirklichen Ausgabe berechnet.“

Die Hervorhebungen des Klosterpächters unterstreichen die aus diesen Zeilen sprechende Verbitterung des Praktiker gegenüber der Ignoranz ferner Bürokraten. Das ist ein gedanklicher Topos Lueders, der ja auch in seinen bereits vorgestellten

Schriften immer wieder anklingt. Und wie man aus einem Nebensatz Lueders erfahren kann, waren die letzten Verhandlungen über die Pachtbedingungen für den Weender auch persönlich recht belastend gewesen: eine Wiederholung der bald 10 Jahre zurückliegenden Verhandlungen mit der Klosterkammer in dieser Sache würde „seine physischen und moralischen Kräfte“ übersteigen. Tatsächlich war der Klosterpächter zu diesem Zeitpunkt ja schon ein alter Mann, der sicherlich mit seinen Kräften haushalten mußte. Doch daß es auch seine moralischen Kräfte überfordern würde, läßt auf ein tiefere Dissonanz zwischen ihm und der Klosterkammer schließen.

Die Klosterkammer urteilte und handelte nach den Erfahrungen Lueders mit zweierlei Maß. Einerseits appellierte sie in dieser Zeit bedrückender Not an die soziale Verantwortung ihrer Gutspächter, die offenbar auch nach ihrer Auffassung aus deren dominanter Stellung innerhalb der ländlichen Gesellschaft resultierte. Andererseits schien ihr Handeln bei der Gestaltung ihrer Verträge mit den Pächtern von anderen Kriterien geleitet zu sein, nämlich denen ökonomischer Rationalität.

Im Zuge der Diskussion um eine effektivere Verwaltung und Nutzung staatlicher Ressourcen waren auch die Domänengüter ins kritische Visier geraten. Sie stünden für eine überkommene Wirtschaftsweise „mit wenig Kapital, wenig Zugvieh, wenig Kenntnissen“²⁰²; kurz: mangelnde Produktivität und damit Verschleuderung staatlichen Vermögens lautete der Vorwurf. Hatte sich die hannoversche Verwaltung in früherer Zeit, als die Verpachtung der Beamtenbesoldung diente, weder für die Einnahmen und Erträge der Güter interessiert, noch sich in die Bewirtschaftung dieser Güter eingemischt, so war sie nun zu einer strengeren Haltung im Interesse einer Verbesserung ihrer landwirtschaftlichen Güter übergegangen – eine Kursänderung, die sich in schärferen Pachtverträgen niederschlagen mußte.²⁰³

Wenn auch ein direkter Zugriff auf die Pachtverträge Lueders mit der Klosterkammer nicht mehr möglich ist²⁰⁴ um diese Vermutung zu bestätigen, so legen doch die Äußerungen des Weender Klosterpächters diese Einschätzung nahe. Denn nachdem er in seinem Schreiben darauf hingewiesen hatte, daß er stets bedacht gewesen sei, den Tagelöhnern zusätzliche Verdienstmöglichkeiten zu verschaffen, bemerkt er lakonisch, „daß bey dergleichen Cultur Arbeiten gar oft ein rationelles Resultat nur dann gefunden werden konnte, wenn die dadurch bewirkte Vermeh-

²⁰² Vgl. Meier, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte Hannovers, Bd. 2, S. 329

²⁰³ Vgl. Meier, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte Hannovers, S. 329ff.

²⁰⁴ Leider ließen sich die entsprechenden Akten nicht mehr ermitteln.

rung des Arbeits Verdienstes für die Tagelöhner mit in Rechnung gestellt wurde.“ Er sei es wahrlich nicht gewohnt, in solchen Fällen so genau zu rechnen, als seine Pachtverhältnisse es ihm eigentlich zu Pflicht machten. Denn unter dem Gesichtspunkt betriebswirtschaftlicher Kalkulation im Sinne einer rationellen Betriebsführung, wie sie etwa Albrecht Thaer mit seiner Idee von einer rationellen Landwirtschaft gefordert hatte, rechnete sich das Verhalten des Klosterpächters nicht. Wirtschaftlichen Sinn erhält es erst im Blick auf die gesamtgesellschaftliche Kosten-Nutzen-Rechnung. Diesen Gesichtspunkt ließ die Klosterkammer jedoch – so lehrten die Erfahrungen des Klosteramtmanes – nicht gelten, wenn es um deren eigene wirtschaftlichen Interessen ging. Mit Bitterkeit erwähnt Lueder, wie weit die von der Klosterkammer im letzten Pachtvertrag veranschlagten Tagelöhnergehälter unter seinen tatsächlichen Lohnausgaben lägen. Lueder sah sich offenbar bei den Verhandlungen seines Pachtvertrages einer Verwaltung gegenüber, die Vorstellungen traditioneller gesellschaftlicher Ordnung durchaus fahren ließ – zugunsten ihres eigenen Vorteils und zu Lasten des Pächters. So ließen ihm die Weender Verhältnisse und die auferlegten Pachtbedingung wenig Spielraum, um in der von der Klosterkammer gewünschten Weise in der gegenwärtigen Krise hilfreich tätig zu werden.

- Von der Not der Tagelöhner

Doch mit den obigen Ausführungen ist die Aussagekraft der Quelle keineswegs erschöpft. Eigentlich beinahe die eigene Absicht unterlaufend, bietet der Klosterpächter hier einen zwar punktuellen, jedoch deshalb nicht weniger erschütternden Einblick in die große Not, in die die sogenannten kleinen Leute geraten waren. In Nebensätzen und beiläufigen Erklärungen erfährt der Leser, in welchem Ausmaß Nahrungsmangel und Hunger zu einer chronischen, normalen Erscheinung im Leben dieser Menschen geworden waren: Regelmäßig ab März bis in den Sommer hinein konnten sich die Tagelöhnerfamilien nicht mehr aus eigener Kraft ernähren. Sie waren auf Vorschuß und „Schuldenmachen“ angewiesen, um diese Zeit des Nahrungsmittelengpasses durchzustehen. Und wenn der Klosterpächter beklagt, daß etliche Tagelöhner sich die Freiheit nahmen, in Zeiten großen Arbeitskräftebedarfs, sich dort zu verdingen, wo höhere Löhne sie erwarteten, die zugleich bar ausgezahlt wurden, anstatt ihre Arbeitsverpflichtung bei dem Pächter abzarbeiten, so offenbart dieses Verhalten ja auch, daß die Mehrzahl der Tagelöhner aus dem beklemmenden, versklavenden Kreislauf von Verschuldung und Abarbeiten kaum mehr herauskam. Arbeit diente grundsätzlich zum Schuldenabtrag, der ihre Arbeitsexistenz völlig an die Gutswirtschaft ketten konnte.

Und sicher wird man die Tatsache, daß einige Tagelöhner, die ihnen gewährten Vorschüsse an Getreide sogleich in bares Geld ummünzten, nicht etwa als skrupelloses Ausnutzen gutsherrlicher Gutwilligkeit verstehen dürfen, sondern vielmehr als verzweifelten Ausdruck großer wirtschaftlicher Bedrängnis. Denn wer einmal in den Strudel des Abarbeitenmüssens geraten war, der war ja um jede Möglichkeit gebracht, irgendwie Geld zu verdienen. Er war in einer Zeit, in der auch in der ländlichen Welt zumal am Rande einer Universitätsstadt das Geld wichtig wurde, auf die materielle Stufe reiner Subsistenz- und Naturalwirtschaft hinabgedrückt. Selbst der Klosterpächter, der dieses Verhalten einzelner Tagelöhner verständlicherweise als Mißbrauch seines sozial motivierten Handels betrachtete, stellt doch resignierend fest, daß dem wohl kaum entgegengewirkt werden könne, da man „den flehentlichen Bitten dieser Leute“ nicht zu widerstehen vermag. Die Not dieser Menschen, die er mit Namen kannte, mit denen er in diesem kleinen Ort bei allen sozialen Schranken doch zusammen lebte, ihre Not wog schwerer als die Empörung darüber, betrogen worden zu sein.

Und so erstaunt es nicht, daß am Ende auch dieser Berichtes wieder eine Schilderung unmittelbarer Hilfstätigkeit steht: „Ich werde mich jetzt darauf beschränken müssen, außer den schon seit Jahr und Tag regelmäßig aus meiner Küche täglich 2. Mal mit warmen Essen versorgten ziemlich zahlreichen Familien, vom Februar bis in den Juli wöchentlich etwa 150 Pf[und] Brot und 300. Portionen Essen an die ärmsten Einwohner verabreichen zu lassen.“ Und wieder nutzt er daran anschließend die Gelegenheit, die Klosterkammer selbst in die Verantwortung zu nehmen: „In dem ich zu hoffen wage, daß ich auf diese Weise den Erwartungen der königlichen Kloster Cammer entsprechen werde, kann ich nicht umhin zu bemerken, daß die anhaltende und wieder gesteigerte Kälte den Nothstand der hiesigen kleinen Leute außerordentlich erhöht und das tägliche Flehen derselben um nur ein Bund Wollen, das Herz zerreißt. Darunter mag ich aber mit dem besten Willen nicht zu helfen, da ich weder Holz noch Wollen zu vertheilen habe. [...] so kann dieser Nothstand nur durch die Gnade und Barmherzigkeit der königlichen Kloster Cammer erleichtert werden.“

Carl Wilhelm Lueder – ein Repräsentant konservativer Mentalität?

Nachdem die innere Linienführung der Schriften des Weender Klosteramtmanes Lueder herausgearbeitet worden ist, soll es im folgenden darum gehen, in einem systematischen Zugriff die Art und Weise seines Denkens und Erlebens zu charakterisieren. Es ist schon eingangs vorgreifend darauf hingewiesen worden, daß die Mentalität Carl Wilhelm Lueders, wie sie sich aus den vorliegenden Quellen

erschließen läßt, eine gewisse Affinität zu den konservativen Strömungen seiner Zeit verrät. An dieser Stelle wird es deshalb darauf ankommen, zu klären, inwiefern dies tatsächlich der Fall ist: War Carl Wilhelm Lueder ein Repräsentant konservativen Denkens?

Ausgangspunkt jeder Interpretation des vorliegenden Selbstzeugnis ist zunächst die Tatsache, daß Carl Wilhelm Lueder, als er die Berichte aus dem Hungerwinter 1846/47 an die Klosterkammer in Hannover sandte, bereits ein älterer, ebenso dienst- wie lebenserfahrener Mann war, der nun an seinem Lebensabend stehend Zeuge einer krisengeschüttelten Gegenwart wird. Die seit Jahren zunehmende Verschlechterung der sozialen Verhältnisse in seiner unmittelbaren Umgebung, die Gegenwart von Not, Hunger und Verarmung forderten ihn intellektuell und menschlich heraus. Das erstere ließ ihn nach den Ursachen dieser ungunstigen Entwicklung fragen, das zweite bewegte ihn zur Organisation unmittelbarer Hilfe, um die Menschen seiner Umgebung vor dem Hunger, ja vielleicht vor dem Verhungern zu bewahren. „[...] unmöglich ist es, den flehentlichen Bitten dieser Leute zu widerstehen“, schrieb er beinahe hilflos an die Klosterkammer. Und immer wieder spricht sich in seinen Erläuterungen eine Enttäuschung über die hannoversche Regierung aus, von der er sich bei der Bewältigung der Teuerungskrise im Stich gelassen fühlte. Die Verantwortung, wie auf dieses ihn umgebende Elend zu antworten sei, war ihm überlassen. Tatsächlich spiegelt sich in dieser Haltung der hannoverschen Regierung ein allgemeiner Zug der staatlichen Krisenbewältigung in dieser Zeit wider. Man gab die Verantwortung schlicht nach unten ab. Sie wurde im wesentlichen den Lokalbehörden, den Bürgermeistern, Pfarrern und wohlhabenden Einwohnern überlassen.²⁰⁵

Doch nun zu der Frage, wie der Klosteramtman die ihn bedrängende Gegenwart erlebte und für sich deutete. Um dies zu klären, soll als gedankliches Gelände die Studie des Soziologen Karl Mannheim über den Konservatismus herangezogen werden. In diesem klassischen Werk, das allgemein die geistigen Strömungen erhellt, die sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts zu Wort meldeten, deutet Mannheim den Konservatismus als einen spezifischen Denk- und Lebensstil, der im frühen 19. Jahrhundert als Gegenbewegung zum bürgerlich revolutionären, aufklärerischen Fortschrittsdenken sich entwickelte. Stets den Zusammenhang von Denken und Erleben, von Reflexion und Erfahrung hervorhebend, sieht er im Konservatismus eine spezifische geistige, aber auch

²⁰⁵ Vgl. Tilly, Vom Zollverein zur Industrialisierung, S.23. Mit Getreideeinkäufen und der Einrichtung von Speiseanstalten bemühten sich die örtlichen Organisationen um die Eindämmung des Hungers.

emotionale Haltung gegenüber der erlebten, dynamischen Gegenwart. Diese geistige und seelische Haltung zeichnet sich nach Mannheims Analyse wesentlich durch ein grundlegend verschiedenes Zeiterleben des Fortschrittsorientierten und des Konservativen aus: „Der Progressive“, so formuliert er, „erlebt die jeweilige Gegenwart als den Anfang der Zukunft, während der Konservative die Gegenwart als letzte Etappe der Vergangenheit erlebt.“²⁰⁶ Diesem grundsätzlich verschiedenen Erleben von historischer Zeit entspringen wiederum spezifische mentale und gedankliche Einstellungen: die Neigung zum Bewahren, das Verstehenwollen der Gegenwart aus der Vergangenheit, die Erfassung des Besonderen aus einer rückwärtsgewandten Vergewisserung. Kurz: Vom Vergangenen her erschließt sich Wesen und Sinn der Welt.²⁰⁷ Mit dieser spezifischen Art des Erlebens historischer Zeit verbinden sich weitere einzelne methodische Merkmale konservativen Denkens wie etwa die Orientierung am Konkreten im Gegensatz zum Abstrakten, der Lob der Praxis gegenüber der Theorie, das Verstehen vom inneren Wesen her statt vom Begriff.²⁰⁸ Lassen sich nun diese hier knapp skizzierten konservativen Denk- und Erlebnismuster in den Schriften Carl Wilhelm Lueders ebenfalls entdecken?

Da der Konservatismus hier als eine geistige Strömung verstanden wird, die sich in der Auseinandersetzung mit dem modernen Fortschrittsdenken reflexiv bewußt wird²⁰⁹, macht es auch Sinn die Luederschen zeitgenössischen Reflexionen über den Pauperismus und den Wandel der Zeit mit denen eines Vertreters der Fortschrittswegung zu vergleichen. Aus der reichhaltigen zeitgenössischen Publizistik zu diesem Thema²¹⁰ ist hier die Schrift „Über Kornhandel und Theuerungspolitik“ heraus gegriffen worden, die der Leipziger Professor für praktische Staatswissenschaften und Cameralistik und Mitglied der Königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften Wilhelm Roscher verfaßte. Auch diese Schrift entstand wie die Berichte Lueders auf dem Höhepunkt der Teuerungskrise 1846/47. Veröffentlicht wurde sie erstmals 1851 in der Deutschen

²⁰⁶ Mannheim, Konservatismus, S. 121.

²⁰⁷ Vgl. Mannheim, Konservatismus, S. 120f.

²⁰⁸ Vgl. Mannheim, Konservatismus, S: 124ff.

²⁰⁹ Vgl. Mannheim, Konservatismus, S. 106.

²¹⁰ Vgl. bspw.: Fr. v. Reden, Erwerbsmangel, Massen-Verarmung, Massenverderbnis; deren Ursachen und Heilmittel. In: Zeitschrift des Vereins für deutsche Statistik 1, 1847, S. 118-135; C.W. Brodersen, Die Armut, ihr Grund und ihre Heilung. Ein Beitrag zur Verminderung überhandnehmender Verarmung der niederen Volksklassen. Altona, 1833; C.F.G., Der Pauperismus und dessen Bekämpfung. In: Deutsche Vierteljahrsschrift, drittes Heft, 1844, S. 315-340.

Vierteljahrschrift Nr. 38.²¹¹ Mit Sicherheit ist es kein Zufall, daß Wilhelm Roscher als ein vehementer Verteidiger freier marktwirtschaftlicher Entfaltung²¹² im industriell fortschrittlichen Sachsen lehrte. Aus naheliegenden Gründen kann natürlich diese Schrift hier nicht umfassend gewürdigt werden. Vielmehr soll sie punktuell und vergleichend herangezogen werden, um die Eigenart des Denk- und Erlebensstils des Weender Klosteramtmannes Lueder schärfer zu konturieren.

Mit der gleichen Absicht werden bisweilen die Schriften des romantisch-konservativen Denkers und Staatstheoretikers Adam Müller herangezogen. Aus der Reihe der romantischen Theoretiker des frühen 19. Jahrhunderts – wie etwa der bekanntere Stahl – bot sich Adam Müller deshalb an, wie er in seinen „Elementen der Staatskunst“, einer Vorlesungsreihe, die 1808/9 erschien, in zwei Vorlesungen ausdrücklich Fragen des Getreidehandels behandelt. Auch in ihnen spiegeln sich die Erfahrungen der unmittelbar zurückliegenden Jahre der Teuerung (1801/5).²¹³

Zunächst gilt es festzuhalten: Der Weender Klosteramtmann Lueder erlebt den gesellschaftlichen Wandel, dessen Zeuge er ist, ganz offensichtlich als Verfall, als sozialen Niedergang ebenso wie als Verlust traditioneller Lebensformen und Lebensnormen. Das Brüchigwerden alter Ordnungen begreift Lueder als ein umfassendes Geschehen. Dabei korrespondiert für ihn die allmählich sich steigende, alles durchdringende Armut des Ortes mit der Demontage von Normen und Werten, die ehemals verbindlich das dörfliche Zusammenleben regelten. Diesen Verlust traditioneller Werte interpretiert er als Zusammenstoß bodenständiger, die Menschen abhärtender ländlich-bäuerlicher Lebensformen – deren soziale und wirtschaftliche Bürgen die Pferdebauern sind -, mit einem die Menschen verweichlichenden, destruktiv wirkenden städtischen Lebensstil, dessen unwillkommene Boten für ihn die in der nahen Stadt arbeitenden Häuslinge darstellen. Stadt und Land werden zum Symbol für Gegenwart und Vergangenheit, für Neu und Alt,

²¹¹ Hier benutzt wurde die dritte, stark vermehrte und ergänzte Auflage, die nur ein Jahr später, 1852 in Tübingen bei Cotta erschien. Das im Anhang dieses Bändchens befindliche Literaturverzeichnis mit seinen englischen, französischen und italienischen Titeln führt noch einmal anschaulich vor Augen, wie sehr dieses Thema in ganz Europa die Gemüter bewegte.

²¹² Vgl. Tilly, Vom Zollverein zur Industrialisierung, S. 26.

²¹³ Vgl. Müller, Elemente der Staatskunst, 28. Vorlesung: Vom Markt, Vorrat und Mangel, besonders mit Rücksicht auf den Getreidehandel sowie die 29. Vorlesung: Vom ökonomischen Gleichgewicht im Inneren der Staaten, besonders mit Beziehung auf die Direktion des Getreidehandels.

für gesellschaftliche Dynamik und bäuerliche Stabilität. Von der vertrauten Vergangenheit her denkend und empfindend, ist diese emotional positiv besetzt, während die Gegenwart in einem negativen Licht erscheint und die Zukunft gar, wie Lueder bitter feststellt, ihn mit Grauen erfüllt.²¹⁴ Angesichts der krisengeschüttelten Zeit des Vormärz voller Not und Hunger erstaunt diese Einstellung nicht. Dennoch konnte diese Zeit auch anders erlebt werden, wie uns der Leipziger Professor Roscher zeigt. Ihm ist diese Krise trotz aller Not letztlich eine Krise des Übergangs. Vor seinem inneren Auge steht nicht die Vergangenheit, sondern eine reifere, fortgeschrittenere – liberalen Prinzipien gehorchende – Wirtschaft, in der wirtschaftliche Krisen wie diese nicht zwangsläufig in gesellschaftlichen Katastrophen enden.²¹⁵

Daß der Klosteramtman Lueder die Gegenwart von der Vergangenheit aus deutet, zeigt sich ebenfalls in der Art und Weise, wie er die Probleme seiner Zeit analysiert. Den Maßstab seines Denkens und Urteilens schöpft er weitgehend aus den vermeintlich intakteren Lebensumständen der Vergangenheit, die für ihn in Erinnerung und Erfahrung noch lebendig und greifbar sind. So etwa in seinen Äußerungen zur Rolle der gegenseitigen Hilfe, die er als segensreiche Einrichtung sowohl für den Pferdebauern als auch für den Tagelöhner betrachtet, ungeachtet der krassen sozialen und wirtschaftlichen Ungleichheit, auf denen diese 'segensreiche' Einrichtung ruht. Tatsächlich war sie ein wesentliches Element traditioneller ländlicher Lebens- und Arbeitsorganisation. Sie hat sich im übrigen trotz aller Veränderungen auch des ländlichen Raumes bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts erhalten, wo sie nach wie vor Mentalität und Selbstverständnis der dörflichen Bewohner prägte.

In ähnlicher Weise vermitteln Lueders Reflexionen über den Widerspruch zwischen der rationellen Betriebsführung eines Gutshofes und einer sozial-fürsorglichen Wirtschaftsweise, die das Los der Tagelöhner mit im Blick hat – wenn auch aus einer patriarchalischen Perspektive –, daß sich der Klosterpächter bei aller wohl notwendigen Kalkulation stärker einem traditionellen Verständnis von Gutswirtschaft verpflichtet fühlte, das nicht die Buchführung, sondern die persönlich verpflichtende Bindung in den Mittelpunkt stellt. Dem entsprachen auch die wirtschaftlichen Verhältnisse auf dem Gutshof. Denn bei genauerem Hinsehen kann man leicht bemerken, daß die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Tagelöhner und Gutspächter noch weitgehend eine geldlose ist. Die Buchführung

²¹⁴ Vgl. NHStAH, Hann 81, 19, 3207. Schreiben vom 27.12. 1846.

²¹⁵ Vgl. Roscher, Über Kornhandel, S. 129ff.

verzeichnet zwar den Tagelohn in Pfennigen, die Währung jedoch, in der tatsächlich bezahlt wird, sind die Überlassung eines Kartoffelackers und Getreidegarben – ein Umstand, der zeigt, wie sehr sich in dieser Zeit der Krise tatsächlich Teile der Wirtschaft im ländlichen Raum zurück entwickelt hatten.

Auch im Hinblick auf diesen Punkt ist es interessant, wie konträr diese wirtschaftlichen Verhältnisse gedeutet werden konnten. Denn was für den liberal gesinnten Wirtschaftstheoretiker Roscher in einer niedrigen Kulturstufe beheimatet ist, nämlich der geldlose wirtschaftliche Verkehr, und was es im Interesse der Fortschritts zu überwinden gilt, ist für den konservativen, romantischen Denker Adam Müller der ursprünglichere und deshalb natürlichere Zustand. Deshalb nämlich, weil diese Verhältnisse noch nicht beherrscht sind von dem „kalten, oberflächlichen Berühren“ der Menschen mittels des Geldes, sondern von dem „innigen, persönlichen Berühren der einander bedürftigen Menschen.“²¹⁶ Zugegeben: So eindeutig und so romantisch bringt der Klosteramtman Lueder seine Auffassung nicht zum Ausdruck. Allerdings: Lueders Vorstellung von der gegenseitigen Hilfe als einer ländlich-bäuerliche Arbeitsorganisation, in der die persönliche Bindung dominiert und die die sozialen Unterschiede der Dorfbewohner zu harmonisieren vermag, diese Vorstellung Lueders korrespondiert durchaus mit den Äußerungen Adam Müllers.

Bei genauerer Betrachtung der Luederschen Darlegungen zum „wahren Preis“ der „unentbehrlichen Lebensbedürfnisse“ zeigt sich, daß auch diese Theorie in traditionellen wirtschaftlichen Vorstellungen verankert ist und Berührungspunkte zu einer romantisch-konservativen Staatslehre wie etwa der Adam Müllers aufweist. Denn Lueders Theorie vom wahren Preis ruht auf der Annahme eines geschlossenen, in sich stabilen bäuerlichen Wirtschaftsraumes. Die Richtschnur, an der sich die Preise zu orientieren haben, stellen die Verdienst- und Arbeitsmöglichkeiten eines Tagelöhners in der traditionellen Landwirtschaft dar. Entsprechend sieht Lueder eine wesentliche Ursache des erlebten Pauperismus darin, daß die innere wirtschaftliche Stabilität der ehemals in sich ruhenden bäuerlichen Wirtschaftssphäre aus dem Lot geraten ist. Und hierfür wiederum ist der Umstand verantwortlich, daß zunehmend moderne wirtschaftsliberale Prinzipien, namentlich die freien Marktmechanismen von Angebot und Nachfrage in die ländliche Wirtschaftssphäre eindringen.

Auch diese Denkfigur, nämlich daß die Zeiten der Teuerung Ausdruck eines zerstörten inneren Gleichgewichts zwischen Land- und Stadtwirtschaft sind, findet

²¹⁶ Müller, Vermischte Schriften über Nationalökonomie, S. 94ff.

man bei Adam Müller: „Die Natur will“, heißt es hier apodiktisch, „daß die Grundverrichtungen der Menschheit, die ländliche Ökonomie mit ihrem gesamten Beiwesen, desgleichen die städtische Ökonomie mit dem ihrigen, sich untereinander ins Gleichgewicht setzen sollen, damit eine vollständige Haushaltung dabei herauskomme.“²¹⁷

Die freien Marktmechanismen und die damit verbundene Konkurrenz sind für den Weender Klosteramtman die modernen Wirtschaftsprinzipien, die eben dieses innere wirtschaftliche Gleichgewicht ins Wanken bringen. Darin sieht er ihre „innere Bedeutung“ und sie sind ihm zutiefst verdächtig. Markt und damit auch Konkurrenz, das Spiel der freien Kräfte von Angebot und Nachfrage sind für den Weender Klosteramtman fremde, von außen herangetragene, problematische Elemente wirtschaftlichen Geschehens. Problematisch sind sie vor allem deshalb, weil sie so verschiedene, differenzierte wirtschaftliche Räume und Verhältnisse – wie etwa die städtische Gewerbewirtschaft und die bäuerliche Landwirtschaft – in das Streckbett ihrer allgemeingültigen, vereinheitlichenden Gesetzlichkeit zwingen. Die Konkurrenz ist fragwürdig, weil sie die natürliche Ungleichheit der miteinander Konkurrierenden mißachtet: sei es auf dem Getreidemarkt, auf dem sich die Tagelöhner mit den Branntweinfabrikanten begegnen, sei es auf dem „Arbeitsmarkt“, auf dem die „Arbeitgeber“ sich konkurrierend gegenüberstehen, so wie es der Klosteramtman in Weende zur Zeit der Arbeitsspitzen bereits erfahren mußte. Und der Markt ist problematisch, weil dessen abstrakt wirkendes Gesetz von Angebot und Nachfrage die unterschiedliche Wertigkeit der Bedürfnisse des Käufers ignoriert und so, die Lebenshaltungskosten in die Höhe treibend, das Gleichgewicht ländlich-bäuerlicher Arbeitsverhältnisse zerstört. Dieser Art der Preisfindung, die auf einem inhaltsleeren quantitativen Wechselspiel basiert, setzt Lueder nun eine gegenüber, die man eine qualitative Preisgestaltung nennen könnte, weil sie der unterschiedlichen Qualität der Bedürfnisse Rechnung tragen will. Das Rekurren auf die qualitativen Unterschiede des menschlichen Lebens und die Notwendigkeit diesen im gesellschaftlichen Zusammenleben Rechnung zu tragen – das ist ein weiteres Denkmuster konservativer Geisteshaltung.²¹⁸

²¹⁷ Vgl. Müller, Elemente der Staatskunst, s. 342f.

²¹⁸ Die große Rolle, die das Individuelle und jeweils qualitativ Verschiedene im konservativen Denken spielt, illustriert Mannheim an dem konservativen Eigentums und Freiheitsbegriff. Gleichzeitig zeigt Mannheim, wie dabei das romantische Denken eine Verbindung mit den Interessen der alten Stände einging. Vgl. Mannheim, Konservatismus, S. 113-118.

Die Kritik Lueders am freien Marktgeschehen zeigt im übrigen, wie nahe sich konservative und sozialistische Gesellschaftskritik sein können. Daß der Mensch mit seinen unmittelbaren Lebensbedürfnissen in der modernen kapitalistischen Industriegesellschaft zur bloßen Ware, zum spekulativen Objekt herabgedrückt wird, das ist ein zentrales Motiv sozialistischen Denkens.²¹⁹

Natürlich urteilt der liberal gesinnte Roscher hier anders: In seiner geradezu emphatischen (wenn auch nicht undifferenzierten) Verteidigung des freien Lebensmittelmarktes in Zeiten der Teuerung vertritt er die Auffassung, gerade der Markt und die Konkurrenz garantierten eine sachgerechte Vermittlung zwischen Bedarf und Vorrat. Der aus dieser Wechselwirkung hervorgegangene Preis sei sehr wohl ein angemessener – angemessen im Hinblick auf die zur Verfügung stehende Menge einer Ware und das in der Gesellschaft vorhandene Bedürfnis nach ihr. Diese gelte besonders für den Getreidemarkt. „Wo der Bedarf bis zur nächsten Ernte groß, der Vorrath aber klein ist, da sind hohe Preise nicht bloß nothwendig, sondern auch nützlich.“²²⁰ Ihre Nützlichkeit erweist sich darin, daß sie auf der Seite der Konsumtion zur Sparsamkeit erziehe und auf der anderen Seite die Händler dazu animiere, die benötigte Ware auf den Markt zu bringen. So zumindest in der Theorie.

Wie sehr der Weender Klosteramtman Lueder seine Gegenwart mit Maßstäben mißt, die vergangenen Zeiten entlehnt sind, zeichnet sich wohl am klarsten in seinen Vorschlägen ab, wie der Notstand zu bewältigen sei. In die Unterbreitung dieser Vorschläge mischt sich eine scharfe Kritik am liberalen Getreidehandel und der Haltung der hannoverschen Regierung in dieser Zeit. Anknüpfend an seine Erfahrung sowohl als Verwalter des Herzberger Landeskornmagazins wie auch an zurückliegende Teuerungskrisen – vor allem 1830/31 – plädiert Lueder eindringlich dafür, daß die hannoversche Regierung dirigierend in den Lebensmittelmarkt eingreifen möge mit dem Ziel, die Nahrungsmittel – sprich Kartoffel und Getreidepreise – für die unteren mittellosen Bevölkerungskreise zu senken. Sein Vorschlag: staatliche Getreidevorräte auf den Markt bringen; den gewerblichen Ankauf der Nahrungsmittel verbieten; die Getreideausfuhr ins Ausland unterbinden. Seiner Auffassung nach war der Staat zu diesen Maßnahmen verpflichtet, um Gesundheit und Leben seiner Untertanen zu

²¹⁹ Suggestiv hat Bert Brecht dieses Motiv in seinem Stück „Die Maßnahme“ literarisch verarbeitet. Hier läßt er in dem Song von der Ware einen Kapitalisten höhnisch fragen: „Was ist eigentlich Reis?/ Weiß ich, was Reis ist?/ Ich weiß nicht, was ein Reis ist/ Ich kenne nur seinen Preis.“

²²⁰ Roscher, Über Kornhandel, S. 68.

schützen. Diese Einstellung entsprach dem seit Generationen gewachsenen Selbstverständnis eines Beamten, der den Staat als Wächter des Gemeinwohls gegenüber partikularen wirtschaftlichen Interessen Einzelner begriff.²²¹ Statt dessen führten die „neuen Verwaltungsgrundsätze“ der hannoverschen Regierung – sprich die meistbietende öffentliche Versteigerung des staatlich magazinierten Getreides – dazu, daß dieser Vorrat in die Hände der Spekulanten und Makler geriet.

Tatsächlich verfolgte die hannoversche Regierung in ihrer Handelspolitik einen wirtschaftsliberalen Kurs. Obwohl sie in ihrer Gewerbepolitik durchaus traditionellen Vorstellungen verhaftet blieb, unentschlossen hin- und herschwankend zwischen einer wirtschaftsliberalen und einer interventionistischen Haltung, setzte Hannover als traditionell agrarexportierendes Land auf dem Feld des Handels ganz auf das Spiel der freien Kräfte.²²² So hatte die hannoversche Regierung auch nach der schlechten Ernte 1846 weder ein Ausfuhrverbot für Getreide und Kartoffeln erlassen noch ein Verbot der Branntweinbrennerei erwirkt. Erst als sowohl Preußen wie auch Kurhessen – unmittelbare Nachbarstaaten Hannovers – zu diesen dirigistischen Maßnahmen gegriffen hatten, worauf Lueder anspielt, entschloß sich auch das Königreich Hannover zur Intervention. Zunächst beschränkte sich ihr Krisenmanagement jedoch darauf, mit Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen den mittellosen Einwohnern ihres Landes zusätzlichen Verdienst zu ermöglichen.

Mit dieser Art der Krisenbewältigung befand sich die hannoversche Regierung ganz auf der Linie Roschers, der in seiner Schrift dem Staat Hannover denn auch viel Lob und Sympathie entgegen bringt.²²³ Volle Freiheit des Kornhandels,

²²¹ Vgl. Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1800-1866*, S. 321. Medick nennt diese dem Staat zugewiesene Funktion „moral economy“ von oben. Vgl. Tilly, *Vom Zollverein zum Industriestaat*, S. 24. „Die Erhaltung des einzelnen Bürgers“ in Zeiten von Hungersnot und Teuerung sei eine „heiliger Gegenstand der Vorsorge der Regierungen“, meint auch Adam Müller, *Elemente der Staatskunst*, S. 346.

²²² Vgl. Schmiechen-Ackermann, *Ländliche Armut und die Anfänge der Linderner Fabrikarbeiterschaft*, S.72.

²²³ Vgl. Roscher, *Über Kornhandel*, S. 82, S. 103 und S. 131. Immer wieder findet er wohlwollende Worte für die Regierung in Hannover, die so entschieden am liberalen Handelskurs festhielt. „Preußen und Kurhessen haben im Frühling [1846] die Ausfuhr der Kartoffeln über die Vereinsgränze untersagt, d.h. also namentlich auch gegen Mecklenburg und Hannover; doch schein dies, [...] nur ungern geschehen zu seyn, nur in der Absicht, der verkehrten öffentlichen Meinung ein klares Opfer zu bringen. Daß Hannover das Verbot retorquirte, wird niemand tadeln können; um so mehr, als man sich hier durch den Vorgang Hessens nicht einmal zur Retorision hatte reizen lassen.“ Roscher, *Über Kornhandel*, S. 103.

Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und die „Nöthigung der Reichen zur Wohlthätigkeit“ – so lautete sein Ratschlag.²²⁴

Obwohl der wirtschaftsliberale Denker Roscher konsequent die von Lueder vorgeschlagenen Mittel zur Krisenbewältigung für „verstaubte Instrumente aus der Rüstkammer des Mittelalters“²²⁵ hielt, stand der Weender Klosteramtman mit seiner Forderung nach staatlicher Kontrolle des freien Handelsverkehrs mit lebenswichtigen Gütern in der zeitgenössischen Diskussion um die Bekämpfung des Pauperismus keineswegs allein. Als die anhaltende Hungersnot schließlich 1846/47 zu Teuerungskrawallen und sozialen Protesten der Unterschichten führte, war die Kontrolle des Lebensmittelmarktes eines der zentralen Anliegen der Protestierenden.²²⁶ Auch die hannoversche Regierung war sich des Zusammenhangs von hohen Lebensmittelpreisen und sozialem Protest bewußt. Nicht zuletzt dieser Einsicht und der Erinnerung an die politischen Unruhen von 1830/31 in ihren südlichen Landesteilen entsprang die Initiative der Klosterkammer, ihre Pächter einerseits zu Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen für die verdienstlosen Häuslinge, andererseits zu direkter Wohlthätigkeit zu animieren.²²⁷ Als es schließlich im März 1848 auch im Königreich Hannover zu Krawallen kam, sollten allerdings andere Themen und Forderungen in den Vordergrund rücken. Sie zielten alle auf eine Minderung finanzieller Belastungen der Häuslinge. Man dachte dabei an die hohen Pachtlandpreise, an die Hutezahlungen oder auch an das Schulgeld.²²⁸

Ein weiteres Thema, in dem sich die skeptische Distanz des Weender Klosteramtmannes zur hannoverschen Regierung ausdrückt, ist die Bürokratie. Denn zu den charakteristischen Zügen des Denkens Carl Wilhelm Lueders – wie im Denken

²²⁴ Vgl. Roscher, Über Kornhandel, S. 127. Konsequent ist Roscher übrigens hier der Auffassung, Geldalmsen seien Naturalalmsen vorzuziehen. Letztere würden die tatsächlichen Marktverhältnisse wiederum verschleiern. Vgl. Roscher, Über Kornhandel, S. 90. Ganz anders Lueder: er war davon überzeugt, daß die unmittelbare Hilfe in Form der Armenspeisung die einzig angemessene Hilfe in dieser dramatischen Situation darstelle.

²²⁵ Vgl. Roscher, Über Kornhandel, S. 129.

²²⁶ Vgl. Tilly, Vom Zollverein zur Industrialisierung, S. 24. Auch Roscher thematisiert den Zusammenhang von sozialem Protest und der Lebensmittelversorgung. Interessanterweise bringt er in seiner Erörterung den Gedanken ins Spiel, daß vor allem in unfreien Staaten „die obrigkeitliche Fürsorge gegen Hungersnoth eine Hauptaufgabe“ sei. „Je mehr wir die Freiheit eines Wesens beschränken, (...) desto umfassender und detaillierter zugleich müssen wir für dasselbe Sorge tragen.“ Roscher, Über Kornhandel, S. 86.

²²⁷ Vgl. NHStAH, Hann 81, 19, 3207.

²²⁸ Vgl. Düwel, Sozialrevolutionärer Protest, S. 100ff.

konservativer Prägung überhaupt²²⁹ – zählt eine deutliche Kritik an der hannoverschen Bürokratie. Vornehme Zurückhaltung hinter sich lassend, attestiert er den hannoverschen Beamten „völlige Unkenntnis der örtlichen und provinziellen Verhältnisse“, bezweifelt ihre Umsicht und Kompetenz, bemängelt entnervt die allgemeine Trägheit bürokratischen Handelns.

Diese herbe Kritik eines Mannes, der selbst der Tradition des hannoverschen Beamtentums entstammt, mag zunächst erstaunen. Sie wird verständlicher, vergewärtigt man sich noch einmal den Werdegang des Weender Klosteramtmannes sowie die Veränderungen, die die hannoversche Verwaltung in den Jahren des Vormärz erfuhr. So fällt auf, daß kurz bevor Carl Wilhelm Lueder nach 30jähriger Dienstzeit in der hannoverschen Verwaltung als Klosteramtman und Gutspächter nach Weende kam, die hannoversche Regierung begonnen hatte, die Verwaltungsstrukturen des Landes zu reformieren. Kompetenzen wurden neu strukturiert, Entscheidungswege klarer definiert, einzelne Ämter in ihrer Ausdehnung und Zuständigkeit neu zugeschnitten (wie das Göttinger Amt) und vor allem wurde eine Mittelinstanz zwischen den Lokalbehörden und der Zentralregierung geschaffen, die Landdrosteien. Diese Neugestaltung der Verwaltung hatte im übrigen neben dem Ziel der Effektivierung auch eine politische Spitze, die sich gegen die Dominanz des Adels richtete.²³⁰ Mit diesen Veränderungen wandelten sich auch die Anforderungen an die Beamten. Immer stärker war juristische Kompetenz gefragt, während der ökonomisch-praktischen Kenntnis und Erfahrung keine zentrale Bedeutung mehr zukam.²³¹

Nun hatte zwar der Weender Klosteramtman 1830/31 selbst aktiv an dieser Modernisierung der Verwaltung mitgewirkt. Möglicherweise aber hatte er dennoch diese Entwicklung als Entfremdung erlebt. So bringt der Klosteramtman Lueder im Zusammenhang mit der Frage nach der Tauglichkeit der Ernteschätzungen das Argument vor, diese seien nicht zuletzt deshalb unzuverlässig, weil die „Beamten selbst nicht mehr Landwirthe sind u sich in solchen Angelegenheiten auf den Bericht des AmtesUnterBedienten“ verlassen müßten. Praxisferne und fachliche Unkenntnis – so lautete sein Hauptvorwurf gegenüber den Beamten, vor allem denen der Landdrostei. Etliche Passagen seiner Denkschrift vermitteln den Eindruck, als ginge es dem Klosteramtman vor allem darum, den Klosterkammerbeamten, die in fernen verstaubten Amtsstuben hockten, einmal die Realität vor Augen zu führen. Der Vorwurf der Praxisferne konnte im übrigen in der damaligen

²²⁹ Vgl. Mannheim, Konservatismus, S. 163.

²³⁰ Vgl. Schubert, Niedersachsen, S. 440.

²³¹ Vgl. Meier, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte Hannovers, Bd. 2., S. 323

Öffentlichkeit desöfteren gehört werden. Allerdings hatte er hier ein etwas andere Stoßrichtung. In erster Linie wandte er sich gegen den wachsenden, reglementierenden Einfluß von Staat und Verwaltung auf das öffentliche und alltägliche Leben.²³²

Daß sich Carl Wilhelm Lueder diese Kritik so stark zu eigen machte, wirft auch ein interessantes Licht auf die Verhältnisse im Königreich Hannover allgemein. Denn hier wird ja von einer konservativen Grundeinstellung ausgehend, ein – im allgemeinen – selbst als konservativ, sogar reaktionär betrachteter Staat und seine Verwaltung kritisiert. Diese Tatsache weist nun erneut in einer Art Umkehrschluß darauf hin, daß dieses Etikett der Wirklichkeit keineswegs entsprechen kann.²³³ In jedem Fall aber zeugen die Schriften Lueders von den Diskussionen innerhalb des hannoverschen Beamtentums darüber, wie der Staat geordnet sein sollte, welchen Leitideen und Grundüberzeugungen er zu folgen habe. Und wie die Schriften ebenfalls zeigen, konnte es mitunter eine leidenschaftliche Diskussion werden auf hohem analytischen Niveau.

Alle die eben vorgestellten Elemente des Denkens und Erlebens des Weender Klosteramtmannes Carl Wilhelm Lueder haben einen charakteristischen Zug gemeinsam, in dem ihre Nähe zur konservativen Bewegung ihrer Zeit wurzelt: nämlich, daß die Kategorien, Vorstellungen und Leitideen ihres Denkens in der Vergangenheit beheimatet sind.

Aus dieser charakteristischen mentalen Grundströmung fließen weitere Momente seines Denkstils, die der Soziologe Karl Mannheim ebenfalls als typisch für die konservative Geisteshaltung im frühen 19. Jahrhundert bezeichnet: die Orientierung des Denkens am Konkreten und die Liebe zum Einzelnen. Erinnert sei hier an Lueders Schilderung des Feldfrevels in der Weender Flur; an seine Darlegung der Arbeitsmöglichkeiten der Weender Einwohner; an den Hinweis, daß es den Frauen im Winter an Kleidung mangle; oder auch daran, wie unentbehrlich das Brennholz für den Tagelöhner sei, damit er des nachts seine Kleidung trocknen kann. Auch Lueders Erläuterung möglicher Arbeitsfelder für die örtlichen Tagelöhner ist reich an Einzelheiten zur Wirklichkeit landwirtschaftlicher Arbeit in Weende. Ganz besonders detailreich ist natürlich die Schilderung seines Gutspächterdaseins. Zwar betritt der Weender Klosteramtmann in seinen Berichten durchaus das Feld der Theorie, etwa bei den Erläuterungen, wie der „wahre Preis“ einer Ware zu bestimmen sei. Aber diese Theorie wird nicht

²³² Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800-1866, S. 324.

²³³ Vgl. Schubert, Niedersachsen, Die Veränderung eines Königreiches, S. 447.

abstrakt, auf der Grundlage irgendwelcher ökonomischer Eigengesetzlichkeiten entfaltet, sondern sie nimmt von den konkreten vorgefundenen Verhältnissen ihren Ausgang, um das Wesen dieser vielgestaltigen Wirklichkeit im theoretischen Zugriff zu begreifen.

Die Wertschätzung des Konkreten und die Freude am Detail läßt sich in den Denkschriften Lueder auch an der sprachlichen Gestaltung beobachten. Mit einer geradezu poetischen, farbigen, emotional bewegten Sprache werden in den entsprechenden Passagen Momente der Wirklichkeit in Szene gesetzt und dem Leser mit großer Anschaulichkeit vor Augen geführt. Eben diese Besonderheiten konservativen Denkens und Erlebens verleihen den vorliegenden Schriftstücken Lueders ihre inhaltliche Fülle, ihre Lebendigkeit und ihren Reichtum. Der Reiz dieser Art von Quellen liegt letztlich in dieser inneren Mannigfaltigkeit und Genauigkeit. Jenseits der Frage, ob diese Genauigkeit zutreffend ist oder nicht, geben derartige Quellen dem Leser das Gefühl, für kurze Zeit in die Vergangenheit eintauchen zu können. So hinterlassen sie die Anmutung von Unmittelbarkeit, Direktheit und Authentizität.

Zusammenfassend läßt sich also festhalten, daß die eben erläuterten Denkfiguren des Weender Klosteramtmannes Carl Wilhelm Lueder sich ohne weiteres in das Muster konservativer Einstellung und Mentalität einfügen lassen, wie es Karl Mannheim anhand der romantischen Denker des frühen 19. Jahrhunderts entfaltet hat. So kann das gedankliche Gebäude Lueders als eine Facette dieser geistigen und mentalen Strömung verstanden werden. Darüber hinaus ist es auch ein Dokument der Wirksamkeit und Verbreitung konservativen Denkens im Vormärz – einer Wirksamkeit, die offenbar weit über den Kreis der romantisch empfindsamen Intellektuellen zu Beginn des Jahrhunderts hinausgreift und Platz nimmt auch unter der tätigen Elite des Landes. Die Schilderungen, Gedanken und Überlegungen Lueders legen die Vermutung nahe, als habe die fortschreitende Pauperisierung an dieser Verbreitung erheblichen Anteil gehabt. Denn unverkennbar ist es die Betroffenheit über die wachsende Verelendung seiner unmittelbaren Umgebung, die Carl Wilhelm Lueder zu einem konservativen, an der Vergangenheit orientierten Erleben der gegenwärtigen Wirklichkeit motiviert. Konservatives Denken erscheint hier also nicht allein als Reflex auf die „Auflockerung des seienden Gefüges“²³⁴ und die diese Auflockerung fördernde aufklärerische bürgerliche Fortschrittsbewegung, sondern als Reaktion auf das erlebte Elend der Gegenwart.

²³⁴ Vgl. Mannheim, Konservatismus, S. 109.

Es sind die Brüche und Ungleichzeitigkeiten gesellschaftlichen Wandels, die den Konservatismus als geistig-mentale Strömung hervorbringen, stellt Karl Mannheim fest. Aus einer tatsächlich vorhandenen realen Distanz zu den vorwärtsdrängenden gesellschaftlichen Elementen entwickelt sich das konservative Denken und Erleben. „Konservativ (in originärer Weise) erleben“, resümiert Mannheim, „bedeutet also von jenen Erlebniszentren aus zu leben, deren Entstehungsursprung in vergangenen Konstellationen des historischen Geschehens verankert ist, von Erlebniszentren aus, die sich relativ unverändert bis in jene Zeit, in der der moderne Konservatismus sich konstituiert, deshalb halten konnte, weil sie in jenen Gebieten und Provinzen des sozialen Werdens ihre Träger hatten, die bis dahin von dem modernen Geschehen noch nicht mitgerissen worden sind. Aus diesen originären Lebenskeimen und Erlebnisformen erhält das konservative Denken seine Fülle und seinen nicht bloß spekulativen Charakter.“²³⁵ Bemerkenswerterweise fügt sich Carl Wilhelm Lueder auch unter diesem Aspekt der sozialen Heimat konservativen Denkens in das Bild eines Repräsentanten eben dieser Mentalität: Auch sein Leben und Wirtschaften auf dem Weender Gutshof stand noch immer traditionellen landwirtschaftlichen Lebens- und Arbeitsformen nahe, während sich in seiner unmittelbaren Umgebung mit aller Macht das soziale und wirtschaftliche Gefüge tiefgreifend veränderte.

Aus der beschriebenen Distanz der Konservativen zur erlebten Gegenwart vermag sich eine kritische Haltung gegenüber der Wirklichkeit zu entwickeln. Deshalb auch – so meint der Historiker Nipperdey – sei die Beschäftigung mit konservativen Denken interessant, denn es nimmt die Gefahren und Probleme in den Blick, die mit der modernen Industriegesellschaft verbunden waren und sind.²³⁶ In der Tat: Auch in der heutigen modernen Industriegesellschaft stellt die Agrarwirtschaft ein äußerst schwieriges Feld dar. Nach der Wirksamkeit freier Marktmechanismen sucht man hier vergebens. Vielmehr ist die Landwirtschaft ein wirtschaftlicher Bereich geblieben, der in hohem Ausmaß staatlichen Protektionismus genießt und staatlichem Dirigismus unterliegt. Zurecht? – Das sei dahingestellt.

²³⁵ Mannheim, Konservatismus, S. 125.

²³⁶ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800-1866, S. 318.

Von der Umgestaltung der landwirtschaftlichen Welt Weendes im Zeichen von Reform und Industrialisierung

Wer an das 19. Jahrhundert denkt, wird zunächst die großen Neuerungen in Wissenschaft und Technik vor Augen haben, die geradezu revolutionär die gewerbliche Produktion und damit einhergehend die gesellschaftliche Wirklichkeit überhaupt veränderten. Doch trotz Dampfmaschine und Eisenbahn, trotz mächtiger Fabrikanlagen und nicht weniger eindrucksvoller Massen von Fabrikarbeitern blieb die Landwirtschaft bis in die 1870er Jahre hinein der dominierende Wirtschaftszweig in Deutschland.²³⁷ Dies galt besonders für das eher konservative Königreich Hannover, das in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch weitgehend ein Agrarstaat war.²³⁸ Aber auch die Landwirtschaft war in den allgemeinen Umbau der Gesellschaft einbezogen. Sie löste sich von den althergebrachten Strukturen, die den Bedingungen und Bedürfnissen einer feudalen Ständegesellschaft entsprungen waren. Noch bevor sie allmählich ihre wirtschaftliche Dominanz einbüßte, verlor sie ihre umfassende Bedeutung als wirtschaftlicher und sozialer Träger der gesellschaftlichen Ordnung. Im Rahmen einer kapital- und gewinnorientierten Industriegesellschaft sollte es künftig ihre einzige Aufgabe werden, möglichst preiswert und ökonomisch in ausreichendem Maße Nahrungsmittel für eine Bevölkerung zu produzieren, die in ihrer großen Mehrzahl außerhalb der Landwirtschaft ihre Lebensgrundlage fand.

Diesem Wandel der agrarischen Welt soll nun das Interesse gelten. Wie vollzog er sich in Weende, einem Ort, der im Unterschied zu manch anderen Landstrichen und Regionen des hannoverschen Königreichs relativ früh von den Veränderungen berührt wurde, die schließlich in der modernen Industriegesellschaft mündeten? Wie wurde die Auflösung der traditionellen Agrarverfassung von den Weendern erlebt, von denen ja eine immer größere Zahl wirtschaftlich wie gemeinderechtlich außerhalb der bäuerlichen Kerngemeinde existierte? Im Mittelpunkt der Betrachtung wird dabei die Durchführung der Agrarreformen stehen, die in Weende 1841/42 mit der Ablösung der Abgaben und Dienste begann und schließlich mit

²³⁷ Vgl. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1849-1914, Dritter Band, S. 39.

²³⁸ Vgl. Linde, Das Königreich Hannover an der Schwelle zum Industriezeitalter, S. 434f., sowie Schubert, Veränderung eines Königreichs, S. 378f.

der sogenannten Verkoppelung und Gemeinheitsteilung²³⁹, die sich über mehrere Jahre hinzog und 1873/89 ihren Abschluß fand. Um diese Veränderungen besser verstehen und beurteilen zu können, soll anknüpfend an das vorangegangene Kapitel kurz das Bild der agrarischen Seite Weendes skizziert werden, wie es sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts darstellte.

Die Ausgangslage

Als im Zuge der Agrarreformen 1873/74 die Weender Feldflur erstmals exakt vermessen und kartiert wurde, hatte sie einen Umfang von 3368 Morgen Äcker, Weisen und Weiden.²⁴⁰ Möglicherweise hatte sich im Laufe des Jahrhunderts unter dem allgemeinen Druck des Bevölkerungswachstums die Fläche des ackerbaulich genutzten Landes leicht vergrößert, denn für die Zeit um 1800 ist mit einem etwas geringeren Umfang der Feldflur, nämlich um 3000 Morgen, zu rechnen.²⁴¹ In jedem Fall aber stand seit eh und je nur ein Teil der Weender Feldflur den Dorfbewohnern zur Verfügung, denn beinahe die Hälfte der Äcker und Wiesen (1193 Morgen, später nach Abschluß der Agrarreformen 1267 Morgen) gehörten zum Weender Klostergut. Im Rahmen der traditionellen Agrarwirtschaft unterschied sich die Weender Feldflur nicht allein nach Kloster- und Dorfland, auch nicht allein nach Wiesen und Äckern, sondern darüber hinaus in grundsätzlich privat genutztes Land, das waren die Äcker und Wiesen, und in genossenschaftlich genutzte Flächen wie den Dorfanger, der der Weide für das dörfliche Vieh diente. Mit 120 Morgen Wiesen und 72 Morgen Weideanger galt im Unterschied zu den Klosterländereien das Verhältnis von Äckern und Weisen bzw. Weiden innerhalb der dörflichen Feldflur als ungünstig. Auf dieser Grundlage ließ sich kaum ausreichend Futter für den Viehstand erwirtschaften.²⁴²

Generell hingen in weit größerem Maß als heute die landwirtschaftlichen Verhältnisse bzw. die Kultivierung des Landes von den natürlichen Gegebenheiten ab. Charakteristisch für die Weender Feldflur war die recht unterschiedliche Güte ihrer einzelnen Äcker. Während die Ebene zur Leine und zur Stadt Göttingen hin

²³⁹ Verkoppelung meint die Zusammenlegung der im Gemengelage liegenden Ackerparzellen eines Besitzers zu größeren Landstücken. Als Gemeinheiten werden die gemeinsamen Nutzungsrechte der Dorfbewohner an Grund und Boden bezeichnet.

²⁴⁰ Vgl. Planrezeß zur Verkoppelung vor Weende, Katasteramt Göttingen.

²⁴¹ Diese Größenangabe ergibt sich aus der Summe von 1193 Morgen Klosterland, 1664 Morgen dörflicher zehntpflichtiger Feldflur sowie 154 Morgen Weideanger. Vgl. hierzu Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 344 und S. 575, sowie StadtAGött, Weende 617. (Für das Jahr 1810 werden hier rund 1721 Morgen zehntpflichtige Feldflur angegeben.)

²⁴² Vgl. StadtAGött, Weende 620.

durchaus ertragreichen Boden hatte, ließ die Güte nach Osten und Westen hin zu den Waldhängen deutlich nach. So sah man sich anlässlich der Zehntablösung veranlaßt, die Äcker in neun Gruppen zu klassifizieren, um die Erträge bzw. den Zehnten abschätzen zu können.²⁴³ Und die Ertragsspanne zwischen ihnen war groß: Ließen sich auf den besten Böden 18 Himten (414 kg) Roggen pro Morgen ernten, so durfte man auf den schlechten lediglich mit vier bis sieben Himten (92-161 kg) rechnen.²⁴⁴ Ob jemand also über gutes, mittleres oder schlechtes Land verfügte, das entschied wesentlich über den Erfolg seiner wirtschaftlichen Bemühungen. Es erstaunt nicht weiter, daß sich im Durchschnitt die klösterlichen Äcker überwiegend durch gute oder mittlere Qualität auszeichneten, während der schlechtere Teil der Weender Feldflur überwiegend dörfliches Land war.²⁴⁵

Neben den natürlichen Gegebenheiten prägte die Größe der Höfe, sprich die Besitzverhältnisse überhaupt, das landwirtschaftliche Bild eines Ortes. Wie bereits im vorangegangenen Kapitel berichtet, zeichnete sich Weende hier in zweifacher Hinsicht durch eine gewisse Polarisierung aus. Zum einen gab es das Gegenüber von Kloster und Dorf, zum anderen teilte sich auch innerhalb des bäuerlichen Besitzes die Welt in zwei Sphären: Einer kleinen Gruppe von Ackerbauern, die ihre Überschüsse auf dem Markt verkauften und überwiegend von den Erträgen ihres bäuerlichen Hofes leben konnten, stand auf der anderen Seite eine große Gruppe von Kleinststellenbesitzern gegenüber, die kaum mehr als einen Morgen Land zur eigenen Bedarfsdeckung bebauten und sich wenn irgend möglich ein Schwein oder eine Ziege hielten.²⁴⁶ Schon ein Bericht über die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Göttinger Umlandes aus dem Jahr 1811 hatte festgestellt, daß es hier nur wenige Ackerbauern gab, die über ihren eigenen Bedarf hinaus Getreide erwirtschafteten.²⁴⁷ Im Zeichen des Bevölkerungswachstums sollte sich in Weende die Zahl der Subsistenzwirtschaften im Laufe des Jahrhunderts weiter vergrößern, während sich die Anzahl der wirtschaftlich stabilen Bauernhöfe verringerte. Um 1890 am Ende der landwirtschaftlichen Reformzeit treten in Weende noch sieben Landwirte

²⁴³ Vgl. StadtAGött, Weende 620.

²⁴⁴ Vgl. StadtAGött, II C 141, Das Klostergut Weende 1858, S. 12.

²⁴⁵ Nach dem Register der zehntpflichtigen Ländereien von 1811 waren etwa 27% der dörflichen Äcker der guten Klasse zuzurechnen, 33% der mittleren und 41% der schlechteren Klassen, während das Land des Klosters zu 37% als gut, 60% als mittleres und nur 7% als schlechtes Land galten. Vgl. StadtAGött, Weende 617 und StadtAGött, II C 141, Das Klostergut Weende, 1858, S. 12.

²⁴⁶ Vgl. im Anhang die Tabelle zur Struktur des Landbesitzes in Weende.

²⁴⁷ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 512.

hervor: August Grüneklee, August Holborn, Friedrich Hoff, Friedrich Schlote, Georg Werner, August Wolter und Heinrich Gütge. Mit Ausnahme des Oeconomen Georg Werner, der 1870 den Weckenesel- und Ratsmeierhof gepachtet hatte und einen Gutsbetrieb mit über 320 Morgen Acker und 18 Morgen Wiesen führte,²⁴⁸ und des Ackermanns Friedrich Hoff, der umgekehrt lediglich 40 Morgen bewirtschaftete, hatten die Weender Landwirte je um die 70 Morgen Acker unter dem Pflug. Zusammen bewirtschafteten diese sieben Bauernhöfe 768 Morgen, das waren etwa 36% der dörflichen Feldflur. Die übrigen 63% der Äcker verteilten sich auf 216 Weender mit einem durchschnittlichen Landbesitz von 6 Morgen.²⁴⁹

Natürlich hing die Art und Weise der Feldbestellung wie der Viehhaltung mit den jeweiligen Bedürfnissen der Besitzer und dessen wirtschaftlichen Gegebenheiten zusammen. Unabhängig hiervon aber war der Ackerbau bis zum Abschluß der Agrarreformen in ein ausgefeiltes, ja mitunter recht kompliziertes System genossenschaftlicher und individueller Nutzung eingebettet, an dessen Regeln und Normen jeder gebunden war. Zum einen prägte die seit Jahrhunderten praktizierte Dreifelderwirtschaft den Feldanbau, nach der im jährlichen Wechsel ein Drittel des Landes mit Sommergetreide und ein Drittel mit Wintergetreide bestellt wurde, während der Boden des letzten Drittels in der Brache ruhte. So war auch die Weender Feldflur dreigeteilt in das Göttinger Feld, das Bovender Feld und das Nikolausberger Feld.²⁵⁰ Zum anderen bestimmte die sogenannte Gemengelage der Ackerparzellen den Rhythmus der ländlichen Wirtschaft, die Tatsache also, daß das Land eines Besitzers nicht zusammenhängend in der Feldmark lag, sondern über die ganze Dorfflur zerstreut in einer Vielzahl kleiner Ackerparzellen. Dies galt im übrigen auch für die Ländereien des Klostergutes. Zwar verfügte das Gut über eine größere zusammenhängende Fläche von 274 Morgen in der sogenannten »Großen Breite«, alle weiteren Parzellen lagen im bunten Wechsel mit den dörflichen Äckern.²⁵¹

Sowohl die Dreifelderwirtschaft wie die Gemengelage der Parzellen zwangen die Bauern bei ihrer landwirtschaftlichen Arbeit in ein festes Korsett: Die Feldbestellung mußte untereinander abgestimmt werden, wollte man sich nicht

²⁴⁸ Vgl. KreisAGött, Dep. 1, 019.

²⁴⁹ Vgl. im Anhang die Tabelle zur Struktur des Landbesitzes. Danach befanden sich unter den 216 Weendern 34 Höfe, die Land im Umfang von 7 bis 15 Morgen bewirtschafteten und als echte Nebenerwerbsbetriebe gelten können, während die übrigen 182 Weender lediglich zwischen 4 und 1 Morgen Land bestellten und somit eine kümmerliche Subsistenzwirtschaft führten.

²⁵⁰ Vgl. StadtAGött, Weende 620.

²⁵¹ Vgl. StadtAGött, II C 141. Das Klostergut Weende 1858, S. 5.

gegenseitig die Früchte der Arbeit zerstören. Auch hinsichtlich der Viehhaltung galt es bei der gemeinsamen Behütung der Stoppel- und Brachfelder festgesetzte Regeln einzuhalten. Diese starke gegenseitige Abhängigkeit bildete den wirtschaftlichen Kern der traditionellen Dorfgemeinde.²⁵² Gleichzeitig war sie den landwirtschaftlichen Reformern ein Dorn im Auge, da sie kaum individuelle Abweichungen im Interesse einer Verbesserung und Effektivierung des Anbaus zu erlauben schien.

Wie aber ein Blick auf die konkreten Gegebenheiten und die praktizierten Anbaumethoden in Weende zeigt, geriet dieses starre Regelsystem der Dreifelderwirtschaft bereits seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Bewegung. Eine gute Grundlage für die nähere Betrachtung des örtlichen Feldbaues in der Mitte des 19. Jahrhunderts bietet zum einen der Bericht des Klosterpächters Grieffenhagen aus dem Jahre 1858 über seinen Gutsbetrieb,²⁵³ der offenbar im Zusammenhang mit der Einrichtung der landwirtschaftlichen Versuchsanstalt²⁵⁴ entstanden war, und zum anderen die »Instruction für die Taxatoren behuf Abschätzung des auf den Feldmarken vor Weende und Deppoldshausen ruhenden Zehnten«,²⁵⁵ die 1841 anlässlich der Ablösung der Abgaben und Dienste in Weende aufgestellt wurde.

Der Gutsbetrieb des Klosters ruhte wirtschaftlich auf drei Säulen: auf dem Getreideanbau, der Milchwirtschaft und schließlich der Wollproduktion, sprich der Schäferei.²⁵⁶ Wie im Rahmen der Dreifelderwirtschaft üblich, waren knapp zwei Drittel der klösterlichen Feldflur für den Getreideanbau bestimmt, in dem Roggen als Hauptnahrungsmittel vorherrschte, gefolgt von Hafer, der sicherlich vornehmlich als Viehfutter diente, Weizen und Gerste.²⁵⁷ Es ist charakteristisch für diese Gutswirtschaft, daß die Kartoffel, die so zahlreichen Landarmen zur täglichen Nahrung geworden war, nur eine sehr untergeordnete Rolle auf den Feldern spielte. Zwar ist auch sie hier auf etwa 20 Morgen vertreten, doch – wie der

²⁵² Vgl. unten Abschnitt »Von der Dorfgemeinde zur Landgemeinde«, S. 156-167.

²⁵³ Wenn nicht anders erwähnt, vgl. zum folgenden: StadtAGött, II C 141, Das Klostergut Weende, 1858.

²⁵⁴ Vgl. zur landwirtschaftlichen Versuchsanstalt unten Abschnitt »Der Versuch ist ein Bedürfnis unserer Zeit«, S. 95-98.

²⁵⁵ Vgl. StadtAGött, Weende 620.

²⁵⁶ Vgl. wenn nicht anders erwähnt auch für das folgende: StadtAGött, II C 141, Das Klostergut Weende 1858.

²⁵⁷ Genau: 190 Morgen Roggen, 118 Morgen Weizen, 128 Morgen Hafer, 60 Morgen Gerste. Vgl. StadtAGött, II C 141, Das Klostergut Weende, 1858.

Klosterpächter ausdrücklich vermerkt – war sie eigens für die Tagelöhner des Gutes angebaut worden, ebenso wie die etwa 10 Morgen Lein. Das restliche Drittel der Klosteräcker lag keineswegs brach, sondern wurde zum Anbau von Futterkräutern wie etwa Klee genutzt. Ganz im Sinne der damaligen Agrarwissenschaft, die sich von einem starken Futtermittelanbau einen größeren Viehstapel und damit mehr Dung versprach, hatte der Klosterpächter seit 1854 durch vermehrten Futteranbau sowie stärkere Düngung seine Wirtschaft insgesamt zu heben versucht.

Im Unterschied zu den meisten landwirtschaftlichen Betrieben des Göttinger Umlandes, die ganz auf den Ackerbau ausgerichtet waren, nahm in der Klosterwirtschaft die Viehhaltung einen bedeutenden Platz ein. Zur Gutswirtschaft gehörten allein 25 Pferde, die fast ausschließlich für den eigentlichen Wirtschaftsbetrieb benötigt wurden. Weiter gab es 54 Milchkühe, deren Milch (jährlich etwa 2430 Liter) zur Hälfte sofort in Göttingen verkauft wurde und zur anderen Hälfte als Butter und Käse den Weg in den Handel fand. Daneben wurden je zwei Bullen für die Dorfgemeinde sowie für das Gut gehalten. Weiter gehörten zum Viehstand 4 Kempen, wovon einer für die Gemeinde war, 16 Sauen, deren Ferkel verkauft wurden, sowie 30 Sauen, die teils für den Eigenbedarf bestimmt waren, teils verkauft wurden. Zur Unterhaltung des Viehes dienten unter anderem die 157 Morgen Wiesen und 54 Morgen Weideland. Darüber hinaus hatte das Kloster gemeinsam mit den Dörflern gemeinschaftliche Hutrechte auf den Brach- und Stoppelfeldern.²⁵⁸ Neben diesem Viehstand gab es eine Schäferei mit 1370 Schafen. Die Haltung der Schafe ruhte im wesentlichen auf den traditionellen Weidevorrechten des Klosters. So besaß das Gut »das ausschließliche Recht der Sommerhute vom 1. Mai bis zum 11. November²⁵⁹ in der ganzen Feldmark Weende mit so vielen Schafen, als der Pächter des Gutes durchwinterte.«²⁶⁰ Insgesamt gehörte also 1501 Tiere zum Klostergut.

Zur Bewältigung der umfangreichen Gutswirtschaft hatte der Klosterpächter 37 feste, zum Teil qualifizierte Arbeitskräfte eingestellt, die mit ihm auf dem Gutsgelände lebten. Daneben arbeiteten 21 ständige Tagelöhner aus dem Dorf auf dem Gut. In den saisonalen landwirtschaftlichen Arbeitsspitzen von Frühjahr bis Herbst wurden diese noch von rund 40 weiteren Arbeitskräften, meist Weender Frauen und Kinder, ergänzt. Insgesamt fanden also knapp 100 Menschen in den unter-

²⁵⁸ Vgl. Planrezeß zur Verkoppelung vor Weende, 1888, Katasteramt Göttingen.

²⁵⁹ Der 11. November war der Martinstag, an dem das landwirtschaftliche Jahr endete.

²⁶⁰ Planrezeß zur Verkoppelung vor Weende, 1888, Katasteramt Göttingen. Als 1841/42 anlässlich der Zehntablösung die Erträge der dörflichen Feldflur geschätzt wurden, da war es eine heftig umstrittene Frage gewesen, ob diese ausgedehnte Schafweide des Klosters den Ackerbau der Dorfbewohner beeinträchtigte. Vgl. StadtAGött, Weende 620.

schiedlichsten Stellungen in der Klosterwirtschaft eine Beschäftigung. Eine große Zahl, bedenkt man, daß etwa ein halbes Jahrhundert später in der Eberweinschen Tuchfabrik auch kaum mehr Arbeiter beschäftigt waren. An der Wende zum 20. Jahrhundert, als die Industrie die Arbeitskräfte absorbierte und landwirtschaftliche Tagelöhner und Arbeiter rar wurden, suchten und fanden die Gutsbesitzer ihre Arbeitskräfte in Polen. So befand sich auch auf dem Weender Klostergelände 1906 eine sogenannte Polenkaserne, in der polnische Saisonarbeiter untergebracht waren.²⁶¹

War die Bewirtschaftung der Klosterländereien auf Verkauf und Handel ausgerichtet, so hatte der Anbau der dörflichen Felder unterschiedlichen Bedürfnissen Rechnung zu tragen: einerseits denen der eigentlichen Ackerbauern, die an einer Überschußproduktion interessiert waren, und andererseits den Kleinstellenbesitzern, die ausschließlich für den eigenen Bedarf ihr Land bestellten. Wie es unter den Bedingungen der Dreifelderwirtschaft nicht anders zu erwarten war, scheint auf den ersten Blick der Anbau der Dörfler dem des Klosters sehr ähnlich zu sein: Auch hier wurden zwei Drittel der Äcker mit Getreide bestellt, unter denen der Roggen dominierte. Auffallend stark wurde Hafer, das anspruchsloseste Getreide, angebaut, während die edelste Getreidesorte, nämlich Weizen, nur in sehr geringem Umfang auf den Feldern anzutreffen war.²⁶² Am deutlichsten unterschied sich der dörfliche Anbau von dem klösterlichen in der Nutzung der Brache. Lediglich ein Neuntel dieses Landes war tatsächlich unbebaut und ruhte, während auf dem überwiegenden Teil Rauzeug, das ebenfalls zur Fütterung diente, und Kartoffeln angebaut wurden.²⁶³ Ein kleinerer Teil war mit Flachs (sicherlich zum Eigenbedarf) und mit Futterkräutern bestellt.

»Hier in Weende [findet] ein ausnahmsweise starker Kartoffelanbau [statt]«, hieß es 1841 im Gutachten zur Zehntablösung.²⁶⁴ Hinter diesem Umstand verbarg sich wiederum die wirtschaftliche und soziale Struktur Weendes jener Zeit, für die – wie bereits geschildert – eine große Anzahl landloser bzw. landarmer Häusler charakteristisch war. Die Kartoffel war sozusagen ein Standortanzeiger für diese Dorfbewohner innerhalb der Feldflur. Denn vor allem diese kleinen Leute waren es, die im Laufe des 19. Jahrhunderts immer stärker dazu übergingen, ihr Haupt-

²⁶¹ Vgl. StadtAGött, Weende 2.

²⁶² Genau: 27,7% Roggen, 6,7% Weizen, 8,3% Gerste und 25% Hafer. Vgl. StadtAGött, Weende 620.

²⁶³ Genau: 11,1% Kartoffeln; 11,1% Rauzeug; 3,7% Flachs; 3,7% Futterkräuter und 3,3% Brache. Vgl. StadtAGött, Weende 620.

²⁶⁴ StadtAGött, Weende 620.

nahrungsmittel, die Kartoffel, in den Brachfeldern anzubauen. Dieser Teil der Brache entfiel nun allerdings für die Behütung durch das dörfliche Vieh – ein Futtermangel, den man mit Hilfe des Futterkräuteranbaues zu beheben suchte.²⁶⁵

An dem hier knapp skizzierten Anbausystem der Weender Feldflur erstaunt der insgesamt äußerst geringe Anteil reiner Brache. Dies deutet darauf hin, daß bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts, sicherlich unter dem Druck der wachsenden Einwohnerzahlen, die Dreifelderwirtschaft den Bedürfnissen und Erfordernissen der Zeit angepaßt und modifiziert wurde, noch bevor die Agrarreformen verwirklicht waren. Wenn auch die Feldbeschauer anläßlich der Zehntablösung für die Weender Feldflur noch davon ausgingen, daß diese nach den Grundsätzen der Dreifelderwirtschaft in Winter-, Sommer- und Brachfeld eingeteilt sei, so hatten sie in ihrer »Instruction« gleichzeitig einschränkend hinzugefügt: »Diese Verhältnisse sind wenigstens im Wege des Vertrags angenommen.«²⁶⁶ Und weiter sprachen sie allgemein von »Unregelmäßigkeiten«, die gegen eine »strenge Dreifelderwirtschaft« verstießen. Als gut dreißig Jahre später, um 1875, wegen der bevorstehenden Verkoppelung der Feldflur abermals die Nutzung der Weender Äcker und Wiesen schriftlich fixiert wurde, zeigte es sich, daß zwar nach wie vor der Rahmen der traditionellen Agrarverfassung existierte, an Stelle der rigiden Ordnung einer Dreifelderwirtschaft jedoch ein ausgefeiltes und differenziertes Anbausystem vorherrschte.²⁶⁷ Der Anbau der Feldfrüchte variierte je nach der Bodenqualität der entsprechenden Äcker, die 13 Güteklassen zugeordnet waren. Eine reine Brache war lediglich auf den schlechtesten Böden und hier auch nur in geringem Umfang anzutreffen, während ihr überwiegender Teil mit Kartoffeln und Futterkräutern bestellt war.

In dieser sogenannten Besömmerung der Brache wird allgemein ein Indiz des landwirtschaftlichen Fortschritts gesehen, da hierzu althergebrachte Vorrechte und Gewohnheiten der Bauern innerhalb der traditionellen Agrarverfassung überwunden werden mußten, besonders im Hinblick auf die genossenschaftlichen Weidrechte. Denn sobald nun die Brache zum Anbau von Futterkräutern und Kartoffeln genutzt wurde, entfiel natürlich diese Fläche für die gemeinschaftliche Behütung. Bevor die Notwendigkeit der gegenseitigen Rücksichtnahme und Absprache auf dem Wege der Reform beseitigt wurde, hatte man sich offenbar in Weende geeinigt, zugunsten einer weitreichenden Besömmerung der Brache auf

²⁶⁵ Vgl. Achilles, Deutsche Agrargeschichte im Zeitalter der Reformen und der Industrialisierung, S. 56f.

²⁶⁶ Vgl. StadtAGött, Weende 620.

²⁶⁷ Siehe die entsprechenden Diagramme im Anhang und vgl. Planrezeß für die Verkoppelung vor Weende, 1888, Katasteramt Göttingen.

Teile der Weidrechte zu verzichten. Und dies trotz des örtlichen »Gräseremangels«. Die teilweise Besömmernung der Brache war übrigens eine im südlichen Hannover durchaus verbreitete Erscheinung.²⁶⁸

Tatsächlich war und blieb die Viehhaltung in den weide- und wiesenarmen Gegenden ein Problem – ein Umstand, der ebenfalls zur allmählichen Aufweichung der traditionellen Agrarverfassung beitrug. Anders als bei der klösterlichen Gutswirtschaft, in der die Viehhaltung auf den Markt ausgerichtet war, ordnete sich die Viehhaltung der Ackerleute ganz den Bedürfnissen ihres Ackerbaubetriebes unter. Man hielt sich, sofern die Größe des Hofes dies erlaubte, sogenanntes Anspannvieh, meist Pferde, Kühe oder Ochsen zur Arbeit auf den Feldern wie für anfallende Fuhrfahrten. Daneben wurden Schweine, Ziegen und Gänse zur eigenen Ernährung gehalten. 1874 besaßen die Weender Dörfler 39 Pferde, 14 Ochsen und 51 Kühe als Anspannvieh sowie 335 Schweine, 224 Ziegen und 291 Gänse für den Eigenbedarf.²⁶⁹ Das Großvieh der Dorfbewohner – also ohne die Gänse – umfaßte insgesamt 663 Tiere. Dabei treten hier die Schweine und Ziegen als Standortanzeiger der »kleinen Leute« hervor, ähnlich wie die Kartoffeln ein Standortanzeiger dieser Einwohnergruppe in der Feldmark waren.

Das Rückgrat der dörflichen Viehhaltung stellte, wie bereits erwähnt, der gemeinschaftliche Anger und die genossenschaftlichen Hutungsrechte auf den Stoppel- und Brachfeldern dar. Das hieß, die Tiere wurden zu festgelegten Zeiten und Bedingungen – den Huteregeln – auf die abgeernteten Felder und Wiesen getrieben. Hierfür hatte man einen Kuh- und einen Schweinehirten angestellt.²⁷⁰ Allerdings besaßen nicht alle Dorfbewohner im gleichen Umfang das Recht, ihr Vieh mit unter die Dorfherde zu treiben. Auf die Kategorien der Höfeklassen zurückgreifend, stand allein den Reihstellenbesitzern ein volles Huterecht zu. Die sogenannten Anbauer mußten ein Weidegeld für die Hute bezahlen. Die Häuslinge, deren Zahl ja deutlich wuchs, entbehrten solcher Rechte ganz.²⁷¹

Diese genossenschaftlich orientierte Art der Viehwirtschaft, die sich noch ganz in den Bahnen des traditionellen bäuerlichen Wirtschaftens bewegte, war sicher unter dem Druck der allgemeinen Not in der Mitte des Jahrhunderts in die Krise geraten. Hiervon berichtete auch der Weender Klosterpächter Lueder 1846: Etliche

²⁶⁸ Vgl. Achilles, Deutsche Agrargeschichte im Zeitalter der Reformen und der Industrialisierung, S. 58.

²⁶⁹ Vgl. KreisAGött, Dep. 1, 019.

²⁷⁰ Vgl. StadtAGött, Weende 625.

²⁷¹ Vgl. Planrezeß zur Verkoppelung vor Weende, 1888, Katasteramt Göttingen. Siehe auch zu den Höfeklassen und den damit verbundenen Rechten in der Dorfgemeinde unten Abschnitt »Von der Dorfgemeinde zur Landgemeinde«, S. 156-169.

Weender würden hinsichtlich der Viehhaltung über ihre Verhältnisse leben, sprich, sie hielten sich Kühe und Ochsen, ohne diese aus eigener wirtschaftlicher Kraft durchfüttern zu können. Der Feld- und Wiesendiebstahl sei deshalb weit verbreitet.²⁷² Schon Jahre vorher hatte Klosterpächter Lueder das Göttinger Amt auf Mißstände bei der Allmendenutzung hingewiesen, die der allgemeinen Futternot entsprangen.²⁷³ Es seien bedeutende Flächen aus den Gemeinheiten widerrechtlich an die angrenzenden privaten Landstriche gepflügt wie auch der Allgemeinheit zustehende Flächen zu privaten Weideständen gemacht. Über diese Übel hinaus, die die Allmende in einem immer schlechteren Zustand zurückließen, hatte der Klosterpächter eine für ihn empörende Beobachtung machen müssen, nämlich die, daß die dörfliche Oberschicht keineswegs an einer Behebung dieses Mißstandes interessiert war, ja daß sich unter den Frevlern sogar angesehene Ackerleute des Ortes befanden. So hatte Klosterpächter Lueder 1839 den Ackermann von Roden und schließlich 1844 gar den Obervogten Nachtigall des unerlaubten Rasenstechens bezichtigt.²⁷⁴ Auf unerfreuliche Weise waren also auch im Hinblick auf die Viehhaltung die traditionellen Normen und Prinzipien ins Wanken geraten. Die bisher geltenden gemeinschaftlichen Normen und Verhaltensregeln waren Auflösungstendenzen ausgesetzt.

Agrarreformen

Bereits seit dem Ende des 18. Jahrhunderts war die traditionelle Agrarverfassung wie die althergebrachte Art und Weise der landwirtschaftlichen Produktion in die Kritik geraten. Die Diskussion über notwendige Reformen war nicht zuletzt durch die Folgen des Siebenjährigen Krieges (1756-1763) angeregt worden, der auch nach der Beendigung seinen Tribut forderte: Etliche Landstriche waren arg mitgenommen, ihre Dörfer und Einwohner verschuldet, die Äcker verwüstet. Wie sehr dies auch auf Weende zutraf, davon war schon im ersten Teil der Chronik des Ortes die Rede gewesen.²⁷⁵ Gleichzeitig befanden sich die deutschen Staaten, deren Kassen der Krieg und seine Armeen geleert hatte, in fiskalischen Nöten. Da die Landwirtschaft noch immer die wirtschaftliche und finanzielle Basis der Staaten darstellte, waren die Erwartungen zu einer Lösung dieser Probleme auf sie gerichtet. In zunehmendem Maße gesellten sich zu dieser Problematik im Laufe des 18.

²⁷² Vgl. NHStAH, Hann 81,19, 3207.

²⁷³ Vgl. StadtAGött, Weende 618.

²⁷⁴ Vgl. StadtAGött, Weende 618.

²⁷⁵ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 330f.

Jahrhunderts die Ansprüche und Forderungen einer stetig wachsenden Bevölkerung.

Immer drängender stellte sich daher die Frage, wie die landwirtschaftliche Produktion, wie die Nutzung des Bodens effektiver, d.h. intensiver und rationeller (gewinnbringender) gestaltet werden könne. Wie konnte sie ihren zukünftigen Aufgaben gerecht werden? Wie konnte die Nahrung für eine ständig wachsende Bevölkerung zur Verfügung gestellt werden? Und schließlich: Wie sollte und konnte die Landwirtschaft als wichtigster Wirtschaftszweig zur finanziellen Stabilität des Staates beitragen, dessen Hauptwirtschaftszweig die Agrarwirtschaft war? In diesem Sinne hatte König Georg III. über das Kurfürstentum Hannover anlässlich der Einrichtung der Celler Landwirtschaftsgesellschaft 1764 gesagt: »Wir halten den Ackerbau und die Viehzucht vor die Hauptquellen des Wohlstandes Unserer dortigen lieben Lande und Unterthanen«. ²⁷⁶ Unter diesem fiskalischen Gesichtspunkt stellten sich weitere Fragen an die bestehende Agrarverfassung: Welche wirtschaftlichen und finanziellen Belastungen waren der Landbevölkerung noch zuzumuten? War das bestehende Nebeneinander von Abgaben und Diensten, die der grundherrlichen Agrarverfassung entsprangen, und dem staatlichen Zugriff durch Steuern noch vertretbar, zumal letztere nach dem Siebenjährigen Krieg spürbar zunahmen?

Die Reformvorschläge, die aus diesen Überlegungen hervorgingen, umfaßten vor allem zwei Aspekte: Die Ablösung der Feudallasten, d.h. die Beseitigung der feudalen und grundherrlichen Bindungen des ländlichen Grundbesitzes und der damit verbundenen Abgaben und Dienste. Sowie die Aufhebung gemeinschaftlicher Nutzungsrechte der Dorfbewohner an Acker, Wiese und Wald; damit unmittelbar verknüpft die Verkoppelung, die Beseitigung der Gemengelage und der zu einem Hof gehörenden Äcker und Parzellen. Das übergeordnete Ziel dieser Reform sollte es sein, die Grundlage für einen selbständigen und unabhängigen Bauernstand zu schaffen, der fähig sein würde, den Erfordernissen der Zeit gerecht zu werden.

1829 brachte der Osnabrücker Publizist, Jurist und Abgeordnete Carl Bertram Stüve erstmals eine Gesetzesinitiative zur Ablösung der Feudallasten in die Hannoversche Ständeversammlung ein. Sie scheiterte aber noch an der konservativen Einstellung des hannoverschen Adels. Erst soziale und politische Unruhen in ganz Deutschland und auch im Königreich Hannover, die von der französischen Julirevolution 1830 beflügelt worden waren, schufen eine Basis für die Durchsetzung dieses Reformgesetzes. So wurde, um die aufgebrachte und unzufriedene

²⁷⁶ Zitiert nach Schneider/Seedorfer, Bauernbefreiung in Niedersachsen, S. 40.

ländliche Bevölkerung zu beruhigen, am 30. November 1831 die »Verordnung über die bei Ablösung der grund- und gutsherrlichen Lasten und Regulierung der bäuerlichen Verhältnisse zu befolgenden Grundsätze« veröffentlicht. Damit war der Rahmen gesetzt für eine Aufhebung der feudalen Bindungen, in denen sich die Landbevölkerung noch immer befunden hatte. Konkretes Handeln ermöglichte zwei Jahre später das Gesetz zur Durchführung der Ablösung vom 22. Juli 1833.²⁷⁷

Anders stellte sich die Lage hinsichtlich der zweiten großen Aufgabe innerhalb der Agrarreformen dar, nämlich die Gemengelage der Parzellen aufzuheben und die bisherige Allmende (der Dorfgemeinschaft gehörendes Land) zu privatisieren. Das war ein komplizierter Prozeß, der »Gemeinheitsteilung« genannt wird. So notwendig diese Reform aus landwirtschaftlicher Perspektive erscheinen mußte, so deutlich traten andererseits die verschiedenen Sichtweisen und Interessenlagen hervor, mit denen die Dorfbewohner sie betrachteten. Vor allem die Besitzer kleinerer Hofstellen mit wenig Wiesenland meinten, dringend auf die gemeinschaftliche Hute ihres Viehes angewiesen zu sein. Aber auch der Domänenpächter, sofern er – wie in Weende – eine ausgedehnte Schafhaltung betrieb, sah der Verkoppelung und Gemeinheitsteilung mit gemischten Gefühlen entgegen, sah sich der ausgedehnten herrschaftlichen Schäfereigerechtigkeiten beraubt, die doch eine wesentliche Basis seiner Schafhaltung darstellten.

So ist es nicht verwunderlich, daß dieser bedeutende Teil der Reform der ländlichen Verhältnisse, die Forderung nach Verkoppelung der Äcker, niemals ein politisches Schlagwort wurde. Hier war es der Staat, der aus wirtschaftlichen Erwägungen heraus initiativ wurde und bereits im 18. Jahrhundert gesetzliche Grundlagen für eine Gemeinheitsteilung auf freiwilliger Basis legte.²⁷⁸ Im Zusammenhang mit diesen Bestrebungen kam es in Weende bereits im 18. Jahrhundert zur Aufteilung des Weideangers sowie des Riesholzes, einem Waldstückchen, die beide gemeinsam von Dorf und Kloster genutzt wurden.

Die Beseitigung der Gemengelage der Feldflur, die Privatisierung der Allmende sowie die damit verbundene Aufhebung der genossenschaftlichen Elemente der dörflichen Landwirtschaft sollte erst knapp hundert Jahre später folgen. Dieses Vorhaben, das in dem Begriff »Spezialteilung« oder Separation zusammengefaßt wird, war ein kompliziertes und aufwendiges Unternehmen. Dies spiegelt sich u.a. auch darin wider, daß sich ihre gesetzliche Grundlage im Laufe des 19. Jahrhunderts mehrfach änderte, bis 1872 die Preußen erneut ein Gesetz zur Verkoppe-

²⁷⁷ Vgl. Achilles, Deutsche Agrargeschichte im Zeitalter der Reformen und der Industrialisierung, S. 157.

²⁷⁸ Vgl. Schneider/Seedorfer, Bauernbefreiung in Niedersachsen, S. 80f.

lung erließen, daß auch die Grundlage der Weender Verkoppelung in den Jahren 1874 bis 1878 darstellte.

Ablösungen

»Jeder Besitzer von Grundstücken, [...] die mit Zinsen, Zehnten und Diensten oder sonstigen Real-Lasten behaftet sind, hat das Recht, seine Grundstücke durch Ablösung [...] zu befreien.«²⁷⁹ So hieß es 1831 in den Ablösungsbestimmungen. Befreiung – das bedeutete also Freikauf. Mit der Zahlung einer Abfindungssumme an die Berechtigten kaufte man sich bzw. die Grundstücke frei. Die Höhe der Abfindung sollte den 25fachen Jahreswert der abzulösenden Abgaben und Dienste betragen, eine Summe, die der Verpflichtung einer Generation entsprach.

Wie in anderen Orten auch waren in Weende die verschiedensten Dienste und Abgaben abzulösen: die Arbeitsdienste wie die Hand-, Spann- und Pflichtdienste sowie einzelne Abgaben, die auf bestimmte Situationen oder Gegenstände bezogen waren, wie das Rauchhuhn oder das Ochsendgeld.²⁸⁰ Als drückende und lästigste Abgabe wurde jedoch der Zehnte betrachtet, der in Weende beinahe auf der gesamten Feldflur lag und der Klosterkammer in Hannover zustand. Sie hatte ihn allerdings bereits seit Jahrzehnten an den Klosterpächter verpachtet. Während die übrigen Lasten zum allergrößten Teil am Ende des 18. Jahrhunderts in Geldabgaben umgewandelt worden waren, wurde der Zehnt von den Dorfbewohnern in natura geleistet, so daß vor ihrer Ablösung der durchschnittliche Jahreswert ermittelt werden mußte. Diese Tatsache machte den gesamten Prozeß noch aufwendiger.

Interessanterweise wurden keineswegs die gesamten Abgaben und Dienste der Weender sofort und zur gleichen Zeit abgelöst. Bereits vier Jahre nachdem 1833 die Durchführungsverordnung zur Ablösung der Feudallasten verabschiedet worden war, beantragten die Weender die Ablösung des Zehnten. Zur Ablösung der übrigen Abgaben und Dienste mußten sie offenbar erst von staatlicher Seite gedrängt werden. So wies 1861 das königliche Amt Göttingen in einem Schreiben an den Bauermeister Wunderlich darauf hin, daß die Abschaffung der Dominialgefälle doch im Interesse der Dienstpflichtigen liegen müsse und daß der Bauermeister – nötigenfalls unterstützt von einem Beamten des Rentamtes – dies doch bitteschön seinen Dorfbewohnern klarmachen solle.²⁸¹ Anscheinend war Weende

²⁷⁹ Zitiert nach Schneider/Seedorfer, Bauernbefreiung in Niedersachsen, S. 65.

²⁸⁰ Zur Herkunft und Bedeutung grundherrlicher Dienste und Abgaben in Weende vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, Kapitel »Dienste«.

²⁸¹ Vgl. StadtAGött, Weende 626.

die letzte Gemeinde des ehemaligen Amtes Harste, die diese Feudallasten noch nicht abgelöst hatte. Doch die Weender erkundigten sich 1865(!) erst einmal beim Bauermeister von Obernjesa nach dem Verlauf der dortigen Ablösung, bis es schließlich 1873 tatsächlich zum Vertrag über die Ablösung der Dominialgefälle kam, an denen 133 Weender beteiligt waren.²⁸²

Ganz offenbar hatten die Weender ein recht unterschiedliches Interesse an der Ablösung der Feudallasten, je nachdem, worum es sich handelte. Woran lag das? Zunächst waren die Höhe und die Art der Belastungen recht unterschiedlich. Abgesehen vom Zehnten waren die meisten Feudallasten bereits in Geldabgaben umgewandelt worden. Ihre Ablösung brachte den Betroffenen zunächst keinen unmittelbaren Vorteil, eigentlich eher das Gegenteil. Nun mußten sie auf einen Schlag ein größeres Kapital aufbringen, dessen Anleihe verzinst werden mußte. Außerdem lagen offenbar seit langem manche Verpflichtungen brach, von denen zu befürchten war, daß sie anlässlich einer Ablösung noch einmal reaktiviert würden. Dies spricht aus einer Formulierung des Ablösungsrezesses der Dominialabgaben von 1873, in dem bemerkt wird, daß die »zum Naturaldienst reservierten Handdienste« unberücksichtigt bleiben, »weil solche in den letzten 60 Jahren nicht geleistet, die Ableistung vielmehr von den Pflichtigen verweigert worden sei«.²⁸³

Dagegen hatte das Dorf an der Ablösung des Zehnten sicherlich ein echtes Interesse. Schon die Höhe der Belastungen, die jährlich aufzubringen war, ließen eine Ablösung wünschenswert erscheinen, zumal Erntearbeit und Saatgut in den Wert des Zehnten mit einfließen, dessen realer Wert auf etwa 12% der Ernte geschätzt wird.²⁸⁴ Auch behinderte der Vorgang des Zehntziehens selbst das Einfahren der bäuerlichen Ernte. In Weende war es üblich, gegen Abend den Zehnten einzuziehen, nachdem der Zehntsammler die Zehntfrucht bestimmt hatte. Allerdings waren natürlich auch hier nicht alle Dorfbewohner in gleicher Weise betroffen. Wer sein Land in Ruthen maß oder nur einige Morgen bewirtschaftete, für den wird selbst der Zehnte eine unbedeutende Größe gewesen sein.

- Zehntablösung

Die Verhandlungen zur Zehntablösung begannen im Dezember 1838 und fanden mit dem Rezeß vom 5. November 1842 ihren Abschluß. Die Initiative zur Ablösung lag nach den gesetzlichen Bestimmungen bei den Pflichtigen. Diese teilten am 21. Dezember 1838 dem Amt ihr Interesse daran mit. Den 155 Einwohnern, die

²⁸² Vgl. StadtAGött, Weende 622.

²⁸³ Vgl. StadtAGött, Weende 622.

²⁸⁴ Vgl. Achilles, Deutsche Agrargeschichte im Zeitalter der Reformen und der Industrialisierung, S. 121.

die Zehntablösung befürworteten, standen lediglich drei Ablehnende gegenüber: der Klosterpächter – offenbar war die Pacht des Zehnten für ihn sehr einträglich – sowie die Familie Helmod und der Rat der Stadt Göttingen, die ebenfalls zehntpflichtiges Land in der Weender Feldflur besaßen.²⁸⁵

Schon zwei Jahre zuvor hatte es Gespräche über die Höhe eines möglichen Ablösungskapitals zwischen Klosterkammer und Gemeinde gegeben. Als man nun die Verhandlungen aufnahm, war bereits klar, daß es eine gütliche Einigung nicht geben würde. Zu weit gingen die Vorstellungen über die Höhe des Ablösungskapitals auseinander: 43.000 Taler forderte die Klosterkammer, 20.000 Taler war die Gemeinde bereit zu zahlen. Für diesen Fall der Dissonanz schrieb das Gesetz die Bildung einer Ablösungskommission vor, der neben einem Ablösungskommissar des königlichen Amtes Vertreter der Pflichtigen – Obervogt Nachtigall, Bauermeister Grünekle, Gastwirt Hillmer – und Vertreter der Berechtigten – Amtsassessor Grote aus Northeim für die Klosterkammer – angehörten.

Die Aufgabe der nun folgenden und sich bald fünf Jahre hinziehenden Verhandlungen der Ablösungskommission war es, den Wert der Zehnterträge in Taler umzumünzen. Dies war keine leichte Aufgabe. Erstens gab es kein offizielles Zehntregister, das man hätte zugrunde legen können. Als Bemessungsgrundlage wurde das Willichsche Lagerbuch herangezogen, dessen Erarbeitung nun aber schon etwa siebzig Jahre zurücklag. Veränderungen in der Feldflur und deren Bewirtschaftung mußten berücksichtigt werden. Zweitens begann sich der klare überschaubare Rahmen der Dreifelderwirtschaft aufzulösen. Welche Art der Bewirtschaftung sollte man zum Ausgangspunkt der Schätzung machen? Wie man sich in dieser Frage mit Annahmen behelf, davon war bereits die Rede. Und drittens, da es ja um die Ermittlung eines Durchschnittswertes ging, galt es auch, spezielle Beeinträchtigungen der Landwirtschaft in der Weender Feldflur zu berücksichtigen, von denen die Unterlagen zur Zehntablösung vor allem nennen: Mißwuchs der Früchte durch Schnecken, Mißernten durch Unwetter (v.a. Hagelschlag), Beeinträchtigungen durch Weidgerechtigkeiten, besonders der Schäfergerechtigkeit des Klostergutes. Oder auch die Frage nach der Häufigkeit der Düngung.²⁸⁶

Es ist nicht erstaunlich, daß die Verhandlungen über den Wert des Zehnten von einer klaren Parteilichkeit der Kontrahenten geprägt waren: Die Pflichtigen bemühten sich, den Wert der Zehnterträge so niedrig wie möglich anzusetzen, um die Höhe des darauf basierenden Ablösungskapitals in ihrem Sinne zu beein-

²⁸⁵ Vgl. NHStAH, Hann 81, 18, Nr. 2961.

²⁸⁶ Vgl. StadtAGött, Weende 620.

flussen. Und im umgekehrten Sinne handelte der Vertreter der Klosterkammer, der übrigens von Klosterpächter Lueder beraten wurde.

Um eine Basis für die Verhandlungen der beiden Parteien zu schaffen, wurde eine Gruppe von Taxatoren (Schätzern) berufen, deren Aufgabe es war, die Ernteerträge der Weender Feldmark zu schätzen und daraus ein ihnen angemessen erscheinendes Ablösungskapital zu ermitteln. Als Taxatoren wurden bestimmt: Domänenpächter Stieren aus Radolfshausen, der Fredelsloher Bauermeister Dörnte von seiten der Pflichtigen und Oeconom Osthaus von seiten der Berechtigten.²⁸⁷ Im Mai/Juni 1841 und im August 1841 nahmen sie die Schätzung der Erträge der Weender Flur vor. Dabei waren ihnen einige Dorfbewohner, die mit der Flur besonders vertraut waren, als »Anweiser« zur Seite gestellt: der ehemalige Ackermann von Roden, der Ackermann Friedrich Leunig, der Jäger Wellhausen und der Zehntsammler Finke. Ihre Einsetzung war natürlich nicht ohne Einsprüche abgegangen, da vor allem Wellhausen, der ein Angestellter des Klosterpächter Lueders war, als befangen abgelehnt wurde.

Zusätzlich hatte man zu den besonders strittigen Punkten eine Zeugenbefragung durchgeführt, deren einzelne Aussagen ebenfalls den Taxatoren zur Verfügung standen. Zehn meist ältere Weender, die persönlich kein Interesse in dieser Angelegenheit hatten, weil sie entweder nur sehr wenig Land oder gar kein zehntpflichtiges Land besaßen, wurden zunächst zu der Frage gehört, in welchem Rhythmus die Weender Äcker gedüngt wurden. Hierbei betonte die Mehrzahl der befragten Zeugen, daß zwischen einem Fünftel und einem Drittel der Äcker gar nicht gedüngt würde, da sie entweder zu bergig lägen oder ihre Besitzer so mittellos seien, daß sie über keinen Dünger verfügten. Der zweite Punkt der Befragung betraf die Einhaltung einer königlichen Verordnung aus dem Jahre 1801, die im Interesse der Viehhaltung der Schonung der Futterkräuter galt. Er zielte vor allem auf die ausgedehnten Schäfereigerechtigkeiten des Klosterpächters. Auch hier war die Mehrzahl der Befragten sich darin einig, daß der Anbau der Futterkräuter auf der Brache sehr unter der Schafhute leide.

Wie die Gutachten der Taxatoren zeigen, kamen auch sie in ihren Schätzungen zu recht unterschiedlichen Ergebnissen – den Interessen ihrer Auftraggeber entsprechend. Oeconom Osthaus taxierte das Ablösungskapital auf 43.923 Taler, Domänenpächter Stieren auf 34.180 Taler und Bauermeister Dörnte auf 29.218 Taler.²⁸⁸ Im Ablösungsrezeß vom 5. November 1842 betrug das Ablösungskapital

²⁸⁷ Vgl. StadtAGött, Weende 620 und 621.

²⁸⁸ Vgl. NHStAH, Hann 81, 18, Nr. 2962.

schließlich 34.500 Taler²⁸⁹ – ein Mittelwert also, der sich an die Schätzung des Domänenpächters Stieren anlehnte. Für die Höhe des Ablösungskapitals waren nicht nur die jeweils geschätzten Ernteerträge verantwortlich, sondern ebenso sehr die Korn- und Fruchtpreise, die der Ermittlung des Wertes zugrundegelegt wurden. Dies war jedoch kein Gegenstand der Verhandlung. Er war vielmehr gesetzlich festgesetzt in Anlehnung an den Zeitpunkt der Ablösung. Den Weender Berechnungen lagen die Kornpreise des Jahres 1839 zugrunde.

Mit dem Ablösungsrezeß waren nach fünfjähriger Verhandlung rückwirkend zum 1. Januar 1842 alle Zehntrechte des Klosterfonds aufgehoben. Im Paragraphen 13 des Ablösungsrezeßes heißt es: »Beide Theile entsagen allen gegen diesen Rezeß etwa ihnen zustehenden oder sonst zu ersinnenden Einreden und Ausflüchten, wie solche immerhin Namen haben mögen, namentlich der Einrede der Verletzung über oder unter die Hälfte des wahren Werthes, des Zwanges, des Irrthums, Betrugs, der arglistigen Überredung [...].« Damit war ein endgültiger Schlußstrich unter alle bisherigen Rechte und Ansprüche gezogen worden.

Von den Weender Zehntpflichtigen waren nur wenige, nämlich 14 Personen, in der Lage, ihr Ablösungskapital sofort aus eigener Tasche zu bezahlen. So beantragte Bauermeister Wunderlich für die übrigen Pflichtigen bei der eigens hierfür etablierten Hannoverschen Landes-Credit-Anstalt ein Darlehen von 23.423 Talern, das mit 4% verzinst wurde. Zur Sicherheit der Anleihe sollte die überall schuldenfreie Weender Feldmark und der Gemeindewald, das Riesholz, dienen.²⁹⁰ Es sollten einige Jahrzehnte vergehen, bis alle betroffenen Weender ihren Kredit abgetragen hatten und damit tatsächlich von den Abgaben und Diensten befreit waren.

Zu beurteilen, ob die Zehntablösung für die Weender unmittelbar nach ihrem Abschluß 1842 tatsächliche eine Art Befreiung oder zumindest Erleichterung bedeutete, ist recht schwierig. In jedem Fall ist je nach sozialer Lage zu unterscheiden. Für diejenigen, die in ihrer Landwirtschaft Überschuß produzierten und in den Markt eingebunden waren, wirkten sich die in den 1840er Jahren hohen Getreidepreise natürlich günstig aus. Der Effekt, daß ihre zum Verkauf bereite Ernte nun um den Anteil des früheren Zehnten höher war, und somit ihre Landwirtschaft ihnen mehr einbrachte, wurde durch die hohen Agrarpreise zusätzlich verstärkt. Für diejenigen dagegen, deren Erträge für die eigene Ernährung nicht ausreichten und die deshalb Getreide oder Kartoffeln zukaufen mußten, wurde der finanzielle Spielraum bei steigenden Preisen kleiner, die Belastung

²⁸⁹ Vgl. StadtAGött, Weende 620.

²⁹⁰ Vgl. StadtAGött, Weende 621.

durch die Abtragung des Kredits drückender. Nun wird man bedenken müssen, daß in diesem Fall das Ablösungskapital nicht eben hoch gewesen sein wird. Aber schon wer vier Morgen Land besaß, wie z.B. der Maurer Grünekle, kam auf 108 Taler Ablösungssumme. Sie mußte doch erst einmal hereingewirtschaftet werden.

Verkoppelung und Gemeinheitsteilung

Oft in einem Atemzug genannt, standen Verkoppelung und Gemeinheitsteilung für zwei zunächst voneinander unabhängige Vorgänge. Dabei meint Verkoppelung die Zusammenlegung der verstreut liegenden bäuerlichen Parzellen zu einer größeren Ackerfläche, um dadurch eine freiere und bessere Nutzung der Ländereien zu ermöglichen und um ein zweckmäßiges Wegenetz in der Feldflur einrichten zu können. An diesem Prozeß der Neugestaltung waren all jene beteiligt, die Land in der Feldflur besaßen. Dies waren in Weende 282 Personen. Gemeinheitsteilung dagegen bedeutete die Aufhebung der Besitzungen, die der Dorfgemeinschaft gehörten, und die Aufhebung der mit dem Besitz einer Reihestelle verbundenen Nutzungs- und Hutungsrechte daran. An dem Vorgang der Separation waren daher allein die Inhaber einer solchen Reihestelle – sei es eine volle oder halbe – beteiligt. Es waren 137 Personen, die sich anläßlich der Gemeinheitsteilung zu einer Hutungsgenossenschaft zusammengefunden hatten. Ausgeschlossen von der Gemeinheitsteilung waren die viehbesitzenden Anbauer und Häuslinge, die zum Teil gegen eine Geldzahlung ihr Vieh in der Dorfherde hatten mittreiben lassen können.

Die Durchführung der Verkoppelung und Separation, so sinnvoll sie aus wirtschaftlicher und landeskultureller Sicht sein mochte, kam nur sehr zögernd in Gang, auch wenn die gesetzlichen Voraussetzungen dazu gegeben waren. Bereits 1823 war eine Teilungsordnung veröffentlicht worden. Und 1842 erschien das »Gesetz über die Zusammenlegung von Grundstücken«, das für das gesamte Königreich Hannover verbindlich war und 1856 in wesentlichen Punkten im Sinne einer Beförderung der Separation ergänzt worden war.²⁹¹

Alle diese Gesetze gingen davon aus, daß nur dann separiert und verkoppelt werden konnte, wenn sich dazu eine Mehrheit des Dorfes bereitfand. Nun waren die Dorfbewohner je nach ihrem sozialen und wirtschaftlichen Standort unterschiedlich in das System der Gemeinheiten eingebunden. Entsprechend verschieden war ihr Interesse am Erhalt bzw. der Veränderung dieses Systems. In Anbetracht dieser Situation hatte der Gesetzgeber »Mehrheit« als die Mehrheit der Parzellen und Äcker definiert, so daß die Stimme der Bewohner, je nachdem, ob

²⁹¹ Vgl. Schneider/Seedorfer, Bauernbefreiung in Niedersachsen, S. 82f.

sie viel oder wenig Land besaßen, mehr oder weniger Gewicht hatte. Dennoch beschleunigte sich die Durchführung der Verkoppelung erst, als mit dem Gesetz von 1856 nur noch die Zustimmung der Hälfte der Grundbesitzer bzw. des Grundbesitzes zur neuen Flurregelung nötig war. So fanden die Mehrzahl der Separationen erst zwischen 1860 und 1890 statt.²⁹² In diese Jahrzehnte fällt auch ihre Durchführung in Weende.

Im Unterschied zu manch anderen Orten galt es in Weende nicht nur die dörflichen Äcker zusammenzuführen und neue Wege zwischen ihnen anzulegen, sondern es ging auch darum, die noch bestehende Gemengelage von klösterlichen und dörflichen Feldern zu entflechten. Es ist charakteristisch für Weende und seine landwirtschaftliche Struktur, daß die Initiative zu Verkoppelung und Separation nicht von der Dorfgemeinschaft, sondern von der Klosterkammer in Hannover als der Besitzerin des Weender Klostergutes ausging.²⁹³ Die Zusammenlegung der zum Kloster gehörenden Äcker zu größeren Kämpfen – das war vorauszusehen – würde dem Klostergut einen erheblichen Vorteil im Hinblick auf Rationalisierung und Intensivierung des Anbaus bringen. Das war ein Vorteil, der den Verlust der Schäfergerechtigkeit möglicherweise aufhob, zumal die Wollproduktion in Deutschland immer stärker unter der ausländischen Konkurrenz litt.

Die dörfliche Bevölkerung selbst versprach sich wenig von diesem Unternehmen. Die ganz überwiegende Mehrheit besaß so wenig Land, daß die Frage der Zusammenlegung – wenn es denn überhaupt etwas zum Zusammenlegen gab – ziemlich bedeutungslos erscheinen mußte. Umgekehrt hatte sie hinsichtlich der Aufhebung der Allmende die Befürchtung, daß sie ohne sie kaum in der Lage sein würden, ihr Viehzeug ernähren zu können. Dies galt besonders für diejenigen, die – weil sie nicht im Besitz einer Reihestelle waren – nicht zu den eigentlichen Berechtigten zählten. Für sie bedeutete die Aufhebung der Gemeinheiten den entschädigungslosen Verlust eines bisher dringend benötigten und schwer ersetzbaren Futtertroges. Überhaupt stellte v.a. die Verkoppelung ein aufwendiges, technisch kompliziertes und auch recht kostspieliges Unternehmen dar, das die Gemeinde bzw. die Beteiligten tragen mußten. Darüber hinaus war es auch unter einem menschlichen oder besser gesagt sozialen Gesichtspunkt kompliziert: Die Neuregelung der Feldflur rüttelte an den Bindungen der Landbewohner an ihren Acker: War das Land, das man in der Verkoppelung zugeteilt bekam, genauso gut

²⁹² Vgl. Achilles, Deutsche Agrargeschichte im Zeitalter der Reformen und der Industrialisierung, S. 107.

²⁹³ Vgl. Planrezeß zur Verkoppelung Weendes, § 1, 1888, Katasteramt Göttingen.

wie das, das man abgegeben hatte? Die Angst, übers Ohr gehauen zu werden, wird manchen Landbewohner bei dem Verkoppelungsprozeß beschlichen haben.

- Die Durchführung

Am 1. Dezember 1873 ermächtigte die Klosterkammer schließlich das Klosteramt Göttingen »Provocation zu erheben« auf Verkoppelung und Gemeinheitsteilung der Weender Feldflur. Dabei sollte, wie es weiter hieß, »in geeigneter Weise den Eingesessenen von Weende die Zusicherung [erteilt werden], daß die königliche Klosterkammer in der Voraussetzung, daß die bereits früher in Verhandlung gewesene Correction der Leine, bei Gelegenheit der jetzt zu beantragenden Weender Verkoppelung und als Folgeeinrichtung derselben ausgeführt werden«, daß in diesem Falle die Klosterkammer bereit sei, einen bedeutenden Teil der Kosten zu übernehmen: Finanzierung der Leinebegradigung gegen ein »Ja« zur Verkoppelung und Gemeinheitsteilung. Die Gemeinde, die alles andere als finanzkräftig war, nahm schließlich dieses Angebot an. Allerdings wohl mit Zögern, denn wie es der Rezeß festhält, willigte das Dorf zunächst nur in die Verkoppelung ein. Hinsichtlich der Gemeinheitsteilung sperrte es sich weiterhin.²⁹⁴

Anderthalb Jahre nach diesem Angebot wurde schließlich im April 1875 in der Waldmannschen Gastwirtschaft nicht allein die Neuregelung der Feldflur, sondern auch »die Spezialtheilung der Gemeinheiten und Hutungsäquivalente der Feldmark Weende von allen Anwesenden einstimmig beschlossen.« Anwesend waren bei dieser Versammlung 195 von 282 Verkoppelungsinteressenten, wie die an diesem Prozeß Beteiligten genannten wurden, sowie diejenigen Weender, die an den Gemeinheiten Anteil hatten. Zugegen waren auch der vom Staat mit der Leitung der Verkoppelung und Gemeinheitsteilung in Weende beauftragte »Oeconomie-Commissar« Rohde sowie einer der beiden Feldmesser, der Geometer Vogelei.

Während nun der Vorgang der Verkoppelung aus den Akten recht anschaulich zu rekonstruieren ist, bleibt die Kenntnis über die von der Gemeinde so zögerlich angenommene Gemeinheitsteilung dürftig. Anhaltspunkte, die im folgenden zusammengetragen sind, finden sich im »Planrezeß betreffend der Gemeinheitsteilung und Verkoppelung vor Weende«, der 1888 den vertraglichen Abschluß dieses Teils der Agrarreformen in Weende bildete.

Am Verfahren der Gemeinheitsteilung beteiligt waren – wie bereits erwähnt – das Klostergut und 137 Mitglieder der Hutungsgenossenschaft. Daneben mußten die Nikolausberger und Bovender Hutungsgenossenschaften miteinbezogen werden, mit denen die Weender Grenztriften gemeinsam behutet hatten. Die

²⁹⁴ Vgl. § 1 des Planrezesses, 1888, Katasteramt Göttingen.

Weender Anbauer dagegen, dies hält der Planrezeß ausdrücklich fest, besaßen kein Weiderecht, so daß sie von der Entschädigung ausgeschlossen waren. Die Berechtigten wurden entweder mit sogenanntem Abfindungsland entschädigt oder mit Geld in entsprechender Höhe. Der Gegenstand, der abgefunden werden sollte, wurde als Weidemasse bezeichnet und in Land bemessen. Zur Weidemasse zählte einmal der gemeinsame Anger von 3 Hektar und 77,2 Ar Größe; zum anderen aber auch die Hutungsrechte auf den Äckern, deren Wert ebenfalls in Land umgerechnet wurde, und zwar in 17 Hektar und 39,4 Ar. Das waren zusammen also 21 Hektar und 16,7 Ar. Wie sich diese Weidemasse auf die einzelnen Berechtigten verteilte, welcher Verteilungsschlüssel dem zugrundelag, bleibt leider unklar. Deutlich ist nur das zugrundliegende Prinzip: der anzurechnende Anteil an der Allmende war um so höher, je mehr Land und Vieh jemand besaß. Dies zur Gemeinheitsteilung.

Der Vorgang der Verkoppelung läßt sich aus dem umfangreichen Planrezeß und aus einigen Gemeindeakten genauer nachvollziehen – ein Umstand, der sich sicherlich teilweise mit dem großen Aufwand erklären läßt, den dieses Unternehmen begleitete. Der Stand der Feldmark mußte genau vermessen und die Bodengüte, die ja in Weende recht unterschiedlich war, abgeschätzt werden. In jener ersten Versammlung im April 1875 hatten alle Interessenten ihre Zustimmung zur Verkoppelung und Gemeinheitsteilung und damit grünes Licht zu ihrer Durchführung gegeben. Anschließend galt es noch am selben Abend die verschiedensten Vertreter und Funktionsträger für das anstehende Verfahren zu bestimmen bzw. zu wählen. Die meisten von ihnen sollten ihre Aufgabe im Rahmen der Vermessung, Klassifikation und Güteschätzung der Feldflur finden. Für ihre Tätigkeit wurden sie entlohnt.²⁹⁵

Da waren zunächst die von der Versammlung gewählten Klassifikatoren. Mit Ausnahme des Göttinger Baurates Dr. Ellisen gehörten sie alle zur Gruppe der Weender »Großbauern«, nämlich: Bauermeister Güntge, August Grüneklee, Georg Werner, Heinrich Schlote und Friedrich Hoff. Ihre Aufgabe würde es sein, gemeinsam mit dem Feldmesser jedes Ackerstück der Weender Feldmark einer bestimmten Bodenklasse zuzuordnen. Gleichzeitig waren sie als Vertreter der Verkoppelungsinteressenten und der Hutungsgenossenschaft gewählt.²⁹⁶ Die Bewertung der Bodenklassen – also die Schätzung ihrer Güte und damit ihres Wertes –

²⁹⁵ Zur Durchführung und zum Verlauf einer Verkoppelung vgl. Wrase, Die Anfänge der Verkoppelung im Königreich Hannover, S. 52-62.

²⁹⁶ Vgl. StadtAGött, Weende 401.

war wiederum anderen vorbehalten, die mehrheitlich staatlicherseits bestimmt wurden und möglichst über eine wissenschaftliche Bildung verfügen sollten: Es waren Bauermeister Schmidt aus Reyershausen, Taxator Hinterthur aus Geismar und Oeconom Rüppert aus Göttingen.

Das Land zu vermessen und den jeweiligen Wert der Ackerparzellen zu schätzen, stellte den ersten Schritt der Verkoppelung dar. Denn zunächst galt es genau zu bestimmen, was verkoppelt werden sollte und wie groß die Äcker der einzelnen Grundbesitzer waren. Als Gegenstand der Weender Verkoppelung wurden dabei 792,69 ha Ackerflächen und private Wiesen ermittelt sowie 49,38 ha gemeinschaftliche Wiesengründe. Dorfgrundstücke sowie Gärten und Höfe blieben bei der Verkoppelung ausgeschlossen. In Weende waren dies insgesamt 63 ha 70 Ar.²⁹⁷ Die Ergebnisse der Messung waren in den Karten der ausführenden Geometer Vogeley und Börje festgehalten. Sie waren 1875/76 fertiggestellt worden und bildeten die Grundlage für die weiteren Auseinandersetzungen. Die anschließende Klassifizierung und Wertschätzung der Parzellen zeigte noch einmal – wie schon Jahrzehnte zuvor die Zehntablösung – die große Qualitätsspanne des Weender Ackerbodens. Insgesamt gab es 14 Klassen, wobei der Wert eines Morgens der ersten Klasse bei 120 Mark geschätzt, der der untersten Klasse mit 2 (!) Mark angesetzt wurde.²⁹⁸

War die Bonitierung der Feldflur abgeschlossen, stand die wohl schwierigste und kniffligste Aufgabe bevor: die Erarbeitung des Teilungsplanes, d.h. die Neuverteilung und Zusammenlegung der Äcker und Wiesen der jeweiligen Grundbesitzer. Dabei setzte sich der Umfang des sogenannten Abfindungslandes zusammen aus 1. den eingebrachten privaten Ländereien und 2. dem zuvor errechneten Anteil an den Allmendeländereien und Hutungsrechten.

Die Erarbeitung des Verkoppelungsplanes lag in den Händen des Oeconomie-Commissars und des Geometers, also zweier zumindest formal unabhängiger Personen, die jedoch inzwischen mit den örtlichen Gegebenheiten vertraut waren. Allgemein hatten sie bei der Neuverteilung darauf zu achten, daß die neuen Flächen möglichst groß und zusammenhängend waren – schließlich war dies ja ein Ziel der Verkoppelung – und ferner, daß die zugeteilten Abfindungsflächen von gleicher Güte und Art waren wie die alten; schließlich, daß bereits bestehende größere Besitzblöcke erhalten blieben. Im Weender Verkoppelungsvertrag von 1888 hieß es dazu: »Die Verkoppelung der privaten Ländereien verbunden mit der Theilung der Gemeinheiten, ist dergestalt erfolgt, daß ein jeder Betheiligter den

²⁹⁷ Vgl. § 1 des Planrezesses, Katasteramt Göttingen.

²⁹⁸ Vgl. § 4 des Planrezesses, Katasteramt Göttingen.

Ersatz für seinen früheren Grundbesitz und die Abfindung für sein Teilnahmerecht an dem Gegenstande der Auseinandersetzung in möglichst wirtschaftlichem Zusammenhange erhalten hat.«²⁹⁹ Natürlich ging die entscheidende Phase der Verkoppelung nicht ohne Widersprüche und Einsprüche von seiten der Betroffenen vor sich. Schließlich entschied sich hier, auf welchem Stückchen Erde der Weender Feldflur in Zukunft die eigene Ähre wachsen und gedeihen sollte. Und die starken Differenzen in der Bodenqualität erschwerten die Zuteilung des Abfindungslandes sicher zusätzlich.

Am 7. September 1878, dreieinhalb Jahre nachdem die Weender ihre Zustimmung zur Verkoppelung gegeben hatten, war es dann schließlich soweit, daß die Überführung »des alten in den neuen Zustand« beschlossen werden konnte. Noch im selben Herbst sollte die Übergabe der Äcker und Wiesen nach zuvor genau festgelegten Bestimmungen geschehen.³⁰⁰ Zu diesem Zeitpunkt waren zwar nicht alle Streitigkeiten geklärt, doch man einigte sich dahingehend, daß diejenigen, die noch unzufrieden waren, »ihre alten zur Verkoppelung abgetretenen Grundstücke so lange fernerweit [...] nutzen [dürften], bis über deren Reklamationen endgültig entschieden sein werde.«³⁰¹

Doch auch nachdem die Weender ihre neuen Äcker und Wiesen in Besitz genommen hatten, war der Prozeß der Verkoppelung und Gemeinheitsteilung noch keineswegs abgeschlossen. Nun mußten die Regelungen und Veränderungen vertraglich festgeschrieben und der »Planrezeß betreffend der Gemeinheitsteilung und Verkoppelung von Weende« formuliert werden. Neben den Beschreibungen des alten Zustandes der Feldflur und seiner Nutzung enthält er vor allem den Nachweis über die Abfindungen, die jeder einzelne Verkoppelungsteilnehmer erhalten hatte, den Nachweis der neu angelegten Straßen, Wege und Gräben – sie umfaßten zusammen 53,20 Hektar – sowie Regelungen über deren zukünftige Instandhaltung. Darin waren auch die 11 Hektar 33 Ar festgehalten, die für gemeinschaftliche Zwecke zurückbehalten worden waren.

Es waren bereits acht Jahre seit der Überführung des alten in den neuen Zustand der Feldflur vergangen, als am 8. März 1886 der von den Behörden bereits genehmigte Planrezeß in der Beckerschen Gastwirtschaft den versammelten Verkoppelungsbeteiligten der Gemeinde bekannt gemacht wurde. Das geschah so, daß dieser recht umfangreiche Text »laut und deutlich vorgelesen« wurde, wie es in den Unterlagen hieß. Zum letzten Mal hatten die Beteiligten nun Gelegenheit,

²⁹⁹ Vgl. § 15 des Planrezeßes, Katasteramt Göttingen.

³⁰⁰ Vgl. StadtAGött, Weende 401.

³⁰¹ StadtAGött, Weende 401.

etwaige Beschwerden gegen die Neuregelung der Feldflur vorzubringen. Inzwischen hatte man die Vor- und Nachteile des neu zugewiesenen Landes erfahren können, und so erhoben denn auch 38 Weender und einige Auswärtige, die ebenfalls in die Verkoppelung miteinbezogen waren, Einwände gegen den Teilungsplan.

Im wesentlichen betrafen die dabei aufgeworfenen Fragen zwei Bereiche: Zum einen erschien manchem die zugewiesene Abfindungsfläche zu klein. Mitunter waren die Wege und Gräben, die von einer Koppel abgezweigt worden waren, nicht entsprechend mit in die Berechnung eingeflossen. Mancher bezweifelte grundsätzlich die Richtigkeit der Abmessung – ein Zweifel, der nicht häufig erhoben wurde, sich aber in den meisten Fällen als berechtigt herausstellte. Zum zweiten – wie konnte es anders sein – war man nicht immer mit der Qualität der neuen Äcker zufrieden: Sie waren zu bergig und abschüssig, so daß sich Anfahrt und Düngung als schwierig erwiesen hatten; oder das Land war zu naß und schlecht zu entwässern; wieder andere Äcker wurden bei starkem Regen überspült, weil die angelegten Kanäle und Gräben nicht ausreichend gereinigt worden waren. Bei den meisten dieser gerügten Mängel an den Abfindungsflächen konnte Abhilfe geschaffen werden. Dort, wo eine praktische Verbesserung der Lage nicht möglich war, wurden die Betroffenen mit Geld entschädigt.

Es gab nur wenige, die gänzlich mit ihrem Abfindungsland unzufrieden waren. Zum Beispiel der Zimmermann Heinrich Puls, der am Ende des Thieweges zum kleinen Wasser hin ein Häuschen mit Hof und Garten besaß. In die Verkoppelung hatte er 1 Hektar 11,1 Ar Ackerland eingebracht. Im Nachtrag zum Teilungsrezeß hieß es nun, er beschwere sich über die Abfindung überhaupt, denn »dieselbe entspreche in keiner Weise den eingeworfenen Grundstücken, insonderheit enthalten die Abfindungen theilweise Angerboden, an welchem erhebliche Cultur- und Meliorationskosten erforderlich gewesen und diese ihm auf irgendeine Weise vergütet werden müßten. Auch begehre er den ihm gebührenden Teil der Wiesen aus der Gemeinheitstheilung.« Im Fall von Heinrich Puls fand sich die Lösung, daß er seine Parzelle, mit der er unzufrieden war, an die Feldgenossenschaft abtrat und dafür den dreißigfachen Rentwert des Landes, der 39,90 Mark betrug, als Abfindung erhielt. Vielleicht hatte sich keine freie, geeignete Parzelle mehr gefunden, mit der der Zimmermann hätte entschädigt werden können. Denkbar wäre aber auch, daß er gar kein Interesse mehr an dem Land gehabt hat, denn bei der fortschreitenden Industrialisierung begann Geld eine immer größere Rolle bei der Sicherung der Existenz dieser Menschen zu spielen.

Rundherum unzufrieden war auch der Tuchmacher Heinrich Fricke. 58,8 Ar umfaßte sein Besitz, mit dem er an der Verkoppelung beteiligt war. »Durch die

Zusammenlegung seiner Grundstücke habe er Nutzen überhaupt nicht gehabt, weil er ebenso viele Parzellen zurückerhalten, als er eingeworfen habe und beantrage er deshalb eine entsprechende Abfindung oder Zurückerstattung der geleisteten Kostenbeiträge.«³⁰² Mit letzterem war sein Anteil an der Finanzierung der Verkoppelung gemeint, den jeder entsprechend seines Besitzes zu leisten hatte. Tatsächlich teilten sich seine lediglich 51 Ar umfassenden Äcker in drei auseinanderliegende Parzellen. Doch seine Einwände blieben unberücksichtigt.

Beide, Fricke und Puls, waren typische Vertreter der Beschwerdeführer. Die Mehrzahl von ihnen hatte nur wenig Landbesitz und diesen zudem oft auch nach der Verkoppelung in den schlechteren Lagen, so daß er Anlaß zur Klage gab. Die eigentlichen Landwirte Weendes waren dagegen offenbar mit der Neuaufteilung der Feldflur zufrieden. Selbst an der Durchführung beteiligt, werden sie es verstanden haben, ihren Interessen Geltung zu verschaffen. Die gut 16 Hektar Land des Ackermanns Heinrich Grüneklee etwa verteilten sich auf 6 ha Am Kirschwege, 2 ha Im Luttertäl, 2 ha Im Hassel, 2 ha Am Kühenberge und einer Wiese von gut 1 ha Am Mittelanger. Ähnlich war es auch bei dem Bauermeister Güntge, dessen Hof 20 Hektar umfaßte. Sie teilten sich in fünf Ackerparzellen, von denen zwei direkt nebeneinander sich befanden, und eine Wiese von gut 1 ha.

Nachdem alle Einsprüche und Einwände gegen den Teilungsrezeß geregelt worden waren, wurde zwölf Jahre nach der ersten Sitzung der Teilungskommission in Weende am 25. November 1887 der Planrezeß zur Verkoppelung und Gemeinheitsteilung von den Beteiligten anerkannt und weitere fünf Monate später von der Königlichen General-Commission in Hannover bestätigt. Damit hatte ein gutes Jahrzehnt vor der Wende zum 20. Jahrhundert die Agrarreform ihren Abschluß gefunden.

Auswirkungen der Agrarreformen

Nun war der Schlußstrich unter die traditionelle Agrarverfassung gezogen, die – mancher Veränderung ungeachtet – über einige Jahrhunderte die Arbeit und das Leben der Landbewohner geprägt hatte. Nun waren sie frei von feudalen Pflichten gegenüber einem Grundherrn, frei auch von den genossenschaftlichen Bindungen untereinander. Zumindest grundsätzlich konnte nun jeder Besitzer eines Ackers nach seinen eigenen Bedürfnissen, Ansichten und Absichten handeln, ohne auf die unmittelbaren Interessen Dritter Rücksicht nehmen zu müssen. Natürlich waren dem Handeln des Einzelnen Grenzen gesetzt. Sie entsprangen jedoch nicht mehr

³⁰² Vgl. Planrezeß, Katasteramt Göttingen.

der Enge und den Lasten der traditionellen Agrarverfassung, sondern den Gesetzen der bürgerlichen Eigentumsrechte, der Macht des Geldes und des freien Marktes.

Neben diesen grundsätzlichen Gesichtspunkten verbanden die Reformen jedoch auch unmittelbare, konkrete wirtschaftliche Hoffnungen und Ziele: So sollte eine effektivere Bodenbewirtschaftung ermöglicht werden, um die landwirtschaftlichen Erträge zu steigern. Insgesamt sollte der Bauernstand als wirtschaftliche Hauptsäule des Staates gestärkt werden. Und schließlich hoffte man, daß die neustrukturierte Landwirtschaft neue Arbeitsmöglichkeiten für die wachsende landlose Bevölkerung bieten würde. Ob auf dem Wege der Agrarreformen diese Ziele tatsächlich erreicht wurden, ob sie in dieser Hinsicht als Erfolg zu bewerten war, dies fragten sich bereits die Zeitgenossen und natürlich auch die Regierung selbst. Anlässlich eines Berichts an den Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten der – inzwischen preußischen – Provinz Hannover befragte ein Regierungsassessor 1890 den damaligen Bauermeister Güntge über die Wirkungen der erst vor kurzem abgeschlossenen Verkoppelung und Gemeinheitsteilung in Weende.³⁰³

Bauermeister Güntge, der neben dem Gutsbesitzer Werner die größte Bauernwirtschaft des Dorfes führte, beantwortete die ihm gestellten Fragen kurz und knapp und, was die unmittelbaren Auswirkungen der Agrarreformen anging, sehr nüchtern und zurückhaltend. Auf die Frage des Assessors zu den neu angelegten Wegen und Gräben zum Beispiel lautete die Antwort Güntges lakonisch, sie genügten den wirtschaftlichen Bedürfnissen. Das Hauptinteresse des Regierungsassessors lag natürlich bei der Frage, ob sich unter dem Einfluß der Reformen die landwirtschaftliche Produktion selbst verändert und effektiviert hätte. Wurden neue Früchte angebaut? Hatte sich die Anbaumethode verändert? Konnten die Ackererträge gesteigert werden? Hatte sich die Zahl der Nutztiere gegenüber der Zahl der Anspanntiere erhöhen können?

Die Antworten des Weender Bauermeisters lassen erkennen, daß die direkten Einflüsse der Reformen – zumindest für die Zeitgenossen – zum Teil schwer greifbar waren. Die Dreifelderwirtschaft alten Stils sei aufgehoben und an ihre Stelle die verbesserte Dreifelder- bzw. die Fruchtwechselwirtschaft getreten, berichtete der Bauermeister. Wie aus den Beschreibungen der Anbaumethoden im Verkoppelungsrezeß hervorging, waren die Weender bereits vor der Verkoppelung von der traditionellen Dreifelderwirtschaft abgewichen, hatten ihre Brache in großem Ausmaß besömmert, waren bereits Kartoffeln und Rüben auf den Feldern anzutreffen. Entsprechend steht ein klares »Nein« hinter der Frage des Regierungsassessors, ob seit der Verkoppelung neue Früchte in den Feldern stünden. Und

³⁰³ Vgl. StadtAGött, Weende 401.

allgemein berichtete Güntge: »Auch die Ackererträge haben sich in Folge der Verkoppelung nicht nennenswert steigern lassen, weil dieselben schon vorher durch Zuckerrübenanbau wenigstens in den größeren Wirtschaften sich gehoben hatten; die Wiesen der hiesigen Feldflur sind trocken und wenig verbesserungsfähig, deshalb nach der Verkoppelung viel untergepflügt.« Allein hinsichtlich der Viehhaltung merkte Güntge an, daß in den größeren Betrieben eine Verminderung des Spannviehes und eine Vermehrung des Nutzviehes hatte stattfinden können.

Nach diesen Worten des Bauermeisters scheinen sich die Agrarreformen – speziell Verkoppelung und Gemeinheitsteilung – eher unerheblich auf die landwirtschaftliche Produktion in Weende ausgewirkt zu haben. Bereits vor der Neuregelung der Feldflur und der Beseitigung des Flurzwanges war es zu einer Differenzierung des Anbaues gekommen: neue Früchte (Kartoffeln und Zuckerrüben) waren auf den Äckern zu finden und die Brache wurde in bedeutendem Ausmaß besömmert. Der Bedarf an ergiebigen und preiswerten Grundnahrungsmitteln auf der einen Seite und die Aussicht auf höhere Gewinnspannen im Handel auf der anderen Seite stellten wesentliche Antriebskräfte für diese Entwicklung dar.

Tatsächlich läßt sich allgemein feststellen, daß ab 1850 bis etwa zur Gründung des Kaiserreiches die Ernteerträge v.a. des Getreides leicht anstiegen, in den folgenden zwei Jahrzehnten – es sind für Weende die Jahrzehnte der Durchführung der Verkoppelung und Gemeinheitsteilung – die landwirtschaftliche Produktion stagnierte, um schließlich ab 1890 bis zum Ersten Weltkrieg beachtlich anzusteigen.³⁰⁴ Doch war diese Steigerung vor allem der Minereraldüngung zu verdanken, die im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in größerem Umfang den natürlichen Dung zu ergänzen bzw. zu ersetzen begann. Damit lösten sich Fesseln, die stärker als die traditionelle Agrarverfassung die Grenzen der Ertragssteigerung im Ackerbau gesetzt hatten: die Güte und Qualität des Ackerbodens, die nur sehr begrenzt – eben mit Viehdung – zu verbessern gewesen war. Chemie vermochte diese Grenzen der natürlichen Gegebenheiten, wenn nicht aufzuheben, so doch sehr weit hinauszuschieben.

Angesichts solcher Feststellungen und Beobachtungen drängt sich die etwas überraschende Frage auf, ob die Agrarreformen überhaupt Anstöße zur Veränderung der landwirtschaftlichen Produktion im 19. Jahrhundert gegeben haben. Vor dem Hintergrund der Weender Verhältnisse ist man geneigt, sie mit »Nein« zu beantworten. Ein Trugschluß wäre es nun allerdings, wollte man dieses

³⁰⁴ Vgl. Achilles, Deutsche Agrargeschichte im Zeitalter der Reformen und der Industrialisierung, S. 223f.

»Nein« dahingehend interpretieren, als seien die Agrarreformen eine Randerscheinung des wirtschaftlichen und sozialen Lebens gewesen.

Zum einen haben sie ein Flurbild geschaffen, das bis heute trotz erheblicher Veränderungen und Eingriffe Bestand hat. Darum auch sind die Planrezesse der Verkoppelung meistens in den Katasterämtern der Länder zu finden und nicht in ihren Archiven. Weiter haben die Agrarreformen die dörfliche Gemeinschaft selbst verändert. Aus einer dörflichen Arbeits- und Lebensgemeinschaft – deren wesentliche Bezugsgröße der Acker und die Wiese waren – ist eine Landgemeinde geworden, deren Mitglieder politisch und rechtlich gleichgestellt sind. In ihr sind die althergebrachten Rechte und Privilegien in gesonderten Interessengruppen aufgehoben wie etwa in der sogenannten Realgemeinde, die noch heute die alten mit dem Besitz eines Bauernhofes verbundenen Rechte eines Dorfbewohners an dem dörflichen Allgemeingut repräsentiert und vertritt.

Und wenn die unmittelbaren Vorteile der Agrarreformen nur bedingt erkennbar sind, so sind die langfristigen nicht von der Hand zu weisen. Mit den Agrarreformen wurde der Rahmen geschaffen, in dem sich die Landwirtschaft seit der Jahrhundertwende erst zögerlich, aber schließlich seit den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts in rasantem Tempo zu einer industrialisierten Landwirtschaft entwickeln sollte, deren Betriebe kaum noch treffend mit dem Wort »Bauernhof« bezeichnet werden können. Denn der kurzfristige Erfolg blieb vor allem deshalb gering, weil die Produktionsmittel zunächst auf einem primitiven Niveau stehenblieben. Als Wissenschaft und Technik diese veränderten, als auch in der Landwirtschaft die Handarbeit teilweise durch Maschinen ersetzt wurde und die Minereraldüngung im großen Stil auf den Feldern Einzug hielt, konnten die verbesserten Rahmenbedingungen voll ausgenutzt werden – so weit schließlich, daß wir heute mit dem Wort Agrarkrise nicht mehr die Vorstellung des Mangels, sondern die des Überflusses verbinden.

»Der Versuch ist ein Bedürfnis der Zeit«

Der spätere Leiter der landwirtschaftlichen Versuchsstation in Weende, Wilhelm Henneberg, schrieb 1853 im »Journal für Landwirtschaft« den apodiktisch klingenden Satz: »Der Versuch ist ein Bedürfnis der Zeit.« In diesen Worten lagen für ihn Aufgabe, Begründung und Sinn des Landwirtschaftsjournals, das er auf Anregung der Königlich Hannoverschen Landwirtschaftsgesellschaft in Celle, deren Sekretär Henneberg seit kurzem war, gegründet hatte. Ein Forum der Diskussion landwirtschaftlicher Experimente und ihrer Ergebnisse sollte damit geschaffen werden.

Neben dieser unmittelbaren und praktischen Bedeutung der zitierten Worte drückt sich darin auch das Selbstverständnis des forschenden Zeitgenossen aus: Fortschritt ist nur auf der Grundlage naturwissenschaftlicher Erkenntnis möglich. Tatsächlich hatten die Naturwissenschaften im Laufe des 19. Jahrhunderts überragende Bedeutung erlangt. Ohne das naturwissenschaftliche Denken und ohne die Ergebnisse seines Fragens und Forschens war das Entstehen und Wachsen der modernen Industriegesellschaft nicht vorstellbar. Und der Versuch, das kalkulierte Experiment – exakt geplant, zielorientiert, jederzeit wiederholbar und in seinen Bedingungen genau beschreib- und rekonstruierbar – war und ist ja der Ausgangspunkt naturwissenschaftlicher Methode überhaupt.

Insofern war der Versuch tatsächlich ein Bedürfnis der Zeit – gerade auch in der Landwirtschaft. Auch hier kamen – wie bereits erwähnt – wesentliche Impulse zur Verbesserung der Agrarproduktion aus der Wissenschaft. Die Einsicht, daß einerseits nur eine wissenschaftliche Durchdringung von Ackerbau und Viehzucht gesicherten Fortschritt bringen könne, andererseits aber die Forschung von der Praxis begleitet sein müsse, hatte zunächst in England, dann aber auch in einigen Ländern Deutschlands zur Einrichtung sogenannter landwirtschaftlicher Versuchsstationen geführt. 1857 beschloß auch die Königlich Hannoversche Landwirtschaftsgesellschaft – unter dem Einfluß des Göttinger Professors Wöhler –, eine Versuchsstation im Königreich Hannover einzurichten. Als Standort hierfür wurde Weende gewählt, das wegen der Nähe zur Universität und wegen des Klostersgutes besonders geeignet erschien. »Der Zweck der zu errichtenden landwirtschaftlichen Versuchsstation«, so hieß es in der Satzung, »ist, durch naturwissenschaftliche Untersuchungen in Verbindung mit landwirtschaftlichen Versuchen in Feld und Stall, sowie durch Aufzeichnung der geeigneten Beobachtungen über die auf dem Klostersgut Weende und dessen Vorwerken von selbst sich darbietenden Erscheinungen, welche ein landwirtschaftliches Interesse haben, zur Vervollkommnung des landwirtschaftlichen Gewerbes beizutragen und das als nutzbar Erkannte zu verbreiten.«³⁰⁵

Die Wahl des Leiters der Station fiel offenbar ohne Zögern und Diskussion auf Wilhelm Henneberg, den damaligen Sekretär der Landwirtschaftsgesellschaft. Seine Herkunft und sein Werdegang werden ihn als ausgezeichneten Kandidaten für diese Aufgabe haben erscheinen lassen. Am 10. September 1825 als ältester Sohn von 13 Kindern geboren, verbrachte er seine Kindheit in Wasserleben bei

³⁰⁵ Zitiert nach Franz Lehmann, Nachruf für Wilhelm Henneberg, S. 514.

Wernigerode, wo sein Vater ein gräfliches Domänengut gepachtet hatte.³⁰⁶ Bis zu seinem 13. Lebensjahr zu Hause privat unterrichtet, absolvierte er in Braunschweig das Gymnasium. Nachdem Wilhelm Henneberg zunächst das Studium des Hüttenwesens aufgenommen hatte, wandte er sich Mitte der 1840er Jahre dem Fach Chemie zu, das er ab 1845 in Jena und dann zwischen 1846 und 1848 in Gießen studierte. Hier wurde er ein Schüler Justus Liebigs, der wenige Jahre zuvor die Ergebnisse seiner Untersuchungen über die Anwendung chemischer Düngung im Ackerbau veröffentlicht hatte. Bevor Wilhelm Henneberg 1849 in Jena promoviert wurde, war er für ein Jahr in das Haus seines Vaters zurückgekehrt. In dieser Zeit gewann er bedeutende praktische Kenntnisse, die er schließlich nach seiner Promotion während eines einjährigen Studienaufenthaltes in England (1850/51) erweitern konnte. Nach diesen Jahren des Lernens und Studierens führte ihn seine erste Berufung nach Braunschweig, wo er die Stellung eines Zweiten Sekretärs des Landwirtschaftlichen Vereins einnahm. Bereits ein Jahr später, 1852, nahm er die Stellung des Sekretärs der Königlich Hannoverschen Landwirtschaftsgesellschaft in Celle an, bis er 1857 zum »Dirigenten« der neu eröffneten Versuchsstation in Weende ernannt wurde. Einer seiner Schüler aus dieser Weender Zeit, Franz Lehmann, schrieb 1890 in seinem Nachruf für Wilhelm Henneberg: »Eine Versuchswirtschaft anzulegen und dort die Gesetze des Ackerbaues, die Gesetze der Ernährung von Thier und Pflanze experimentell erforschen zu können, das war das Lebensziel Hennebergs.« Nun hatte er eine Aufgabe gefunden, die ihn erfüllte und befriedigte, die er sehr erfolgreich wahrnahm und die ihm etliche Ehrungen einbrachte.

Von 1857 bis 1874 lebte und wirkte Wilhelm Henneberg nun in der »Station«, einem unweit des Dorfeinganges auf der westlichen Seite der Chaussee gelegenen Haus, das das königliche Ministerium kurz zuvor eigens zu diesem Zwecke erworben hatte.³⁰⁷ Wenn auch das Programm der Weender Versuchsstation vielseitig war, so bildete doch die Tierernährung einen Schwerpunkt der Forschungen. Die Ernährung des Viehs – das wurde schon ausführlich geschildert – stellte im herkömmlichen Ackerbau ein großes Problem dar. Die Frage, der sich Wilhelm Henneberg nun in seinen Versuchen und Untersuchungen widmete, war im Grunde einfach: Welche Bestandteile des Futters dienten den Tieren als eigentliche Nährstoffe? Henneberg war der Auffassung – und dies war das Neue –, daß man hierüber allein Aufschluß erhielt, wenn man die Tiere selbst beobachtete und ihre

³⁰⁶ Vgl. auch zu den folgenden Lebensdaten Lehmann, Nachruf für Wilhelm Henneberg, S. 503-533, sowie Lankeit, Die landwirtschaftliche Versuchsstation in Weende, S. 109-113.

³⁰⁷ Vgl. StadtAGött, Weende 86.

Verdauung durch eine gezielte Analyse der Ausscheidungen erforschte, um so die Bestandteile des Futters herauszufinden, die tatsächlich zur Ernährung des Tieres dienten. War dies genau bestimmt, so ließen sich Wege finden, ihren Anteil in der Tierernährung systematisch und gezielt zu erhöhen. Ganz im Sinne einer rationellen, betriebswirtschaftlich organisierten Landwirtschaft formulierte Henneberg die Aufgabe selbst so: Es gelte, »Mittel und Wege zu weisen, wie man mit möglichst geringem Aufwand für die zur Ernährung tauglichen Bestandteile der Futtermittel die möglichst größte Menge an Fleisch, Fett, Wolle, Arbeitskraft usw. das eine oder das andere soweit die Natur keine Schranken auferlegt, nach Belieben erzeugen kann.«³⁰⁸ Die Versuche, die Henneberg in Weende zur Analyse der Nährstoffverwertung in den Jahren 1858/59 durchführte, fanden allgemeine Anerkennung in der Wissenschaft, nicht nur in Deutschland. Die Art und Weise der Hennebergschen Futteranalyse wurde schließlich als »Weender Methode« berühmt und ist bis heute nicht überholt.

Bis zu seiner Ernennung zum ordentlichen Professor an der Göttinger Universität im Jahre 1874 – zu diesem Zeitpunkt wurde auch die Versuchsstation in dem neu gegründeten Landwirtschaftlichen Instituts der Universität untergebracht – lebte und wirkte Wilhelm Henneberg in Weende. Über seine wissenschaftlichen Arbeiten ist vor allem in landwirtschaftlichen Büchern und Zeitschriften manches nachzulesen. Über das Leben in seinem Haus dagegen, über die Zusammenarbeit mit seinen Mitarbeitern, und auch über das alltägliche Leben der Familie Henneberg im Dorf Weende gibt es nur sehr wenige Anhaltspunkte. Zum Beispiel den, daß Wilhelm Henneberg in der Gemeindeversammlung mit einer halben Stimme stimmberechtigt war. Immerhin lebte Henneberg 17 Jahre in Weende. Und es waren sicherlich bewegte Jahre, beruflich, aber auch persönlich: Schon im ersten Jahr seiner Weender Zeit starb seine erste Frau, Minna Henneberg; zwei Jahre später heiratete er Ottilie Schele, mit der er zwei Kinder hatte. Zehn Jahre lebte sie an seiner Seite in Weende. Nach langer Krankheit wurde auch sie 1870 hier zu Grabe getragen. An den Hennebergschen Haushalt, den Ottilie Henneberg sicherlich mitgestaltet und mit- geprägt hat, erinnerte sich rückblickend ein Schüler des Wissenschaftlers mit folgenden Worten: »Das Leben in dem großen Hause in der Dorfstraße mag in jenen Zeiten ein patriarchalisches gewesen sein. Die Assistenten gehörten fast zur Familie, und alle, die das Glück hatten, in Weende mit Henneberg zu arbeiten, erinnern sich gern an jene Periode.«

Nach einem zweiten Schlaganfall starb Wilhelm Henneberg am 22. November 1890 in Greene bei Kreiensens, wo er sich zu Besuch bei seiner Schwester aufhielt.

³⁰⁸ Zitiert nach Lankeit, Die landwirtschaftliche Versuchsstation in Weende, S. 110.

Zwanzig Jahre nach dem Tod seiner zweiten Frau wurde Wilhelm Henneberg am 26. November auf dem Weender Friedhof beerdigt. Die Göttinger Zeitung berichtete an jenem Tag unter der Rubrik »Locales«: »(Begräbnis.) Heute Vormittag fand das Begräbnis des Geheimen Regierungsraths Prof. Dr. Henneberg vom Trauerhause, Nicolausbergerweg, aus statt. Um 10 Uhr versammelten sich die Freunde des Verstorbenen, die Docenten der Universität und die Studentenschaft mit Fahnen und Musik vor dem landwirtschaftlichen Institute. Herr Pastor Doktor Brandes hielt am Sarge die Trauerrede. Gegen $\frac{3}{4}$ 11 Uhr wurde die Leiche im feierlichen Zuge nach Weende gebracht. Vor dem Sarg gingen 2 Universitätspedelle, von denen der eine einen mächtigen Palmenzweig trug. Hinter dem reich geschmückten Sarge folgten zunächst die Verwandten, Freunde und Collegen des Verstorbenen, ihnen schloß sich die Studentenschaft an mit sechs Musikkapellen, und zuletzt kamen 22 Trauerwagen.«

Wilhelm Henneberg waren in seiner Zeit des wissenschaftlichen Forschens und Lehrens etliche Titel und Ehrungen zuteil geworden: 1867 ernannte ihn die medizinische Fakultät der Universität in Halle zum Ehrendoktor, 1872 erhielt er die Goldene Liebig-Medaille. Außerdem war er Mitglied der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften. Als Professor in Göttingen hatte er von Sommer 1883 bis zum Sommer 1884 das Amt des Dekans der philosophischen Fakultät inne. Ein Jahr vor seinem Tod erhielt er 1889 den Titel eines Geheimen Regierungsrates.

Auf dem Weg in das Industriezeitalter: Widerstände gegen die Errichtung einer Tuchfabrik am Weendespring

Im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelte sich Weende von einem Dorf in der Nähe einer kleinen Universitätsstadt, das von der Klosterdomäne, von Kleinhandwerkern und Tagelöhnern, aber auch von Armut geprägt war, zu einem stetig wachsenden Ort, dessen Kennzeichen Fabrikgebäude, rauchende Schornsteine und eine wachsende Arbeiterschaft wurden. Wie überall in Deutschland sollte dieser Wandel zur modernen Industriegesellschaft dem »überfüllten« Dorf und seinen Einwohnern zunächst Arbeit und Brot und später Wohlstand bringen. Während im nächsten Kapitel die einzelnen Schritte dieser Industrialisierung Weendes nachgezeichnet werden sollen, also die Gründung und Entwicklung einzelner Fabriken sowie die Entstehung einer sich bewußtwerdenden Arbeiterschaft, konzentriert sich dieses Kapitel allein auf die Umstände der Gründung einer Textilfabrik, die der Göttinger Kaufmann Georg Laporte 1848 in Angriff nahm.

Am 21. Oktober hatte er hierzu das Gelände der ehemaligen Papiermühle am Weendespring für 6500 Taler erworben,³⁰⁹ zu dem neben dem Hauptgebäude, neben Ställen und Scheunen auch die Quelle des Weendebaches gehörte. Seit Ende des 18. Jahrhunderts war die Papiermühle ein beliebtes Ausflugsziel gewesen, das wegen seiner romantischen Atmosphäre besonders gern von der akademischen und soldatischen Jugend Göttingens aufgesucht wurde.³¹⁰ Nun, ein halbes Jahrhundert später, bewegten den Göttinger Kaufmann Laporte andere Projekte beim Ankauf dieses Areals. Möglicherweise angeregt von dem ebenfalls aus Göttingen stammenden Christian Eberwein, der bereits 1823 eine Tuchfabrikation unterhalb des Dorfes in unmittelbarer Nähe des Klosters betrieb, gingen die Pläne Lportes dahin, hier am Weendespring eine Wollwarenfabrik aufzubauen. Nach umfangreichen Umbauten entstanden neben Wohnhaus und Nebengebäuden (wie Remisen, Waschhaus, Holz- und Torfschuppen und Ställen) zwei Fabrikgebäude für die Weberei, Appretur, Wollknüpferei und Färberei, sowie eine Schmiede, ein Lager-, ein Trocken- und ein Kesselhaus – eine beachtliche Anlage also, in der noch Ende des Jahres 1848 die Produktion von Tuchen aufgenommen wurde.³¹¹

³⁰⁹ Vgl. StadtAGött, Weende 646.

³¹⁰ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 494 und S. 366.

³¹¹ Vgl. NHStAH, Hann 80 Hild I, F, 120 und StadtAGött, Weende 96.

Die eigentlichen Arbeitsräume am Weendespring dienten zunächst der Färberei und Appretur, den Arbeitsvorgängen also, zu denen Wasser benötigt wurde, während das Spinnen des Garns und das Weben der Tuche in Heimarbeit der zahlreichen Häuslingsfamilien Weendes und des Umlandes geschah.³¹² Später erst scheint Laporte eine eigene Spinnerei betrieben zu haben, die nur für seinen Bedarf produzierte. Bereits im Frühjahr 1849 beschäftigte er vierzig Arbeiter.³¹³ Das Geschäft schien zu florieren: 1859 erhielt der Kaufmann und Fabrikant für seine Flanell- und Coatingprodukte bei der allgemeinen Gewerbeausstellung in Hannover eine silberne Medaille; zehn Jahre später machte er einen Jahresumsatz von 33.000 bis 40.000 Talern. Anscheinend wenig Glück brachte ihm dagegen die Gründung des Kaiserreiches, denn seitdem verzeichnete die Fabrik einen gewissen Abwärtstrend und ging schließlich 1883 in Konkurs.

Anders als man es vielleicht hätte erwarten können, erhob sich gegen die Gründung dieser Fabrikanlage 1848 heftiger Widerspruch, mit dem sich die staatlichen Behörden beinahe zwei Jahre beschäftigen mußten. Die Proteste kamen von zwei Seiten: zum einen von der Tuchmachergilde in Göttingen, die die Konkurrenz der neuen Produktionsstätte fürchtete und ihre Zunftrechte beschädigt sah, zum anderen von der Gemeinde Weende selbst, die eine gesundheitsgefährdende Verschmutzung der Weendebachquelle und damit des Weendebaches überhaupt befürchtete. Diesen Einsprüchen, die umfangreich dokumentiert sind, soll nun die Aufmerksamkeit gelten. Sinnvoll und gerechtfertigt erscheint dies deshalb, weil die in den Schriftwechseln vorgebrachten Argumente und Vorstellungen der Beteiligten einen anschaulichen Einblick in die Bedingungen und Voraussetzungen bieten, unter denen sich der allmähliche wirtschaftliche Wandel Weendes zu einer Arbeitervorstadt vollzog. Dabei treten noch einmal die beharrenden, auf das Traditionelle gerichteten Kräfte und Momente einer Gesellschaft an der Schwelle zum Industriezeitalter hervor. So werden in den Widersprüchen gegen die Laportesche Fabrikgründung am Weendespring typische Vorstellungen und Auffassungen zur Sprache gebracht, die das wirtschaftliche Handeln der »alten Welt« bestimmten. Und Vorbehalte werden sichtbar, die Teile der Gesellschaft – wie die städtischen Handwerker, aber auch die königlich-hannoversche Regierung selbst – der neuen liberalistischen, kapitalistischen, auf maschinelle fabrikmäßige Produktion hin organisierten Wirtschaftsordnung entgegenbrachten. Andererseits aber, und dies sei vorweggenommen, führt dieser Fall Laporte anschaulich vor Augen, wie sich trotz eines eher konservativen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Klimas neue

³¹² Vgl. Höttemann, Die Göttinger Tuchindustrie in Vergangenheit und Gegenwart, S. 91.

³¹³ Vgl. NHStAH, Hann 80 Hild I, F, 120.

zukunftssträchtige Wirtschaftsprinzipien durchsetzen konnten, weil die überholten Begrifflichkeiten und Vorstellungen ihre Macht verloren hatten.

Der Protest, den die Gemeinde erhob, zielte darüber hinaus bereits auf das, was wir auch heute als negative Folgeerscheinungen industrieller Wirklichkeit erleben und wahrnehmen: Die gesundheitliche Gefährdung des Menschen durch die industriebedingte Verschmutzung der natürlichen Lebensgrundlagen wie Wasser, Luft und Erde. So werden hier an der Wiege des Industriezeitalters, in der Geburtsstunde unserer modernen Welt, Probleme sichtbar und artikuliert, die bis heute die Diskussion um Nutzen und Schaden unserer gegenwärtigen Wirtschaftsform, ja eigentlich unseres Lebensstils beherrschen. Insofern spiegeln sich in diesen Auseinandersetzungen um die Gründung der Textilfabrik am Weendespring in der Mitte des 19. Jahrhunderts sowohl Interessenlagen und Ansichten wider, wie sie für eine ständisch-zunftorientierte Ordnung typisch waren, als auch Probleme und Fragen, die in der modernen Industriegesellschaft künftig eine Rolle spielen sollten.

Die Zunft verliert ihren Bann

Das wirtschaftliche Denken der vorindustriellen Gesellschaft war stark von der Annahme eines aufeinander bezogenen, sich harmonisch ergänzenden Gegensatzes von Stadt und Land geprägt. Der Stadt das Gewerbe, dem Land Ackerbau und Viehzucht – das wurde als eine natürlich gegebene und deshalb naheliegende Arbeitsteilung betrachtet. Noch 1848 formulierte der Rat der Stadt Göttingen in einer Petition an die königliche Regierung: »[...] in der wechselseitigen Überlassung ihres Überschusses ihrer Erzeugnisse ist der Wohlstand beider begründet.«³¹⁴ Die Geschichte Weendes seit der frühen Neuzeit, aber auch die anderer Dörfer zeigt dagegen, daß es diese Arbeitsteilung so klar und strikt nie gegeben hat. In Weende war es stets nur sehr wenigen Einwohnern möglich gewesen, allein von ihren Erträgen aus der Landwirtschaft zu leben. Am Ende des 18. Jahrhunderts lebten in Weende lediglich 6% der Haushalte des Ortes von der eigenen Landwirtschaft.³¹⁵ Stets gab es auf dem Lande ein Handwerk, das standortgebunden für den unmittelbaren Bedarf der Landbewohner produzierte. Und es entwickelte sich im Laufe des 18. Jahrhunderts das unzünftige ländliche Leinengewerbe, das so vielen Bewohnern der Dörfer ein Leben auf dem Lande erst ermöglichte.

Am Ende des 18. Jahrhunderts hatten sich auf dem Hintergrund des steten Bevölkerungswachstums einander widerstrebende Tendenzen der

³¹⁴ Zitiert nach Assmann, Zustand und Entwicklung des städtischen Handwerks, S. 176.

³¹⁵ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 542.

Gewerbeentwicklung und -politik herausgebildet: Zum einen drängten immer mehr Menschen auf dem Lande wie in den Städten in die gewerbliche Produktion. Dieser Bewegung versuchten die kurhannoversche Regierung und ihre Behörden dadurch Rechnung zu tragen, daß sie besonders im ländlichen Bereich relativ großzügig und liberal gewerbliche Betriebserlaubnisse gewährten. Problematisch dabei blieb, daß die wirtschaftliche Existenz dieser Kleinhandwerker keineswegs gesichert war und die Gefahr einer Unterbeschäftigung drohte. Andererseits versuchten die städtischen Zünfte als Berufsorganisationen mit Zähigkeit und Rigorosität ihre bisherige dominierende Stellung zu verteidigen, die auf geschichtlich gewachsenen, traditionellen Vorrechten basierte und die sie nun durch die aufkommenden Fabriken mit ihrer arbeitsteiligen, die gewerbliche Berufsstruktur sprengenden Warenherstellung bedroht sahen. Natürlich entzündete sich dieser Konflikt besonders anlässlich der Niederlassungen neuer, fabrikmäßiger Gewerbeanlagen, wie beispielsweise der Laporteschen Textilfabrik am Weendespring. Entscheidungsträger in diesen Auseinandersetzungen war der Staat bzw. seine Behörden, die auf der Grundlage von Gesetzen, Verordnungen und allgemeiner Richtlinien wirtschaftliche Weichen stellten.³¹⁶

Es war im Revolutionsjahr 1848, als im Königreich Hannover nach langen Diskussionen und späten, überhasteten Revisionen eine neue Gewerbeordnung in Kraft trat. Gerade diese Gewerbeordnung, die auf den ersten Blick noch einmal die traditionellen Rechte der Zünfte zu bestärken schien, wurde lange Zeit in der Geschichtsschreibung als Hemmschuh für eine industrielle Entwicklung im Land Hannover gesehen, ja als Ursache einer allgemeinen wirtschaftlichen Rückständigkeit betrachtet.³¹⁷ Tatsächlich tendierte die Gewerbeordnung eindeutig dahin, die entstehende Fabrikproduktion an die Zünfte zu binden. So wurde etwa daran festgehalten, daß der Fabrikant zunfthandwerklicher Erzeugnisse Mitglied einer Zunft sein müsse, das hieß also, daß er eine handwerkliche Lehre bei einem Zunftmeister in diesem Gewerbe durchlaufen haben mußte und selbst den Meistertitel besaß. Danach konnte unmöglich ein Kaufmann – wie etwa Georg Laporte – einen Betrieb eröffnen, in dem zunfthandwerkliche Waren – gefärbte Stoffe beispielsweise – hergestellt wurden. Andererseits setzte die neue Gewerbeordnung den Eigenmächtigkeiten und dem Wirkungsbereich der Zünfte deutliche Grenzen. Etwa, wenn der Zunftzwang nicht mehr über den Zunftort hinaus – in der Regel die Stadt – eingefordert werden konnte, die sogenannte Bannmeile also entfiel, in deren Reichweite auch Weende gelegen hatte. Oder,

³¹⁶ Vgl. Jeschke, Gewerberecht und Handwerkswirtschaft, S. 107.

³¹⁷ So z.B. Linde, Das Königreich Hannover an der Schwelle zum Industriezeitalter, S. 435.

wenn eigenmächtige Betriebs- und Hausdurchsuchungen verboten wurden.³¹⁸ Und schließlich waren Ausnahmeregelungen im Interesse einer Weiterentwicklung der Gewerbeproduktion vorgesehen, über die die staatlichen Behörden zu befinden hatten. So ist es nicht erstaunlich, daß beispielsweise die Göttinger Bürgervorsteher sich in einer Petition an die Ständeversammlungen wandten, in der sie darum baten, die Gewerbeordnung zurückzunehmen. In ziemlich dramatischem Ton hieß es dort: »[...] nur mit Angst und Schrecken kann der Städter dem 1. Juli dieses Jahrs, als dem Tage entgegensehen, an welchem, durch Einführung der neuen Gewerbeordnung, seinem Erwerbe und somit seiner Existenz der völlige Ruin sicher vorbereitet wird. [...] Soll den Städtern durch die neue Gewerbeordnung ihre einzige, auf Handel und Gewerbe begründete, bürgerliche Nahrung durch die Concurrenz vom platten Lande und die Aufhebung der Bannmeile noch mehr geschmälert [werden ?]«³¹⁹

Insgesamt aber spiegeln die Richtlinien für das ländliche Gewerbe, also für den wirtschaftlichen und sozialen Raum, aus dem heraus sich Industrie und Fabrikwesen entwickelten, ein beachtliches Lavieren zwischen den Abschließungs- und Protektionsinteressen der Zünfte einerseits und dem Interesse der Fabrikanten nach freier wirtschaftlicher Betätigung andererseits wider. Wie auch der nun zu schildernde Fall der Fabrikgründung des Göttinger Kaufmanns Georg Laporte am Weendespring nahelegt, war die Gewerbeordnung letztlich doch so gestaltet, daß sie nicht wirklich eine industrielle Entwicklung bremste, wenn – das war offenbar doch die Voraussetzung – der Staat bzw. seine Behörden ihren vorhandenen Handlungsspielraum nicht für die Zünfte in die Waagschale warfen. Mit Sicherheit waren Regierung und Verwaltung des Königreichs Hannover keine Vorreiter bei der Förderung industrieller Interessen, allein die vorhandene weitgehend agrarische Struktur des Landes stand dem entgegen. Der Stempel allerdings, sie habe aus Furcht vor einer Proletarisierung weiter Volkskreise und den damit verbundenen politischen und sozialen Folgen – Unruhe, Verelendung und sozialer Protest – eine gewerbliche Weiterentwicklung im Sinne einer Industrialisierung aktiv zu unterbinden versucht, trifft die Wirklichkeit ebensowenig.³²⁰ Obwohl die Angst vor der Entstehung einer die Elendsquartiere der Vorstädte bevölkernden Arbeiterschaft durchaus vorhanden war³²¹ und man deshalb das Zunftwesen als heilsam für die

³¹⁸ Vgl. Gewerbeordnung für das Königreich Hannover, 1848, § 61 und § 75.

³¹⁹ Extra-Blatt zum Göttingenschen Wochenblatte, Nr. 5, Juni 1848 (Besondere Sitzung der Bürgervorsteher unter sich am 10. Mai 1848).

³²⁰ Vgl. Jeschke, Gewerberecht und Handwerkswirtschaft, S. 110.

³²¹ So hieß es im Vorwort der ersten Fassung der Gewerbeordnung aus dem Jahr 1847: »Man hat den theoretischen Satz der freien Konkurrenz als für die beschränkten Absatzkreise unseres Landes an

wirtschaftliche Ordnung ansah, erkannte man doch, daß eine gewerbliche Weiterentwicklung notwendig für die Zukunft von Staat und Gesellschaft sein würde.³²²

Vor diesem Hintergrund bat der Kaufmann Laporte, noch bevor er das Anwesen am Weendespring endgültig erworben hatte, im August 1848 die Landdrostei Hildesheim – sie war laut der jüngst verabschiedeten Gewerbeordnung die zuständige Behörde –, ihm für die geplante gewerbliche Anlage eine Konzession, eine Betriebserlaubnis also, zu erteilen: »Insonderheit Weberei, Spinnerei und Appretur« gedachte er hier »anzulegen und dazu die vorhandene Wasserkraft zu verwenden«.³²³ Ausführlich legte er in seinem Antrag die positiven Aspekte dar, die sowohl für Weende wie für das Königreich überhaupt mit der Errichtung seiner Fabrik am Weendespring zu erwarten seien. Erstens sei das Königreich Hannover »durchaus nicht überflüssig mit Fabriken dieser Art versehen, vielmehr [beziehe es] seinen Bedarf in Artikeln dieser Art noch fortwährend zum großen Theile vom Ausland«. Zweitens hob er hervor, daß gerade das Dorf Weende für die Anlage einer solchen Fabrik besonders geeignet sei: »Es gibt nemlich im ganzen Hannoverschen Lande keinen Ort, welcher verhältnismäßig so mit Häuslings-Familien überladen ist, als gerade das Dorf Weende.« In der Tat traf diese Einschätzung recht zutreffend sowohl die soziale Lage des Dorfes Weende wie auch den Stand der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung des Königreichs Hannover. Umgehend antwortete ihm die Landdrostei, daß er für seine geplante Unternehmung keinerlei Erlaubnis benötige, weil die beabsichtigte Anlage zu jenen Gewerbe gehöre, die auf dem Land ohne staatliche Konzession betrieben werden dürften.³²⁴ Erst nachdem diese behördliche Mitteilung seinem Vorhaben eine gewisse staatliche Legitimität verlieh, schloß der Göttinger Kaufmann den Kaufvertrag über die Papiermühle am Weendespring ab.

sich nicht zutreffend und in vielfacher Hinsicht gefährlich bestritten, da damit dem Übergewichte des Capitals über die Arbeit und der großen Fabrication über den selbständigen Handwerksstand gerade zu in die Hand gearbeitet und der Weg angebahnt wurde, die zersetzenden und auflösenden Elemente der Gesellschaft und damit die finsternen Erscheinungen des Communismus, des Proletariats auch in unsere Lande einzuführen – eine Gefahr wogegen das corporative Element einer kräftigen Zunftverfassung und ein ehrenhafter selbständiger Bürgerstand den besten Schutz gewähren.«

³²² Vgl. Schubert, Die Veränderung eines Königreichs, S. 374 und Jeschke, Gewerberecht und Handwerkswirtschaft, S. 25.

³²³ Wenn nicht anders erwähnt vgl. zum Protest der Tuchmachergilde Göttingens gegen die Textilfabrik am Weendespring: NHStAH, Hann 80 Hild I, F, 120.

³²⁴ Vgl. Gewerbeordnung für das Königreich Hannover, 1848, § 196.

Möglicherweise Querelen vorausahnend hatte der Kaufmann allerdings der Behörde vorenthalten, daß er in seiner Fabrik die gefertigten Stoffe auch färben wollte. Die Färberei aber gehörte nach wie vor zu den auf die Städte beschränkten Zunfthandwerken. So hatte sich die Tuchmachergilde im November 1848, wohl kurze Zeit nachdem die Fabrik am Weendespring in Betrieb genommen worden war, an das königliche Amt in Göttingen mit der Bitte gewandt, die »Fabrication« zu untersagen, da die Fabrikanlage gegen ihr Zunftrecht verstieß: um einen Gewerbebetrieb zu eröffnen, in dem das Handwerk der Färberei ausgeübt werde, müsse Laporte Mitglied der Gilde und Meister sein. Und wirklich war in der jüngst in Kraft getretenen Gewerbeordnung trotz der allgemeinen Aufhebung der Bannmeile daran festgehalten worden, daß sich Handwerker, die in den Vorstädten oder überhaupt in stadtnahen Orten ein Zunftgewerbe ausüben wollten, ein Meisterrecht der jeweiligen Zunft besitzen mußten.³²⁵

Die staatlichen Behörden – das königliche Amt wie die Landdrostei Hildesheim – waren jedoch ihrerseits wenig geneigt, sich in diese Angelegenheit einzumischen und verwiesen auf jenen Passus in der Gewerbeordnung, der den Streit zwischen Zünften bzw. von Zünften mit Dritten zunächst an das Zivilgericht verwies.³²⁶ Obwohl im weiteren Verlauf der Auseinandersetzung immer wieder spürbar wird, wie ungern sich die Behörden die Rolle des Entscheidungsträgers antragen ließen, waren sie es schließlich doch, die darüber zu befinden hatten, ob den Einsprüchen der Tuchmachergilde Geltung verschafft werden sollte, oder ob der Kaufmann Laporte seine Fabrikanlage ungestört weiter betreiben konnte.

Angesichts der staatlichen Zurückhaltung unternahm die Tuchmachergilde im Frühjahr 1849 erneut einen Vorstoß, um die Schließung der Textilfabrik am Weendespring zu erreichen. Nochmals legte sie dem Amt ausführlich ihre Auffassung dar, nämlich, daß die Fabrikniederlassung ihren Zunftprivilegien widersprach und forderte, die Fabrikanlage inspizieren zu dürfen, um gegebenenfalls diejenigen Maschinen, die zur Färberei gehörten, zu versiegeln und die entsprechenden Waren zu beschlagnahmen. Zur Kontrolle von Handwerksbetrieben hatte die Gilde früher dieses machtvolle, quasi polizeiliche Instrument der Visitation besessen. Nun aber war ihr diese Möglichkeit eigenmächtigen Handelns laut der neuen Gewerbeordnung nicht mehr zugestanden, sondern mußte juristisch legitimiert werden. Das Göttinger Amt, das ebenso wie die Landdrostei eine eigenmächtige Visitation der Laporteschen Fabrikanlage deshalb ablehnte, bemühte sich nun um eine Vermittlung zwischen dem Fabrikanten und der Gilde: Acht Tage lang sollte

³²⁵ Vgl. Gewerbeordnung für das Königreich Hannover, 1848, § 203.

³²⁶ Vgl. Gewerbeordnung für das Königreich Hannover, 1848, § 8.

am Weendespring nicht gearbeitet werden, um in dieser Zeit höheren Orts den Streit zu entscheiden. Offenbar wurde diese Vereinbarung jedoch nicht eingehalten. Hierzu hatte sicherlich beigetragen, daß die vierzig bei Laporte in Brot und Lohn stehenden Arbeiter gegen eine Schließung der Fabrik demonstriert hatten.

Obwohl das Göttinger Amt, das am unmittelbarsten den Konflikt verfolgte, daraufhin auf eine schnelle »declaration« seitens der Landdrostei drängte, sollte ein weiteres Jahr verstreichen, bis im Sommer 1850 eine endgültige Entscheidung getroffen wurde. Dabei nahmen die Verhandlungen, Entscheidungen und Maßnahmen der Behörden, die jenes Jahr ausfüllten, einen für den heutigen Betrachter stellenweise grotesken Verlauf. Das lag unter anderem auch daran, daß eben jene 1848 verabschiedete Gewerbeordnung keineswegs eindeutige Richtlinien enthielt, wie mit Fragen der Liberalisierung und Industrialisierung der Wirtschaft umzugehen sei.

Zunächst sah alles danach aus, als könne die Göttinger Tuchmachergilde diesen Konkurrenzkampf für sich entscheiden. Laporte hatte zwar angesichts der Aktivitäten der Gilde im Juli 1849 nochmals die Landdrostei darum gebeten – »um ein für alle mal den fortwährenden Angriffen der Tuchmachergilde überhoben zu sein« –, ihm eine Betriebserlaubnis zu erteilen, »da dem Betriebe meiner Fabrik nach unseren Landesgesetzen in der Gewerbeordnung überall nichts entgegensteht«, wie sich Laporte ausdrückte. Und die Landdrostei hatte ihm wiederum geantwortet, er brauche für die von ihm genannten Gewerbe keinerlei Konzession. Ein Jahr später, am 17. Juli 1850, erhielt der Fabrikant dann schließlich doch den für ihn sicherlich überraschenden behördlichen Bescheid, daß er für den Betrieb einer Färberei sehr wohl eine Konzession benötige. Infolgedessen solle er die Färberei schließen, ansonsten müsse er mit einer Geldbuße von 50 Talern rechnen.

Man weiß nicht, welche Gespräche, Eingaben und Überzeugungskünste die Tuchmachergilde in jenem verstrichenen Jahr aufbrachte, um die Behörden davon zu überzeugen, daß Laporte nicht allein Tuche produzierte, sondern sie auch auf dem Weendespring färbte, und daß diese Tatsache den Rechten und Privilegien der Zunft zuwiderlaufe, die – nach Auffassung der Gilde – nach wie vor in der neuen Gewerbeordnung festgeschrieben waren. Wie schon erwähnt, hatten sowohl das königliche Amt in Göttingen wie auch die Landdrostei in Hildesheim zunächst wenig Neigung gezeigt, sich überhaupt in diesen Streit verwickeln zu lassen und sie waren sich offenbar auch keineswegs sicher, welche Position sie dabei beziehen sollten. So bemerkte im Mai 1850 die Landdrostei gegenüber dem Innenministerium zur Rechtfertigung ihrer bisherigen Auffassung, Laporte benötige keine Konzession für seinen Betrieb, da für eine Spinnerei, Weberei und Walkemühle keine Betriebserlaubnis nötig sei, räumte aber gleichzeitig ein, für eine Fär-

berei schon: »doch danach hätte Laporte nicht gefragt«. Diese lapidare Bemerkung erweckt stark den Eindruck, als habe die Behörde wenig Interesse daran gehabt, die Unternehmungen Laportes genauer zu beobachten oder gar ihr Steine in den Weg zu legen. Man handelte formal, strikt bezogen aufs Papier.

Dennoch sah es nun im Sommer 1850 so aus, als habe die Zunft gegenüber der neuen fabrikmäßigen Warenproduktion ihre wirtschaftliche Stellung auf der Grundlage traditioneller Rechte mit Hilfe des Staates behaupten können. Und wirklich hatte unmittelbar nach diesem Bescheid ein Amtsassessor die Werkzeuge und Maschinen der Laporteschen Fabrik, die zur Färberei gehörten, versiegelt. Wie brisant die Lage um die Fabrik am Weendespring inzwischen geworden war, läßt sich aus einer Schilderungen des Assessors erahnen: Er sei extra nicht von Göttingen aus auf Weende zugegangen, um »nicht von etwaigen abseitig [...] aufgestellten Wachen [des Laporte] bemerkt zu werden«.

Trotz dieses für die Tuchmachergilde günstigen Ausgangs sollte sie am Ende doch den Kürzeren ziehen und der Fabrikant sich mit seiner Auslegung der neuen Gewerbeordnung durchsetzen. Seine Argumentation gegenüber der Landdrostei lief darauf hinaus, daß sich seine Fabrik von einer handwerksmäßigen Färberei wesentlich unterscheide. Und daß »nur von letzterem diejenige Vorschrift zu verstehen sey, welche etwa eine Concession erfordert, während jeder fabrikmäßige Betrieb davon frei ist«, bedürfe keiner weiteren »Deduction, sondern ist in den klaren Worten und in dem Geiste der Gewerbe-Ordnung begründet.« Und »wenn nicht die ganze Anstalt, welche sich in jeder Hinsicht als eine gemeinnützige erwiesen hat, eingehen und zerfallen soll,« sei es notwendig, die Färberei mitzubetreiben.

Tatsächlich änderte die Landdrostei umgehend ihre Einstellung und hob die erst vor wenigen Tagen erlassene Verfügung am 2. August 1850 mit der Begründung wieder auf, »daß die von dem Kaufmann Laporte in seiner Fabrik betriebene Färberei einem Concessionserfordernisse nicht unterliegt, da sie als ein selbständiger, abgesonderter Gewerbebetrieb nicht anzusehen ist, sondern vielmehr einen integrierten Bestandtheil der Fabrikanlage bildet, deren Betrieb über dem auf den Absatz im Großen zugerichtet ist.« Dem Beschluß der Landdrostei lag vor allem der § 192 der Gewerbeordnung zugrunde, in dem ausdrücklich zwischen einem handwerklichen und einem fabrikmäßigen Betrieb unterschieden wurde.

So zeigen die Umstände, die die Etablierung der Tuchfabrik am Weendespring begleiteten, daß trotz konservativer, die Interessen der alten, traditionellen Gewerbe teilweise bewahrender Gesetze, sich eine freie, letztlich von staatlichen und zünftigen Einsprüchen ungestörte Produktion von Waren durchsetzen konnte. Die vom Handwerk unterschiedene, durch innere Arbeitsteilung einerseits und

räumliche Zusammenfassung verschiedener Arbeitsgänge und Fertigungsstufen andererseits bestimmte fabrikmäßige Produktion entzog sich letztlich den Begriffen und Kriterien der traditionellen Gewerbeauffassung, wie sie in der hannoverschen Gewerbeordnung von 1848 noch anzutreffen war. Entscheidend blieb die Auslegung und Interpretation der – mitunter sehr verklausulierten, sich teilweise gegeneinander aufhebenden – Paragraphen durch die Behörden. Auf die Behörden aber wird Laportes Hinweis auf den Nutzen seines Unternehmens für das allgemeine staatliche Wohl, das im Falle einer Schließung der Färberei zusammenzubrechen drohe, seine Wirkung nicht verfehlt haben. Und schließlich wird auch der Protest der vierzig Arbeiter der Laporteschen Fabrik in den unruhigen Zeiten nicht wirkungslos geblieben sein.

Vom freien Gebrauch des Wassers

Aus völlig anderen Beweggründen als die Tuchmachergilde in Göttingen – die vor allem die Konkurrenz fürchtete – versuchten auch der Weender Domänenpächter Lueder und die Gemeinde Weende, angeführt von ihrem Bauermeister Wunderlich, den Umbau der Papiermühle am Weendespring zur Tuchfabrik zu verhindern.³²⁷ Dies mag zunächst erstaunen, denn man hätte durchaus vermuten können, daß sich das Dorf Weende positiv zur Anlage einer Fabrik gestellt hätte. Die Rede Laportes von der Nützlichkeit seiner Fabrik für Weende ist sicherlich interessengefärbt, aber ebenso sicher bot die Fabrik mancher verarmten Weender Häuslingsfamilie eine Verdienstmöglichkeit. Und so ist es nicht erstaunlich, daß anlässlich der drohenden Schließung der Fabrik deren Arbeiter Protest erhoben hatten. Dennoch kämpften Kloster und Gemeinde Weende – vielleicht zum ersten Mal in ihrer gemeinsamen Geschichte Seite an Seite – zwei Jahre von 1848 bis 1850 zunächst um die Verhinderung eines Umbaus und schließlich um die Stilllegung der Laporteschen Fabrikanlage. Sie bemühten und beschäftigten dabei dieselben behördlichen Instanzen mit ebenso vielen Einsprüchen, Widersprüchen, Bitten und Vorstellungen wie zur gleichen Zeit die Göttinger Tuchmachergilde – und mit demselben Mißerfolg.

Im Mittelpunkt dieser Auseinandersetzung stand der Weendebach, dessen Quelle oberhalb des Dorfes am Weendespring lag und der sich U-förmig durch das Dorf Weende schlängelte, den Klosterhof durchfloß, um schließlich unterhalb des Ortes in die Leine zu münden. Er galt als ein schnell fließendes und ausgesprochen klares Gewässer, dessen gutes Wasser Mitte des 18. Jahrhunderts bereits zur

³²⁷ Wenn nicht anders vermerkt vgl. zu dieser Auseinandersetzung: StadtAGött, Weende 646 und NHStAH, Hann 81, 19, 3172.

Anlage der Papiermühle geführt hatte. Vor allem aber diente er den Weendern zur unmittelbaren Trinkwasserversorgung. Denn, so schilderte die Gemeinde 1849 dem Ministerium des Innern in Hannover die Lage, der Weendebach »ist so rein, hell und wohlschmeckend [...und] fließt überdies zu jeder Jahreszeit so reichlich, daß er für die wenigen vorhandenen in jedem Sommer versiegenden Brunnen nothwendigen und hinreichenden Ersatz gewährt.« Zudem waren die vorhandenen Brunnen – um 1848 sieben – privat errichtet und lagen deshalb auf den jeweiligen Anwesen ihrer Besitzer. »Dem größten Theil der hiesigen Dorfbewohner« aber, so lautete es ursprünglich in dem Schreiben an das Ministerium, »sei die Anlegung von Brunnen der Kosten wegen unmöglich.«

Ebenso wie die Tuchmachergilde wandten sich Kloster und Gemeinde bereits am 27. Juli 1848 vor der amtlichen Bestätigung des Kaufvertrages hilfesuchend an das königliche Amt Göttingen, dem sie ihre Bedenken gegen die Fabrikanlage frühzeitig mitteilen wollten, damit der Kaufmann Laporte möglicherweise in Kenntnis der Verhältnisse von seinem Vorhaben Abstand nähme. Sie schrieben: »Durch die Anlage einer Wollenwaaren-Manufaktur unmittelbar unterhalb der Quelle des Weendebaches und oberhalb des Dorfes würde das Wasser verunreinigt und zum Genuß für Mensch und Vieh gänzlich unbrauchbar werden. Es ergibt sich dies anschaulich unterhalb der Eberweinschen Fabrik hierselbst, unter welcher der Weendebach oft tagelang schwarz, grün, blau gefärbt und dann nicht für das Weide-Vieh zur Tränke zugänglich ist.« Die Mitteilung der Behörde, Laporte beabsichtige lediglich eine Spinnerei, Weberei und Walkerei einzurichten, aber keine Färberei, beruhigte die Gemeindevertreter nicht. Denn »eine Walkemühle [...] würde nicht allein die zum Walken nöthigen schmutzigen Substanzen [genannt wurden u.a.: gefaulter Urin, Schweinekot, abgestandenes übelriechendes Regenwasser] sondern auch allen den, durch das Walken aus der Waare zu entfernenden Schmutz zuführen«. Appellativ setzte sie hinzu: »Es darf aber nicht zugegeben werden, daß der freie Gebrauch eines fließenden Gewässers durch störende Anlagen gehindert werde, zumal, wenn wie hier das Interesse und vielleicht die Gesundheit einer großen Gemeinde von fast 1500 Einwohnern auf dem Spiele steht.«

In allen noch folgenden Petitionen der Gemeinde an die Behörden – an die Landdrostei Hildesheim (29. November 1848) und an das königliche Ministerium des Innern (29. Januar 1849) – kehren die hier genannten Argumente wieder, mit denen die Vertreter Weendes und des Klostergutes die Behörden zum Handeln bewegen wollten. Erstens: Der Weendebach sei ein öffentliches Gut, auf das niemand exklusive private Nutzungsrechte beanspruchen könne; zweitens vertrete die Gemeinde das Wohl der Allgemeinheit, also das Gemeinwohl, das über dem parti-

kularen Interesse einzelner – wie denen des Laporte – stehe; und drittens basiere die Darstellung der sachlichen Verhältnisse – nämlich die mögliche Verschmutzung des Weendebaches durch die Walkerei – auf den Erkenntnissen eines ansonsten neutralen Sachverständigen.

Ähnlich wie die Tuchmachergilde hofften Kloster und Gemeinde Weende auf die Unterstützung ihres Anliegens durch die Behörden, d.h. durch den Staat. Denn ihrer Auffassung nach war es die Aufgabe, ja die Pflicht des Staates, vermittelt über seine Behörden, dem Gemeinwohl gegenüber den Privatinteressen Geltung zu verschaffen bzw. es gegenüber den Ansprüchen einzelner zu beschützen. Die zunächst zuständigen Behörden sahen dies jedoch anders: Zwar hatte das königliche Amt nach der Eingabe des Klosters und der Gemeinde Weende am 13. Oktober 1848 dem Kaufmann Laporte untersagt, eine Anlage zu errichten, durch die das durch Weende fließende Wasser eine gesundheitsschädliche Veränderung erleiden würde. Im übrigen aber sei es den beiden streitenden Parteien überlassen, weiter etwaige Ansprüche auf dem zivilrechtlichen Weg zu klären. Praktisch erklärte das Amt damit seine Nichtzuständigkeit in dieser Sache und verwies sie von der Ebene der Verwaltung auf die der Rechtsprechung. In seiner Allgemeinheit tat der Bescheid letztlich nur so, als verschaffe er dem Gemeinwohl einen gewissen Schutz und lege Laporte Handlungsgrenzen auf. Die eigentliche Frage aber ließ er unberührt: ob nämlich die Tuchfabrik an der Quelle des Baches diesen für die Allgemeinheit unzumutbar verschmutze.

Deutlicher und etwas anders akzentuiert formulierte am 3. März 1849 die Landdrostei ihre Auffassung gegenüber dem Innenministerium in Hannover: »Die Verwaltungsbehörden sind unseres unvorgreiflichen Dafürhaltens nicht befugt, dem Eigentümer in der Benutzung der auf seinem Grundbesitze liegenden Quelle eines Baches zu beschränken, da kein Gesetz sie hierzu ermächtigt.« Mit dieser Haltung lag die Landdrostei ganz auf der Linie des Fabrikanten Laporte, der in seiner Anhörung vor dem königlichen Amt in Göttingen am 6. Oktober 1848 zunächst einfach abgestritten hatte, daß seine beabsichtigte Fabrik das Weendewasser verschmutzen werde, im übrigen sich aber auf den für die erste Industrialisierungsphase so typischen unternehmerischen Herr-im-Hause-Standpunkt gestellt hatte: Was mir gehört, darüber bestimme ich! Das von ihm gekaufte Land umfasse nicht nur die Papiermühle, sondern auch die Quelle und das Wasser, »solche also wie Eigenthum sind, über welches ich frei disponieren kann.« Das Innenministerium teilte diese Auffassung allerdings nicht ganz. Immerhin gab es den § 25 in der eben erst verabschiedeten Gewerbeordnung, in dem es hieß: »Betriebe [...] welche durch Geräusch, Gestank oder Rauch ungewöhnlich belästigen, dürfen nur mit öffentlicher Genehmigung angelegt werden.« Am 23. März 1849 verwies das Ministe-

rium die Klärung der Frage, ob die Gemeinde Weende ungewöhnlich durch die Anlage Laportes belästigt werde, schließlich an die Sachverständigen. Nicht die Justiz und auch nicht die Behörden wurden somit zu ausschlaggebenden Instanzen, sondern die Spezialisten, die Kenner der Sache, die Wissenschaft, die Sachzusammenhänge erforschen und erhellen sollte.

Inzwischen hatte Georg Laporte mit der Tuchproduktion am Weendespring bereits seit knapp vier Monaten begonnen. So hatte die Gemeinde dem Ministerium bereits im Januar 1849 mitgeteilt: »Daß durch die fragliche Fabrikanlage die Gemeinde und das Kloster Weende wirklich ernstlich bedroht und gekränkt werden, das ist auch jetzt keine bloße Befürchtung mehr, sondern eine Thatsache, von der wir uns seit einigen Wochen täglich und stündlich durch unsere Gesichts- und Geschmacksorgane überzeugen können und leider überzeugen müssen. Seit einiger Zeit hat nämlich Kaufmann Laporte angefangen, Wollzeuge auf der Papiermühle zu walken und überhaupt seine dort zum größten Theile fertig angelegte Fabrik in Betrieb zu setzen. Seit dieser Zeit hat aber auch das Weendewasser sofort eine trübe Farbe und einen solch ekelhaften Geschmack angenommen, daß dasselbe nur mit dem größten Widerwillen genossen werden kann. Und doch sind wir gerade während des vergangenen Monats Dezember zum Gebrauch des Weendebaches gezwungen gewesen, da fast sämtliche Brunnen im Ort bei der anhaltend starken Kälte trocken geworden waren, die wenigen Brunnen aber, welche überhaupt noch Wasser enthielten, so wasserarm waren, daß sie kaum das tägliche Bedürfnis ihrer speziellen Eigenthümer befriedigten [...] Auch die große Aufregung der hiesigen Einwohner über die fragliche Fabrikanlage, deren wir in unsern früheren Vorstellungen Erwähnung gethan, besteht nicht allein in voller Kraft noch fort, sondern wird jetzt auch noch bei dem Anblick des trüben, schmutzigen Weendewassers, dessen Gebrauch sich doch fast niemand entziehen kann, täglich genähret und gesteigert und droht jeden Augenblick bei den jetzt einigermaßen gelockerten Begriffen von Recht und Gesetz in einem Exceß auszuarten, den die Unterzeichneten freilich entschieden mißbilligen und auf jede Art zu verhindern suchen würden, der eben doch in den Verhältnissen leicht seine Erklärung, wenn nicht Entschuldigung, fände.«

Angesichts dieser zugespitzten und aufgeregten Lage überließ das Innenministerium den Wissenschaftlern das Feld. Sachverständige sollten nun zur Klärung der Lage herangezogen werden. Der Streit darum, wer als Sachverständiger berufen werden und wie genau dessen Aufgabenstellung lauten sollte, zog sich allerdings noch ein halbes Jahr bis November 1849 hin. Ernannt wurden schließlich: erstens der ein Jahr zuvor zum Professor der Pharmazie ernannte Heinrich August Ludwig Wiggers, zweitens der Doktor med. und

Landphysikus Eduard Stromeyer und drittens, der renommierteste von ihnen, der Professor und Hofrat Arnold Adolf Berthold. Sie alle waren an der Göttinger Georg-August-Universität tätig.³²⁸ Ihre Aufgabe war es, zu untersuchen, welche Substanzen »durch eine auf der Papiermühle anzulegende Walkmühle und Färberei dem Weendebach zugeführt werden würden, sodann aber über deren Einfärbung ihr Urtheil auszusprechen, über die etwaigen nachtheiligen Folgen, welche der tägliche Genuß dieses solchergestalt verunreinigten Wassers für die Gesundheit des Menschen und des Viehstandes haben werde.«

Sicherlich verbanden Kloster und Gemeinde mit der Beauftragung der Wissenschaftler große Erwartungen. Schnell hatten sie sich bereit erklärt, die Kosten für diese Untersuchung zu übernehmen, in der naheliegenden Hoffnung, die Sachverständigen würden wissenschaftlich erweisen, was sie täglich sehen, riechen und schmecken konnten und was für sie nicht so sehr eine Frage der Wissenschaft als vielmehr des bloßen Augenscheins war. Doch ihre Erwartungen sollten enttäuscht werden. Im Mai 1850 teilte das Innenministerium mit, »daß die auf der vormaligen Papiermühle angelegte Wollenwaarenfabrik als gefahrbringend für Leben und Gesundheit nach dem Urtheil der darüber vernommenen Sachverständigen nicht angesehen werden kann und daß unter solchen Umständen ein gesetzlicher Grund nicht zu entnehmen ist, den Betriebe der Fabrik auf dem Verwaltungswege zu hindern.«³²⁹

Wie war es nun zu diesem Urteil der Sachverständigen gekommen, das so ganz der Erfahrung und Wahrnehmung der Weender widersprach? Wie kam es, daß wissenschaftliche Beurteilung und eigene Anschauung soweit auseinander lagen? Es galt für die Wissenschaft, nach den damaligen Möglichkeiten, Kenntnissen und Methoden im Bereich der Chemie und Medizin zu beweisen, daß der Genuß des Wassers gesundheitsgefährdend war. Nicht etwa umgekehrt: zu beweisen, daß es nicht krank macht oder etwa, ob es möglicherweise krank machen könnte. Und eben zu dieser hier geforderten eindeutigen Beweisführung war die Wissenschaft nicht fähig. Alle drei Wissenschaftler waren nach Weende gekommen, um sich die Angelegenheit vor Ort anzusehen. Alle drei überzeugten sich von der Trübung des Wassers und gestanden später in ihren Gutachten ein, daß das Weendebachwasser für den Genuß widerlich und ekelhaft sei. Schon die beim Walken üblicherweise benutzten Stoffe – wie in Fäulnis übergegangener, scharf stinkender Urin – legten

³²⁸ Vgl. Pütter, Gelehrten Geschichte, Bd. 4, S. 499, 490 und 436; sowie Catalogus Professorum Göttingensium, 1734 bis 1962.

³²⁹ NHStAH, Hann 80 Hild I, F, 120.

dies nahe. Auch die allgemein zum Färben benutzten Mittel galten teilweise bereits in kleinen Mengen genossen als giftig.

Doch was von diesen Stoffen gelangte wirklich in den Bach? Das war die Frage, deren Beantwortung nach Auffassung Professor Bertholds schon wegen der Eigenschaften des Flußlaufes und wegen der Art der Fabrikproduktion schwierig war. »So würden darüber hinlänglich oft wiederholte physicalische und chemische Untersuchungen des, besonders unmittelbar unterhalb der Papiermühle geschöpften Wassers des Weendebaches den sichersten Aufschluß geben können. Solche Untersuchungen werden jedoch in Anbetracht des Umstandes, daß nicht fortwährend, sondern nur von Zeit zu Zeit, wie es der Geschäftsbetrieb mit sich bringt, Walk- und Farbsubstanzen vorhanden sind, welche in diesen Bach gelangen könnten, und daß das Wasser desselben, wegen der unbedeutenden Länge des Bachbettes binnen kurzer Zeit sich erneuert, nicht zu aller Zeit mit Erfolg anzustellen sein.«

Sowohl Wiggers wie auch Berthold stellten bei den von ihnen entnommenen Wasserproben Rückstände fest, die sie dem Walkbetriebe zuschrieben und für nicht gefährlich – wenn auch für widerlich – erklärten. »Es wird durch jene Walkstoffe beim Genuß des Wassers des Weendebaches weder direkt noch indirekt Leben und Gesundheit der Menschen und des Viehstandes in Gefahr gebracht. Dagegen aber leuchtet aus der obigen Erörterung ein, daß jene in den Weendebach gelangenden Walkstoffe beim Genuß des Wassers dieses Baches für den Menschen als höchst ekelhafte Ingredienzien zu betrachten [sind].« So resümierte Professor Berthold seine Untersuchung. Hinsichtlich der Färberei kam er zu dem Schluß, daß durch seine Untersuchungen nicht erwiesen sei, daß die zur Färberei benötigten Substanzen – seien sie giftig oder nicht giftig – dem Weendebach wirklich zugeführt werden. Berthold fügte hinzu, daß Laporte ihm versichert habe, er benutze nur ungiftige Stoffe bei seiner Produktion. Dies sei durchaus möglich, da die wirklich giftigen Substanzen zur Färberei nicht unbedingt benutzt werden müßten.

Wenn auch der dritte Gutachter, Dr. Stromeyer, einräumte, daß ein direkter nachteiliger Einfluß auf die Gesundheit der Einwohner Weendes nicht zu befürchten sei, zielte sein Gutachten – anders als das seiner Kollegen – eindeutig auf eine Unterstützung des Anliegens der Gemeinde. Mit spürbarer Anteilnahme schilderte er noch einmal die Lage der Trinkwasserversorgung in Weende. Überhaupt kreiste seine Argumentation weniger um die Frage, ob und welche schädlichen Stoffe im Weendebach nachzuweisen seien, als vielmehr darum, was auf der Laporteschen Fabrik geschah und wie sie produzierte. »Diese Fabrikwollwäsche und das unmittelbar darauffolgende Wollausspühlen im Bache werde nach Erfor-

dernis des Fabrikbedürfnisses wochenlang, ja bei bedeutender Ausgedehntheit des Fabrikbetriebes alltäglich beschafft. So oft das genutzte, aus den genannten ekelhaften und reizenden und stinkenden Ingredienzien und dem darin vorgenommenen Wollschmutze bestehende Waschwasser aus dem Kessel abgelassen wird, fließt es in den Weendebach, welcher unmittelbar an der Laporteschen Fabrik liegenden Quelle entspringt.« Daß der Genuß eines solchen Wassers widerlich ist, hatten auch Berthold und Wiggers bemerkt. Doch über diese Feststellung hinaus vermutete Stromeyer, daß bei längerem, fortdauerndem Genuß des Wassers eine Störung der Verdauung eintreten müsse, »die nicht ohne gefährliche Folgen für das Leben und die Gesundheit der Menschen verbleiben dürfte.«

Die Behörden legten ihrer Entscheidung die Darstellung der Professoren Wiggers und Berthold zugrunde und interpretierten diese nach bewährtem Muster: Es wurden keine direkt giftigen Substanzen im Weendebach nachgewiesen – also gebe es sie auch nicht und somit gehe von der Fabrik keine Gefährdung für die Weender Bevölkerung aus. Die Weender hatten sich zu fügen und mit der Verschmutzung ihres Baches zu leben. Etliche Jahre später kommentierte der damalige Bauermeister Güntge mit lakonischer Resignation das Urteil der Sachverständigen mit den Worten: »Daß die Herren Hofrath Berthold und Professor Wiggers (nicht Landphysikus Stromeyer) das Wasser für unschädlich erklärt haben, ist leider wahr, daß aber dieselben Herrn ein von solchen Stoffen getrübbtes, unschädliches Glas Wasser nicht austrinken würden, muß ich auch als wahr annehmen.«

Ob allerdings alle Weender wirklich über die Anlage der Tuchfabrik am Weendespring erbost waren – wie es die Gemeindevertreter darstellten –, bleibt dahingestellt. Denn wie schon erwähnt, bedeutete sie wenigstens für einige Bewohner Arbeit und Lohn, und zwar einen, der in der Regel über dem der herkömmlichen Tagelöhner lag. Es war ja gerade diese Gruppe der Bevölkerung, die ihr Trinkwasser vornehmlich dem Weendebach entnahm. Diejenigen, denen es möglich war, errichteten offenbar eigene Brunnen auf ihren Grundstücken. Gab es laut Dr. Stromeyer 1849 lediglich sechs bis sieben Brunnen in Weende, so zählte man 1864 29 – wiederum private – Brunnen. Zur Anlage öffentlicher Brunnen schritt die Gemeinde jedoch nicht.

Allerdings bemühte sich die Gemeinde zu dieser Zeit – 1864 – mit dem gerade neuernannten Bauermeister Güntge an der Spitze darum, wenigstens zu erreichen, daß »das schmutzige Wasser von der Fabrik erst des nachts und nicht in jeder beliebigen Tageszeit« abgelassen werde. Anlaß für diesen Vorstoß bot die Tatsache, daß auf der Fabrik offenbar auch Wäsche aus dem Göttinger Hospital gewa-

schen wurde, »worinnen, wie jeder weiß, Leute mit den schlechtesten Krankheiten gelegen und auch gestorben sind.«

Zwar wurde die Reinigung der Hospitalwäsche tatsächlich eingestellt, im übrigen hatte auch dieser zweite Vorstoß, die Verschmutzung des Baches durch die Fabrik einzudämmen, keinen Erfolg. Laporte berief sich auf den rechtskräftigen Bescheid von 1850 und erklärte weiter, daß er wie bisher jeden Konflikt mit der Gemeinde Weende zu vermeiden suche, so daß er, sofern der Betrieb seiner Fabrik darunter nicht leide und er in demselben nicht gestört werde, jede unnötige Verunreinigung des Weendebaches – wie bisher – zu umgehen suche. Der Konkurs der Laporteschen Fabrik in den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts setzte dieser Art der Wasserverschmutzung dann ein Ende. Als 1886 an Stelle der Laporteschen Fabrik die Vereinsbrauerei am Weendespring entstehen sollte, legte das Landratsamt nach Rücksprache mit dem Bauermeister Güntge eine Abwasserregelung fest. Sie erlaubte, lediglich geklärtes und von schädlichen Substanzen befreites Reinigungswasser der Fässer in den Weendebach abzuleiten und dies nur zu bestimmten Zeiten – nämlich nachts von 23.00 Uhr bis 3.00 Uhr des Winters und 23.00 Uhr bis 2.00 Uhr des Sommers.³³⁰

Allerdings wurden die Reinheit und Frische des Weendebaches nicht allein – ja vielleicht nicht einmal in erster Linie – durch die Fabriken bzw. die Industrien verschmutzt. Allgemein war der hygienische Standard jener Zeit sehr niedrig. Und hierin konnte sich ebenso eine Gefahr für die Gesundheit und das Leben der Menschen verbergen. So wurde der Weendebach auch von den Dorfbewohnern selbst verschmutzt. Auf diese Tatsache hatte der Fabrikant Laporte natürlich in seinen Stellungnahmen immer wieder hingewiesen: »Nicht bloß bei jedem Regengusse werde dies Wasser, wie gewöhnlich alle fließenden Wasser, getrübt,« gab Laporte am 22. Mai 1849 gegenüber dem Amt Göttingen zu Protokoll, »sondern da dasselbe durch den ganzen Ort Weende fließt, so würden von allen Seiten verunreinigende Sachen in dasselbe geworfen [...]. Die Einwohner von Weende gössen ihr Nachtgeschirr darinnen aus, wüschten darinnen die Kinderwindeln, ihre sonstige unreine Wäsche und benutzten dasselbe auf alle mögliche verunreinigende Weise. Beispielsweise möchte er nur anführen, daß der Regierungsrath Lueder in Weende, welcher, wie er höre, sich auch heftig wegen der Verunreinigung des Wassers obmoniere, noch neulich auf seinem Laporteschen Hof 2 Wagen voll Wäsche geschickt habe, um solche bei der Quelle, wo das Wasser noch am reinsten, darin abspülen zu lassen.«³³¹

³³⁰ Vgl. StadtAGött, Weende 645.

³³¹ StadtAGött, Weende 646.

Als am Ende des Jahrhunderts eine Typhusepidemie in Weende viele Dorfbewohner ergriff, sollte die fortgeschrittene wissenschaftliche Erkenntnis den Beweis liefern, daß eben diese Nutzung des Weendebaches, der Abwasser und Trinkwasser in einem war, die Epidemie verursachte. Wie hieraus nun umgekehrt für die Gemeinde ein Impuls zum Handeln entstand, davon soll weiter unten berichtet werden.

Die Arbeitervorstadt entsteht

In Anspielung auf die 50er Jahre unseres Jahrhunderts hat der Historiker Hans-Ulrich Wehler die Jahre 1895 bis 1913 als die Jahre des ersten deutschen Wirtschaftswunders bezeichnet. Es waren Jahre ungeheuren wirtschaftlichen Wachstums in Deutschland, in denen die industrielle Produktion in einem rasanten Tempo anstieg. So war Deutschland vor dem ersten Weltkrieg die drittgrößte Industrialisation nach England und den USA.³³² Dies war deshalb um so erstaunlicher, als zu Beginn des 19. Jahrhunderts sich in Deutschland Ansätze zur Industrialisierung erst zögerlich zeigten. Während der Anstoß zur industriellen Entwicklung in England bereits Mitte des 18. Jahrhunderts gegeben war, galt Deutschland noch hundert Jahre später als ein ökonomisch eher rückständiges Land.³³³ Mehrere Gründe waren hierfür verantwortlich: Es gab kein einheitliches Wirtschaftsgebiet. Deutschland bestand aus vielen kleinen, recht unterschiedlich geprägten Ländern und Staaten, in denen sich zum Teil die traditionellen Kräfte wie etwa das Zunftwesen als beharrlich und stark erwiesen. Hierzu gesellte sich das Mißtrauen und die Angst gegenüber der umwälzenden Macht der Maschinen, deren negative Seiten – ein verarmtes, entwurzeltes Proletariat mit politisch revolutionärem Impuls – man im fortschrittlichen England beobachten konnte. Trotz dieser Hemmnisse hatte Deutschland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Macht diesen ökonomischen Rückstand aufgeholt.

Wendet man unter dieser Perspektive den Blick wieder dem kleinen Ort Weende zu, so lassen sich auch hier Expansion und Wachstum in den Jahren des »ersten deutschen Wirtschaftswunders« beobachten. Die Einwohnerzahl steigt stark an: von 1746 (1884) auf 2586 (1905). Es beginnt eine rege Bautätigkeit und das Dorf vergrößert sich räumlich. Im Ort sind Fabriken anzutreffen: die Tuchfabriken Eberwein und Laporte, die Pergamentpapierfabrik Rube & Co sowie

³³² Vgl. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1849-1914, Dritter Band, S. 612.

³³³ Vgl. Hardtwig, Vormärz, S. 92.

die Likörfabrik Petsche der Gebrüder Lütgens. In den kommenden Jahren tritt an die Stelle der Tuchfabrik Laportes die Gambrinus-Brauerei, und 1909 gründet der Dortmunder Ingenieur Albrecht ein Aluminiumwerk. 1884 sind beinahe ein Drittel aller Erwerbstätigen in Weende Arbeiter in den nahen Fabriken oder bei der Eisenbahn in Göttingen. Bis 1915 steigt ihr Anteil auf knapp die Hälfte (49%). Das war im Vergleich zum nahen Göttingen (1907 : 41%) wie zum gesamten Deutschen Reich (1913 : 40%) ein recht hoher Anteil.³³⁴ Entsprechend der wachsenden Bedeutung der Fabriken und ihrer Arbeitswelt für das Leben vieler Weender bildet sich im Jahre 1885 der Arbeiterbildungsverein und 1889 der »Club Eintracht«, aus dem 1912 die Weender Ortsgruppe der SPD hervorgehen sollte. So stellt sich auch Weende am Vorabend des Ersten Weltkrieges als ein wirtschaftlich expandierender industrieller Ort dar, mit einem großen Arbeiteranteil in der Bevölkerung, der sich politisch als Gruppe zu formieren und zu finden beginnt.

Fabriken und Gewerbe in Weende

Der Weg in die moderne Industriegesellschaft war ein langsamer, vielgestaltiger und umfassender Prozeß, der tiefgreifend die wirtschaftlichen, politischen und sozialen Verhältnisse veränderte, in denen die Menschen lebten. In seiner unmittelbaren Bedeutung meint Industrialisierung jedoch zunächst die Durchsetzung einer bestimmten Wirtschaftsweise, in der die Produktion im System der Fabrik organisiert ist und durch den Einsatz von Techniken und Maschinen geprägt wird, und in der die Erwerbsform die freie Lohnarbeit darstellt.³³⁵ So läßt sich die Industrialisierung eines Ortes als der Weg einzelner Fabriken und Firmen, ihrer Gründung und Entwicklung verfolgen. Dies soll nun geschehen. Dabei läßt die dürftige Quellenlage nur eine relativ grobe Schilderung dieses Bereiches der Weender Geschichte zu. Über die bereits ausführlich dargestellte Gründung der Laporteschen Tuchfabrik hinaus ließen sich vorläufig leider nur wenige Hinweise finden, die die Entstehung der Weender Industrieunternehmen erhellen, die teilweise noch heute den Ort prägen.

Ähnlich wie in Göttingen selbst war es der Textilbereich, in dem sich die ersten Ansätze zur Industrialisierung in Weende zeigten. Dies lag nahe, weil es eine lange Tradition des Tuchhandwerks im Göttinger Raum gab und zudem eine mit dem Textilgewerbe vertraute Heimarbeiterschaft. Überhaupt war das Textilgewerbe in den Jahrzehnten vor der Industrialisierung der größte Produktionszweig. Und schließlich war es die Textilindustrie, mit der die Industrialisierung in England

³³⁴ Vgl. Saldern, Vom Einwohner zum Bürger, S. 42, und Hardtwig, Vormärz, S. 103.

³³⁵ Vgl. Rürup, Deutschland im 19. Jahrhundert 1815-1871, S. 61f

begann, wo die maschinelle, fabrikmäßige Produktion die Handarbeit verdrängte. So ließ sich in der Textilindustrie am ehesten auf Erfahrung zurückgreifen. Daß die Industrialisierung Weendes den Weg über die Textilindustrie nahm, ist also weder erstaunlich noch untypisch.

Die Tuchfabrik Eberwein

Rückblickend ließe sich die Niederlassung des Göttinger Färbers und Tuchfabrikanten Christian Berthold Eberwein im Jahre 1823 als eine Art Startschuß für die Industrialisierung des Ortes begreifen. Eberwein, 1777 geboren, besaß in Göttingen in der Roten Straße eine Färberei und ab 1816 eine »Fabrik« zur Herstellung von Coatings, einem filzartigen Tuch.³³⁶ Obwohl der große Göttinger Tuchmanufakturist Grätzel ein Monopol zur Herstellung von Wolltuch (speziell von Camelots) besaß, war es Eberwein gelungen, seine wirtschaftlichen Aktivitäten auf die Herstellung von Camelot und Coatings auszuweiten, indem er seine Tuche außerhalb Göttingens in Duderstadt herstellen ließ. Zudem kaufte er teilweise zur weiteren Verarbeitung bei den örtlichen handwerklich arbeitenden Tuchmachern Coatings auf, um sie schließlich auf den überregionalen Märkten zu verkaufen.

So war Eberwein, als er 1822 in Weende die Scharffsche Mühle aufkaufte, Besitzer eines florierenden Tuchunternehmens, das im Bereich der Tuchherstellung verlagsmäßig aufgebaut und dezentral organisiert war. Das hieß vor allem: mit einem großen Stamm von Heimarbeitskräften. 1824, zwei Jahre nach Ankauf des Weender Geländes, verfertigte Eberwein 1188 Stück Camelots, 716 Stück Coatings und zwanzig Tücher, womit er einen Umsatz von 29.542 Rtl. erzielte. Er produzierte dies mit dreißig Webstühlen, von denen lediglich sechs in Weende standen, der Rest in Duderstadt. Die Anzahl der Beschäftigten seines Unternehmens ist nicht ganz klar. 1824 arbeiten in Weende jedenfalls 32 Personen für ihn und in Duderstadt und Umgebung 500(!) Heimarbeiter zum Spinnen des Garns. An Löhnen zahlte er in Weende in jenem Jahr 3660 Rtl., in Duderstadt 6500 Rtl.

Diese Zahlen legen folgendes nahe: Wenn auch mit dem Wort »Fabrik« betitelt, stellte das Eberweinsche Unternehmen zu jenem Zeitpunkt noch keineswegs eine industrielle Produktionsstätte dar. Der Hauptteil der eigentlichen Tuchherstellung geschah noch durch Heimarbeit, also im Rahmen des Verlagssystems. Die Angaben zu den Lohnzahlungen lassen allerdings vermuten, daß der qualifiziertere Teil der Produktion in Weende stattfand. Möglicherweise markiert gerade die zunächst allerdings bescheidene Verlagerung der Produktion von Duderstadt nach Weende

³³⁶ Vgl. Höttemann, Die Göttinger Tuchindustrie in Vergangenheit und Gegenwart, S. 92-96.

in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts den Wendepunkt des Unternehmens vom Verlagswesen zur Industrie. Ein Hinweis hierfür könnte auch die Umstellung der Antriebskräfte seiner zwei Kratz- und vier Spinnmaschinen sein, die er 1819 erworben und zunächst per Hand hatte antreiben lassen. Seit 1823 wurde hierzu die Wasserkraft genutzt.

Im Laufe der kommenden Jahrzehnte verlagerte Eberwein seine Tuchproduktion immer mehr von Duderstadt nach Weende, wo er schließlich 1846 alle Arbeitsgänge der Tuchherstellung unter einem Dach vereinigte: Spinnerei, Weberei, Färberei und Appretur. Frühestens zu diesem Zeitpunkt ließe sich das Eberweinsche Unternehmen wohl mit Recht als Fabrik mit industrieller Produktion bezeichnen.³³⁷ Mit der Anschaffung von mechanischen Webstühlen und einer Dampfmaschine in den 1860er Jahren gibt sich das Eberweinsche Unternehmen eindeutig als industrielle Fabrik zu erkennen. Diese schrittweise Einführung technischen Fortschritts – erst Spinnmaschinen dann mechanische Webstühle – ist ein typisches Merkmal des Industrialisierungsprozesses im Textilgewerbe.³³⁸ Bedenkt man, daß noch 1875 kaum mehr als die Hälfte der wollenen Tuche in Deutschland auf mechanischen Webstühlen produziert wurde, scheint die Eberweinsche Fabrik durchaus ein Ort des wirtschaftlichen Fortschritts gewesen zu sein.

Die Tuchfabrik Eberwein stellt sich im Laufe des 19. Jahrhunderts als ein aufstrebendes, erfolgreiches Unternehmen dar. 1839 und ein zweites Mal 1857 werden ihre Produkte auf der Hannoverschen Gewerbeausstellung mit der »großen goldenen Medaille« prämiert. Im Mai 1850 erweitert Eberwein sein Fabrikgelände, in dem er die nahegelegene Klostermühle mit Stall- und Wohngebäuden sowie Fachwerkscheunen erwirbt. 1861 gehört die Eberweinsche Tuchfabrik neben der 1838 gegründeten Levinschen Tuchfabrik sowie der Streichgarnspinnerei der Tuchmachergilde in der Stegemühle und der städtischen Brauerei zu den vier Göttinger Betrieben, die mehr als zwanzig Personen beschäftigten.³³⁹ Und im Unterschied zur Wollwarenfabrik Laportes am Weendespring übersteht das Unternehmen die wirtschaftlich kritischen Jahre, die dem sogenannten Gründerkrach von 1873 folgten. Dabei hatte es gerade einige Jahre zuvor sozusagen »hausgemachte« Schwierigkeiten zu überstehen gehabt. Adolf Eberwein

³³⁷ Im hannoverschen Gewerberecht wurde diejenige Produktionsstätte als Fabrik bezeichnet, in der erstens Erzeugnisse arbeitsteilig hergestellt wurden, also verschiedene Gewerbebereiche unter einem Dach vereint waren, und zweitens ungelernete Arbeitskräfte eingestellt waren. Vgl. Jeschke, Gewerberecht und Handwerkswirtschaft, S. 108.

³³⁸ Vgl. Henning, Die Industrialisierung in Deutschland 1800-1914, S. 139ff.

³³⁹ Vgl. Sachse, Göttingen im 18. und 19. Jahrhundert, S. 66.

hatte sich wegen allgemeiner Zwistigkeiten von seinem Schwager Richard Esau, der seit Mitte der 1860er Jahre Mitinhaber des Unternehmens war, getrennt.³⁴⁰ Das Vermögen, das Firmengelände wie die vorhandenen Produktionsmittel wurden zu gleichen Teilen unter den ehemaligen Partnern aufgeteilt. In diesem Zusammenhang auch hatte Esau 1870 die zum Fabrikgelände gehörende Klostermühle an den Ingenieur Rube verkauft.³⁴¹ Die Eberweinsche Tuchfabrik mußte so mit halber Kraft weitergeführt werden. Doch schon 1878 findet man im Katalog der Gewerbeausstellung der inzwischen preußischen Provinz Hannover den Eintrag: »Eberwein, Adolf, Wollwarenfabrik Göttingen, Gründungszeit 1825, Betriebskraft 25-30 Pferdekraft, Arbeiterzahl: 80-100 Mann.«³⁴² 1914, unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg, beschäftigt das Unternehmen 140 Arbeiter und Arbeiterinnen, wobei der Anteil der Frauen mit zwei Drittel der gesamten Belegschaft den der Männer deutlich überstieg.

Die Entwicklung der Tuchfabrik Eberwein in Weende vom anfangs noch handwerklich geprägten, verlagsmäßig organisierten Betrieb zur Fabrik mit industrieller Produktion vollzog sich in geradezu klassischer Weise, nicht nur im Hinblick auf das Wachsen der inneren Struktur des Unternehmens, sondern ebenso im Hinblick auf den zeitlichen Rahmen, in dem sich diese Entwicklung abspielte: von der Anfangsphase der Industrialisierung in Deutschland (1835 bis 1873) bis hin zu Blüte des Unternehmens in der Phase der sogenannten Hochindustrialisierung vor dem Ersten Weltkrieg.

Die Gründung der beiden weiteren Fabriken – der Pergamentpapierfabrik Rube & Co (1873) sowie der Aluminiumwerke C. Albrecht (1909) –, die am Ende des Kaiserreiches den Ort prägten, fiel dagegen in eine Zeit, in der die moderne Industriegesellschaft auch in Deutschland fest etabliert war. Die Grundlage dieser Unternehmen sind die wissenschaftlich-technischen Erkenntnisse und Errungenschaften der Zeit selbst. Ähnlich wie bei der Entstehung der Göttinger technischen Betriebszweige wie der Feinmechanik, Optik und Elektronik unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg, mag auch für Ansiedlung der Weender Pergamentpapierfabrik und der Aluminiumwerke die Nähe zur Universität eine Rolle gespielt haben.³⁴³

³⁴⁰ Mündliche Mitteilung von Horst Eberwein und Gerda Berningshausen geb. Eberwein, und Firmen-Buch für das Königreich Hannover, Hannover, 1865.

³⁴¹ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 438.

³⁴² Offizieller Katalog zur Allgemeinen Gewerbe-Ausstellung der Provinz Hannover für das Jahr 1878, S. 164.

³⁴³ Vgl. von Frieling, Der Bau des Gehäuses, S. 25.

Rube & Co

Als sich der damals sechzigjährige Reinhard Rube, Firmengründer des noch heute als Konzern existierenden Verpackungsunternehmens »4P Rube«, im Jahr der Jahrhundertwende zur Ruhe setzen wollte, riet er seinem ältesten Sohn ausdrücklich ab, den Betrieb zu übernehmen.³⁴⁴ Damals war die Weender Pergamentpapierfabrik auf dem Gelände der ehemaligen Klostermühle zwar ein kleines, gewiss aber solides Unternehmen. Doch die eigene persönliche Bilanz seiner wirtschaftlichen Tätigkeiten, die dem Aufbau der Fabrik gegolten hatten, fiel offenbar nicht so positiv aus, als daß er sie an seinen Sohn Reinhard Rube jun. hätte weiterreichen wollen. Mit Skepsis betrachtete er anscheinend den wirtschaftlichen Werdegang seines Unternehmens; wenig zuversichtlich schien er in die Zukunft zu blicken. Mag sein, daß seine skeptische, zurückhaltende Sicht auch damit zusammenhing, daß allgemein die Pergamentpapierherstellung noch ein recht junges Gewerbe war, wirtschaftliches Neuland also. Erstmals war 1861 in England eine Pergamentpapierfabrik gegründet worden, ein Jahr später 1862 die erste deutsche in Ellwangen. Das durch eine entsprechende chemische Behandlung hergestellte Pergamentpapier fand seinen Absatz vor allem in der Lebensmittelbranche. Da es wasserfest und fettundurchlässig war, nicht fault und auch Insekten standhält, eignete es sich gut zum Verpacken von Schokolade, Konserven, Käse, Butter und Fleischspeisen oder auch zum Verbinden von Einmachbüchsen, zum Auslegen von Fässern.³⁴⁵ Vielleicht konnte Reinhard Rube nicht recht an die Expansionsmöglichkeiten glauben, die sich in diesem neuen Wirtschaftszweig verbargen. Möglich aber auch, daß ihm seine geschäftlichen Erfahrungen und Anstrengungen des vergangenen Vierteljahrhunderts diesen bemerkenswerten Rat an seinen Sohn nahelegten.

Vergegenwärtigt man sich die äußeren Daten der »Gründerjahre« der Weender Pergamentpapierfabrik Rube & Co in der Zeit von 1873 bis 1900, kann man tatsächlich den Eindruck gewinnen, daß der Aufbau der Fabrik mühsam und risikobeladen gewesen war. Als Reinhard Rube sen. 1870 aus dem bereits stärker industrialisierten Rheinland, wo er als Ingenieur in einer Pergamentpapierfabrik gearbeitet hatte, nach Weende kam, erwarb er die sogenannte Klostermühle mit einem beachtlichen, im Nordwesten des Klostersgutes gelegenen Grundstück. Trotz seiner beruflichen Erfahrung waren damals seine wirtschaftlichen Absichten noch nicht

³⁴⁴ Vgl. Festschrift »75 Jahre Weender echt Pergament« in: Quellen- und Dokumentensammlung zur Geschichte 4P Rubes gesammelt von H. Kutz, Weende.

³⁴⁵ Vgl. Artikel »Pergamentpapier« in Meyers Konversationslexikon von 1907.

auf die Pergamentherstellung gerichtet. Zunächst betrieb er in der ehemaligen Klostermühle am Weendebach eine Wäscherei.³⁴⁶ Erst als sich diese drei Jahre später als wenig lukrativ erweisen sollte, faßte Rube den Entschluß, die Klostermühle zur Herstellung von Pergamentpapier umzurüsten. Der Standort bot sich an: mit dem Wasser des Weendebaches ließ sich problemlos die nötige Energie gewinnen und darüber hinaus stellte der Bach das Wasser bereit, das für den Produktionsprozeß selbst benötigt wurde. Denn ein wesentlicher Teil der Herstellung des Pergaments bestand in der gründlichen Wäsche des zuvor gesäuerten Papiers.

Nun hatten die eigenen finanziellen Mittel Rubes schon 1870 nicht ausgereicht, das Weender Grundstück aus eigener Kraft zu erwerben. Damals hatte der Ingenieur bei dem Göttinger Hotelier Bettmann, Besitzer des Hotels »Zur Krone«, 4000 Taler Kredit aufnehmen müssen und dafür mit seinem ganzen Vermögen sowie dem Grundstück selbst, also mit seiner ganzen wirtschaftlichen Existenz, gebürgt. Wollte er nun die Wäscherei umrüsten, mußte er sich wieder um Geld- bzw. Kapitalgeber bemühen. Seine Kontakte ins Ruhrgebiet nutzend, fand er schließlich in den Dortmunder Geschäftsleuten Gustav Range und Wilhelm Oßenbühl die kaufmännischen Partner für sein Vorhaben. So etablierte sich im Oktober 1873 die Weender Pergamentpapierfabrik als Zweigniederlassung der Dortmunder offenen Handelsgesellschaft Rube & Co. Mit elf Arbeitern und einem Pergamentierkasten begann im Gebäude der Mühle in einem bescheidenen, eher handwerklich anmutenden Rahmen die Produktion von Pergamentpapier in Weende. Da Weende zu dieser Zeit noch keinen Eisenbahnhaltepunkt besaß, wurden die nötigen Rohstoffe wie Chemikalien (z.B. Schwefelsäure) und Papier vom Göttinger Bahnhof mit Pferdewagen nach Weende geschafft; und auf demselben Wege verließ auch das fertige Produkt den Ort. Die eigentliche Pergamentierung geschah lediglich an zwei bis drei Tagen in der Woche. Im ersten Produktionsjahr 1874 wurden so 21.473 kg Pergamentpapier hergestellt. Dies reichte jedoch noch nicht für eine ausgeglichene Jahresbilanz. Noch konnte Rube die Kosten, die ihm bei der Umrüstung der Wäscherei in eine Pergamentherstellung entstanden waren, nicht begleichen. In den kommenden Jahren sollte sich die Fabrik jedoch allmählich konsolidieren. Und wenn das erste Jahr mit einem Minus abschloß, so stand zehn Jahre später, als Rube sich einen guten Ruf und damit einen festen Kundenstamm erarbeitet hatte, die Fabrik auf einer stabilen und soliden Grundlage. Dabei kristallisiert sich recht genau das Jahr 1884 als das Jahr heraus, in dem der inzwischen

³⁴⁶ Vgl. auch, sofern nicht anders vermerkt, zum folgenden: Festschrift »75 Jahre Weender echt Pergament« in: Quellen- und Dokumentensammlung zur Geschichte 4P Rubes gesammelt von H. Kutz, Weende.

44jährige Reinhard Rube seine Pergamentpapierfabrik gänzlich auf eigene Füße gestellt hatte: Der vor Jahren aufgenommene Kredit bei dem Göttinger Hotelbesitzer Bettmann war 1884 abbezahlt; im selben Jahr löste Rube die kaufmännischen Bindungen nach Dortmund und ließ die Fabrik als alleiniger Inhaber in das Göttinger Handelsregister eintragen; und schließlich baute er in jenem Jahr seine Fabrik aus, wobei er offenbar auch die Produktion selbst erweiterte: ein Kontor wurde neu errichtet sowie ein Schneidsaal, der es nun erlaubte, das Papier den Wünschen der Kunden entsprechend zuzuschneiden. Auf diesem wirtschaftlichen Niveau sollte das Unternehmen bis zum Generationswechsel im Jahr 1900 bestehen bleiben.

Anders als sein Vater hatte Reinhard Rube jun. wohl erkannt, daß Pergamentpapier vor allem als Verpackungsmaterial im Alltag der modernen industriellen Welt eine beachtliche Rolle spielen und sich so die Nachfrage danach entsprechend steigern würde. Und er sah darüber hinaus sicherlich auch, daß der Betrieb seines Vaters ausbaufähig war, der 1900 noch immer in dem Gebäude der alten Klostermühle Platz fand. Und nach wie vor war der Standort günstig: mit dem Besitz der Mühle besaß man das Wasserrecht des Weendebaches an jener Stelle; Wasser, das für die Energieversorgung ebenso nötig gebraucht wurde wie für den Produktionsprozeß selbst. Und das seinerzeit gekaufte Grundstück war für einen Ausbau der Fabrik groß genug.

Reinhard Rube übernahm also den Betrieb und baute ihn in den folgenden Jahrzehnten zu einem beachtlichen Industrieunternehmen aus. Während noch 1900 wie zur Zeit der Gründung der Firma mit elf Arbeitern und drei Angestellten die Produktion bestritten wurde, sollten 1922 hier 180 Menschen arbeiten, darunter zahlreiche Frauen. Um die alte Klostermühle gruppierten sich im Laufe der Zeit immer mehr Gebäude: 1903 entstand ein Lagerhaus, in dem bald größere und leistungsfähigere Maschinen untergebracht wurden. Für die wachsende Verwaltung wurde 1907 ein neues Kontorgebäude errichtet. 1910 ein weiteres Lagerhaus, das an das neue Fabrikationshaus anschloß. Es war im übrigen wohl dieses Gebäude, das nur vier Jahre später ein Kriegslazarett beherbergte.³⁴⁷ Im Kriegsjahr selbst, 1914, ließ Rube ein neues Kesselhaus bauen und ein Wohnhaus. Ein Jahr später entstanden wiederum Lagerräume für Rohstoffe. Einen vorläufigen Abschluß dieser Aufbauphase der Weender Pergamentpapierfabrik Rube & Co von einem kleinen Betrieb zu einem echten Industrieunternehmen stellte der Bau einer weiteren großen Lagerhalle 1920 dar, in der zwei Jahre später eine neue moderne Pergamentiermaschine untergebracht werden sollte, die im übrigen noch bis 1991 in Betrieb

³⁴⁷ Vgl. unten »Mobilmachung und Alltag«, S. 270f.

blieb. In Zusammenhang mit dem Ausbau der Fabrik zu Beginn der 20er Jahre entstanden längs des Weendebaches zwei künstliche Seen, die zur Klärung des Weendewassers, dessen Sauberkeit an dieser Stelle doch zu Wünschen übrigließ, diente. Aber das Unternehmen entwickelte sich nicht allein quantitativ weiter; es kamen auch neue Fertigungszweige hinzu. Neben der eigentlichen Pergamentpapierherstellung und dem kundengemäßen Zuschneiden des gewonnenen Papiers wurde das Papier nun auch in Weende bedruckt. Eindrucksvoll spiegelt sich schließlich in den 20er Jahren die betriebliche Expansion in den Produktionszahlen nieder. Im Gründungsjahr der Firma 1874 wurden hier in Weende etwa 21.500 kg Pergamentpapier hergestellt, 1922 sollten es etwa 908.500 kg sein.

Die Beschreibung der Expansion der Weender Pergamentpapierfabrik wäre unvollständig, würde man den Blick nicht auch auf den unmittelbar neben der Fabrik gelegenen Park richten, in dessen Mitte sich die stattliche, im Stil der Jahrhundertwende errichtete Fabrikantenvilla befand und beredt Ausdruck gab von dem gewachsenen Selbstbewußtsein seiner Bewohner. Der Fabrikant Rube jun. lebte hier mit seiner Familie in relativer Abgeschlossenheit von der Arbeitswelt der Fabrik wie von dem Lebensalltag der Weender Arbeiter. Die große Distanz zwischen der Arbeits- und Lebenswelt der Arbeiter und dem reichen, luxuriösen Lebensstil des Unternehmers war noch in den 60er Jahren unseres Jahrhunderts deutlich spürbar, wie ein ehemaliger Mitarbeiter der Firma berichtet, der damals für kurze Zeit zu den »Villenbewohnern« gehörte.³⁴⁸

Mit dem Ausbau der Weender Pergamentpapierfabrik zu einem großen Industrieunternehmen veränderte sich natürlich auch die innere Welt des Unternehmens, das Arbeitsleben in den Werkshallen ebenso wie das Verhältnis der Arbeiter zu ihrem Fabrikanten. Sicherlich war es für die Arbeiter wie für die Organisation der Arbeit selbst ein großer Unterschied, ob in einer kleinen Gruppe von elf Männern gearbeitet wurde, oder ob es 180 Arbeitskumpel gab, unter denen zudem eine große Zahl von Frauen anzutreffen war. Die Autorität des Fabrikanten allerdings wird vermutlich in dem einen wie in dem anderen Fall unantastbar und Gehorsamkeit der Arbeiter eine Selbstverständlichkeit gewesen sein. Wie überall beherrschte ein klares Oben und Unten, charakterisierte ein Unterwürfigkeit erheischendes autoritäres Gefälle das Verhältnis der Fabrikanten zu ihren Arbeitern. Allerdings werden die bei Reinhard Rube sen. eingestellten elf Arbeiter noch ein persönliches unmittelbares Verhältnis zu ihrem »Fabrikherrn« – wenn diese Bezeichnung überhaupt zutreffend war – gehabt haben, während das Verhältnis des Sohnes zu seinen Arbeitern deutlich unpersönlicher gewesen sein

³⁴⁸ Vgl. mündliche Mitteilung von H. Kutz, ehemaliger Ingenieur bei 4P Rube.

wird. Immer mehr werden an die Stelle unmittelbar erlebter, persönlicher Autorität und Macht in der größer gewordenen Fabrik formale Herrschaftsstrukturen getreten sein. Ausdruck fand dies unter anderem in sogenannten Arbeitsordnungen.³⁴⁹ Sie waren seit 1891 ausdrücklich gesetzlich vorgeschrieben für Betriebe mit mehr als zwanzig Beschäftigten. In ihnen sollte die Kündigungsfrist sowie die Art und Zeit der Abrechnung bzw. Entlohnung der Arbeiter festgelegt sein.³⁵⁰

Zum Jahreswechsel 1904/5 gab auch R. Rube jun. seinen Arbeitern eine Arbeitsordnung für die Pergamentpapierfabrik Rube & Co bekannt, die das Verhältnis der Arbeiter zu ihrem Betrieb definierte.³⁵¹ Unmittelbar zuvor war die Fabrik erweitert und maschinell erneuert worden. Sehr wahrscheinlich war die Belegschaft in diesem Zusammenhang angewachsen, und sicherlich hatte sich mit den neuen Maschinen auch der Arbeitsrhythmus selbst in den Werkshallen verändert. Wie vorgeschrieben waren in ihr nun Arbeitszeit, der Modus der Lohnzahlungen sowie die Bedingungen von Kündigungen festgelegt. Gerade in diesem letzten Punkt verbarg sich der reale Hintergrund von Autorität und Macht der Fabrikanten jener Zeit: die Möglichkeit zur willkürlichen Entlassung.³⁵² In diesem Sinne hieß es auch in der Arbeitsordnung von Rube & Co in knappen und deutlichen Worten: Unabhängig von einer sonst für beide Seiten geltenden 14tägigen Kündigungsfrist könne sofort entlassen werden, »wer im Dienst betrunken ist. Wer dem Arbeitgeber oder dessen Stellvertreter Gehorsam verweigert. Wer seine Mitarbeiter aufwiegelt.« Um umgekehrt aber einer spontanen Kündigung der Arbeiter entgegenzuwirken, die etwa der Unzufriedenheit mit der »Fabrikantenherrschaft« entsprangen, war die Lohnauszahlung so geregelt, daß der Fabrikant am Auszahlungstag, der alle vierzehn Tage samstags war, eben für jenen letzten Tag den Lohn zurückbehält. Eine Regelung, die darüber hinaus sicherlich allgemein zur sozialen Disziplinierung der Arbeiterschaft beitragen sollte.³⁵³

Neben den beschriebenen Veränderungen, die die Expansion der Pergamentpapierfabrik seit der Jahrhundertwende begleiteten, trat 1923 eine weitere. Sie betraf die Organisation des Kapitals, die finanzielle Grundlage des Unternehmens. Seit ihrer Gründung vor fünfzig Jahren, als Reinhard Rube sen.

³⁴⁹ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd. 1, S. 310.

³⁵⁰ Vgl. Ritter/Tenfelde, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871-1914, S. 395ff.

³⁵¹ Vgl. Dokumenten- und Quellensammlung zur Geschichte 4P Rubes gesammelt von H. Kutz, Weende.

³⁵² Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd. 1, S. 310.

³⁵³ Vgl. Ritter/Tenfelde, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871-1914, S. 395-405.

sich zur Finanzierung seines Vorhabens mit seinen Dortmunder Gesellschaftern zusammengetan hatte, existierte die Firma Rube & Co als offene Handelsgesellschaft, in der die Gesellschafter, seit 1884 war R. Rube dies allein, mit ihrem Kapital persönlich hafteten. Nachdem nun die kleine Fabrik zu einem großen Industrieunternehmen herangewachsen war, wurde die Firma 1923 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, deren Generaldirektor Reinhard Rube jun. nun war. Damit würde die finanzielle Ausstattung auf breiterer Basis ruhen und für Investitionen benötigtes Kapital leichter zu beschaffen sein.

*Das Aluminiumwerk Carl Albrecht – heute: Alcan
Deutschland GmbH*

Die Wurzeln der heutigen Alcan Deutschland GmbH gehen auf den Göttinger Kaufmann Gustav Löding zurück, der sich 1905 entschloß, seinen kleinen Handwerksbetrieb in der Burgstraße 10 für die Herstellung von metallenen Rasiernäpfen umzurüsten. Einer Anekdote zufolge soll diese Entscheidung auf einer Reise nach Nürnberg gefallen sein: Als er sich dort rasieren lassen wollte, war dem Barbier der Rasiertopf aus Porzellan heruntergefallen und zersprungen. Sehr zum Ärgernis des Kaufmanns, der es recht eilig hatte, so daß dieser den Entschluß faßte, bei seiner Rückkehr nach Göttingen in seinem kleinen Handwerksbetrieb unzerbrechliche Rasiernäpfe herzustellen.³⁵⁴

Tatsächlich rüstete Gustav Löding die Werkstatt noch im selben Jahr entsprechend um und begann mit wenigen Mitarbeitern die Produktion von Rasiernäpfen aus Aluminium. Genau sechzig Jahre zuvor, 1845, war es dem Göttinger Professor Friedrich Wöhler erstmals gelungen, ein Kügelchen von diesem Leichtmetall zu gewinnen, auf dem nun die wirtschaftlichen Aktivitäten Gustav Lödings ruhten. Obwohl das Geschäft gut ging und Löding bald neben den Rasieröpfen auch Küchengeräte herstellte, fehlte es ihm doch an finanziellen Mitteln, den Betrieb wirklich zu vergrößern. So trat 1908 der Kaufmann Carl Albrecht als Teilhaber ein. Die »Aluminiumwerke Löding & Albrecht«, wie der nun erweiterte Betrieb hieß, existierten lediglich ein Jahr. Bereits 1909 trennten sich die Partner wieder und Carl Albrecht machte sich selbständig. Er erwarb ein Grundstück in der Weender Feldmark nahe zur Göttinger Gemarkungsgrenze, gründete am 1. Oktober 1909 ein eigenes Unternehmen, das »Aluminiumwerk Carl Albrecht«, ließ hier Fabrikationsräume errichten und begann mit der Produktion von Haus- und Küchengeräten aus Reinaluminium. Als zwei Jahre später, 1911,

³⁵⁴ Vgl. Chronik Alcan Deutschland, 1928-1985. Hrsg. v. Alcan Aluminiumwerke GmbH, 1987, S. 75.

weitere Fabrikgebäude entstanden, in denen Geschirrzehpressen und eine Stanzerie untergebracht werden, war damit ein bedeutender Schritt zur Mechanisierung der Produktion verbunden.³⁵⁵ Während des Ersten Weltkriegs wurde die Produktion auf – kriegsverwendbare – Feldflaschen und Trinkbecher umgestellt. Auch in dieser Zeit scheint das Unternehmen zu expandieren, denn noch während des Krieges 1917 konnte ein zweites Grundstück gegenüber der Fabrik angekauft werden.³⁵⁶ Eine neue Werkhalle entsteht, 1920 ein neues Verwaltungsgebäude.³⁵⁷ Die ersten Jahre der Weimarer Republik waren für die Firma Albrecht mit einem beachtlichen wirtschaftlichen Aufschwung verbunden. Dazu trug der allgemeine Nachholbedarf an Haus- und Küchengeräten der Nachkriegszeit ebenso bei, wie die devisenbringenden Exportaufträge, die in der Inflationszeit besonders wichtig waren.³⁵⁸ Offenbar hatte sich Carl Albrecht mit der Expansion seines Aluminiumwerkes in den Jahren der Inflation jedoch wirtschaftlich übernommen. 1926 mußte er das Werk zwei Banken übertragen und 1930 wurde es schließlich von einem kanadischen Konzern, der Aluminium Limited, Toronto, übernommen.

So existieren die Aluminiumwerke wie auch die Pergamentpapierfabrik Rube & Co noch heute als bedeutende Industrieunternehmen in Weende, allerdings als Teil internationaler Konzerne.

Neben den bisher beschriebenen Fabriken etablierten sich im Laufe des 19. Jahrhunderts weitere gewerbliche Unternehmen, die im weiteren Sinne der Lebensmittelbranche zuzuordnen sind: die *Liqueurfabrik Petsche & Co* sowie die *Gambrinus-Brauerei* am Weendespring. Für ihre Niederlassung und Entwicklung wird sicher die landwirtschaftliche Struktur Weendes eine gewisse Rolle gespielt haben, wie die Existenz großer gutsähnlicher Betriebe, die die Rohstoffe bereitstellen konnten. Für die Wahl des Weendesprings als Produktionsort der Gambrinus-Brauerei wird zudem wichtig gewesen sein, daß hier gutes Wasser in ausreichendem Maße zur Verfügung stand.

Bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück reicht die Geschichte der Likörfabrik Petsche & Co. Sie begann damit, daß im Jahre 1830 die Gastwirtsfrau

³⁵⁵ Vgl. Chronik Alcan Deutschland, S. 14.

³⁵⁶ Zwar heißt es in der Chronik des Alcan-Werkes, die Entwicklung der Fabrik sei durch den Ersten Weltkrieg gestoppt worden, doch wird auch hier die Grundstücksneuerwerbung von 1917 erwähnt. Vgl. Chronik Alcan Deutschland, S. 14.

³⁵⁷ Vgl. Weender Rathaus, Nr. 59, 8. Dezember 1989 und Göttinger Tageblatt, Nr. 223, 1. Oktober 1959 (50 Jahre Aluminiumwerk Göttingen).

³⁵⁸ Vgl. Chronik Alcan Deutschland, S. 14f.

und Witwe Charlotte Petsche das ebenso großzügige wie stattliche Schlemmsche Gutshaus mit Hofgebäuden kaufte, um hier eine Schnappsbrennerei zu etablieren. 1865 – also gut dreißig Jahre später – findet sich die Firma unter dem Namen PH. D. Petsche Wwe & Co. im Firmenbuch des Königreich Hannovers verzeichnet.³⁵⁹ Inzwischen war sie in den Besitz der Familie Franz Lütgens gelangt. Dies sollte bis zum Verkauf der Firma im Jahre 1920 an die süddeutsche Weinbrandbrennerei Bado auch so bleiben. Zumindest gegen Ende des 19. Jahrhunderts muß die Likörherstellung ein erfolgreiches wirtschaftliches Unternehmen gewesen sein; so gehörten die späteren Geschäftsinhaber, die Brüder Franz und Gustav Lütgens, mit Abstand zu den wohlhabendsten Einwohnern Weendes.³⁶⁰ Die Belegschaft scheint jedoch stets klein gewesen zu sein. Noch um 1900 zählte sie offenbar lediglich 16 feste, sozialversicherte Beschäftigte, wie aus einem Anmeldeverzeichnis für die Invaliditäts- und Altersversorgung hervorgeht.³⁶¹ Für die Gambrinus-Brauerei, die 1888 an die Stelle der Laporteschen Wollweberei am Weendespring getreten war, führte dasselbe Verzeichnis zwanzig Beschäftigte auf. Die Brauerei hatte nach dem Konkurs des Wollfabrikanten das Gelände am Weendespring aufgekauft. In Erinnerung an die Auseinandersetzung mit der Laporteschen Wollfabrik hatte die Gemeinde nun einige Auflagen gemacht, um in Zukunft eine Verschmutzung des Weendebaches an seiner Quelle zu verhindern.³⁶²

Vergegenwärtigt man sich abschließend noch einmal die Gründung der verschiedenen Unternehmen und Fabriken in Weende, so muß man den Eindruck gewinnen, daß Weende sich im Laufe des 19. Jahrhunderts als ein geeigneter, günstiger Standort für die Ansiedlung von Industrieunternehmen bzw. Fabriken erwiesen hatte. Welche örtlichen Gegebenheiten hatten hierzu beigetragen? Was machte den Ort in dieser Hinsicht attraktiv? Einen sicherlich wichtigen Grund hatte der Kaufmann Laporte genannt, als er 1848 beim königlichen Amt Göttingen um die Konzession für seinen Betrieb bat: die im Vergleich zu anderen umliegenden Orten außerordentlich hohe Anzahl von Häuslingen, d.h. von landlosen Einwohnern, die potentielle Arbeitskräfte darstellten. Hinzu kam, daß ein Energieträger vorhanden war: das Wasser. Mit Ausnahme der Aluminiumwerke und der Likörfabrik waren es die zahlreichen Mühlen Weendes, die zum Ausgangspunkt industrieller Unternehmungen wurden. Und natürlich

³⁵⁹ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 463f, Anm. 183 und Firmen-Buch für das Königreich Hannover, Hannover, 1865.

³⁶⁰ Vgl. Wählerlisten zu den Gemeindewahlen, NHStAH, Hann 74 Gö, J, 208/9.

³⁶¹ Vgl. StadtAGött, unsortierte Kartons zur Weender Geschichte ab 1900.

³⁶² Vgl. oben Kapitel »Auf dem Weg in das Industriezeitalter«.

spielte auch hier wieder die Nähe zur Stadt Göttingen eine Rolle. In zweifacher Hinsicht: Den wirtschaftlich aktiven und beweglichen Handwerkern und Kaufleuten, die noch in den Fesseln des Zunftregiments gefangen waren, bot sich Weende als eine Art »Zufluchtsort« an. Es war weit genug entfernt, um sich dem Zugriff der Gilden und Zünfte zu entziehen; und es war nahe genug, um die wirtschaftlichen Vorzüge – vor allem im Hinblick auf den Handel – ausnützen zu können, die eine Stadt bot. Dies wurde sicherlich besonders deutlich, als 1854 die Stadt Göttingen einen Eisenbahnanschluß erhielt und sich später das Güterbahnhofsgelände bis zur Weender Gemarkungsgrenze erstreckte. Sicherlich wird dies auch der Kaufmann Albrecht bedacht haben, als er sich 1909 entschied, zur Göttinger Grenze hin Land der Weender Feldflur zu kaufen.

Die Feinbäckerei Thiele

Die Existenz der Fabriken und der Wandel Weendes zu einem Industrie- und Arbeiterort hatte schließlich auch Rückwirkungen auf den traditionell gewerblichen Bereich. Besonders deutlich wird dies am Beispiel der Bäckerei Thiele. Aus einem Nebenbetrieb der Müllerei entwickelte sich in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts kontinuierlich eine Großbäckerei, die heute über Filialen in Göttingen, Northeim, Einbeck, Uslar, Hardegsen und Kassel verfügt.

Die Anfänge der Bäckerei gehen auf Wilhelm Thiele zurück, einem Müller aus Emmenhausen, der 1878 in Weende die Obere Mühle erwarb, zu der bereits ein kleine Bäckerei mit einer Backstube und einem Backofen gehörte.³⁶³ Bis zur Jahrhundertwende sollte sich der Schwerpunkt der wirtschaftlichen Tätigkeit des Müllers Thiele immer deutlicher zur Bäckerei verlagern. Es waren die Jahre vor der Jahrhundertwende, in denen die Bevölkerung Weendes noch einmal kräftig anstieg, als die Weichen für den Ausbau der Mühle zu einer Großbäckerei gestellt wurden. Die äußeren Daten sind schnell genannt:³⁶⁴ 1893 Ankauf eines weiteren Grundstückes mit Wohnhaus südlich des Weendebaches der Mühle gegenüber; 1898 räumliche Erweiterung der Bäckerei mit einer zweiten Backstube und einem zweiten Brustfeuerungssofen; 1904 die Anschaffung der ersten Maschine, einer mit Wasserkraft angetriebenen Knetmaschine; 1910 erneut räumliche Erweiterung;

³⁶³ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 430f. und StadtAGött, III K 204, Vom kleinen handwerklichen Familienbetrieb zum industriellen Kleinbetrieb. Eine Arbeit einer 9. Klasse der Hainbundschnule aus dem Jahr 1978.

³⁶⁴ Zur Geschichte der Feinbäckerei Thiele vgl. StadtAGött, III K 204, Vom kleinen handwerklichen Familienbetrieb zum industriellen Kleinbetrieb. Arbeit einer 9. Klasse der Hainbundschnule aus dem Jahr 1978.

gleichzeitig Anschaffung einer Turbine, die künftig die Knetmaschine antrieb. Hergestellt wurden vor allem Brot und Zwieback sowie der sogenannte Hausback, bei dem die Kunden den fertigen Teig zum Backen brachten. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts verließen wöchentlich 1800 Brote die Backstube, in der zwei Bäcker tätig waren. Bereits seit mehreren Jahren bestand die Kundschaft der Bäckerei nicht allein aus Weendern. Vielmehr hatte der Sohn August den überörtlichen Verkauf in die Hand genommen. Mit Pferd und Wagen fuhr er das Brot in Göttingen und seiner Umgebung aus.

Überblickt man noch einmal die Anfänge der Bäckerei Thiele in diesen Jahren des Kaiserreiches und fragt nach den Gründen des wirtschaftlichen Aufschwungs, so lassen sich mehrere Momente erkennen. Zunächst vollzog sich der Ausbau der Bäckerei in jenen Jahren, in denen die Bevölkerung Weendes kräftig anstieg. Dabei wuchs vor allem die Gruppe, die als Arbeiter in den Weender und Göttinger Fabriken oder bei der Eisenbahn beschäftigt waren. Sie besaßen kaum die Möglichkeit, ihre Lebensmittel – wie das Brot – selbst herzustellen. Die Nachfrage danach stieg also an. Wirtschaftlich positiv wirkte sich auch die Verbindung von Mühle und Bäckerei aus. Bis in die ersten Jahre des 20. Jahrhunderts hinein wurde ausschließlich das Mehl aus der eigenen Mühle zum Backen verwendet. Das bedeutete, daß der Rohstoff für Wilhelm Thiele preiswert war; ein Moment, das noch durch generell niedrige Getreidepreise verstärkt wurde. Darüber hinaus flossen die Gewinne des Mühlenbetriebes mit in den Ausbau der Bäckerei. Immerhin: 1878 hatte Wilhelm Thiele noch einen Kredit aufnehmen müssen, um den Ankauf der Oberen Mühle zu finanzieren. 15 Jahre später war es ihm möglich, das angrenzende Grundstück zu erwerben und so die Basis für den Ausbau der Backstube zu schaffen.

Schließlich aber trugen sicherlich die Anstrengungen, der Zusammenhalt und die Zielstrebigkeit der »Gründerfamilie« Thiele selbst erheblich zum Geschäftserfolg bei. In den entscheidenden Jahren des Ausbaues und Wachstums – etwa von 1890 bis 1904 – arbeiteten fast alle Familienmitglieder, Wilhelm und Albertine Thiele sowie vier ihrer sechs Kinder, im Betrieb mit. Der älteste Sohn Heinrich hatte in der Tradition des Vaters das Müllereihandwerk erlernt und arbeitete im Mühlenbetrieb seiner Eltern, bis er 1904 sich selbständig machte. Die Tochter Berta, die unverheiratet geblieben war, stand zeit ihres Lebens der Bäckerei zur Seite. Der ebenfalls unverheiratet gebliebene Sohn August organisierte den Verkauf des Brotes und erschloß Absatzmärkte über das Dorf hinaus. Der jüngste Sohn Karl lernte nach dem Abschluß der Mittelschule das Bäckerhandwerk. Damit gab es in der Familie für diese beiden wirtschaftlichen Betriebszweige eine ausgebildete Fachkraft.

Bemerkenswert ist auch, wie nach dem Tod der Eltern 1904 die Erbschaft geregelt wurde. Kaum vier Jahre nach dem Abschluß seiner Berufsausbildung übernahm der Sohn Karl den gesamten elterlichen Betrieb. Der größere Bruder machte sich mit einer Mühle in Stockhausen selbständig. So ergab sich der zumindest unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten glückliche Umstand, daß fast die gesamte Familie in der wirtschaftlich entscheidenden Phase vor der Jahrhundertwende im Betrieb mitwirkte, nach dem Tod der Eltern aber das Familienwerk nicht auseinanderfiel, sondern an den jüngsten Sohn geschlossen weitervererbt wurde.

Die Weender Arbeiterschaft

»Hinsichtlich des irdischen Besitzes treten hier starke Gegensätze hervor: einer geringen Zahl wohlhabender, ja reicher Gemeindemitglieder, die aus landwirtschaftlichem Großbetrieb oder Fabriken ihren Erwerb haben, stehen meist solche gegenüber, die aus der Hand in den Mund leben und zum Teil geradezu Not leiden.«³⁶⁵ Dies war eine nüchterne, wenig spektakuläre Feststellung, die der Weender Pastor Meyer 1897 in seinem Visitationsbericht traf. Und doch verbarg sich hinter ihr jene neue, grundlegende soziale Differenzierung der Gesellschaft, die sich mit der Industrialisierung verband: Einer kleinen Anzahl reicher, gutsituierter, ihre Interessen geltend machender Fabrikanten stand in krasser Ungleichheit das große Heer der von ihnen abhängigen Arbeiter gegenüber. In Weende zeigten sich diese Konturen einer kapitalistischen Klassengesellschaft mit bemerkenswerter Klarheit und Deutlichkeit.

Natürlich: Arm und reich, besitzlos oder besitzend, diesen Gegensatz kannte ebenso die traditionelle Gesellschaft. Dort allerdings gründete die Ungleichheit auf einer prinzipiellen rechtlichen Ungleichheit der Menschen innerhalb der geltenden Standesordnung. Jetzt am Ende des Jahrhunderts in der Welt der Fabriken und Maschinen teilte sich die Gesellschaft in soziale Gruppen, in Klassen, deren Mitglieder prinzipiell die gleichen bürgerlichen Rechte und Freiheiten für sich beanspruchen konnten, die aber auf Grund ihrer Stellung im Wirtschaftsprozeß selbst sich mehr oder weniger schroff gegenüberstanden. Ein neues System sozialer Ungleichheit etablierte sich, das in bedeutendem Maße den Zugang des einzelnen zu Lebenschancen und Lebenswohl bestimmte.³⁶⁶

Die soziale Ungleichheit sollte im Verlauf der Industrialisierung zunehmend als soziale Ungerechtigkeit empfunden werden, die es zu überwinden galt. Natürlich

³⁶⁵ KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 103, 1897.

³⁶⁶ Vgl. Rürup, Deutschland im 19. Jahrhundert 1815-1871, S. 86.

in erster Linie von denen, die sich innerhalb dieses Systems auf der beschwerlichen und ärmlichen Seite befanden: den Arbeitern. Deren Forderung nach Teilhabe am gesellschaftlichen Reichtum wie auch nach politischer Partizipation in einer politischen Ordnung, die zur Verfestigung der Ungleichheit betrug, artikulierte sich am deutlichsten in der Arbeiterbewegung, d.h. der Sozialdemokratie und den Gewerkschaften. In Weende sollten sie erst im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts voll in Erscheinung treten. Bevor aber hiervon berichtet werden soll, sei der Blick zunächst auf die Arbeits- und Lebensverhältnisse der Weender Arbeiter gerichtet, sofern dies auf der Grundlage der recht schmalen Überlieferung möglich ist.

Herkunft und Lebensbedingungen

Wie schon erwähnt, wuchs der Anteil der Arbeiter unter den Erwerbstätigen in Weende vor allem im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts stetig an: von einem knappen Drittel im Jahr 1884 auf fast die Hälfte im Jahr 1915.³⁶⁷ Wenn ihr wirtschaftlicher Status als Lohnabhängige in einer Fabrik oder einem Industrieunternehmen auch gleich war, so stellte die Arbeiterschaft keineswegs eine von vornherein homogene Gruppe dar. Unterschiedlich war ihre Herkunft wie ihre berufliche Bildung.

In den ländlichen Regionen entstammten die Arbeiter zumeist den landlosen Unterschichten, den Häuslingen, wie sie in Südniedersachsen genannt wurden. In der vorindustriellen Gesellschaft lebten sie hauptsächlich vom Tagelohn auf den Feldern oder von der (textilen) Heimarbeit. Sie waren diejenigen Mitglieder der Gesellschaft, die an den Widersprüchen und Unzulänglichkeiten der althergebrachten sozialen Verhältnissen am stärksten zu leiden hatten. Die Tatsache, daß in Weende zahlreiche Menschen dieser Gruppe angehörten und so als potentielle Arbeitskräfte zur Verfügung standen, war ja seinerzeit auch für den Kaufmann Laporte ein Grund gewesen, es in Weende mit einer Fabrikgründung zu versuchen. In diesem Zusammenhang wird denn auch erstmals von Weender Fabrikarbeitern berichtet. Damals, 1848, protestierten vierzig Arbeiter der Laporteschen Wollwarenfabrik gegen die vorübergehende Schließung der Fabrik, die von der Göttinger Tuchmachergilde erzwungen worden war.³⁶⁸ Über die näheren Umstände dieses Protestes wissen wir leider nichts. Wer genau protestierte da: waren es noch Heimarbeiter oder bereits Fabrikarbeiter im industriellen Sinne? Hatte der Fabrikbesitzer sie zu dieser Aktion gestoßen und gedrängt, oder handelte es sich um eine

³⁶⁷ Vgl. oben das Kapitel »Das überfüllte Dorf«, S. 119.

³⁶⁸ Vgl. oben das Kapitel »Auf dem Weg in das Industriezeitalter«.

Protestaktion im eigenen Interesse? Denkbar wäre das schon. Denn ein Tag ohne Arbeit war ein Tag ohne Verdienst. Und es herrschte Mangel an beidem in jenen Jahren.

Mit der fortschreitenden Industrialisierung und der wachsenden Mobilität der Menschen wurde die Weender Arbeiterschaft im Hinblick auf ihre Herkunft zu einer recht vielgestaltigen und farbigen Gesellschaft. »Ein buntes Gemisch aus Zuzüglern aus allerlei Volk und Land ist hier zusammengekommen: außer solchen, die aus der Nähe und Ferne des hannoverschen Gebiets zugezogen sind, findet man hier Leute aus Braunschweig und Oldenburg, Brandenburg und Schlesien, Sachsen und Baiern, vom Rhein, aus der Schweiz u.s.w.«³⁶⁹ In dieser Schilderung des Weender Pastors Meyer von 1891 erscheint der Ort geradezu als ein Schmelztiegel von Menschen verschiedenster Herkunft und Tradition. Dieses Zusammentreffen von Menschen aus unterschiedlichen regionalen Räumen war in den industrialisierten Regionen Deutschlands ein allgemeines Phänomen.³⁷⁰ Es stand in starkem Kontrast zu der ständischen wie auch räumlichen Gebundenheit des Lebens in der traditionellen Gesellschaft. Besonders in bürgerlich-konservativen wie auch kirchlichen Kreisen trug diese Fluktuation und Mobilität der Arbeiter dazu bei, sie als heimat- und bindingslos zu etikettieren. So fährt auch der Weender Pastor wenig später in seinem Bericht fort. »Von Gemeinschaftsgefühl ist daher hier nichts zu finden, keine Liebe zum Ort, der den meisten gleichgültig bleibt und keine Liebe zum Gotteshause [...] Heimatlos sind sie daher in zweifachem Sinne, insofern ihnen die irdische und die himmlische Heimat fehlt.«

Sich ein Bild davon zu machen, wie diese offenbar recht bunt zusammengewürfelte Gruppe der Weender Bevölkerung, die Arbeiter und ihre Familien, tatsächlich lebten, ist ein schwieriges Unterfangen, weil authentisches, unmittelbares Material hierüber kaum zur Verfügung steht.

Grundsätzlich wird man davon ausgehen können, daß für sie gegolten haben wird, was allgemein die Lage dieser neuen sozialen Gruppe charakterisierte: nämlich daß sich die anfangs äußerst kläglichen Arbeits- und Lebensbedingungen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts verbesserten. Besonders in den Anfangsjahren der Industrialisierung bis etwa zur Gründung des Kaiserreiches lebten die lohnabhängigen Arbeiter meist in äußerst labilen und bedrückenden Verhältnissen: Extrem lange Arbeitszeiten verbunden mit niedrigen Löhnen, die selten ausreichten, eine Familie zu ernähren, prägten das Leben. Wie eine

³⁶⁹ KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende, 103, 1891.

³⁷⁰ Vgl. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1849-1914, Dritter Band, S. 785f.

Bemerkung des Weender Klosteramtmanes Lueder aus dem Jahr 1846 zu entnehmen ist, arbeiteten in dieser Zeit sehr wahrscheinlich vorwiegend Frauen, erwachsene Mädchen und Kinder in den Fabriken, wo sie ihr Arbeitstag 14 Stunden umfaßte und ihnen eine Tagelohn von drei bis vier Groschen gezahlt wurde. Damit lag ihr Lohn deutlich niedriger als der Tagelohn in der Landwirtschaft. Hier verdienten Männer sechs bis sieben Groschen und Frauen fünf bis sechs Groschen.³⁷¹ Ohne jedes soziale Netz und ohne jede arbeitsrechtliche Absicherung waren sie den natürlichen Wechselfällen des Lebens wie Krankheit, Alter oder Tod des Hauptverdieners ebenso ungeschützt ausgeliefert wie dem Verlust des Arbeitsplatzes aus wirtschaftlichen bzw. betrieblichen Gründen oder einfach aus Willkür des Fabrikanten. Im Zusammenhang mit der Pergamentpapierfabrik Rube & Co ist schon darauf hingewiesen worden, daß gerade in der Möglichkeit zur Entlassung die Macht des Fabrikanten über seine Arbeiter wurzelte.

Seit den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts begann sich allmählich dieser einem Tagelöhnerdasein noch sehr verwandte soziale Status der Arbeiter zu bessern. Langsam begannen die Löhne zu steigen. Und wenn diese Steigerung auch teilweise durch den Anstieg der Lebensmittelpreise wieder aufgefressen wurde, und wenn auch der Anstieg der Löhne sehr differierte, je nach eigener Qualifikation und Industriebranche, so hob sich unter dem Strich doch allmählich insgesamt der Lebensstandard der Arbeiter in einem Ausmaß, den nach Auffassung einiger Historiker nur wenige zu Beginn der Industriellen Revolution für möglich gehalten hätten.³⁷²

Von dieser allgemeinen positiven Entwicklung der Lebensumstände werden auch die Weender Arbeiter und ihre Familien nicht unberührt geblieben sein. Allerdings vermitteln die wenigen vorhandenen Hinweise auf die unmittelbare soziale Lage der Weender Arbeiter ein weniger eindeutiges Bild. Nun entstammen diese Nachrichten größtenteils den bereits herangezogenen Berichten des Weender Pastors Meyer aus den Jahren kurz vor der Jahrhundertwende sowie dem Protokoll einer Kirchenkonferenz Göttinger Pastoren zur »Sozialen Frage«, die 1891 abgehalten wurde. Natürlich sind diese Schilderungen des Arbeitermilieus nicht unparteiisch. Vielmehr erscheint hier die Welt der Arbeiter stets im Licht religiöser Frömmigkeit und Sittlichkeit, die sich zudem mit einer politisch national-konservativen, in jedem Falle kaiser- und staatstreuen Haltung verband, die für die Geistlichkeit jener Zeit typisch war. Hintergrund der Konferenz zur

³⁷¹ Vgl. NHStAH, Hann 81, 3207. Schreiben Lueders vom 27.12.1846.

³⁷² Vgl. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1849-1914, Dritter Band, S. 776.

»Sozialen Frage« war ganz offenbar der unaufhaltsam wachsende Einfluß der Sozialdemokratie auf weite Kreise der Arbeiterbevölkerung, der besonders in den Reichstagswahlen 1890 deutlich geworden war und der die kirchlichen Vertreter stark beunruhigte. Trotz ihrer Parteilichkeit beinhalten diese kirchlichen Berichte mitunter anschauliche und aufschlußreiche Hinweise zum Alltagsleben der Arbeiter. Aber auch unabhängig von der Perspektive des Berichterstatters gilt es mit zu bedenken, daß die Frage, ob und wie stark sich der Lebensstandard der Arbeiter jener Jahre verbessert habe, letztlich eine relative ist. Immer hängt der Maßstab des Urteils davon ab, womit der jeweilige Zustand verglichen wird, etwa mit der Vergangenheit oder mit der Lebenslage anderer Bevölkerungsteile.

Übereinstimmend mit der allgemeinen Aufwärtsentwicklung schrieb Pastor Meyer etwa 1891 »Ihr [der Fabrikarbeiter] Erwerb ist im ganzen lohnend, so daß die meisten in ganz auskömmlicher Lage leben könnten, da es aber bei sehr vielen an einer geregelten Haushaltsführung fehlt, und die Genußsucht in allerlei Gestalt viel Geld verschlingt, so giebt's Dürftigkeit und Armut genug in Weende.«³⁷³ Ähnlich sah es der Groner Pastor von Helmolt, dessen Gemeinde sich sicherlich zum großen Teil aus Arbeitern der Levinschen Textilfabrik zusammensetzte. Anlässlich der Konferenz der Göttinger Pastoren zur »Sozialen Frage« meinte er: »Die Lebensumstände haben sich allgemein ganz bedeutend gebessert gegen die Zeit vor 20-30 Jahren. Damals habe der Arbeiter auf dem Lande für das Brotkorn eine ganze Woche arbeiten müssen, jetzt könne er es in ungleich kürzerer Zeit verdienen. Aber die Ansprüche der Leute seien jetzt zu groß. Die notwendigen Bedürfnisse seien nicht einmal im Preis gestiegen. Das Brot sei sogar billiger.«³⁷⁴

Wie es ja kaum anders zu erwarten war, hatten offensichtlich auch die Weender und Groner Arbeiter Anteil an dem allgemeinen Lohnanstieg, der zur Verbesserung ihres Lebensstandard beigetragen haben dürfte. Dennoch spricht Pastor Meyer von Dürftigkeit und Armut in seiner Weender Gemeinde, die er an anderer Stelle genauer schildert: »Neue [Einwohner] kommen während andere wieder fortziehen, alle nur darauf bedacht hier bessern Erwerb als in ihrer Heimat zu haben oder etwas billiger als in der nahen Stadt zu leben, nach der sie täglich zur Arbeit wandern; zum Teil verkommene Existenzen, die bessere Tage gesehen haben, in kümmerlichen Wohnungen sich notdürftig behelfend mit elendem Hausrat, als Bahn-, Feld- und Fabrikarbeiter in der Stadt oder in Weende selbst der Arbeit nachgehend.«

³⁷³ KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 103, 1891

³⁷⁴ KirchenkreisAGött, Sup. Gö. I, Liebes- und Fürsorgetätigkeit 1891, A 360.

Wenn man diesen Berichten Glauben schenken darf, so mündete die allgemeine wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung nicht zwangsläufig und unmittelbar in einer durchschlagenden Verbesserung der allgemeinen Lebensverhältnisse der Arbeiter. Aus der Sicht des Weender Pastors war für die immer noch bedrückenden Verhältnisse unter den Weender Arbeitern nicht so sehr deren soziale Lage verantwortlich, sondern wesentlich eigene persönliche Unzulänglichkeiten wie etwa die Unfähigkeit, einen geregelten Haushalt zu führen.

Mit Sicherheit wird es dies gegeben haben, zumal ein großer Teil der Arbeiter und ihre Frauen ärmlichen und wirtschaftlich wie sozial unsteten Verhältnissen entstammten, so daß viele kaum in Kindheit und Jugend einen »geregelten« Haushalt kennengelernt haben dürften. Abgesehen davon aber stellte eben die Arbeiterschaft keineswegs eine einheitliche Gruppe dar. Das tatsächliche Einkommen des einzelnen konnte sehr unterschiedlich hoch sein und hing von verschiedenen Faktoren ab. Wie bereits erwähnt, spielte die eigene berufliche Qualifikation eine wesentliche Rolle, ebenso der Industriezweig, in dem man beschäftigt war. Im Textilgewerbe etwa, in dem etliche Weender arbeiteten, war das durchschnittliche Einkommen im Vergleich zu anderen Branchen gering. Um 1900 betrug es jährlich etwas mehr als 500 Mark; im Baugewerbe dagegen etwa 900 Mark, während ein Arbeiter im Druckgewerbe gar 1400 Mark verdienen konnte.³⁷⁵ In der Levinschen Textilfabrik in Grone beispielsweise lag 1882/83 der wöchentliche Durchschnittsverdienst bei 8,60 Mark. Legt man zugrunde, daß ein Arbeiter tatsächlich 52 Wochen im Jahr diesen Lohn nach Hause tragen konnte, so hatte ein Levinscher Arbeiter 448 Mark durchschnittlichen Jahresverdienst. Dies galt im Vergleich mit anderen Göttinger Branchen wie auch im Vergleich mit Textilfirmen anderer Gegenden als relativ niedrig.³⁷⁶ Tatsächlich verdienten zum Beispiel etliche der elf bei dem Pergamentpapierfabrikanten Rube beschäftigten Arbeiter um einiges besser, wie aus einem Lohnblatt des Unternehmens aus dem Jahr 1898 hervorgeht.³⁷⁷ Gleichzeitig spiegeln sich hier aber auch die erheblichen Lohnunterschiede innerhalb der Arbeiterschaft. So lag einerseits der Tagesverdienst für die Mehrzahl der Beschäftigten zwischen 2 Mark und 2,20 Mark; hinzu kamen offenbar einige Zusatzvergütungen (wofür ist leider nicht vermerkt). Der Arbeiter Carl Meyer etwa erhielt bei der 14tägigen Lohnzahlung für die Zeit vom 26. September bis 8. Oktober 1898 35,45 Mark. Pro Woche hatte

³⁷⁵ Vgl. Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1849-1914*, Dritter Band, S. 778 und Ritter/Tenfelde, *Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871-1914*, S. 476.

³⁷⁶ Vgl. Kriedte, *Die Kehrseiten der Wohltätigkeit*, S. 89.

³⁷⁷ Vgl. Festschrift »75 Jahre echt Pergament in Weende«, in: *Quellen- und Dokumentensammlung zur Geschichte 4P Rubes*, gesammelt von H. Kutz, Weende.

er etwas mehr als 17 Mark verdient. Das entsprach dem Verdienst eines qualifizierten Arbeiters jener Jahre³⁷⁸ und es war doppelt so viel, wie gut zehn Jahre zuvor ein Arbeiter der Levinschen Fabrik im Durchschnitt nach Hause tragen konnte. Einige der Rubeschen Arbeiter verdienten dagegen lediglich 1,60 Mark bzw. 1,40 Mark am Tag. In jener Woche Ende September 1898 trugen sie 12 Mark bzw. 10,30 Mark nach Hause. Im übrigen zahlte keiner der in der Pergamentpapierfabrik beschäftigten Arbeiter Beiträge für die Krankenkasse oder die Invaliden- und Rentenversicherung. Möglicherweise waren sie also nicht sozialversichert.

In jedem Fall scheint es auch in diesen Jahren allgemeiner Prosperität für etliche Weender Familien notwendig gewesen zu sein, daß mehrere Mitglieder zum Einkommen beitrugen. Noch immer war ein Arbeitereinkommen kein Familieneinkommen.³⁷⁹ So hatte die Arbeiterfamilie mit einer hohen Arbeitsbelastung zu kämpfen, in der ein großer Teil der Schwere und der Problematik des Arbeiterlebens jener Jahre gelegen haben wird. Dies geht auch aus einer Äußerung Pastor Meyers aus dem Jahr 1898 hervor: »Eine Menge von Eisenbahnarbeitern und -beamten niederer Art ist hier, die Sonntags entweder dienst haben oder von der vorhergegangenen Arbeit so müde sind, daß sie die sonntägliche Kirchenzeit zum körperlichen Ausruhen verwenden müssen, um für den am Sonntagabend wieder beginnenden Dienst neue Kräfte zu sammeln. [...] Und wenn aus andern Familien Vater, Sohn, Tochter, oftmals auch die Frau Tag für Tag von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends in der Fabrik oder bei der Feldarbeit thätig gewesen sind, so kann man es verstehen und ist geneigt, wenn auch mit Betrübniß es milder zu beurteilen, daß oftmals die geistige Frische, die Lust fehlt das Gotteshaus zu besuchen und daß andererseits notwendige häusliche Arbeiten, die im Lauf der Woche liegen geblieben sind, davon zurückhalten. [...] Die Kinderzucht läßt allgemein zu wünschen übrig; sie wird dadurch sehr erschwert, daß Vater und Mutter, um der Arbeit nachzugehen, vielfach während der Tageszeit vom Hause abwesend sind und die Kinder sich selbst überlassen.«³⁸⁰ Erinnerung sei an dieser Stelle noch einmal an die Arbeiter in der Pergamentpapierfabrik Rube & Co: 1905 etwa betrug ihre tägliche reine Arbeitszeit 10 Stunden und 40 Minuten. Gearbeitet wurde volle sechs Tage in der Woche jeweils von 6.00 Uhr früh bis 6.00 Uhr abends. Still standen die Maschinen nur am Sonntag. Um gerade in der Pergamentierabteilung die neu angeschaffte Pergamentmaschine voll auslasten zu

³⁷⁸ Vgl. Goehre, Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche, S. 24f.

³⁷⁹ Vgl. hierzu auch Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd. 1, S. 312ff.

³⁸⁰ KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 103, 1897.

können, wurde hier in zwei Schichten rund um die Uhr gearbeitet. Sicherlich wird gerade dieser Wechsel der Schicht für die betroffenen Arbeiter trotz Arbeitszeitverkürzung eine ungeheure körperliche Belastung dargestellt haben.³⁸¹

Und schließlich war neben diesem allen die Wohnungsfrage ein großes Problem, das das Leben der Arbeiterfamilien belastete. Wenn am Ende des 19. Jahrhunderts trotz aller Beschwerden, Risiken und Engpässe der Lebensstandard der Arbeiter sich hob, so drohte die finanzielle Belastung der Mieten diesen gewonnenen Spielraum wieder einzuschränken. Es ist oben schon erläutert worden, daß mit Bevölkerungswachstum und Binnenwanderung Wohnraum knapp, schlecht und teuer wurde.³⁸² Als »abnorm« wurden auf jener Kirchenkonferenz zur »Sozialen Frage« die Mietpreise in den Arbeitervorstädten Grone und Weende bezeichnet.³⁸³ 30 Taler bzw. 90 Mark müsse man im Jahr durchschnittlich in Weende für die Miete aufbringen, erläuterte Pastor Meyer. Der damit notwendig werdende Jahresverdienst von 300 Talern bzw. 900 Mark stünde den Weendern aber nicht zur Verfügung.³⁸⁴ Geht man von dem genannten Durchschnittslohn eines Textilarbeiters aus, so verdienten die meisten Weender wahrscheinlich lediglich knapp die Hälfte dieses Betrages.

Von der Weender Arbeiterbewegung

Als 1897 Pastor Meyer in groben Zügen seinem Superintendenten das soziale Gesicht des Ortes Weende geschildert hatte, ließ er die Bemerkung folgen: »Unter diesen Umständen findet die Sozialdemokratie einen sehr ergiebigen Boden. Einige rührige Vertreter derselben verstehen für ihre Bestrebungen zu wirken und verschaffen ihr einen großen Anhang, der wenn auch nicht immer offen hervortritt, doch bei den Reichstagswahlen mit einer übergroßen Stimmenzahl sich bemerkbar macht.«³⁸⁵ Geradezu zwangsläufig schien sich für Meyer aus der Tatsache, daß in Weende zahlreiche Fabrikarbeiter lebten, ein großer Einfluß der Sozialdemokratie bzw. der Arbeiterbewegung allgemein zu ergeben. Tatsächlich war die Sozialdemokratie im Laufe des Kaiserreiches zu einer Massenpartei herangewachsen, trotz der zwölf Jahre von 1878 bis 1890, in denen sie auf der Grundlage des Sozia-

³⁸¹ Vgl. Arbeitsordnung für die Pergamentpapierfabrik Rube & Co von 1904/5 in: Quellen- und Dokumentensammlung zur Geschichte 4P Rubes gesammelt von H. Kutz, Weende.

³⁸² Vgl. oben das Kapitel »Das überfüllte Dorf«.

³⁸³ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Gö I, Liebes- und Fürsorgetätigkeit 1891, A 360.

³⁸⁴ Vgl. zu den Wohnverhältnissen in Weende oben das Kapitel »Das überfüllte Dorf«.

³⁸⁵ KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 103, 1897.

listengesetzes verboten worden war, ihre Anhänger und Funktionäre verfolgt, zum Teil ausgewiesen und inhaftiert wurden.

Die gemeinsame Erfahrung neuer sozialer Ungleichheit und Unsicherheit, die die Arbeiter in den industriellen Produktionsstätten machen mußten, hatte in Deutschland recht früh zur Bildung von Arbeiterzusammenschlüssen geführt. Durch die Gründung des Deutschen Reiches befördert, kam es schließlich zur Bildung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, die gemeinsam mit den Gewerkschaften das politische Selbstbewußtsein der deutschen Arbeiterschaft prägen sollte. Mehrere Aspekte charakterisieren die Geschichte der Sozialdemokratie in den Jahren des Deutschen Kaiserreiches: (1) Sie war nicht allein die politische Interessenorganisation einer neu entstandenen sozialen Gruppe. Vielmehr wurde sie im umfassenden Sinn zu einer politischen und menschlichen Heimat der als heimat- und bindungslos diffamierten Arbeiter. Eine Bewegung entstand, die das Leben ihrer Mitglieder umschloß, durchdrang und organisierte, die neue Deutungs- und Sinnmuster zum Verständnis der Wirklichkeit, vor allem der sozialen und wirtschaftlichen Realität, bereitstellte. (2) Während des gesamten Kaiserreiches sollte die Arbeiterbewegung und ihre Organisationen in fundamentaler Opposition zum politischen Machtapparat des Kaiserreiches und seiner staatlichen Verfassung stehen. Unversöhnlich, so schien es, standen sich die Arbeiterorganisationen und die konservative, bisweilen reaktionäre herrschende Führungselite aus Bürgertum, Adel und Militär gegenüber. Das große gegenseitige Unverständnis zwischen der anwachsenden, unübersehbaren, aber im System der konstitutionellen Monarchie machtlosen Sozialdemokratie auf der einen Seite und der kleinen, aber demokratisch nicht legitimierten Machtelite auf der anderen Seite bestimmte das politische und geistige Klima auf ungute Weise. Denn das Ungleichgewicht entlud sich in bedrohlicher Revolutionsrhetorik einerseits und in regelrechter politischer Unterdrückung, später in fragwürdiger, aggressiver Diffamierung andererseits.

Diese Spaltung des politischen Lebens wurzelte in dem Verfassungssystem der konstitutionellen Monarchie selbst, das mit Hilfe des sogenannten Dreiklassenwahlrechts weite Teile der Bevölkerung von echter politischer Mitsprache und Mitgestaltung der Gesellschaft ausschloß. Dort, wo es um politische Macht und Weichenstellung ging, d.h. in den kommunalen Gremien wie in den Länderparlamenten, war die Wahl der Abgeordneten über die Steuer an Besitz, Vermögen und Einkommen gebunden, so daß die Mehrheitsfrage gar nicht anders als zugunsten der alten Eliten entschieden werden konnte. Zwar wurden demgegenüber die Mitglieder des Reichstages nach demokratischen Prinzipien gewählt, also in geheimer, gleicher und direkter Wahl, so daß hier ein Ort entstand, in dem sich oppositio-

neller, meist sozialdemokratischer Geist kundtun konnte. Tatsächliche politische Einflußmöglichkeiten besaß er allerdings kaum.

Die Anfänge der politischen Organisation der Weender Arbeiter reichen noch in die letzten Jahre unmittelbarer politischer Repression zurück, in denen jedes öffentliche Wirken der Sozialdemokratie und damit jede offene politische Organisation verboten war. Den Anschein offener politischer Tätigkeit und politischen Interesses vermeidend, suchte man auf kultureller, geselliger Ebene nach Möglichkeiten, sich zusammenzuschließen und das Verbot zu unterlaufen. So wurde – wie auch an anderen Orten – in Weende 1884/5 ein »Arbeiterbildungsverein« gegründet. Über die Umstände seiner Gründung sowie über die ersten Aktivitäten dieses Vereins, seiner Größe und Mitgliederzahl sind leider keinerlei Unterlagen vorhanden. Allein seine Fahne aus dem Jahre 1885 mit der Inschrift »Einigkeit macht stark« ist erhalten.³⁸⁶

Den eigentlichen Startschuß zu einer breiten Entfaltung der »sozialen Bewegung« in Weende wie im gesamten Göttinger Umland gaben erst die Vorbereitungen zur Reichstagswahl 1890. Immer mehr hatten sich in den vorausgegangenen Jahren die Reichstagswahlen als Kristallisationskern politischer Willenskundgebung und politischer Mobilisierung erwiesen. Denn es war ja die paradox anmutende Situation gegeben, daß zwar die SPD als politische Partei verboten war, ihre Vertreter aber dennoch in den Reichstag gewählt werden konnten. So wurden die Reichstagswahlen sowie deren Vorbereitung indirekt zu einem Feld sozialdemokratischer Agitation und trugen zur Ausbreitung sozialdemokratischen Gedankengutes und zur Organisation der Arbeiterschaft bei.

In eben dieser Vorbereitungsphase zu den Reichstagswahlen bat der Weender Maurer Noack den Göttinger Kreissekretär in einem Schreiben vom 6. September 1889, das Vereinsstatut des Weender »Club Eintracht« zu genehmigen. Zweck des Clubs solle es sein, »Eintracht unter den Mitgliedern zu schaffen, sowie die geistige Bildung durch Lesen wissenschaftlicher Werke und Diskussionen zu fördern.« Eintreten konnten alle unbescholtenen Menschen vom 16. Lebensjahr an, bei einem Eintrittsgeld von 30 Pf. und einem monatlichen Beitrag von 10 Pf. Neben diesem Beitrag forderte der Verein von seinen Mitgliedern eine beachtliche Disziplin. Das Fernbleiben von Sitzungen ohne einen »triftigen Grund« wurde mit 10 Pf. bestraft. Ohne selbst Mitglied werden zu können, war es auch Frauen gestattet, den Versammlungen beizuwohnen.³⁸⁷ In welchem Zusammenhang diese

³⁸⁶ Vgl. Ströhlein, Arbeiterkultur in Weende.

³⁸⁷ Vgl. StadtAGött, Pol.Dir. XXVII, 160, Nr. 3.

Vereinsgründung mit dem bereits erwähnten Weender Arbeiterbildungsverein stand, ist leider nicht mehr zu rekonstruieren. Möglich, daß der »Club Eintracht« eine Weiterführung des Arbeiterbildungsvereins auf anderer institutioneller Basis darstellt. In jedem Fall zeigte sich auch hier sozialdemokratischer Organisationswille im Gewand des Bildungsvereins.

Der Hergang dieser Vereinsgründung, die noch in die Zeit der Illegalität der Sozialdemokratie fiel, aber sicher schon im Zeichen einer möglichen Aufhebung der Sozialistengesetze stand, illustriert den zwiespältigen bzw. doppeldeutigen Charakter des Verhältnisses von Herrschaftsapparat und Arbeiterbewegung. Denn obwohl die Behörde hinter die Zielsetzung des Vereins ein großes Fragezeichen setzte, hielt sich der Landrat strikt an den Wortlaut und teilte dem Maurer Noack mit, daß die Gründung des Vereins nicht genehmigt zu werden brauche. Es ist ja kaum vorstellbar, daß der Landrat nicht auch ahnte, wozu dieser so harmlos klingende Verein eigentlich dienen sollte, nämlich der Weender Arbeiterbevölkerung sozialdemokratische Auffassungen zu vermitteln und sie angesichts der bevorstehenden Reichstagswahlen politisch zu mobilisieren. Schon wenige Monate später im Februar 1890 stellte denn auch der Bauermeister Güntge mürrisch fest, daß der »Club Eintracht« ein sozialdemokratischer Verein sei, »welcher durch den jungen Nachwuchs bereits 160 Mitglieder zählen soll.«³⁸⁸

Ganz offenbar war es einigen tüchtigen sozialdemokratischen Rednern gelungen, im Vorfeld der Reichstagswahlen zahlreiche Arbeiter für sich und die Arbeiterbewegung zu gewinnen. Vor allem in Bovenden und Weende, Orten mit einem hohen Arbeiteranteil in der Bevölkerung, fanden 1890 größere sozialdemokratische Wahlversammlungen statt.³⁸⁹ Bezeichnend für die Aufbruchsstimmung jenes Jahres ist der Bericht des Bauermeisters Güntge über die Durchführung der Wahlen in Weende. Neben dem mutiger und herausfordernder werdenden Auftreten der Arbeiter tritt dabei die noch ungebrochene selbstgewisse Autorität des langjährigen Bauermeisters hervor. Wie Güntge der Polizeibehörde berichtete, war am Wahltag im Wahllokal der Maurer Noack erschienen und hatte, auf seine Partei – wie er selbst den »Club Eintracht« nannte – sich berufend, seine Teilnahme am Wahlvorstand gefordert. Obwohl eigens aus Göttingen Genossen eingetroffen waren, um Noack in seiner Forderung zu unterstützen, hatte der Bauermeister dieses Ansinnen unmißverständlich zurückgewiesen. Für ihn war es Zugeständnis genug, daß bei dieser Wahl erstmals auch Sozialdemokraten anwesend sein konnten, als die Stimmzettel geöffnet

³⁸⁸ StadtAGött, Pol.Dir. XXVII, 160, Nr. 3.

³⁸⁹ Vgl. Saldern, Vom Einwohner zum Bürger, S. 99 und NHStAH, Hann 122a, I, 104.

wurden. Diese Prozedur sei im übrigen ruhig vonstatten gegangen dank der Anwesenheit eines Gendarmes und zweier Schutzmänner.³⁹⁰ Der Ausgang der Wahl selbst bescherte den Sozialdemokraten in Weende einen großen Erfolg: 51,6% der Wähler hatten ihre Stimme dem Sozialdemokratischen Vertreter für den Reichstag gegeben. In Bovenden waren es sogar 59,9%, während in Göttingen die sozialdemokratische Wählerschaft mit 16,9% vergleichsweise gering blieb.³⁹¹

In diesem Ergebnis spiegelt sich im übrigen auch die Tatsache, daß die Göttinger sozialdemokratische Bewegung ihren Anfang vom Umland aus nahm, das zu diesem Zeitpunkt teilweise – wie etwa die Orte Bovenden, Grone und Weende – stärker als die Stadt selbst industrialisiert war. »Als Hauptherde und Centralpunkte der Bewegung sind zu nennen Einbeck, Northeim, Göttingen, Weende (mit Bovenden) und Osterode«, hieß es 1891 im Protokoll der Pastorenkonferenz zur »Sozialen Frage«. ³⁹² Und ein Jahr später stellte die Bezirkssynode der evangelischen Pastoren fest: »Ganz stark ist in Weende die soziale Bewegung eingedrungen. Von Weende und den Cigarrenarbeitern in Bovenden, später erst von der Stadt Göttingen, ging die Leitung derselben aus, wurde die Agitation durch Verbreitung von Flugblättern und Abhaltung von Versammlungen zur Zeit der Reichstagswahl betrieben.« ³⁹³ Auch auf der Ebene des Reiches zeigten die Ergebnisse der Reichstagswahlen: Die Sozialdemokratie war trotz ihres Verbotes zu einer politischen Macht herangewachsen, die nicht ohne weiteres unterdrückt und beiseite geschoben werden konnte. Noch im selben Jahr fiel das Sozialistengesetz und die Sozialdemokratie trat aus der Illegalität hervor. In den folgenden Jahren vergrößerte sich auch in Weende ihre Anhängerschaft. Bei den Reichstagswahlen 1898 etwa erhielt hier der sozialdemokratische Kandidat Heimann 262 von 392 Stimmen. ³⁹⁴ So klagte auch 1903 erneut Pastor Meyer darüber, daß in Weende »der Geist der Sozialdemokratie kräftig« umginge und von Jahr zu Jahr mehr an Boden gewänne. ³⁹⁵

Es ist bezeichnend für die Rolle der Arbeiter und ihrer Organisationen im Deutschen Kaiserreich, daß sie auch nach der Aufhebung ihres Verbotes in Gesellschaft und Politik ein Objekt bürgerlichen Argwohns blieben, nach wie vor skeptisch von den staatlichen Behörden beobachtet, die teilweise mit einer Politik der kleinen

³⁹⁰ Vgl. StadtAGött, Pol.Dir. XXVII, 160, Nr. 3.

³⁹¹ Vgl. Wehber, Zwischen Hannover und Preußen. Politische Parteien in Göttingen, S. 257.

³⁹² KirchenkreisAGött, Sup Gö., I, Liebes- und Fürsorgetätigkeit 1891, A 360.

³⁹³ KirchenkreisAGött, Gedruckte Protokolle der Bezirkssynode Göttingen I, 1870-1922, 13. Synode 1892.

³⁹⁴ Vgl. NHStAH, Hann 174 Gö, Nr. 5.

³⁹⁵ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende, 103, 1903.

Nadelstiche den Wirkungskreis der Sozialdemokratie zu schmälern suchten. So wurde auch der Weender »Club Eintracht« 1892 Gegenstand polizeilichen Interesses. Anlaß hierzu hatte der Verein selbst gegeben, als der Vereinsvorsitzende Noack sich bei der Polizei beschwerte, daß der örtliche Gendarm eine ihrer Sitzungen in der Gaststätte Taverna mit dem Hinweis auf die Polizeistunde aufgelöst habe. In diesem Zusammenhang hatte der Landrat um polizeiliche Auskunft gebeten, ob der Verein politische bzw. sozialdemokratische Ziele verfolge. Darin hieß es, »daß Anhaltspunkte nach welchen der Club Eintracht in Weende politische resp. sozialdemokratische Tendenzen verfolgt, bislang nicht zu ermitteln gewesen sind. Die nachfolgenden Mitglieder des betreffenden Clubs Cigarrenmacher Knoke, Maurerpolier Grünekee, Maurer Noack, Schriftsetzer Fahlbusch, Schuhmacher Lange und Tischler Theodor Becker sind hier zwar als sozialdemokratische Anhänger bekannt, in dem sie fast jede sozialdemokratische Versammlung in hiesiger Stadt resp. im Bezirke Göttingen besuchen, aber dennoch kann denselben von hier aus nicht nachgewiesen werden, daß sie auch in Weende in ihrem Club derartige Sachen betreiben. Dem hiesigen sozialdemokratischen Wahlverein gehören sie nach dem hier vorliegenden Verzeichnis nicht an. Außer diesen Personen befindet sich in Weende der früher in Bovenden wohnhaft gewesene Cigarrenmacher und sozialdemokratische Agitator Lechte, welcher mit den Mitgliedern des Clubs 'Eintracht' verkehrt und als Beschwerdeführer gegen Sander [Name des örtlichen Gendarmes] aufgetreten ist. Dieser Lechte ist nach dem erwähnten Verzeichnisse des hiesigen sozialdemokratischen Wahlvereins, Mitglied desselben. Trotz aller Mühe hat aber nicht festgestellt werden können, ob Lechte auch Mitglied des Clubs Eintracht in Weende ist. Nachdem ich als Hilfsbeamter der kgl. Staatsanwaltschaft an den hiesigen kgl. Herrn Ersten Staatsanwalt Heinemann in Betreff einer bei den vorstehend angegebenen Personen eventuell abzuhaltenden Recherchen et. Haussuchungen wandte, wurden diese Maßregeln mit dem Bemerkten abgelehnt, das erst noch bestimmte Beweise, daß in dem betreffenden Club Ungesetzlichkeiten getrieben würden, beschafft werden müßten, um gegen die Leiter pp. Vorgehen zu können [...].«³⁹⁶Das war ein bemerkenswerter Fall: Noch unter den Sozialistengesetzen war die Gründung des Clubs Eintracht anscheinend ohne große Hindernisse möglich gewesen, während hier die Behörde ganz offenbar die Gelegenheit nutzen wollte, unter den örtlichen sozialdemokratischen Akteuren zu schnüffeln, um sie – so ist doch zu vermuten – in ihren Aktivitäten einzuschränken. Bemerkenswert ist aber auch, daß dieses Vorhaben schließlich doch an der Rechtsstaatlichkeit der Verhältnisse scheiterte, wie der vergebliche Versuch

³⁹⁶ StadtAGött, Pol.Dir. XXVII, 160, Nr. 3.

zeigt, die rechtliche Genehmigung für eine Hausdurchsuchung zu erhalten. Die Gesinnung allein war kein strafrechtlicher Tatbestand mehr.

Im Hinblick auf die Organisation der Weender Arbeiterschaft gibt der hier zitierte Bericht der Polizeibehörde einen weiteren interessanten Hinweis. Sozialdemokratische Einstellung äußerte sich, auch nachdem die sozialdemokratische Bewegung vom Schatten der Illegalität befreit worden war, weiterhin im Rahmen des Geselligkeitsvereins. Auch nach 1890 schien dies das wirksamere, empfehlenswertere Mittel zur Stärkung sozialdemokratischen Bewußtseins und zur Mobilisierung einer Parteibasis in Weende zu sein. Einerseits bot diese Form, wie sich oben zeigte, einen größeren Schutz vor der noch immer repressiven Obrigkeit. Sehr wahrscheinlich entsprach es aber einfach auch der Mentalität der Weender Arbeiter, ihrer speziellen Lage als Bewohner eines kleinen Ortes. Dies legen zumindest die wenigen Äußerungen über die Einstellung der Weender Arbeiterschaft nahe, die wiederum kirchlichen Kreisen entstammen. So lebte man keineswegs in unmittelbarer Gegnerschaft zu den örtlichen Vertretern gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Macht wie etwa den Fabrikanten oder auch den Pastoren als Vertreter der staatstragenden konservativen Institution Kirche. »Das Verhältnis von Herrschaften und Dienstboten ist meist befriedigend, auch das der Arbeitgeber und Arbeiter ist von einzelnen Klagen abgesehen ein nicht ungünstiges. Unter den Arbeitgebern haben einige ein warmes Herz für ihre Arbeiter, bei denen hinwiederum oftmals Anerkennung und Anhänglichkeit zu finden ist, so daß man die Sache im Ganzen betrachtet, sich wundern muß, trotz der sozialdemokratischen Einflüsse ein im ganzen gutes Einvernehmen anzutreffen.« So 1897 Pastor Meyer. Und im Hinblick auf die Einstellung der Weender Arbeiter zur Kirche hob er auf der Bezirkssynode 1892 hervor, »daß von den Sozialdemokraten die kirchliche Trauung als selbstverständlich nachgesucht werde. Dieselben gehen auch mit ihren Frauen zum heiligen Abendmahl; zum Theil gehen sie gern zur Kirche. Dieser Widerspruch weist daraufhin, daß die Leute unklar über ihr Wollen sind. Jedenfalls wird keine ausgesprochene Gottesfeindschaft geübt.«³⁹⁷

Zur Gründung einer eigenen sozialdemokratischen Ortsgruppe sollte es erst 1912 kommen. Bis dahin agierte der Kern der Weender Sozialdemokraten im engeren Sinne parteipolitisch in Göttingen. Begünstigt durch die voranschreitende Industrialisierung der Stadt wie durch das Ende der Sozialistengesetze war es hier

³⁹⁷ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende, 103, 1897 und Gedruckte Protokolle der Bezirkssynoden der Göttinger Kircheninspektion I, 13. Synode, 1892.

1891 erneut zur Gründung eines SPD-Ortsvereins gekommen, und zwar unter starker Beteiligung sozialdemokratisch orientierter Arbeiter und Handwerker aus den nördlich gelegenen Dörfern Angerstein, Bovenden und Weende.³⁹⁸ Dies war im Grunde ein recht kleiner Kreis. Unter den Mitgliedern des Göttinger sozialdemokratischen Wahlvereins 1905 befanden sich gerade vier Weender; und unter den 199 Mitgliedern des SPD-Kreisvereins sind 1908 16 Weender anzutreffen.³⁹⁹

Eine herausragende Rolle innerhalb der Göttinger Sozialdemokratie spielte der Weender Schuhmachermeister Heinrich Lange. Der Vater von acht Kindern führte ab 1890 nicht allein in Weende die Sozialdemokratie an, sondern wurde ab 1905 Revisor des Göttinger Ortsvereins, dessen zweiter Vorsitzender er ein Jahr später wurde. Gleichzeitig war er Gewerkschaftsmitglied und ab 1900 auch Mitglied des Weender Gemeinderates.⁴⁰⁰ Offensichtlich war Lange im Ort ein geschätzter Mann, dem es nicht so sehr auf Konfrontation, sondern eher auf Mitarbeit und schrittweise Verbesserung der Lebensverhältnisse der Arbeiterschaft ging. So regte er im Gemeinderat die Einrichtung eines Kinderhortes an.⁴⁰¹

Für die Sozialdemokratie Göttingens und seines Umlandes ist es durchaus bezeichnend, daß Heinrich Lange selbständiger Handwerker und nicht lohnabhängiger Fabrikarbeiter war. Auch unter den vier Weendern, die Mitglieder des Göttinger Wahlvereins der SPD waren, befand sich lediglich ein Fabrikarbeiter, nämlich der Cigarrenmacher Lechte. Die übrigen drei – eben Schuhmacher Lange, Schuhmachergeselle Joseph Göppingen und der Schriftsetzer Heinrich Fahlbusch hatten handwerkliche Berufe erlernt.⁴⁰² Auch die Mehrheit der 16 Weender, die 1908 Mitglied im sozialdemokratischen Kreisverein waren, bezeichnete sich nicht als Arbeiter. Drei von ihnen waren Brauer, sieben gaben ein Handwerk als Beruf an, während sich die restlichen sechs Mitglieder ausdrücklich als Arbeiter bezeichneten. So gewinnt man den Eindruck, daß die eigentlichen Fürsprecher und Akteure sozialdemokratischer Politik nicht in erster Linie unter den Fabrikarbeitern zu finden waren. Die Mehrzahl der in der Partei organisierten Sozialdemokraten arbeiteten vielmehr in handwerklichen sowie in Klein- und Mittelbetrieben.⁴⁰³

³⁹⁸ Vgl. Saldern, Auf dem Weg zum Arbeiterreformismus, S. 42f.

³⁹⁹ Vgl. StadtAGött, Pol.Dir., XXVII, G, 161, Nr. 17 und Nr. 18

⁴⁰⁰ Vgl. Saldern, Auf dem Weg zum Arbeiterreformismus, S. 295f. und unten Abschnitt »Von der Dorfgemeinde zur Landgemeinde«.

⁴⁰¹ Vgl. StadtAGött, Pol.Dir., XXVII, G, 161, Nr. 14.

⁴⁰² Vgl. StadtAGött, Pol.Dir., XXVII, G, 161, Nr. 17.

⁴⁰³ Vgl. StadtAGött, Pol.Dir., XXVII, G, 161, Nr. 18.

Die wirklich aktive sozialdemokratische Anhängerschaft fand sich gerade nicht in den Belegschaften der großen Göttinger und Weender Textilfabriken Levin und Eberwein, auch nicht unter den Eisenbahnarbeitern. Arbeitsplätze in diesen Betrieben waren im Grunde privilegierte Arbeitsplätze. Zum Teil kamen die dortigen Arbeiter in den Genuß betriebseigener sozialer Leistungen, wie zum Beispiel beim Tuchfabrikanten Levin, bei dem 1912 immerhin 65 Arbeiter aus Weende beschäftigt waren.⁴⁰⁴ »Doch sorgen die Arbeitgeber in Krankheitsfällen für ihre Arbeiter oder deren Familiengliedern durch Darreichung von Speisen und Nahrungsmittel; einzelne Arbeitgeber haben auch kranke Kinder auf ihre Kosten in Krankenhäuser, Solbäder und dgl. geschickt.« Das wußte der Weender Pastor Held 1915 zu berichten.⁴⁰⁵ Natürlich, das klingt nach Almosenvergabe und hat mit echten Sozialleistungen nach unserem heutigen Verständnis nichts zu tun. Unmittelbare Not kann es dennoch gelindert haben, und mit Sicherheit hat es die Loyalität der Belegschaft gegenüber den Fabrikanten gefördert. So stellte auch der Fabrikant Eberwein rückblickend fest: »Streiks hat es bei uns nie gegeben.«⁴⁰⁶ Der Vorstellung von einer Gesellschaft, die unüberbrückbar gespalten war in die Besitzenden und Herrschenden einerseits und in die politisch wie wirtschaftlich Unterdrückten andererseits trat hier recht wirkungsvoll das patriarchalische Konzept einer Firma als großer Familie entgegen.

⁴⁰⁴ Vgl. Kriedte, Die Kehrseiten der Wohltätigkeit, S. 87.

⁴⁰⁵ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende, 103, 1915.

⁴⁰⁶ Vgl. Göttinger Tageblatt, Nr. 297, 21./22. Dezember 1963 (Fabrikant Richard Eberwein 70 Jahre alt).

Von der Arbeits- und Lebensgemeinschaft zur Versorgungsgemeinde

Von der Dorfgemeinde zur Landgemeinde

Dorfgemeinde – was ist damit eigentlich gemeint? Verschiedene Vorstellungen, Bedeutungsinhalte und Aspekte des dörflichen Lebens lassen sich mit diesem Wort verbinden. Dorfgemeinde – damit können schlicht die Einwohner eines Dorfes als örtlich gebundener Personenverband gemeint sein. Dorfgemeinde – dieses Wort kann im weiteren Sinne aber auch das gemeinschaftliche Zusammenleben dieses Personenverbandes bezeichnen. Dorfgemeinde als Dorfgemeinschaft also, die gemeinsame Arbeit, gemeinsame Geselligkeit und gemeinsame Kultur mit einschließt. Dorfgemeinde – das wurde darüber hinaus in der agrarisch geprägten traditionellen Gesellschaft in einem speziell rechtlichen Sinne gebraucht. Dann beschrieb es genau jene bäuerliche Kerngemeinde eines Dorfes, deren Mitglieder einen Anspruch auf die Nutzung des gemeinschaftlichen Vermögens hatten und deren Stimme in der Dorfversammlung zählte, die also Anteil an der dörflichen Selbstverwaltung hatten. Wenn nun im folgenden die Rede davon sein soll, wie die Dorfgemeinde Weende in die moderne Industriegesellschaft hineinwuchs, so wird zunächst an diese rechtlichen Aspekte dörflichen Lebens angeknüpft. Im Mittelpunkt steht die innere Verfassung des Dorfes, seine Selbstverwaltung und deren Aufgaben. Die geselligen und kulturellen Aspekte des dörflichen Gemeindelebens fließen dagegen in die Abschnitte über das Vereinsleben wie über das kirchliche und schulische Leben des Ortes ein.

Mehrfach ist bisher hervorgehoben worden, daß das soziale und wirtschaftliche Gesicht Weendes bereits um 1800 facettenreich war und keineswegs allein bäuerliche Züge trug. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts streifte der Ort schließlich in vielen Bereichen seinen dörflich-ländlichen Charakter ab und entwickelte sich zu einem Industrie- und Arbeitervorort. Angesichts dieser Entwicklung kann es erstaunen, daß die dörfliche Verfassung und seine innere Verwaltung beinahe bis zur Wende des 20. Jahrhunderts den althergebrachten Maßstäben und Grundsätzen eines agrarisch geprägten Dorfes verhaftet blieb. Denn wie in anderen Landgemeinden des Königreichs Hannover auch löste sich die gemeindliche Struktur Weendes erst sehr allmählich von den Prinzipien der traditionellen Dorfverfassung, um sich den Erfordernissen einer Landgemeinde in der modernen Industriegesellschaft anzupassen, so daß sich schließlich aus der agrarisch geprägten Lebens- und Arbeitsgemeinschaft des alten Dorfes eine moderne Dienstleistungs-

und Versorgungsgemeinschaft entwickelt konnte. Wenn nun im folgenden dieser Anpassungsprozeß der Weender Dorfgemeinde an die neuen gesellschaftlichen Bedingungen nachgezeichnet werden soll, begegnet man der im Grunde banalen und doch immer wieder überraschenden Erscheinung, wie sich besonders in Übergangsepochen traditionelle Momente beharrlich neben modernen Zügen der Gesellschaft behaupten können. Es zeigt sich, wie ungleichzeitig sich die Modernisierung einer Gesellschaft nicht nur in einzelnen geographischen Räumen des Landes, sondern innerhalb eines so kleinen Kosmos wie der Weender Gesellschaft selbst vollziehen kann.

Als der zu seiner Zeit populäre Philosoph Christian Garve gegen Ende des 18. Jahrhunderts über die Eigentümlichkeit des ländlich-bäuerlichen Lebens nachdachte, sah er unter anderem eine Besonderheit dieses Lebens darin, »daß sie [die Bauern] sehr zusammenhängen. Sie leben viel gemeinschaftlicher unter sich, als die gemeinen Bürger in den Städten. Sie sehen sich einander alle Tage, bey jeder Hofarbeit; – des Sommers auf dem Felde, des Winters in der Scheune und in der Spinnstube. Sie machen einen corps aus wie die Soldaten und bekommen auch einen esprit de corps.«⁴⁰⁷ Sicherlich hat dieser hier konstatierte »Korpsgeist« der traditionellen Dorfgemeinschaft, der das bäuerliche Leben ebenso wie den Charakter und die Mentalität der Landbewohner prägte, mit dazu beigetragen, daß sich die traditionelle Dorfgemeinde trotz sozialer Veränderungen so lange hat bewahren können. Um den Weg der Dorfgemeinde aus diesen althergebrachten Verhältnissen zu einer modernen Landgemeinde besser verstehen und den Charakter des Wandels überhaupt ermessen und begreifen zu können, ist es sinnvoll, den Blick kurz zurück auf die Grundzüge der traditionellen Dorfgemeinde zu werfen.

Die traditionelle Dorfgemeinschaft, die auch Garve vor Augen hatte, wurzelte nicht allein in dem nahen Beieinandersein und Beieinanderleben der Dorfbewohner, sondern vielmehr in ihrer landwirtschaftlichen Arbeit selbst. Die innere Gestalt der Dorfgemeinschaft, wie etwa die Stellung der einzelnen Dorfbewohner in ihr sowie deren Rechte und Pflichten, waren wesentlich vom Besitz an Land und Äckern und der Art ihrer Bewirtschaftung geprägt. Die Notwendigkeit der Zusammenarbeit, der gegenseitigen Absprachen sowie die gemeinsame Nutzung der Gemeindewiesen und -wälder bildete die Grundlage dieser Gemeinschaft, deren Aufgabe es war, das Zusammenleben der Dorfbewohner so zu regeln, daß sie in relativer Sicherheit und Ordnung ihren wirtschaftlichen Belangen, also der

⁴⁰⁷ Zitiert nach Achilles, Deutsche Agrargeschichte im Zeitalter der Reformen und der Industrialisierung, S. 291.

Bestellung der Äcker, überhaupt mit Aussicht auf Erfolg nachgehen konnten. Diesem Lebens- und Arbeitszusammenhang entsprang das soziale und rechtliche Gefüge der Dorfgemeinde.⁴⁰⁸

Entsprechend bildeten die vollberechtigten Bauern den wirtschaftlichen und sozialen Kern der traditionellen Dorfgemeinde. Sie besaßen sowohl wirtschaftliche wie gemeinderechtliche Privilegien gegenüber den übrigen Einwohnern. So hatten sie allein ein Recht darauf, das Gemeindevermögen, meist Wiesen, Weiden und Wäldern, zu nutzen. Mit diesem Nutzungsrecht verband sich gleichzeitig das Recht, bei der Regelung der Dorfangelegenheiten mitzusprechen. Nur sie waren im rechtlichen Sinne Gemeindemitglieder und durften an der Dorfversammlung, dem wichtigsten Organ der dörflichen Selbstverwaltung, teilnehmen. Und aus ihrer Mitte wählten diese vollberechtigten Gemeindemitglieder ihre Repräsentanten, nämlich den Bauermeister und dessen Beigeordnete. Andererseits waren diesen vollberechtigten Einwohnern auch gewisse Pflichten auferlegt: Es war ihre Sache, die Flüsse zu reinigen, die Wege auszubessern, das Gemeindeheu zu mähen und einzubringen, wenn erforderlich Tag- und Nachtwachen zu übernehmen oder als Bote zu dienen. Charakteristisch für die traditionelle Dorfverfassung war nun, daß die genannten althergebrachten Rechte und Pflichten an bestimmte, zahlenmäßig begrenzte Hofstellen gebunden waren, nämlich an die sogenannten Reihestellen. Vollberechtigter Bauer bzw. Dorfbewohner war, wer eine solche Reihestelle besaß bzw. gepachtet hatte. In Weende gab es seit dem 17. Jahrhundert immer 108 oder 109 Reihestellen.⁴⁰⁹ Entsprechend blieb auch die Anzahl der Stimmen in der Gemeindeversammlung stets konstant, da genau einer Reihestelle eine Stimme zugeordnet war.⁴¹⁰ Um diesen Kern der Dorfgemeinde, den Reihestellenbesitzern, gruppieren sich nun jene Einwohner, die in der Regel landlos waren: Mägde, Knechte, Dienstboten, kleine Handwerker und Tagelöhner. Sie standen ganz außerhalb der Dorfgemeinde im rechtlichen Sinne. Da sie nicht zur Dorfversammlung zugelassen waren, hatten sie weder die Möglichkeit über die Ange-

⁴⁰⁸ Vgl. zu den Grundzügen der traditionellen Dorfverfassung Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 131-159.

⁴⁰⁹ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 135.

⁴¹⁰ Eine gewisse Beweglichkeit dieses zunächst starr wirkenden Systems ergab sich daraus, daß durchaus, etwa aufgrund einer Erbfolge o.ä., eine Reihestelle halbiert werden konnte und umgekehrt in beschränktem Maße wirtschaftlich potentere Einwohner zwei Reihestellen auf sich vereinigen konnten. 1810 zum Beispiel zählte Weende 128 reiherechtigte Gemeindemitglieder. 49 von ihnen besaßen lediglich eine halbe Stelle, während sechs anderthalb bzw. zwei hatten. Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 137.

legenheiten des Dorfes mitzubestimmen noch an der Wahl der Repräsentanten des Dorfes mitzuwirken.

Nach außen hin war die Dorfgemeinde ein recht abgeschlossenes Gebilde. Von staatlichen Eingriffen war sie bis ins 19. Jahrhundert hinein relativ unberührt geblieben. Zwar hatte das Amt des Bauermeisters im Laufe des 18. Jahrhunderts eine doppelte Funktion erhalten, indem er neben den Aufgaben der dörflichen Selbstverwaltung allmählich auch umgekehrt in bescheidenem Rahmen ein Teil der staatlichen Verwaltung wurde und den Auftrag erhielt, die Angelegenheit des Staates im Dorf wahrzunehmen. Aber das waren noch nicht allzu viele. Im wesentlichen ging es darum, Abgaben und Steuern einzufordern, oder etwa durchmarschierenden Truppen Quartier zu besorgen. Allerdings kam letzteres in Weende gar nicht so selten vor. Insgesamt jedoch stellte die Dorfgemeinde und ihre Selbstverwaltung ein stark auf sich selbst bezogenes Gebilde dar, dessen Mechanismus und Regeln für den Außenstehenden oftmals verborgen blieben. Noch in der erste Hälfte des 19. Jahrhunderts stellte ein Kenner der ländlichen Verhältnisse fest, »daß niemand [außerhalb der Dorfschaft] die Verwaltung und das Leben der Gemeinde recht eigentlich kenne.«⁴¹¹

Die Impulse, die dieses geschlossene Gebilde dörflicher Selbstverwaltung schließlich aufbrachen, kamen von verschiedenen Seiten. Zum einen (1) trat die Kluft zwischen den sozialen und wirtschaftlichen Gegebenheiten des Dorfes und der Art und Weise, wie es verwaltet wurde, immer deutlicher zutage. Insgesamt entsprach die gemeinderechtliche Differenzierung der Dorfbewohner, wie sie durch die traditionelle Dorfverfassung vorgegeben war, nicht mehr den sozialen Differenzierungen, die sich aufgrund des Bevölkerungswachstums und der wirtschaftlichen wie sozialen Veränderungen der Zeit herausgebildet hatten. So wuchs einerseits mit dem Bevölkerungsanstieg gerade jene unterbäuerliche Gruppe der Häuslinge, die außerhalb der alten dörflichen Kerngemeinde stand und die unter gemeinderechtlichen Gesichtspunkten nicht zu integrieren war. Bereits 1810 gehörten zu dieser Gruppe etwa 35% der Weender Einwohner und um 1860 waren es umgekehrt nur noch knapp 40% der Weender Haushalte, die in der Gemeindeversammlung vertreten waren.⁴¹² Andererseits zählten etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts so wirtschaftlich starke Einwohner Weendes wie die Textilfabrikanten Eberwein und Laporte zu jenen nicht vollberechtigten Dorfbewohnern, ebenso wie ihre Arbeiter, denen sie im Hinblick auf ihren gemeindlichen Status völlig gleich waren. Es war einfach überholt, die

⁴¹¹ Zitiert nach Stüve, *Wesen und Verfassung der Landgemeinden*, S. 167.

⁴¹² Vgl. NHStAH, Hann 74 Gö, J, 208/209.

Möglichkeit einer Mitgestaltung im Dorf wie auch das Tragen gemeinsamer Lasten und Pflichten an die Zugehörigkeit zur zahlenmäßig begrenzten Kerngemeinde der Reihestellenbesitzer zu binden.

Da zum anderen (2) die traditionelle Dorfverfassung in der agrarischen Welt verankert war, mußte die Entwicklung innerhalb der Landwirtschaft selbst die Dorfverfassung in Frage stellen. Mit der Beseitigung der Allmende und der genossenschaftlichen Elemente des bäuerlichen Wirtschaftens mit den Agrarreformen beispielsweise, entfiel ein zentraler sachlicher Bezugspunkt der althergebrachten dörflichen Selbstverwaltung.

Und schließlich (3) entwickelte der Staat selbst ein Interesse, seine Verwaltungsstrukturen zu reformieren. Seit der napoleonischen Zeit waren die Schwächen der Verwaltung in den deutschen Territorialstaaten nur allzu deutlich geworden. Wie das zum Königreich avancierte Haus Hannover nach seiner Wiederherstellung begann, überkommene Verwaltungsstrukturen zu reformieren, davon ist bereits im ersten Band der Geschichte Weendes berichtet worden.⁴¹³ Zunächst bewegten sich diese Reformen auf der mittleren Ebene der Ämter und Regierungsdrosteien. Die untersten Verwaltungsebenen – wie die Stadt- und Dorfgemeinden – in diese Reform miteinzubeziehen, blieb den kommenden Jahrzehnten vorbehalten. Ihre Selbstverwaltung sollte stärker als bisher in die allgemeine staatliche Verwaltung eingebunden sein.

Eine Veränderung der althergebrachten Gemeindeverwaltung mußte also darauf zielen, die gemeindliche Selbstverwaltung wie auch die materiellen und finanziellen Lasten der Dorfgemeinschaft schlicht auf eine breitere personelle Basis zu stellen. Das wurde gegen Ende des Jahrhunderts auch deshalb dringlich, weil sich – wie es weiter unten noch ausführlich geschildert wird – die Aufgaben und damit die Ausgaben des Gemeindeverbandes deutlich vergrößern sollten. Eine personelle Öffnung des Gemeindeverbandes war aber nur dann möglich, wenn die Reihestelle als maßgebliche Größe für die Mitgliedschaft im Gemeindeverband aufgegeben wurde. Dieses der agrarischen Welt entstammende und ihr entsprechende gemeinderechtliche Prinzip mußte aufgegeben werden. An ihre Stelle sollte schließlich die Steuerkraft des einzelnen treten, die in der modernen Gesellschaft weit realistischer den sozialen Stand der Menschen bezeichnet.

Als Geburtsstunde der bürgerlichen oder politischen Landgemeinde, wie die Dorfgemeinde in Abgrenzung zu den alten Zuständen genannt wurde, läßt sich auf lokaler Ebene die Abfassung und Verabschiedung von Ortsstatuten begreifen. In ihnen war nun festgelegt, wer im rechtlichen Sinne zur Dorfgemeinde zählte und

⁴¹³ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 417-423.

somit der Dorfversammlung angehörte, welche Gremien der dörflichen Selbstverwaltung es geben sollte und wie sie gewählt wurden. Den Rahmen für eine neue Gestaltung der Gemeindeverhältnisse hatte das »Gesetz, die Landgemeinden betreffend« geschaffen. Es war 1852 unter der Herrschaft des äußerst konservativen und unter den liberalen Zeitgenossen gefürchteten König Georg V. verabschiedet worden. Sieben Jahre später leicht revidiert, sollte es ungeachtet veränderter politischer Verhältnisse bis 1939 in Kraft bleiben. Mit diesem Gesetz wurde nun die dörfliche Gemeinde als unterste Ebene in die Landesverwaltung miteinbezogen. Ja, es ließe sich sagen: Die Gemeinde als unterster Baustein des staatlichen Verwaltungsgefüges wurde hiermit eigentlich erst geschaffen.

Im Hinblick auf die dörfliche Selbstverwaltung hieß staatliche Einbindung vor allem aber auch staatliche Kontrolle. So lag zwar die Leitung der Gemeinde nach wie vor in den Händen des Bauermeisters, doch war er stärker als zuvor sowohl Vertreter seiner Gemeinde wie auch ein Vertreter staatlicher Obrigkeit.⁴¹⁴ Darüber hinaus erhielten die beiden ihm zur Seite stehenden, ebenfalls von der Gemeindeversammlung gewählten Beigeordneten gleichzeitig die Aufgabe, eine gewisse Kontrolle auszuüben. Und wenn auch die Gemeindeversammlung nach wie vor das wichtigste Organ der Selbstverwaltung blieb, mußten deren Beschlüsse nun von der nächsthöheren behördlichen Instanz, dem Landrat bzw. dem Kreisausschuß, bestätigt werden.

Im Hinblick auf die innere Verfassung der Gemeindegemeinschaft traf die Landgemeindeordnung zwei Vorentscheidungen. Vorsichtig wurde darin das Recht der Mitgestaltung an den dörflichen Belangen von dem Besitz einer Reihestelle gelöst. Gleichzeitig aber bewahrte sie der traditionellen Dorfelite ihren Führungsanspruch in der Gemeindevertretung. Entsprechend war das Stimmrecht für die Gemeindeversammlung gestaltet, das wesentlich deren soziales Profil bestimmte. In diesem Sinne gewährte die Landgemeindeordnung den »nichtansässigen« Einwohnern zwar grundsätzlich das allgemeine Stimmrecht, versah dies jedoch mit so bedeutenden Einschränkungen, daß große Teile der unselbständigen Einwohner ausgeschlossen blieben.⁴¹⁵ In diesen einschränkenden Verklausulierungen spiegelt sich erneut die Angst vor *der* neuen sozialen Gruppe, den Arbeitern.

Allgemein lagen den für den heutigen Betrachter teils knifflig, teils verwirrend erscheinenden Bestimmungen der Landgemeindeordnung zwei Auffassungen des

⁴¹⁴ Vgl. hierzu auch: § 34 der Kreisordnung der Provinz Hannover 1884, in: Hannoversche Landgemeindeordnung vom 28. April 1859 unter Berücksichtigung der später ergangenen Verwaltungsgesetzgebung, Hannover 1906.

⁴¹⁵ Vgl. Landgemeindeordnung, § 17.

Gesetzgebers zugrunde: Erstens, daß nur derjenige ein Recht auf Mitsprache habe, der auch die Lasten der Gemeinde mittrage, und zweitens, daß das Interesse an den Gemeindeangelegenheiten unterschiedlich sei. Dabei war vorausgesetzt, ganz im Geiste der traditionellen Dorfgemeinde, daß dies natürlich bei den Ackerleuten und Bauern am ausgeprägtesten sei.

Trotz seiner deutlich konservativen und bewahrenden Züge machte das hannoversch »Gesetz, die Landgemeinden betreffend« dennoch den Weg für die Emanzipation der Landgemeinden von der traditionellen bäuerlichen Dorfgemeinde frei. Wie bereits erwähnt, läßt sich im Hinblick auf die einzelnen Ortschaften als Geburtsstunde dieser »politischen Landgemeinde« die Verabschiedung sogenannter Ortsstatuten, also Ortssatzungen, begreifen. Denn hatte die Landgemeindeordnung das äußere Gerüst für den Verwaltungsbaustein »Gemeinde« errichtet, so schufen die Ortsstatuten die konkrete Ausgestaltung, die auf die speziellen Verhältnisse der einzelnen Gemeinden und Dörfer zugeschnitten war. Im Falle Weendes sollten 16 Jahre seit Inkrafttreten der Landgemeindeordnung vergehen, bis schließlich 1868, also bereits unter preußischer Herrschaft, ein Ortsstatut vom Gemeindeausschuß verabschiedet und vom Landrat gebilligt wurde.⁴¹⁶

In Weende hatte das Nebeneinander von Dorf und Kloster stets die Gemeindeverhältnisse beeinflußt. Bisher hatte das Kloster einen eigenen Gerichts- und Verwaltungsbezirk dargestellt mit dem Klosterpächter an der Spitze, der nicht nur Gutspächter, sondern eben auch königlicher Beamter war.⁴¹⁷ Andererseits aber lebten Dorf- und Klosterbewohner unmittelbar nebeneinander; sie hatten ihre Feldarbeit miteinander abzusprechen, sie hatten gemeinsame Bedienstete wie den Feldhüter, und das Kloster trug zur Bewältigung der dörflichen Armenlast bei. Nach Auffassung des Klosteramtes Göttingen waren dies allerdings rein freiwillige Leistungen, aus denen keineswegs irgendwelche rechtlichen Verpflichtungen abgeleitet werden könnten.⁴¹⁸

Eine Neugestaltung der Gemeindeverhältnisse, die mit dem Ortsstatut auch eine Verrechtlichung erfuhr, mußte folglich eine Regelung des Verhältnisses von Kloster und Dorf miteinbeziehen. Im Interesse einer Vereinfachung und Vereinheit-

⁴¹⁶ Vgl. zum Ortsstatut sowie zur Regelung des Verhältnisses von Dorf und Kloster NHStAH, Hann 74 Gö, J, 208/9 und NHStAH, Hann 81,19, 3073.

⁴¹⁷ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 246.

⁴¹⁸ Vgl. NHStAH, Hann 74 Gö, J, 208/9. Als 1863 das Klosteramt Göttingen dem königlichen Amt über das »Beitragsverhältnis zwischen Klostergut und Gemeinde« berichtete, betonte es die Freiwilligkeit dieser Leistungen, die seiner Auffassung nach keineswegs irgendwelchen rechtlichen Bindungen entsprangen.

lichung staatlicher Verwaltungsstrukturen wurde 1868 mit dem Statut der Gemeinde Weende das Klostergut als eigenständiger Bezirk aufgelöst und in die politische Gemeinde eingegliedert. Dabei stellten sich zwei entscheidende Fragen: Wie sollten die Klosterkammer als Besitzerin des Klosters und der Klosterpächter in der Gemeindeversammlung vertreten und in welchem Ausmaß an den Lasten der Gemeinde beteiligt sein? Als Maßstab für die Vertretung der Klosterkammer in der Gemeindeversammlung wählte man die Höhe ihrer Grundsteuerlasten. Diese waren natürlich bedeutend, so daß die Klosterkammer allein mit 15 Stimmen in der Versammlung vertreten war. Wie bei den übrigen Einwohnern auch richtete sich das Stimmgewicht des Pächters und seine Beteiligung an den Gemeindelasten nach der Höhe seiner Steuern. So erhielt er zwei Stimmen in der Gemeindeversammlung und war entsprechend an der Besoldung der Gemeindebeamten, Unterhaltung der Gemeindeeinrichtungen (Häuser, Wege, Bäche), der Armenlast, den »Anstalten wegen ansteckender Krankheiten unter Menschen und Vieh« beteiligt.⁴¹⁹

Vielleicht lag es an dieser zusätzlichen Aufgabe, daß sich die Verhandlungen über das Ortsstatut für die Gemeinde über einige Jahre hinzogen. Allerdings erwecken auch die ersten Briefe und Erkundigungen, die in dieser Sache offenbar bereits Ende der 1850er Jahre von der Gemeinde geschrieben bzw. eingeholt wurden, den Eindruck als sei die Gemeinde wenig interessiert gewesen, mit der Erarbeitung und Verabschiedung des Statuts wirklich voranzukommen. Und im Grunde ist diese Zurückhaltung nicht weiter erstaunlich, denn mit der Erarbeitung eines Ortsstatuts galt es besonders für die Mitglieder der alten Kerngemeinde recht heikle gemeinderechtliche Fragen zu klären. Eine zentrale Frage betraf die Rechte und Privilegien, die den Reihstelleninhabern in der traditionellen Gemeinde zugeordnet waren. Sollten sie überhaupt in die sich konstituierende bürgerliche Gemeinde einfließen, und wenn ja, in welcher Weise? Dies wurde an zwei Punkten konkret: dem Genossenschaftsvermögen (das waren Land und Forst der Allgemeinheit, an denen allein die Reihstellenbesitzer Nutzungsrecht hatten) und der Mitgliedschaft an der Gemeindeversammlung (deren Zutritt bisher nur über den Besitz einer Reihestelle führte).

Das Genossenschaftsvermögen wollten die Gemeindevertreter, wie leicht zu verstehen ist, dem Zugriff des Staates bzw. der politischen Gemeinde vorenthalten und es als ausschließlichen Besitz der Reihstelleninhaber bewahren. In diesem Sinne erläuterte in seinem Schreiben an das königliche Amt Göttingen der Bauermeister Güntge am 30. März 1867, aus der Kasse des Genossenschaftsvermögens sei nie etwas für den Wegebau genommen worden, wie überhaupt »Verwendungen

⁴¹⁹ Vgl. NHStAH, Hann 74 Gö, J, 208/9.

aus dieser Kasse für die politische Gemeinde nicht stattgefunden« hätten. Deren Kosten – wie auch die Besoldung des Bauermeisters und der Beigeordneten (zusammen 30 Rtl.) seien stets allein von den Zuzugsgeldern, die immerhin jährlich 50 Taler betrügen, beglichen worden.⁴²⁰ Sowohl die Landdrostei wie auch das königliche Amt konnten dies kaum glauben und äußerten mehrfach die Meinung, es könne doch wohl nicht sein, daß bisher das Genossenschaftsvermögen niemals für allgemein gemeindliche Zwecke verwendet worden sei. Trotzdem setzte sich die Gemeinde mit ihrer Haltung durch, so daß das Genossenschaftsvermögen zur Bestreitung der Gemeindelasten nicht mit herangezogen wurde. Das Ortsstatut hielt schließlich fest: »Die Gemeindelasten werden getragen nach der Grund- und Gebäudesteuer von den im Gemeindebezirk belegenen Grundstücken und Häusern, und nach der Classensteuer, der classificierten Einkommenssteuer und der Gewerbesteuer.« Dabei sollten die in der untersten Steuerstufe beschriebenen Häusler und Anbauer frei bleiben. Allerdings hatten sie nach wie vor Handdienste zu verrichten.

Wie dieses Beispiel nahelegt, vertraten Bauermeister und Gemeindeausschuß hier in erster Linie die Interessen der Reihstellenbesitzer, also der alten bäuerlichen Kerngemeinde. Die bürgerliche Gemeinde hatte noch keine Lobby im Dorf. Ihre Ansprüche wurden anscheinend eher von den höheren Behörden vertreten. Deren Einsprüche aber blieben unwirksam, da es ihnen an Kenntnissen über die Gepflogenheiten der traditionellen Gemeinde fehlte und sie hier letztlich den Informationen des Bauermeisters Glauben schenken mußten. So bestätigte auch 1874 die Landdrostei offiziell, daß der Weender Forst, der gut hundert Jahre zuvor in der sogenannten Riesholzteilung der Dorfschaft Weende zugesprochen worden war,⁴²¹ ausschließlich als Eigentum der Reihstellenbesitzer zu betrachten sei und nicht etwa als das der neue entstandenen politischen Einwohnergemeinde.⁴²² Und schließlich trat 1888 die sogenannte Realgemeinde, in der alle ehemaligen Reihstellenbesitzer vertreten waren, als Besitzer und Verwalter dieser alten Eigentumsrechte auf. Sie wurde damit direkte Nachfolgerin des Verbandes der traditionellen Nutzungsberechtigten, während die politische Gemeinde endgültig von der Verfügungsgewalt über das Vermögen der ehemaligen Dorfgemeinde ausgeschlossen wurde.⁴²³

⁴²⁰ Vgl. NHStAH, Hann 74 Gö, J, 208/9.

⁴²¹ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 338f.

⁴²² Vgl. NHStAH, Hann 74 Gö, L, 146.

⁴²³ Vgl. Soppa, Realgemeinde Weende, S. 15 und Wunder, Die bäuerliche Gemeinde in Deutschland, S. 129.

Was nun den zweiten Verhandlungspunkt in der Diskussion um das Ortsstatut betraf, also die Gestaltung des Stimmrechts, gab es kaum Differenzen zwischen der Gemeinde und den ihr übergeordneten Behörden. Eher noch scheint hier der Bauermeister gewillt und einsichtig genug gewesen zu sein, die Reihen zu öffnen – nicht zuletzt aus finanziellen Gründen, wie sich noch zeigen wird. So hatte Bauermeister Güntge in einem Brief an das Göttinger Amt geäußert, daß zwar »das alte Stimmrecht der Reihstellenbesitzer auch ferner verbleiben müsse, jedoch mit den bereits gemachten Ausnahmen, denn ein Ort von Handwerkern, Fabrikarbeitern und Tagelöhnern mit Theilbarkeit der Grundstücke kann unmöglich mit Gemeinden im Hildesheimischen [= Bezirk der Landdrostei Hildesheim] gleichgestellt werden.«⁴²⁴ Und bereits 1864 hatte er einen Vorstoß gegenüber den Anbauern unternommen – es waren in Weende lediglich 15 Haushaltsvorstände –, ihnen einerseits einen Zugang zum Stimmrecht zu ermöglichen, andererseits aber auch eine Beteiligung an den Gemeindelasten aufzuerlegen. Immerhin befanden sich unter ihnen die Fabrikanten Laporte und Eberwein. Die Anbauer jedoch erklärten, es solle ruhig alles beim alten bleiben. Sehr viel versprachen sie sich offenbar nicht von diesem Recht. Eher fürchteten sie wohl die damit verbundenen Pflichten und Lasten.

Ähnlich wie die Landgemeindeordnung selbst schwankte schließlich die im Ortsstatut bestimmte Regelung des Stimmrechts zwischen dem Festhalten am Gegebenen und der notwendigen Öffnung der Gemeindeselbstverwaltung für neue soziale Gruppen. Zwar blieb die Reihstelle als klassifizierende Norm erhalten, wenn es kategorisch hieß, es gelte eine »Stimmrechtsordnung, wonach die Besitzer von Reihstellen in der Gemeinde allein stimmberechtigt sind [...].« Andererseits jedoch waren Ausnahmen zugelassen. Das entscheidende Kriterium war in diesen Fällen die Höhe des Steuerbeitrages der entsprechenden Person.⁴²⁵

Ein »Verzeichnis der stimmberechtigten Einwohner der Gemeinde Weende nebst Angabe der jetzigen Stimmberechtigung und der von denselben zu zahlenden jährlichen direkten Steuer« aus dem Jahre 1868 gibt Auskunft, wie auf der Grundlage des Ortsstatuts tatsächlich die Stimmen in der Weender Gemeindeversammlung verteilt waren.⁴²⁶ Danach waren 133 Weender dank ihrer Reihstelle in der Gemeindeversammlung vertreten und verfügten zusammen über 109 Stimmen. Ihnen standen 56 »Stimmberechtigte ohne Reihstelle« gegenüber. Unter ihnen befanden sich die Fabrikbesitzer Eberwein und Laporte sowie

⁴²⁴ NHStAH, Hann 74 Gö, J, 208/9.

⁴²⁵ NHStAH, Hann 74 Gö, J, 208/9.

⁴²⁶ Vgl. NHStAH, Hann 74 Gö, J, 208/9.

Professor Henneberg, der Klosterpächter und die Klosterkammer. Sie zusammen vereinten zwanzig Stimmen in der Gemeindeversammlung. Die übrigen 51 »Stimmberechtigte ohne Reihestelle« hatten je $\frac{1}{4}$ Stimme. Es waren meist Anbauer und Häuslinge, deren ökonomische Situation ausreichte, um ihnen über ihre Steuerbeiträge einen Zugang zur Gemeindeversammlung zu eröffnen. Zusammen hatte diese in der Gemeindeversammlung neuvertretene Gruppe einen Stimmanteil von $30\frac{1}{4}$ Stimmen.

Für die Gemeinde war die Regelung des Stimmrechts eine zwiespältige Sache: Zum einen mußten Privilegien abgebaut werden, wozu keiner gern bereit ist, zum anderen benötigte man aber zur Bewältigung der Gemeindeaufgaben stärkere Schultern als nur die eigenen. Wie sehr jedoch im Grunde ihres Herzens die Teilnahme der Häuslinge der alten Dorfelite widerstrebte, spiegelt sich in den Bestimmungen zur Wahl des Gemeindeausschusses wider. Um einer effektiveren Selbstverwaltung willen hatte die Landgemeindeordnung für große Landgemeinden die Möglichkeit vorgesehen, einen Gemeindeausschuß zu bilden, dessen Mitglieder von der Gemeindeversammlung gewählt wurden und stellvertretend für sie handeln sollten. Es war also von einiger Bedeutung, wer in ihm vertreten sein würde. Auch für Weende gab es einen solchen Ausschuß. Nun ließe sich vermuten, der Gemeindeausschusses wäre nach dem oben skizzierten Stimmrecht von der Gemeindeversammlung gewählt worden. Dem war aber nicht so, vielmehr bestimmte das Ortsstatut hierfür einen eigenen Wahlmodus, der in noch größerem Umfang als die allgemeinen Bestimmungen es getan hätten, den Reihestelleninhabern ihre dominierende Position sicherte: Neun Mitglieder des Ausschusses sollten aus der Gruppe der Reihestellenbesitzer stammen, während die Anbauer und Häuslinge ein einziges Mitglied aus ihren Reihen wählen konnten. Auf diesem Wege – also als Vertreter der Häuslinge – wurde der Fabrikant Eberwein erstmals Mitglied des Ausschusses.⁴²⁷

Diese Bestimmungen des Ortsstatuts, die 1868 unter dem Bauermeister Güntge verabschiedet worden waren, wurden erst an der Wende zum 20. Jahrhundert geändert, genauer im März 1901, als sich mit dem Tod Bauermeister Gütges das Ende seiner Dienstzeit verband. Nun wurde der Ausschuß auf zwölf Mitglieder vergrößert und ein neuer Wahlmodus verabschiedet. Erst jetzt streifte die Gemeindegeldverwaltung ihre Bindungen an die althergebrachte Dorfgemeinde gänzlich ab, in dem sie die Teilhabe an der Gemeindeversammlung vollständig von dem Besitz der Reihestelle löste und sie allein nach der Steuerkraft bemaß.⁴²⁸ Eine tat-

⁴²⁷ Vgl. StadtAGött, Weende 1087.

⁴²⁸ Vgl. StadtAGött, Weende 1087.

sächliche Gleichberechtigung aller Gemeindemitglieder, die einem demokratischen Anspruch genügte, war damit allerdings noch nicht gegeben. Wie es in der politischen Verfassung des Kaiserreiches vorgesehen war, entsprach der Wahlmodus für die Kommunal- und Gemeindewahlen dem Dreiklassenwahlrecht. Die Gemeindeversammlung war daher in drei Abteilungen eingeteilt, deren Mitglieder absolut gesehen eine gleich große Steuerkraft aufbrachten. Jede Gruppe wählte dann aus ihren Reihen vier Vertreter für den Ausschuß.⁴²⁹ Natürlich waren in der Abteilung, in der sich die kleinen Steuerzahler zusammenfanden, sehr viel mehr Personen vertreten, als in der Gruppe, in der sich die Wohlhabenden und Bessergestellten befanden. Nach wie vor also blieb den »kleinen Leute« eine Mitsprache und Mitgestaltung der gemeindlichen Belange vorenthalten, die ihrer Anzahl entsprochen hätte bzw. dem politischen Gleichheitsprinzip »one man – one vote«.

Wer bestimmte die örtliche Selbstverwaltung?

Nachdem eben der gesetzliche Rahmen der dörflichen Selbstverwaltung wie die damit verbundenen Absichten und Grundsätze dargestellt wurden, bleibt die Frage nach den tatsächlichen Machtverhältnissen in der Weender Gemeindevertretung: Welche Personen waren in den Gremien der Weender Gemeindevertretung anzutreffen? Welche soziale Gruppe des Ortes bestimmte also das Handeln der Gemeindeselbstverwaltung? Um diese Fragen beantworten zu können, soll zunächst die Reihe der Weender Bauermeister in den Blick genommen werden, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts die Geschicke ihrer Gemeinde gelenkt und geleitet haben. Anschließend soll die Zusammensetzung des Weender Gemeindeausschusses betrachtet werden, der im Zuge der Landgemeindeordnung 1852 als gewähltes Organ an die Stelle der großen Gemeindeversammlung getreten war und diese zu repräsentieren hatte. Die Frage, welche Männer hier zusammentrafen, dürfte die Gemeindepolitik des Ortes wesentlich mitbestimmt haben.

Doch wenden wir uns zunächst den Weendern zu, die während des 19. Jahrhunderts als Bauermeister amtierten. Tatsächlich entstammten sie ausschließlich der Gruppe der Weender Bauern und meist der größten Bauern. Dies galt für Christian Ludwig Grünekle, der von 1813 bis 1842 Bauermeister war, ebenso wie für seine Nachfolger, August Wunderlich (1842 bis 1864), Heinrich Güntge (1864 bis 1900), August Grünekle (1901 bis 1907), und schließlich den Gutsbesitzer und Ökonom Georg Werner (1907 bis 1918). Ganz ungebrochen konnten die großen Bauern in Weende offenbar im Jahrhundert der Industrialisierung ihren Führungsanspruch behaupten, obwohl sie rein quantitativ eigentlich eine kleine und immer

⁴²⁹ Vgl. StadtAGött, Weende 1087.

kleiner werdende Gruppe innerhalb der Dorfgemeinschaft darstellten. Dies begann sich erst mit dem Ersten Weltkrieg zu ändern, als 1914 der Fabrikant Rube als stellvertretender Bauermeister die Gemeindegeschäfte übernahm. Und der politische Umbruch 1918 führte schließlich zur Wahl eines Lehrers, nämlich Friedrich Ahrens, in das Amt des Gemeindevorstehers. Eine Ursache für diese ungebrochen starke Stellung der Bauern in der Gemeindevertretung mag, abgesehen von den oben skizzierten gesetzlichen Weichenstellungen, auch darin zu sehen sein, daß im ländlichen Bereich bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts trotz der sich wandelnden sozialen Wirklichkeit der traditionelle Aufgabenbereich der Gemeinde sich zwar erweiterte, aber nicht grundsätzlich veränderte. Die Kompetenz eines Bauern zur Beurteilung anstehender Fragen mochte nach wie vor brauchbar und nützlich erscheinen.

Läßt man die Liste der Weender Bauermeister nochmals Revue passieren, fällt neben ihrer sozialen Herkunft die lange »Regierungszeit« einzelner Bauermeister auf. In den gut sechzig Jahren von 1842 bis 1900, einer Zeit, in der etliche Reformen auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet durchgeführt wurden, in der es politische Unruhen wie 1848 und immerhin zwei Kriege, 1866 und 1871, gab, in diesen Jahren amtierten lediglich zwei Bauermeister in Weende: Gastwirt Wunderlich und Ackermann Güntge. Trotz der bewegten Zeiten – ja vielleicht auch gerade ihretwegen – bildeten die Weender Bauermeister ein stabiles, fast unerschütterliches Regiment im Dorf.

Natürlich gab es auch Anfeindungen und Reibereien. Die Wahl des Gastwirts August Wunderlich zum Bauermeister 1842 etwa war offenbar nicht unumstritten. Einige Weender befürchteten – und gaben diese Befürchtung in einem Protestschreiben an die Landdrostei Ausdruck –, daß Wunderlich seinem Amt nicht gerecht werden würde, weil er neben dem landwirtschaftlichen und gastwirtschaftlichen Betrieb in Weende ein Göttinger Gut gepachtet hatte. Trotz dieser Einsprüche wurde Wunderlich in seinem Amt bestätigt. Hierzu hatte sicherlich ein Schreiben seiner Fürsprecher, unter ihnen angesehene Weender Einwohner wie der Amtmann Schlemm und der Oberförster Spellerberg, beigetragen. In ihren Ausführungen, mit denen sie August Wunderlich als Bauermeister empfahlen, treten die Maßstäbe deutlich hervor, die die Wahl eines Bauermeisters in jenen Jahren bestimmten. »Seine Eigenschaft als Besitzer einer mit voller Gemeinheit versehenen Hofstelle zu Weende qualifiziere ihn zur Übernahme des hier in Frage stehenden Gemeinde=Amtes in allen Maaßen,« schrieben Wunderlichs Fürsprecher und fuhren fort: »Die Gemeinde Weende darf sich von der Anstellung desselben als Bauermeister große Vortheile versprechen, indem er nicht nur seiner persönlichen Eigenschaften wegen bei sämtlichen Einwohnern unseres Ortes in großer

Achtung steht, sondern auch durch seine Kenntnis des Ackerbaues und andere gemeinnützige Kenntnisse im Stande ist, das wahre Interesse der Gemeinde namentlich in Bezug auf Ablösungen, Gemeinheitsteilungen, Verwaltung der Gemeinde=Forsten u. dgl. zu befördern.«⁴³⁰

Mancher Streit ergab sich auch aus dem bis zur Verabschiedung des Ortsstatuts noch bestehenden Nebeneinander unterschiedlicher Herrschaftsträger in Weende: des Klosteramtmanns, des Obervogts und des Bauermeisters. In unruhigen krisenhaften Zeiten konnten hier persönliche Antipathien ihren Austragungsort finden. Zum Beispiel im März 1848, als der Obervogt Nachtigall in einer »berichtlichen Anzeige« an das königliche Amt Göttingen von bevorstehenden Unruhen in Weende sprach. Er schrieb, »daß sich seit einigen Tagen im hiesigen Ort unter der Mehrzahl der Einwohner eine bedenkliche Stimmung zu Unruhen kund gebe, die zunächst wohl gegen den Bauermeister Wunderlich und den Regierungsrat Lueder hierselbst gerichtet zu sein scheint.«⁴³¹ Wunderlich selbst hatte auf diese Vermutung nur schlicht geantwortet, daß er »wegen Störung der Ruhe und Ordnung zu Weende überall keine Besorgnis sehe.« Dieser Auffassung schloß sich dann auch das Göttinger Amt an. Es hatte in Erfahrung gebracht, daß umgekehrt gerade gegen den Obervogt Nachtigall große Erbitterung herrschen solle. Und es kam zu dem Schluß, beiden, Wunderlich und Nachtigall, »ernstlich zu bedenken [zu geben], daß sie den Äußerungen des unter ihnen herrschenden bekannten gegenseitigen Hasses Zügel an[zul]egen [hätten]. In den jetzigen Zeiten könnten sie Veranlassung zu Unordnung« in Weende geben.⁴³²

Dieses Unruhepotential konkurrierender Herrschaftsträger war bereits seit einem guten Jahrzehnt beseitigt, als 1864 der größte dörfliche Landbesitzer, der Ackermann Güntge, das Amt des Bauermeisters in Weende übernahm. 36 Jahre lang sollte Güntge dieses Amt innehaben. Sicherlich wird es in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts kaum einen Weender gegeben haben, der sich sein Dorf ohne ihn als Bauermeister hätte vorstellen können. In seine Amtszeit fielen bedeutende Unternehmungen wie die Erarbeitung des Ortsstatuts und vor allem die Durchführung der Verkoppelung und Gemeinheitsteilung, mit dem die letzten institutionellen Bande der traditionellen dörflichen Gemeinde abgestreift worden waren. Und doch scheint er ein echter *Bauermeister* gewesen zu sein. Denn sicherlich ist es kein Zufall, daß erst unmittelbar nach seinem Tode 1901 der Gemeindeausschuß einen neuen Wahlmodus für die eigene Zusammensetzung

⁴³⁰ NHStAH, Hann 80 Hild I, B, 1405

⁴³¹ NHStAH, Hann 74 Gö, K, 423.

⁴³² Vgl. NHStAH, Hann 74 Gö, K, 423.

bestimmte und damit das »agrarisches Prinzip« im Bereich der Mitgestaltung und Mitsprache in der Gemeindegelbstverwaltung vollständig aufgab.

Vergegenwärtigt man sich nun die Zusammensetzung des Gemeindegelbsschusses seit seinem Bestehen 1852, so spiegelt sich hier – im Unterschied zur Besetzung des Bauermeisteramtes – der soziale und wirtschaftliche Wandel des Ortes durchaus wider. Allmählich wandelt sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts das soziale Gesicht dieses wichtigen Gemeindegelbans. Als 1853 auf der Grundlage der Landgemeindegelbordnung der erste Weender Gemeindegelbschuß gewählt wurde – er hatte noch neun Mitglieder –, waren in ihm Ackerleute und Handwerker vertreten. Auch nach der Verabschiedung des Ortsstatuts und der ihr folgenden Neuwahl des Gemeindegelbsschusses 1864 änderte sich dieses Bild nicht. Im Jahr der Gründung des Deutschen Kaiserreichs 1871 dagegen präsentiert sich der Gemeindegelbschuß schon etwas anders: Eigentliche Ackerleute sind nicht mehr vertreten. Dafür hat nun der Gutsbesitzer Werner einen Sitz im Gemeindegremium wie auch der Fabrikant Eberwein – wenn auch noch als Vertreter der Häuslinge.⁴³³ Deutlich andere Konturen besaß der Gemeindegelbschuß schließlich im ersten Jahr des 20. Jahrhunderts, nachdem der Wahlmodus verändert worden war und nun allein auf der Steuerkraft der Gemeindegelbmitglieder fußte.⁴³⁴ Als Vertreter der wenig bemittelten Einwohner Weendes saßen nun der Schuhmacher Lange, Ackermann Margraf, Schmied Grube und der Zimmermann August Grüneklee in der Gemeindegelbversammlung. Bemerkenswerterweise waren der Direktor der Gambelinus-Brauerei Witte und der Fabrikant August Eberwein nicht aus der Gruppe der höchstverdienenden und wohlhabenden Einwohner des Ortes gewählt worden, sondern gemeinsam mit dem Ackermann Hoff sowie dem Schlosser Bunzendahl aus der mittleren Gruppe. Als Abgeordnete der Höchstbesteuerten waren vielmehr der Oeconom Beseler, Fabrikant Lütgens, Gutsbesitzer Werner und der Zimmermann Louis Waldmann im Gemeindegelbschuß vertreten.

So läßt sich abschließend festhalten, daß zwar die Leitung der Gemeindegelbschäfte über das 19. Jahrhundert hinaus in den Händen eines Bauern und somit eines Vertreters der traditionellen Dorfelite lag, im Gemeindegelbschuß des Jahres 1901 aber durchaus Vertreter der neuen wirtschaftlichen Kräfte anzutreffen waren wie etwa die drei Fabrikanten Witte, Eberwein und Lütgens. Aber auch die Namen Beseler, Werner und Hoff als Vertreter der Großbauern fallen ins Auge. Sie alle repräsentieren in jedem Fall die wirtschaftlich starke,

⁴³³ Vgl. StadtAGött, Weende 1087 sowie Weende 162 und NHStAH, Hann 74 Gö, J, 208/9.

⁴³⁴ Vgl. StadtAGött, Weende 1087.

wohlhabende Seite Weendes. Ihr zahlenmäßiges Gewicht innerhalb des Gemeindeausschusses gründete in ihrer wirtschaftlichen Macht. Sie waren es, die – abgesehen von der Eisenbahn – den Weendern Arbeitsplätze und damit Verdienst boten. So ließe sich doch, trotz der weiteren sechs meist aus dem Handwerkergerwerbe stammenden Ausschußmitglieder, formulieren: Zu Beginn des 20. Jahrhunderts lag die Macht gemeindepolitischer Entscheidung in Weende bei den Fabrikanten und Großbauern. Wie hier im kleinen, so bildeten im übrigen auch im großen diese beiden sozialen Gruppen die wirtschaftlichen wie politischen Säulen, auf denen neben dem Militär das Deutsche Kaiserreich insgesamt ruhte.

Von den Aufgaben der Landgemeinde

Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte sich der eigentliche Aufgabenbereich der Gemeindegelbstverwaltung noch wenig verändert. Vor allem hatte sich die Gemeinde um die Instandhaltung der Wege sowie um das Schul- und Armenwesen zu kümmern; sie mußte das Gemeindevermögen verwalten, für Sicherheit und Ordnung sorgen und für den Fall eines Brandes eine Feuerspritze bereithalten.⁴³⁵ So berichten auch die Weender Gemeindeausschußprotokolle, die ab 1852 vorhanden sind und einen Einblick in die Tätigkeit des Gemeindeausschusses bieten, immer wieder von Dingen, die im Zusammenhang mit dem Forst- und Allmendeland oder mit Hirten und Feldhütern stehen.⁴³⁶ Zum Beispiel, daß der Gemeindegirte ab 1854 nicht mehr in natura, sondern in Geld entlohnt wurde oder daß die Wegebauarbeiten – so war es immer noch für alle Beteiligten am (kosten)günstigsten – weiterhin über das Institut der Handdienste abgewickelt werden sollten.⁴³⁷ Oder es wurde ein größeres Wegebauprojekt in Angriff genommen, da »die Wege im jetzigen Zustand nicht allzeitig passierbar [waren].« Und am 20. Mai 1878 wurden Baupläne für die Wege von Weende nach Oberbillingshausen, Deppoldshausen, Holtensen und Nikolausberg verabschiedet.⁴³⁸

Neben diese traditionellen Aufgaben war für die Gemeinden bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein neues, bedeutsames Tätigkeitsfeld aufgetreten, als 1827 die Domicilordnung verabschiedet und das Trauscheinwesen eingeführt worden war. Der Zeitgenosse Carl Stüve sah hierin einen wesentlichen

⁴³⁵ Vgl. allgemein hierzu: Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd. 2, S. 120.

⁴³⁶ Vgl. StadtAGött, Weende 162 (1853-1870), Weende 1087 (1870-1902) und Weende 1088 (1902-1921)

⁴³⁷ Vgl. NHStAH, Hann 74 Gö, J, 208/9.

⁴³⁸ Vgl. StadtAGött, Weende 1087.

Grundstein für die Entwicklung der Gemeinden überhaupt, denn erstmals wurde nun verbindlich geregelt, welche Personen überhaupt zum Gemeindeverband gehörten und somit – das war das Entscheidende – ein Anrecht auf Obdach und Armenunterstützung in ihrer Heimatgemeinde besaßen.⁴³⁹ Aus der Sicht der Gemeinde war damit umgekehrt festgelegt, wem gegenüber sie eine gewisse Fürsorgepflicht wahrzunehmen hatte und – das wurde in Zeiten wachsender Armut immer wichtiger – wem sie die Fürsorge verweigern konnte. Im wesentlichen führten drei Wege zur Aufnahme in den Gemeindeverband: die Geburt (bei Frauen auch durch Einheirat), der unwidersprochene fünfjährige Aufenthalt im Ort sowie vertragliche Vereinbarungen zwischen Gemeinden und Zuzugswilligen.⁴⁴⁰ Ergänzt wurde die Domicilordnung durch das im selben Jahr eingeführte Trauscheinwesen. Danach konnte nur heiraten, wer hierzu eine Genehmigung – eben jenen Trauschein – von der Gemeinde erhielt. Die Vergabe hing wesentlich davon ab, ob das zukünftige Paar einen festen Wohnsitz besaß und als Familie ein Auskommen im Ort finden würde.

Mit der Domicilordnung wie auch mit der Einführung des Trauscheinwesens reagierte die königliche Regierung in Hannover auf die wachsende Mobilität gerade der unteren Bevölkerungsschichten, die ihre Heimatorte verließen, um andernorts Arbeit und Glück zu finden. Ihnen sollte, zumindest dem Gesetzestext nach, eine gewisse Beweglichkeit und Freizügigkeit ermöglicht werden. So beginnt die Domicilordnung mit der Bemerkung, daß »den immer zahlreicher werdenden Untertanen die Mittel zur Gewinnung ihres Unterhaltes erleichtert« werden sollten, indem der freien Wahl ihres Wohnsitzes »so wenig Hindernisse wie möglich in den Weg gelegt werden sollten.«⁴⁴¹ Ganz entgegen dieser Absicht wird allgemein gerade in der Domicilverordnung ein bedeutender Hemmschuh für die soziale und wirtschaftliche Entwicklung des Königreichs gesehen, da sie in der Praxis eine wirkliche Freizügigkeit, also die freie Wahl des Wohnsitzes, nicht förderte, sondern vielmehr entschieden verhinderte.⁴⁴² Es waren die einzelnen Bestimmungen der Domicilordnung selbst, die für diese Entwicklung verantwortlich waren. Zum einen legte die Domicilordnung die Vergabe des Wohnrechts an Zuzugswillige, wie auch später die Erteilung einer Heiraterlaubnis (Trauschein), ganz in die Hände der Gemeinde. Deren Interesse war jedoch ganz anders, als die oben zitierten Absichten der Regierung: Nicht Öffnung des

⁴³⁹ Vgl. Stüve, *Wesen und Verfassung der Landgemeinden*, S. 161.

⁴⁴⁰ Vgl. Domicilordnung für das Königreich Hannover und Hagenah, *Ländliche Gesellschaft im Wandel*, S. 196.

⁴⁴¹ Präambel der Domicilordnung für das Königreich Hannover, 1827.

⁴⁴² Vgl. Linde, *Das Königreich Hannover an der Schwelle zum Industriezeitalter*, S. 434.

Gemeindeverbandes, sondern Abschließung lautete deren Handlungsmaxime. Ihr ging es darum, die Gruppe der sozial und wirtschaftlich Schwachen in der Gemeinde, für die sie im Notfall aufzukommen hatte und die an sich schon überproportional wuchs, nicht weiter zu vergrößern. Zudem entsprachen die Handlungsmaßstäbe, die die Domicilordnung für die Gemeinden setzte, deren Interessen sehr.

Soweit für Weende Unterlagen zur Verfügung stehen, also etwa ab 1852, einem Zeitpunkt, als die Domicilordnung bereits 25 Jahre bestand, waren in jeder Gemeindeausschußsitzung derartige Fragen zu entscheiden. Zum Beispiel am 24. Mai 1859: Der Bäckergeselle Glenewinkel aus Alfeld beantragte, in den Ortsverband aufgenommen zu werden, weil er eine Weenderin heiraten wollte. Sicherlich dank seiner beruflichen Qualifikation gewährte ihm dies der Gemeindeausschuß grundsätzlich, aber unter der Voraussetzung, »daß der Bittsteller das Meisterrecht erwürbe und ein Local zum Backen fände«. ⁴⁴³ Oder das Gesuch eines Tagelöhners, der die Magd des Gastwirts Hillmer ehelichen möchte. Offenbar mit Blick auf das noch jugendliche Alter der beiden wird es vorläufig abgelehnt. Der Antragsteller »könne sich noch beruhigen«. Erfolglos blieb auch der Antrag eines gewissen Henze, der keine Heiraterlaubnis vom Gemeindeausschuß erhielt, da er noch keine Wohnung nachweisen konnte.

Deutlich tritt schon in diesen wenigen, aber zu ergänzenden Beispielen das Interesse der Gemeindevertreter hervor, die Gründung sozial instabiler Familien zu verhindern und den Zutritt in den Gemeindeverband auf dem Wege der Heirat für Männer zu versperren. Darüber hinaus läßt sich erkennen, daß die Domicilordnung und ihre Handhabung stark die persönlichen, privaten Interessen Einzelner berührte. Sie gab den Gemeindevertretern die Macht, unmittelbar in deren Lebensweg einzugreifen. Mitunter wurden dabei die persönlichen Verhältnisse der Betroffenen genau unter die Lupe genommen, wozu man sich im übrigen für sehr berechtigt hielt.

Recht anschaulich tritt dies bei einem weiteren, gut dokumentierten Fall aus dem Jahre 1845/46 zutage, der im folgenden näher betrachtet werden soll. ⁴⁴⁴ Der vorhandene Schriftwechsel zwischen Bauermeister Wunderlich und dem Amt Göttingen in dieser Angelegenheit macht darüber hinaus deutlich, wie schnell sich wirtschaftliche, soziale und moralische Aspekte in der Beurteilung der Gemeindevertretung vermischten, wenn sie nur der Durchsetzung der eigenen Interessen dienten. Umgekehrt spricht aus den Akten aber auch die Eigenwilligkeit, Selbstän-

⁴⁴³ Vgl. auch zu den folgenden Beispielen: StadtAGött, Weende 162.

⁴⁴⁴ Vgl. zum gesamten Fall StadtAGött, Weende 625.

digkeit und Entschlossenheit der Betroffenen selbst, die ebenfalls mit einer gewissen Beharrlichkeit für ihre soziale und rechtliche Integration in den Gemeindeverband kämpften.

Ende des Jahres 1845 wandte sich eine Witwe aus Weende an das königliche Amt in Göttingen mit der Bitte, dem Müllergesellen Keller aus Gifhorn einen Domicilschein auszustellen, da beide heiraten wollten. Offenbar hatte der Bauermeister ihr Gesuch zuvor abgelehnt. Die Frau verdiente ihren Lebensunterhalt auf der Klosterdomäne. Sie und der Müllergeselle verkehrten bereits seit zehn Jahren miteinander und hatten drei gemeinsame Kinder, deren Status mit der Heirat endlich legalisiert werden sollte. Dabei ging es nicht allein um Sitte, Anstand und Moral. In einer Gesellschaft, die kein Versicherungswesen kannte, war das Heimatrecht und die damit verbundene Armenfürsorge die einzige soziale Absicherung überhaupt.

Um Bericht und Entscheidung in dieser Angelegenheit vom Amte aufgefordert, erläuterte Bauermeister Wunderlich im Januar 1846 in einem ausführlichen, sich über Seiten hinziehenden Schreiben, warum er in Absprache mit den Gemeindevorstehern das Gesuch abgelehnt habe. Die Ausführlichkeit der Darstellung schien ihm offenbar deshalb geboten, weil dies kein einzelnes Phänomen, sondern eher ein gewöhnlicher, durchaus üblicher Fall zu sein schien, wie er selbst berichtete. Zunächst schilderte er dem Amt die allgemeinen Verhältnisse in Weende: »Die Anzahl der Familien, die Bevölkerung überhaupt, ist in Weende so groß, die Armuth infolgedessen zu einer so bedenklichen Höhe gestiegen, daß der hiesige Ortsvorstand bei der Ertheilung von Domicilscheinen mit großer Vorsicht, ja mit einer gewissen Strenge zu verfahren schon seit längerer Zeit sich veranlaßt gesehen habe. Bitten um Ertheilung der Erlaubnis zur Verheirathung gehen fast täglich bei uns ein und selbst den Kindern unseres Dorfes müssen wir häufig, um die übermäßige Vermehrung der Familie einigermaßen zu wehren, abschlägige Antwort ertheilen.« Eindeutig verstand und benutzte der Bauermeister die Domicilordnung hier als ein bevölkerungspolitisches Instrument, mit dem er lenkend in das Heiratsverhalten einzelner Dorfbewohner einzugreifen gedachte. Daß hier ganz persönliche Entwicklungsmöglichkeiten, ja vielleicht persönliches Glück beschnitten wird zugunsten eines wirklichen oder vermeindlichen Gemeinwohls, ist für ihn bedauerlich, aber auch selbstverständlich.

Über den Müllergesellen Keller heißt es weiter: »Keller ist nur als ein wandernder Müllergesell zu betrachten und wollten wir ihm das Heimatrecht ertheilen, so würden wir uns selbst ein sehr gefährliches Präjudiz stellen: denn in kürzester Zeit würden, gestützt hierauf, mindestens 8 bis 12 Ehepaare erscheinen, um auch für sich das Recht auf Verheirathung in Anspruch zu nehmen und zwar

mit ebenso vielen Gründen, als Keller, wenn man nämlich, wie in dem vorliegenden Fall geschieht, die Erzeugung einer Anzahl unehelicher Kinder wirklich als einen Grund betrachten will«. In diese immerhin doch recht greifbare, nachvollziehbare Argumentation des Bauermeisters mischt sich anschließend die moralische Bewertung der Antragsteller, wenn er über die Witwe sich mit den Worten äußert: »Ihr Betragen sei von jeher ein ziemlich freies, ja sogar freches gewesen und ihr Ruf sei eben nicht der beste.« Auch dies trägt also zur Entscheidung bei.

In den folgenden Monaten erwirbt Keller ein Haus und dokumentiert so seine feste Absicht, sich in Weende niederzulassen. Dies veranlaßt Bauermeister Wunderlich, hiergegen heftig Widerspruch beim königlichen Amt zu erheben. Stärker als beim ersten Schreiben, verlegt er nun die Argumentation auf die moralischen Aspekte, indem er den Antragsteller als fragwürdiges, unmoralisches, ja kriminelles Subjekt darstellt. »Indem wir mit Bestimmtheit wissen, daß derselbe früher schon in Kriminaluntersuchungen [verwickelt war] und in Folge auch mit Zuchthaus belegt ist.«

Es ist für den heutigen Betrachter nicht möglich, die Richtigkeit dieser Behauptungen des Bauermeisters zu überprüfen. Merkwürdig will es allerdings schon erscheinen, daß Wunderlich erst in seinem zweiten Schreiben auf diese sehr wichtige Sache zu sprechen kommt. Hatte der Bauermeister die Befürchtung, daß seine Erläuterungen über die Lage in seinem Dorf nicht ausreichen würden, das königliche Amt von seiner Auffassung zu überzeugen? Denn die hannoversche Regierung selbst hatte die Gemeindevertretungen aufgefordert, mit der Vergabe von Trauscheinen nicht allzu zurückhaltend zu sein. Ihr ging es darum, das verbreitete Phänomen wilder Ehen einzudämmen.⁴⁴⁵

Jenseits der Frage, ob diese Einschätzungen und Anschuldigungen gegen den Müllergesellen Keller aus der Luft gegriffen sind oder nicht, dokumentieren sie die Entschlossenheit der Gemeindevertreter zu verhindern, daß sozial schwächere Personen Aufnahme in den Gemeindeverband finden. Dabei war es ihnen gleichgültig, ob bereits familienähnliche Bande zu Einwohnern des Dorfes bestanden. Ja, aus ihrer Perspektive schien gerade diese Tatsache als ein Mittel, sich eine Heiratsbewilligung oder einen Domicilschein zu erschleichen. Die Gemeindevertreter hofften mit dieser strengen Handhabung der Domicilordnung soziale Probleme des Ortes wenigstens teilweise zu bändigen. Natürlich werden – wie oben sichtbar – manche getroffenen Entscheidungen nicht frei von Vorurteilen gewesen sein, zumal, wenn die Betroffenen der Unterschicht angehörten. Dennoch blieb der

⁴⁴⁵ Vgl. Schlumbohm, Familie und Familienlosigkeit, S. 80, Anm. 27.

Hintergrund dieses Handelns die Not der Zeit, in der die Güter, die es zu verteilen gab, sehr knapp waren.

Die vorhandenen Quellen lassen die Frage offen, ob der Müllergeselle Keller oder die Gemeinde sich durchsetzen konnte. Unabhängig von dem möglichen Ausgang stellt sich hier jedoch die Frage, ob sich die Domicilordnung überhaupt als ein so taugliches sozialpolitisches Instrument erwiesen hat. Wenn auch ihr einschränkender Charakter immer wieder betont wird und zunächst offensichtlich erscheint, gibt es doch etliche Hinweise, daß die Handhabung der Domicilordnung ins Leere lief. Konnte sie wirklich Mobilität einschränken und Familiengründungen verhindern?

Der Bauermeister selbst erwähnte gegenüber dem königlichen Amt, daß es in Weende etliche Männer und Frauen gab, die sich in einer ähnlichen Lage wie Keller und seine Frau befanden. Das hieß, auch wenn es nicht legalisiert und staatlich abgesichert war, gingen Männer und Frauen eheähnliche Beziehungen ein und gründeten Familien. Der Staat bzw. die Gemeinden konnten ihnen die Legitimation ihrer Familienverhältnisse verweigern, offenbar jedoch nicht wirksam in ihr sexuelles Verhalten eingreifen.⁴⁴⁶ Eine systematische Auswertung der Kirchenbücher könnte hier eventuell beleuchten, wie groß das Ausmaß unehelicher Partnerschaften und Kinder gewesen ist. Tatsächlich wuchs ja auch in Weende die Bevölkerung stetig an und mit ihr vor allem auch die landlose, ärmere Bevölkerung, wie bereits oben beschrieben.

Neben dieser Art des Bevölkerungswachstums muß es in Weende bereits eine bedeutende Zuwanderung ortsfremder Personen gegeben haben, bevor 1866 die Freizügigkeit eingeführt wurde. Immerhin erklärte im Rahmen der Verhandlungen um das Ortsstatut 1867 der damalige Bauermeister, die allgemeinen Gemeindeausgaben hätten allein mit dem Zuzugsgeld bestritten werden können. Ganz offenbar gab es also Mobilität auch ohne rechtlich verbriefte Freizügigkeit. Die wirtschaftlichen und sozialen Umstände werden immer wieder Personen hierzu gezwungen haben. Allerdings war diese Mobilität ohne gesetzliche Freizügigkeit nicht ohne Folgen für die Beteiligten. Denn die Domicilordnung mit ihren restriktiven Bestimmungen verlagerte das soziale Risiko dieser mit den wirtschaftlichen Veränderungen einhergehenden Mobilität auf die Schultern des einzelnen und vergrößerte so seine soziale Unsicherheit.

⁴⁴⁶ Vgl. hierzu auch die Bemerkung des Weendes Pastors Kreibohm 1874 über eine bereits seit 14 Jahren bestehende wilde Ehe, deren Partner nicht zur Ehe bewegt werden konnten. Kirchenkreis-AGött, Sup. Spez. Weende, 145.

Selbst im positiven Fall war die Aufenthaltsgenehmigung zeitlich begrenzt und hing davon ab, ob der Zugezogene einen Heimatschein seines Herkunftsortes nachweisen konnte. War die Gültigkeit des Heimatscheins abgelaufen, drohte die Abschiebung. So erhielt der Färber Loeber, der seit drei Jahren in Weende mit seiner Familie lebte, am 4. März 1848 folgendes Schreiben des Amtes in Göttingen: »Da der von dem Färbermeister Loeber zu Weende bei seinem Einzug zu Weende beigebrachte Heimatschein von der königlichen Preußischen Regierung zu Erfurth für ihn und seine Familie nur auf drei Jahre ausgestellt worden, welche bereits abgelaufen sind, so wird der Färbermeister Loeber hierdurch aufgefordert, sofort und längstens in 14 Tagen à dato einen neuen Heimatschein dem Bauermeister Wunderlich zu Weende einzuhändigen, oder zu gewärtigen, daß ihm und seiner Familie der Aufenthalt in Weende nicht ferner gestattet werden wird.«⁴⁴⁷ Ohne Heimatschein und Aufenthaltsgenehmigung blieb unklar, wer im Unglücksfall, bei Krankheit und Arbeitslosigkeit für ihn und seine Familie aufkommen würde.

Wilde Ehen und die damit oft verbundenen unehelichen Kinder muteten besonders den Frauen große soziale Unsicherheit und labile Lebensverhältnissen zu. So hatte auch die Frau des Müllergesellen Keller zu bedenken gegeben, »in welcher hilflosen Lage ihre Kinder versetzt sein würden, wenn [sie] durch eine Krankheit oder gar durch den frühen Tod der Mutter ihrer Unterstützung beraubt werden würden.«⁴⁴⁸ Doch im Grunde genommen waren die Kellerschen Verhältnisse nicht besonders drastisch. Offenbar konnte die Frau ihr Auskommen finden und sich mit ihren Kindern leidlich durch das Leben schlagen. Die Beziehung zu dem Müllergesellen, die über zehn Jahre bestand, schien auch ohne Trauschein stabil. Dagegen läßt ein Bericht aus der Hannoverschen Zeitung aus dem Jahre 1861 erahnen, in welche aussichtslosen und bedrängenden Verhältnisse eine junge Frau mit unehelichen kleinen Kindern geraten konnte. Die Zeitung berichtete in der Rubrik »Gerichtszeitung« von einem Strafprozeß beim Göttinger Schwurgericht, in dem die ledige Weenderin Christiane Dahmann beschuldigt wurde, ihr Baby in der Göttinger Frauenklinik umgebracht oder doch zumindest äußerst fahrlässig getötet zu haben. Mit dem ausgemergelten, kränklichen Kind hatte sie sich in die Klinik begeben. Hier wurden Mutter und Kind innerhalb weniger Tage aufgepäppelt, so daß sie beide bald entlassen werden sollten. Die junge Mutter hatte bereits zwei uneheliche Kinder zur Welt gebracht, die bei den Großeltern aufwuchsen. Diese schienen jedoch nicht gewillt, nun auch das dritte

⁴⁴⁷ StadtAGött, Weende 625.

⁴⁴⁸ Vgl. StadtAGött, Weende 625.

Kind mit durchzuziehen. Christiane Dahlmann, die als Dienstmagd arbeitete, wußte offenbar nicht, wie sie selbst das Kind durchbringen sollte. Unmittelbar vor der Entlassung aus der Klinik vergiftete sie die für das Kind bestimmte Milch mit Phosphor, den sie von einem Streichholz abgekratzt hatte, und gab dem Kind hiervon zu trinken. Vor Gericht sagte die Mutter, sie habe das Kind nicht töten, sondern lediglich »krank machen« wollen, um den Aufenthalt in der Klinik zu verlängern. Obwohl der Weender Pfarrer, es war der Pastor Ahlborn, sich für die Angeklagte verwendete, wurde über Christiane Dahlmann eine hohe Zuchthausstrafe verhängt.⁴⁴⁹

Armenfürsorge als Handlungsfeld der Gemeinde

Über die Jahrhunderte hinweg galt die Fürsorge für die Armen als selbstverständliche Aufgabe der Kirche, deren Tätigkeit durch private Spenden und »mildtätige Stiftungen« ergänzt wurde. Der Staat sah sich hier nicht zum Handeln aufgefordert. Noch 1827 – es war bezeichnenderweise das Jahr, in dem die Domicil- und Trauscheinverordnung verabschiedet worden war, bekräftigte die hannoversche Regierung noch einmal ihre Zurückhaltung auf diesem Gebiet: Das Einmischen des Staates in den Bereich der Armenfürsorge führe lediglich dazu, auf der einen Seite Ansprüche zu schüren, auf der anderen Seite die Spendenbereitschaft zu schmälern.⁴⁵⁰ Andererseits gewann die Domicil- und Trauscheinordnung für die örtliche Gemeinde gerade deshalb an Bedeutung, weil in ihr durchaus Heimatrecht und Armenrecht verknüpft waren. Die Gemeinde als unterste soziale Einheit im staatlichen Gefüge war in die Pflicht genommen. Allerdings war es eine zwar wichtige, aber doch auch sehr beschränkte Aufgabe, die ihnen auferlegt worden war: nämlich die Gewährung von Obdach.⁴⁵¹

Um dieser Verpflichtung nachkommen zu können, sah sich 1847/48 die Weender Gemeinde genötigt, auf ihre Kosten ein Armenhaus errichten zu lassen. Es waren die Jahre der Not und des Hungers, so daß sich die Bitten armer und hilfloser Weender um Obdach sehr vermehrt hatten. Dem damaligen Bauermeister Wunderlich war deshalb der Bau eines Armenhauses zweckmäßiger erschienen, als bei Weendern für Bedürftige Wohnungen anzumieten. Diese waren zudem wegen der hohen Zahl von Häuslingen in Weende kostspielig und schwer zu erhalten. Das Bauholz sollte wenigstens teilweise dem Gemeindeforst entnommen werden, so daß für den Neubau höchstens eine Summe von 200 bis 300 Talern

⁴⁴⁹ Vgl. Hannoversche Zeitung vom 16. September 1861.

⁴⁵⁰ Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 558.

⁴⁵¹ Vgl. Stüve, Wesen und Verfassung der Landgemeinden, S. 200.

aufzubringen sein würde. »So würden die Zinsen dieser Anlage bei weitem noch nicht die Höhe des Mietgeldes [erreichen], welche die Gemeinde jetzt für Arme an hiesige Vermieter zahlen muß«, erläuterte Wunderlich dem Göttinger Amt.⁴⁵² Im November 1850 wurden schließlich die Pläne der Gemeinde und vor allem die Finanzierung von der Landdrostei in Hildesheim genehmigt. Fast drei Jahre nach dem ersten Schriftwechsel zwischen Bauermeister und Amt im Dezember 1847 waren verstrichen, als endlich der Bau beginnen konnte. Die Gemeinde mußte hierzu eine Anleihe von 200 Talern aufnehmen. Als Bauplatz wurde ein Grundstück zwischen Hirten- und Feldhüterhaus gewählt, das bereits der Gemeinde gehörte. Mittelpunkt des Armenhauses war eine große Wohnstube, die von mehreren Familien benutzt wurde; geschlafen wurde in getrennten Kammern; eine Kochgelegenheit war offensichtlich nicht vorgesehen.

Die Unterstützung der Armen, die über eine Gewährung von Obdach hinausging, blieb nach wie vor punktuell, spontan und auf den konkreten Fall bezogen. Eine rechtliche Einbindung der Armenfürsorge gab es ebensowenig, wie der Gedanke der Vorsorge, der Prävention darin eine Rolle spielte. Im Unterschied zu anderen Orten fanden die Bedürftigen in Weende Unterstützung durch die Klosterkammer und den Klosteramtman. Auch dies waren, wie eigens betont wurde, »freiwillige« Leistungen, aus denen keinerlei rechtliche Verpflichtungen abgeleitet werden konnten. Nachdem 1868 das Ortsstatut in Kraft getreten war, das den Klosterbezirk als eigenen Verwaltungsbereich auflöste, trugen Kloster und Klosterkammer entsprechend ihres Steuerbetrages zur Armenlast der Gemeinde bei.

Bis 1872 die preußische Armengesetzgebung auch im ehemaligen Königreich Hannover eingeführt wurde, gab es in Weende zur Unterstützung der Armen die Einrichtung der »freiwilligen Gabe«. Unklar ist, wie oft sie eingesammelt oder besser eingezogen wurde. In jedem Fall aber waren $\frac{1}{6}$ der Weender zu dieser Freiwilligkeit verpflichtet, während $\frac{5}{6}$ – also die übergroße Mehrheit der Einwohner – wegen der eigenen bescheidenen bis dürftigen Lebensverhältnisse hiervon befreit waren.⁴⁵³ Die Organisation dieser gemeindlichen Armenpflege oblag dem Armenvater. Dieses System gemeindlicher Armenpflege, das noch starke Züge privater Wohltätigkeit und des Almosenwesens trug, fand mit der Etablierung preußischen Rechts auf diesem Gebiet sein Ende. Nun war die Armenpflege eindeutig Angelegenheit der öffentlichen Verwaltung, das hieß in unserem Fall des Gemeindevorstandes. Finanzielle Grundlage bildete eine direkte kommunale

⁴⁵² StadtAGött, Weende 165.

⁴⁵³ Vgl. StadtAGött, Weende 1087.

Steuer, die alle drei Monate zu erheben war. Die Entscheidung darüber, wer in welcher Höhe und zu welchem Zweck Armenunterstützung erhielt, wurde nun im Gemeindeausschuß besprochen. Zu diesem Zweck wurde jeden Monat neu ein »Verzeichnis wegen Unterstützung hilfbedürftiger Armer« angelegt bzw. auf den neuesten Stand gebracht.⁴⁵⁴ Hier sind bereits deutliche Züge der heutigen Sozialhilfe zu erkennen, die ja eine der wesentlichen Aufgaben der Gemeinden geblieben ist.

Der eigentliche Charakter der Armenpflege änderte sich damit aber kaum. Stets erhielten einige Weender allgemein Hilfe zum Unterhalt. Es waren meist Kinder, Kranke und Alte, die klassische Gruppe der Armenpflege. Entscheidendes Kriterium für die Vergabe von »Hilfe zum Unterhalt« war die vorhandene oder eben nicht vorhandene Arbeitsfähigkeit. So wurde jeweils im April Kindern unmittelbar nach Schulentlassung und Konfirmation die Unterstützung entzogen. Sie waren nun für sich selbst verantwortlich und galten als arbeitsfähig. Oder im August 1894 lehnte beispielsweise der Gemeindeausschuß den Unterstützungsantrag einer Weenderin ab, mit der Begründung, daß sie, wenn sie nur die Absicht zu arbeiten habe, wohl im Stande sei, sich in der jetzigen Erntezeit ihren Unterhalt zu verdienen.«⁴⁵⁵ Fraglich konnte die Unterstützung auch werden, wenn die Betroffenen seit längerem nicht mehr in Weende lebten. So war es im Fall des Gärtners Carl Oberdieck. Im Juni 1875 hatte die Stadt Hannover bei der Gemeinde Verpflegungskosten für den erkrankten Oberdieck eingefordert. Mit der Begründung, er lebe bereits seit 1869 – also seit sechs Jahren – nicht mehr in Weende, lehnte die Gemeinde die Übernahme der Kosten ab.

Daß nach wie vor die gemeindliche soziale Hilfe in erster Linie für die Grenzfälle des Lebens gedacht war, illustriert recht anschaulich ein entsprechender Tagesordnungspunkt der Gemeindeausschußsitzung vom Juni 1882. Dort hieß es, daß »wegen Hilfsbedürftigkeit betreffender Personen« aus der Weender Armenkasse 13,50 Mark für den Sarg für Ernst Rampe aus Mühlenhausen bewilligt wurden; zweimal sechs Mark Zuschuß für die Särge zweier weiterer verstorbener Weender Einwohner; sechs Mark an Verpflegungskosten »für das Kind der Ehefrau Ernst Lamster in dem Hause Bethlehem in Göttingen für diejenigen 4 Wochen, wo dieselbe im Entbindungshause anwesend die fragliche Verpflegung nicht übernehmen kann.«⁴⁵⁶

⁴⁵⁴ Vgl. StadtAGött, Weende 1087.

⁴⁵⁵ StadtAGött, Weende 1087.

⁴⁵⁶ StadtAGött, Weende 1087.

Die Modernisierung des Alltags

Auf den vorausgegangenen Seiten wurde geschildert, wie sich die bäuerliche Gemeinde zur (bürgerlichen) Landgemeinde entwickelte, indem allmählich der Gemeindeverband seiner agrarisch-bäuerlichen Gebundenheit entwuchs und sich den neuen sozialen und politischen Gegebenheiten anpaßte. Dies betraf die Frage der Gemeindemitgliedschaft, der Rechte und Pflichten der einzelnen in ihr, sowie die Wahl und Zusammensetzung der Gemeindevertretung. Teilweise ist auch schon davon berichtet worden, daß diese Veränderungen der Gemeinde neue Aufgaben stellte. Wie sehr sich mit diesem allgemeinen Wandel auch die Aufgaben der Gemeinde veränderten, wird im ländlichen Bereich vor allem an der Schwelle zum 20. Jahrhundert spürbar.

Es ist schon erwähnt worden, daß das Bevölkerungswachstum und das damit verbundene dichtere Wohnen und Leben vieler Menschen eine Herausforderungen für die Gemeinde darstellte. Manches, worüber man sich in den Jahrhunderten zuvor keine Gedanken zu machen brauchte, weil das Wissen von technischen oder medizinischen Zusammenhängen einfach fehlte, wurde nun zum Problem. In Weende wurde dies am krassesten bei der Wasserversorgung deutlich. Darüber hinaus schuf der wissenschaftlich-technische Fortschritt Möglichkeiten, das Alltagsleben – das private wie das öffentliche – zu modernisieren. Geradezu ein Symbol für den Einzug des Fortschrittes in die Bereiche des Alltags wurde das Gaslicht und später die elektrische Beleuchtung. Diese Entwicklung brachte den Gemeinden neue Aufgaben, die künftig den Kern ihrer Tätigkeit bilden und die zentrale Funktion der Gemeinden für deren Einwohner bestimmen sollten. Aus der ehemaligen bäuerlichen Dorfgemeinde wurde eine Versorgungs- und Dienstleistungsgemeinde. Betrachtet man die Weender Verhältnisse, so erscheint die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert als ein Scheitelpunkt in dieser Entwicklung.

Bereits im März 1892 – also noch vor der Jahrhundertwende – wurde der erste Fernsprechananschluß in Weende gelegt, und zwar zur Eberweinschen Fabrik und im Oktober desselben Jahres ein zweiter zum Klostergut.⁴⁵⁷ In den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts kamen erneut die Diskussionen um den Bau einer Wasserleitung für Weende in Gang. Sie stand bereits zehn Jahre zuvor auf der Tagesordnung, als eine Typhusepidemie Weende ergriffen hatte. 1907/8 schließlich erhielten die Weender Häuser einen Wasserleitungsanschluß. Im Herbst 1902 erhielt Weende die erste öffentliche Straßenbeleuchtung. 25 Gaslaternen waren hierzu vom Göttinger Gas- und Wasserwerk installiert worden. Das benötigte Gas gelangte

⁴⁵⁷ Vgl. StadtAGött, Weende 251.

durch Rohrleitungen entlang der Chaussee von Göttingen nach Weende.⁴⁵⁸ Bereits 1899 hatte die Gemeinde sich an die Stadt Göttingen gewandt mit der Frage, ob Weende möglicherweise »elektrische« Kraft von dem geplanten Göttinger Elektrizitätswerk erhalten könnte.⁴⁵⁹ Da sich aber der Bau des Werkes in Göttingen noch in der Planungsphase befand, mußte die Stadt ablehnen. Erst gut zehn Jahre später – 1911 – sollten erneute Verhandlungen zwischen dem Elektrizitätswerk Göttingen und der Gemeinde Weende zur Elektrifizierung des Ortes führen.

Es spricht für eine gewisse Aufgeschlossenheit, daß die Weender Gemeindevertreter schon 1899 mit einer Elektrifizierung des Ortes nicht allein an seine Beleuchtung dachten, sondern damit auch die Möglichkeit einer elektrischen Bahnverbindung verbanden – sprich einer Straßenbahnverbindung von Göttingen nach Weende. Wiederum zehn Jahre später sollte dieses Thema – der Bau einer Straßenbahn – noch einmal aktuell werden; damals auf Initiative der Göttinger Stadtverwaltung. Sie fragte im August 1909 bei der Gemeinde an, ob »Interesse an dem alsbaldigen Zustandekommen einer Straßenbahnverbindung mit Göttingen vorhanden« sei.⁴⁶⁰ Es gab dieses Interesse offenbar recht stark. Sofort fand sich der Gemeindeausschuß bereit, eine Zinsgarantie für das Projekt von 1600 Mark zu übernehmen, die von 27 Weendern privat gedeckt wurde. Doch dieses Projekt scheiterte. Schade für die Weender, deren Verkehrsverhältnisse zu Beginn des 20. Jahrhunderts keineswegs die besten waren. Trotz der örtlichen Fabriken, des Pendelverkehrs zwischen Göttingen und Weende, sich die Bahndirektion Kassel zunächst nicht entschließen konnte, einen Haltepunkt der Bahn in Weende einzurichten. »Bei der Nähe des Bahnhofs Göttingen« – so argumentierten sie – »und der Haltestelle Bovenden und bei den günstigen Wegen zu denselben [kann] ein Verkehrsbedürfnis für die gewünschte Anlage nicht anerkannt werden«.⁴⁶¹

Modernisierung des gemeindlichen Lebens umfaßte in Weende nicht allein diese technischen Bereiche wie Wasser, Licht und Strom, sondern ebenso soziale Felder. So stellte der sozialdemokratisch gesinnte Schuhmacher und Mitglied des Gemeindeausschusses Lange im Mai 1903 den Antrag, eine »Kinderbewahranstalt« – heute würde man sagen: Kindergarten – einzurichten. In einem Ort wie Weende, mit einem beachtlichen Bevölkerungswachstum, mit einem hohen Anteil von Arbeitern, deren Frauen oftmals hinzuverdienen mußten, worunter die Sorge um die Kinder zu leiden hatte, war die geforderte Einrichtung sicher eine sehr sinnvolle Angelegenheit. Ohne lange Diskussion bewilligte der Gemeindeausschuß

⁴⁵⁸ Vgl. StadtAGött, Weende 278.

⁴⁵⁹ Vgl. StadtAGött, Weende 278.

⁴⁶⁰ Vgl. StadtAGött, Weende 250.

⁴⁶¹ StadtAGött, Weende 250.

eine entsprechende Einrichtung; die 200 Mark, die zur Einrichtung des Thiehauses zu diesem Zweck erforderlich waren, sollten der Gemeindekasse entnommen werden.

Wenn auch nicht alles zum Erfolg führte, so läßt sich doch festhalten, daß der Weender Gemeindeausschuß im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts etliche und bedeutende Modernisierungsmaßnahmen in Angriff nahm. Seine Tätigkeit unterschied sich deutlich von der des Weender Gemeindeausschusses noch fünfzig Jahre zuvor. Und in der Weise, wie sich seine Aufgaben differenzierten, differenzierte sich auch seine Arbeitsweise hin zu Arbeitsteilung. Zu den oben erwähnten Projekten hatte der Gemeindeausschuß Kommissionen gebildet, meist von drei Mitgliedern, die die jeweiligen Angelegenheiten federführend bewältigten, Verhandlungen führten, Sachverständige hörten. So gab es eine Wasserkommission, eine Sanitätskommission, eine Energiekommission und schließlich eine Kommission für die Kinderbewahranstalt.

Die Herausforderungen der Zeit und die Bewältigung neuer Aufgaben wurden von den Gemeindevertretern nicht immer mit Begeisterung aufgenommen, und ihre Bewältigung war keineswegs immer leicht. Am Ende dieses Abschnittes soll deshalb schließlich beispielhaft ein Thema damaliger Gemeindepolitik herausgegriffen und näher beschrieben werden. Wegen der ausgezeichneten Quellenlage bietet sich hier die Gelegenheit, anschaulich nachzuvollziehen, wie sich die Verwaltungstätigkeit der Gemeinden in der modernen Industriegesellschaft erweiterte und auf welche Schwierigkeiten und Grenzen ihre Bewältigung stieß. Konkret wird es dabei um die Frage gehen, wie notwendig eine öffentliche Wasserversorgung ist, wie diese einzurichten sei, und ob es hierzu einer Wasserleitung bedarf. Den Anstoß zu dieser Debatte hatte eine Typhus-epidemie gegeben, die sich im Winter 1894/95 in Weende ausgebreitet hatte. Auf diese Krankheit soll ebenfalls etwas näher eingegangen werden, da sie gemeinsam mit der Cholera eine geradezu charakteristische Seuche der entstehenden Massengesellschaft des 19. Jahrhunderts geworden war.

Schicksal oder Herausforderung? Eine Krankheit und ihre Folgen

Es ist Aufgabe der Gemeinde, die natürlichen Lebensgrundlagen ihres Gemeinwesens zu schützen. Wasser – gesundes, reines Trinkwasser – gehört dazu. Sein Vorhandensein ist aber keineswegs eine Selbstverständlichkeit. Die Einwohner Weendes hatten dies z.B. Mitte des 19. Jahrhunderts erfahren müssen, als die neu errichtete Textilfabrik am Weendespring eine ihrer Trinkwasserquellen verschmutzte. Damals hatten – davon ist schon oben berichtet worden – Klosterpächter und Gemeindevertretung Seite an Seite gekämpft, um den Bau dieser Fabrik zu verhindern. »Gemeinwohl geht vor Eigennutz« – diesen Grundsatz hatte die Gemeinde für sich in Anspruch genommen. Sie war ihres Sieges gewiß gewesen und mußte doch am Ende bemerken, daß das Gemeinwohl so eindeutig nicht einzufordern war. Als sich knapp fünfzig Jahre später im Winter 1894/95 in Weende eine Typhusepidemie ausbreitete, stand die Reinheit des Weender Trinkwassers, das viele Einwohner immer noch unmittelbar dem Weendebach entnahmen, erneut auf der Tagesordnung. Auch diesmal ging es wieder um das Gemeinwohl, um den gesundheitlichen Schutz der Weender Einwohner. Die Rollen in diesem Streit waren jedoch anders verteilt, wie sich zeigen wird.

Die Haltung des Dorfes – seiner Bewohner wie seiner Gemeindevertreter – zu der lebensgefährlichen Typhuserkrankung, die Ansichten über Ursachen und Verbreitung, schließlich die Diskussion um die davon abgeleitete Forderung, endlich eine Wasserleitung bauen zu lassen, veranschaulichen einerseits, wie sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Aufgaben der Gemeinde zu erweitern begannen, und andererseits machen sie den Horizont sichtbar, der die Gemeindepolitik und die Gemeindeverwaltung bestimmen und begrenzen konnte. Die Grenzen des Handelns und Denkens, die dabei deutlich werden, sind vielfältiger Art: Die Mentalität der Einwohner und ihrer Gemeindevertreter, die finanzielle Lage des Dorfes, die Machtverhältnisse in ihm und schließlich – wie schon vor fünfzig Jahren – der wissenschaftliche Kenntnisstand.

Die Typhusepidemie in Weende 1894/95

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte Weende – zumindest in medizinischen Kreisen – eine eher traurige Berühmtheit erlangt: Im Göttinger Umland war es der Ort mit den häufigsten und schwersten Typhuserkrankungen. In jenen Jahren soll der Göttinger Medizinprofessor Dr. Ebstein seine Vorlesungen über Typhus mit

den zwar humorigen, aber auch etwas zynisch anmutenden Worten eröffnet haben: »Meine Herren, ich stelle Ihnen hier wiederum einen Typhusfall vor, wie gewöhnlich aus Weende, welches bekanntlich das größte Contingent von Typhuserkrankungen für unsere Klinik liefert.«⁴⁶² Tatsächlich waren in Weende in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts jedes Jahr Darmtyphusfälle zu verzeichnen gewesen. Epidemisch hatte sich die Krankheit im Winter 1894/95 ausgebreitet. In den Monaten November 1894 bis Februar 1895 erkrankten 96 Einwohner an dieser Krankheit, am 9. Dezember 1894 allein zehn Menschen. In 55 Häusern der insgesamt 191 Wohnhäuser – d.h. in jedem vierten – war ein Typhuskranker anzutreffen. 15 Weender starben in jenem Winter daran, überwiegend Kinder und Jugendliche: acht der Toten waren unter zwölf Jahren alt, vier waren jugendlichen Alters, während drei sich im fortgeschrittenen Alter befanden (47-53 Jahre).⁴⁶³

Die Bezeichnung Typhus umschloß mehrere Krankheitsbilder, deren gemeinsames Merkmal hohes Fieber war, das von Nervenschwäche, teilweiser Ohnmacht und Delirien begleitet war. Die Weender hatten mit dem sogenannten Unterleibs- bzw. Darmtyphus zu kämpfen, bei dem eine Entzündung des Darms charakteristisch war, die sich teils mit Verstopfung, teils mit Durchfall verband.

Wenn der Typhus von seinem Krankheitsbild her auch vielfältig erschien, so hatte er doch ein deutliches Profil, betrachtete man die Gruppe der hieran Erkrankten. Meyers Konversationslexikon von 1907 beschreibt es so: eher jung als alt, eher männlich als weiblich, eher arm als reich. In Weende verhielt es sich ähnlich, aber nicht völlig gleich.⁴⁶⁴ Eher jung als alt: 62 der Erkrankten – das waren 69% – waren Kinder und Jugendliche im Alter von ein bis 17 Jahren. Die höchste Erkrankungsichte war bei Kindern zwischen neun und 13 Jahren zu verzeichnen. Acht dieser erkrankten Kinder starben in jenen Monaten (12% d. kranken Kinder). 27 der Typhusfälle betrafen Erwachsene, wobei auch hier die jüngeren Jahrgänge stärker betroffen waren als die älteren (13 im Alter von 20-29 Jahren; zehn im Alter von 30-36; vier darüber zwischen 47 und 53 Jahren). Eher männlich als weiblich: dies trifft nun auf die Weender Typhusepidemie nicht zu: Sowohl unter den Kranken als auch unter den Verstorbenen befanden sich deutlich mehr Frauen und Mädchen als Männer und Jungen (37 : 48; 4 : 11). Eher arm als

⁴⁶² Zitiert nach StadtAGött, III M 12.b, Schröder, Die Typhusepidemie in Weende im Winter 1894/95, S. 5.

⁴⁶³ Vgl. StadtAGött, III M 12.b, Schröder, Die Typhusepidemie in Weende im Winter 1894/95, S. 6f. und StadtAGött, Weende 624.

⁴⁶⁴ Typhus war seit den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts eine Krankheit, die den Gesundheitsbehörden wegen ihrer Gefährlichkeit und hohen Ansteckungsgefahr gemeldet werden mußte. Zum folgenden vgl. StadtAGött, Weende 624, Verzeichnis der in Weende an Typhus Erkrankten.

reich: Dies bestätigt sich wiederum in Weende. Die erkrankten Erwachsenen stammten alle ausschließlich aus der Gruppe der Fabrikarbeiter, Tagelöhner und Knechte und ihrer Frauen. Und auch die neun Weender, die in der Göttinger Klinik behandelt wurden, waren ausschließlich Arbeiter, Dienstmädchen, Knechte oder deren Kinder.⁴⁶⁵

Warum aber erkrankten ausgerechnet in Weende immer wieder Menschen an Typhus? Blickt man auf die Häuser, in denen Typhusfälle anzutreffen waren, so fallen zwei Gemeinsamkeiten auf, die schon damals den Medizinern Hinweise zur Beantwortung dieser Frage gegeben haben. Zum einen beherbergten die betroffenen Häuser meist viele Bewohner.⁴⁶⁶ Ein besonders deutliches Beispiel bot das Haus Chaussee 35, in dem in jenem Winter der sechsjährige Fritz Kohlstedt an Typhus erkrankt war. In diesem keineswegs großen Haus wohnten sieben Familien mit 35 Mitgliedern. Zum anderen lagen etliche dieser Häuser am Weendebach, und es war anzunehmen, daß ihre Bewohner ihr Brauchwasser aus dem Fluß entnahmen. Als der Göttinger Medizinstudent Schröder unmittelbar nach der Epidemie in seiner Doktorarbeit sich mit ihr beschäftigte, machte er die »lokalen Verhältnisse« des Dorfes für die Typhusepidemie verantwortlich, die er als überwiegend ärmlich bezeichnete. Als unmittelbar ursächliche Momente hob er die beengten, ungesunden Wohnverhältnisse hervor⁴⁶⁷ sowie einen »Mangel an hygienischen Anlagen« im Dorf, womit er in erster Linie die fehlende gesunde Wasserversorgung meinte.

Seit 1880 war sowohl der Typhus erregende Bazillus bekannt sowie die Wege seiner Verbreitung: über den Kot Erkrankter verbreitete sich der Erreger durch undichte Abortanlagen, undichte Brunnen, durch schmutzige Wasserläufe und Wasserleitungen. Besonders in den anarchisch wachsenden Großstädten dieser Zeit mit ihrer dichten Siedlungsstruktur war dem Typhus ein guter Nährboden bereitet. Neben anderen Infektionskrankheiten – wie der noch gefürchteteren Cholera z.B. – kann Typhus als eine Krankheit angesehen werden, die mit der Mobilität und Urbanität einer stets wachsenden Bevölkerung im Industriezeitalter einen deutlichen Aufschwung nahm. Obwohl natürlich Weende noch immer ein Dorf war, hatte die Gemeinde ähnliche Probleme. Auch hier waren die Bevölkerungszahlen relativ stark angestiegen; auch hier hatten Wohnverhältnisse und hygienische Einrichtungen mit der Entwicklung nicht Schritt halten können.

⁴⁶⁵ Vgl. StadtAGött, Weende 624.

⁴⁶⁶ Vgl. StadtAGött, Weende 624 und Weende 95.

⁴⁶⁷ Vgl. oben Kapitel »Das überfüllte Dorf«, S. 31-47.

Dr. Wengler, der damalige Kreisarzt und deshalb von Amts wegen mit dieser Angelegenheit betraut, skizzierte im Juni 1895 die Ursachen der Typhusepidemie in Weende mit folgenden Worten: »Zweifellos ist die Ausdehnung der Typhusepidemie in Weende zurückzuführen auf eine Verunreinigung des Wassers des Weendebaches durch Typhuskeime. Das Wasser des Weendebaches dient zu einem großen Theil den Bewohnern Weendes als Genuß- und Gebrauchswasser, der Bach wird aber auch von sehr vielen Personen verwandt um alle möglichen fortzuschaffenden Gegenstände, Auswurfstoffe, Waschwasser und dergleichen hinein zuschütten. Da die Weende, wie man täglich sehen kann, namentlich aber nach sehr regnerischen Zeiten zahlreiche Zuflüsse erhält von Mistgruben, Jauchegruben, welche oft mit Aborten in direktem Zusammenhang stehen, auch nicht selten als Ablagerung für Fäcalien und mannigfache aus Haus- und Küche entfernten, zersetzte und verdorbene Gegenstände dient, so ist es begreiflich, daß das Wasser der Weende oft und sehr stark verunreinigt ist und daß auch zahlreiche Krankheitskeime in dasselbe aufgenommen und andere aufgeführt werden.«⁴⁶⁸

So war man sich unter den Medizinern über die Ursachen der Typhusepidemie einig. Nicht nur der Kreisarzt, auch der bereits zitierte Göttinger Professor Ebstein sowie sein Schüler Paul Schröder, der die Epidemie untersuchte, sie alle kamen zu demselben Ergebnis: Der Weendebach, bzw. die Trinkwasserversorgung überhaupt in Weende, bot den Typhusbazillen die besten Ausbreitungsmöglichkeiten. Und alle forderten sie – allerdings mit unterschiedlichem Nachdruck – die Weender Gemeinde auf, eine Wasserleitung bauen zu lassen, damit die Bewohner sauberes Trinkwasser hätten und um so endlich die seit 20 Jahren immer wieder in Weende auftauchende Krankheit überwinden zu können.

Reaktionen auf die Typhusepidemie in Weende und die Diskussion um den Bau einer Wasserleitung

Es waren vor allem drei Fragen, die die Öffentlichkeit – d.h. vor allem die Behörden – anlässlich der Typhusepidemie in Weende beschäftigten: Wie konnte in der aktuellen Situation ein weiteres Vordringen der Krankheit, ihr Überspringen auf andere Orte verhindert werden? Welches war die Quelle dieser Krankheit? Und wie konnte sie in Zukunft beseitigt werden?

Da es vor der Entdeckung der Antibiotika keine medizinischen Mittel gab, mit denen der Typhus unmittelbar bekämpft werden konnte, zielten die aktuell zu ergreifenden Maßnahmen zum einen darauf, den Kranken möglichst gute, den Körper allgemein kräftigende Pflege zukommen zu lassen. So waren zwei

⁴⁶⁸ StadtAGött, II A Fach 34, Nr. 11.

Schwestern des Göttinger Bethlehem-Stiftes hierzu nach Weende abgeordnet und von wohlhabenderen Weendern waren Wein und Nahrungsmittel gespendet worden. Zum anderen war es natürlich dringend geboten, neue Infektionswege zu unterbinden bzw. zu erschweren. Vor allem die Stadt Göttingen fürchtete »bei dem regen Verkehr« zwischen den beiden Orten, daß sich die Seuche in ihren Stadtmauern ausbreiten könnte.⁴⁶⁹

Der Göttinger Ortsgesundheitsrat, der sich in seiner Sitzung am 20. Dezember 1894 mit diesem Thema befaßte, hielt folgende Verhaltensregeln für geboten: »Nahrungs- und Genußmittel aus Familien, in welchen die Krankheit herrscht« sollten nicht mehr abgegeben werden; das Auswaschen von Gefäßen – besonders von Milchkannen – mit Weendewasser hatte zu unterbleiben, die Molkereien in Göttingen sollten auf diese Infektionsquelle hingewiesen werden. Schließlich wollte man den Einwohnern von Weende Gelegenheit geben, die städtische Desinfektionsanstalt, gegen Zahlung der festgesetzten Gebühren mitzubenefitzen. Offenbar war diese Offerte im Magistrat der Stadt nicht unumstritten, denn ausdrücklich wies man darauf hin, daß dies auch zum Wohl der Göttinger geschehe, für die sich dadurch die Gefahr der Einschleppung verringere.

Obwohl die Zeit drängte, denn schon neun Weender waren seit November an der Krankheit verstorben, und es unzweifelhaft eine sehr sinnvolle Maßnahme war, die Kleidung und Wohnung an Typhus erkrankter Weender zu desinfizieren, kam deren Umsetzung nur sehr zögernd in Gang. Wie so oft zeigte sich: Die Zusammenarbeit verschiedener Institutionen und Behörden ist nicht einfach. Mißverständnisse und die Sturheit der Beteiligten, die sich gegenseitig Gruppenegoismus und mangelnde Unterstützungsbereitschaft vorwarfen, spielten dabei eine Rolle. Gegenstand dieser Querelen zwischen Stadt, Kreisverwaltung und Gemeinde war der benötigte Desinfektionswagen, mit dem die infizierten Gegenstände von Weende zur Desinfektionsanstalt gebracht werden konnten. Die Stadt hatte wohl einen, wollte ihn aber nur vorübergehend zur Verfügung stellen, während der Kreisarzt und vor allem die Gemeinde gehofft hatten, gegen Zahlung einer Abnutzungsgebühr diesen immer wenn nötig benutzen zu dürfen. Schließlich beschloß der Gemeindevausschuß, einen Desinfektionskasten herstellen zu lassen.

Obwohl die Frage des Desinfektionswagens noch nicht völlig geklärt war, hatte bereits Ende Januar – inzwischen waren weitere vier Weender an Typhus gestorben – eine Desinfektion in Weende stattgefunden – allerdings nur mit mäßigem Erfolg. Dies hatte der städtische Hospitallaufseher Hillemann, der die Desinfek-

⁴⁶⁹ Vgl. insgesamt zu den Aktivitäten der Stadt Göttingen während der Typhusepidemie in Weende StadtAGött, AHR, II A Fach 34, Nr. 11.

tionsarbeiten zu beaufsichtigen hatte, verärgert in seinem Brief an den Göttinger Bürgermeister Calsow mitgeteilt: Als er mit seinen Arbeitern nach Weende gefahren sei, sei er jedoch keineswegs bei allen willkommen gewesen. Einige der Betroffenen hätten sich geweigert, ihre Sachen zur Desinfektion mitzugeben, andere hätten die Kolonne erst gar nicht in ihre Wohnungen gelassen, diese »haben so nun mehrere Stunden un verrichteter Dinge in Weende umherfahren müssen.« Hillemann hatte daraufhin den Bauermeister Güntge um Unterstützung gebeten, doch dieser habe nur achselzuckend gesagt, er könne die Leute nicht zwingen. Kooperativ war dies in der Tat nicht.

Die Akzeptanz der Desinfektionsmaßnahmen schien weder bei den betroffenen Einwohnern noch bei den Repräsentanten der Gemeinde besonders hoch gewesen zu sein. Sicherlich wird mancher schlicht aus Unkenntnis und Unwissenheit die Notwendigkeit der Desinfektion bezweifelt haben. Vielleicht fürchtete mancher, die Kosten der Prozedur fielen doch auf ihn zurück, auch wenn das Landratsamt erklärt hatte, es werde die Kosten für die unbemittelten Einwohner Weendes übernehmen. Vielleicht konnte man sie auch einfach nicht entbehren. Was die Wohnungen betrifft, so wird es nicht jeder gern gesehen haben, daß fremde Leute, Angestellte der Stadt, ja nicht nur desinfizierten, sondern allgemein einen Einblick in die hygienischen Zustände und in die Reinlichkeit der Bewohner erhielten. Der Bauermeister wird neben dem allen auch daran gedacht haben, daß der Gemeindeausschuß die Anschaffung des Desinfektionswagens werde beschließen müssen, was wiederum neue Ausgaben verursachen würde. Auf Anfrage des Göttinger Magistrats teilte der Landrat schließlich am 8. Februar mit, daß er den betreffenden Personen »die Ausführung der erforderlichen Desinfektion bei Meidung der Beschaffung auf ihre Kosten aufgegeben habe«. Und dies tat seine Wirkung.⁴⁷⁰

Schon bald nach der Erörterung der Maßnahmen, die unmittelbar zu ergreifen seien, wurde die Frage gestellt, wie ein erneutes Ausbrechen einer Epidemie in Weende zu verhindern sei und welche notwendigen Schlußfolgerungen sich daraus für die Trinkwasserversorgung in Weende ergeben würden. Weende besaß – wie die meisten Dörfer jener Zeit – keine öffentliche Wasserversorgung. Zwar gab es um die fünfzig Brunnen im Dorf, doch sie waren alle privat errichtet worden und befanden sich unmittelbar auf den Höfen ihrer Besitzer. Öffentliche Brunnen waren nicht vorhanden, so daß der Rest der Einwohner Weendes entweder auf die Gefälligkeit der Brunnenbesitzer angewiesen war oder aber ihr Trinkwasser einfach dem Weendebach entnahm.

⁴⁷⁰ Vgl. StadtAGött, AHR II A Fach 34, Nr. 11.

Daß dies nicht so bleiben konnte, darin war man sich wohl einig. Doch konnte man grundsätzlich an der bisherigen Form, Trinkwasser aus Brunnen zu gewinnen, festhalten, oder war es geboten, im Interesse der Gesundheit der Weender, dem technischen Fortschritt Einzug zu gewähren und eine Wasserleitung zu errichten? In der Gemeinde selbst – also unter den unmittelbar Betroffenen – wurde diese Frage nicht kontrovers diskutiert. Vor allem Bürgermeister Güntge und die Mitglieder des Gemeindeausschusses schienen einig zu sein. Eine gesunde Trinkwasserversorgung konnte durch die Anlage von Brunnen gewährleistet werden. Um den sanitären und hygienischen Ansprüchen des wachsenden Dorfes gerecht zu werden, sollten zusätzlich Brunnen angelegt werden.⁴⁷¹

Kostenvoranschläge für die Bohrung neuer Brunnen waren bereits im Dezember 1894 eingeholt worden, und im Januar 1895 beschloß der Gemeindeausschuß, »auf Kosten der Gemeinde mehrere Brunnen anzulegen«. Die Benutzung sollte gebührenpflichtig sein. Eine Mark pro Jahr sollten jene Hausbesitzer und ihre Mietsleute der Gemeindekasse entrichten, die die Brunnen benutzen wollten. Damit wollte man die möglichen Reparatur- und Unterhaltungskosten begleichen sowie die Bohrungskosten amortisieren. Während nun die Gemeinde mit der Einrichtung öffentlicher Brunnen das Problem als gelöst ansah, forderte schon bald nach dem Ausbruch der Typhusepidemie in Weende der Landrat, aber auch der Magistrat Göttingens den Bau einer Wasserleitung. Nur sie könne den Einwohnern wirklich reines, gesundes Trinkwasser garantieren.

Wegen der besonderen geologischen Bodenverhältnisse Weendes wurde auch die Güte des Brunnenwassers in Zweifel gezogen. Ein eigens für den Ortsgesundheitsrat der Stadt angefertigtes Gutachten des Göttinger Geologieprofessors von Koenen gab zu bedenken, daß fast das ganze Dorf auf dem sehr durchlässigen Kalktuff stehe, so daß sich nicht nur übererdig – eben im Weendebach und seinen weniger erfreulichen Zuflüssen –, sondern auch unter der Erde reines Grundwasser mit dem Sickerwasser von Mist- und Abortgruben vermische, so daß eigentlich nur in den Brunnen oberhalb des Dorfes mit Sicherheit reines Wasser zu schöpfen sei.⁴⁷²

Bis in den Herbst 1895 hinein verhandelte der Landrat mit der Gemeindeverwaltung in dieser Sache. Im Mai 1895 reiste ein Wasserbauinspektor der Hildesheimer Bezirksregierung an, um die technischen Möglichkeiten und die örtlichen Gegebenheiten für den Bau einer Wasserleitung in Weende zu prüfen. In

⁴⁷¹ Vgl. zur Haltung der Gemeinde in dieser Frage vor allem StadtAGött, Weende 641 und Weende 1087, sowie StadtAGött, III M 12.b, Schröder, Die Typhusepidemie in Weende im Winter 1894/95.

⁴⁷² Vgl. StadtAGött, III M 12.b, Schröder, Die Typhusepidemie in Weende im Winter 1894/95, S. 9.

seinem Bericht sprach auch er von der ablehnenden Haltung der Gemeindevertretung gegenüber diesem Projekt. Der Bauermeister hatte ihm zu verstehen gegeben, daß die Gemeinde kein Interesse an der Errichtung einer Wasserleitung habe: Die Gefahr einer Ansteckung »auf dem Wasserwege« sei sowieso gering. »Typhus sei 2mal eingeschleppt und jedesmal nur gelinde aufgetreten, so daß unter 2000 Seelen nur 15 an Typhus gestorben wären.«⁴⁷³

Diese Argumente und Worte drücken für uns heute eine geradezu provozierende Gelassenheit der Gemeinderepräsentanten gegenüber dieser lebensbedrohlichen Krankheit aus. Der Bauermeister begriff Krankheit wie seit eh und je als Schicksal, das das Dorf und seine Menschen heimsuchte und sie eben auch tödlich treffen konnte. Doch diese Sicht traf nun auf entschiedene Ablehnung. Krankheit – zumal Typhus – war nicht mehr nur Schicksal. Die medizinischen Kenntnisse hatten die Ansteckungswege nachgewiesen und damit grundsätzlich ermöglicht, vorsorgend der Krankheit zu begegnen.

Aber auch jenseits dieser Äußerungen gab es aus der Sicht der Gemeinde viele und gewichtige Gründe, die gegen den Bau einer Wasserleitung sprachen. Sie kreisten vor allem um die Kosten. Diesem Argument mußte sich schließlich auch der Landrat beugen. Im November 1895 teilte er dem Magistrat der Stadt Göttingen mit, daß die Verhandlungen mit der Gemeinde Weende hinsichtlich der Wasserleitung resultatlos abgebrochen seien. Der Grund sei hauptsächlich darin zu sehen, »daß die hohen Kosten der Anlage von den wenig leistungsfähigen Einwohnern nur mit großen Opfern würden aufgebracht werden können.«⁴⁷⁴

Die Gemeinde selbst hatte sehr deutlich bereits im Juli des Jahres ihre ablehnende Haltung erläutert.⁴⁷⁵ Es sei notwendig – wenn wirklich alle Weender mit der Wasserleitung erreicht werden sollten – ein Hochreservoir und eine Pumpstation einzurichten. Auch müßten diejenigen, die das Weendewasser für ihren Gewerbebetrieb nutzten, wie etwa die Mühlenbesitzer, entschädigt werden, sollte das Wasser des Weendebaches dann nicht mehr hierfür ausreichen. Beides würde die Kosten zusätzlich in die Höhe treiben. Man schätzte sie auf ungefähr 60.000 Mark. Andererseits hatte die Gemeinde bereits Kredite von insgesamt 24.000 Mark für besondere Ausgaben aufnehmen müssen, deren Tilgung nun aber auf der Gemeindekasse lastete.

Tatsächlich schien die Gemeinde zu diesem Zeitpunkt überfordert gewesen zu sein, das Projekt »Wasserleitung« aus eigener Kraft in Angriff zu nehmen. Da

⁴⁷³ Vgl. StadtAGött, Weende 641.

⁴⁷⁴ StadtAGött, AHR II A, Fach 34, Nr. 11.

⁴⁷⁵ Vgl. StadtAGött, Weende 1087.

nützten auch wissenschaftliche Gutachten wenig. Geholfen hätten allein finanzielle Zuschüsse des Landkreises oder anderer übergeordneter Behörden, wie sie übrigens auch der Medizinstudent Schröder in seiner Dissertation über die Weender Typhusepidemie forderte.

Neben diese finanziellen Schwierigkeiten trat später eine weitere hinzu, nämlich die, überhaupt eine geeignete Wasserquelle zu finden. Der Weendespring, der sich hierfür natürlich anbot, befand sich im Eigentum der Gambrinus-Brauerei, die das Gelände seinerzeit vom Wollwarenfabrikanten Laporte übernommen hatte. Zwar waren ihr damals Auflagen hinsichtlich der Wasserbenutzung und Wasserbeschmutzung gemacht worden. Das Eigentumsrecht dieser für die Gemeinde doch wichtigen Quelle lag weiterhin uneingeschränkt in ihren Händen. Als sich etliche Jahre später der Gemeindevorstand zum Bau der Wasserleitung entschloß, sollte dies noch problematisch werden.

Der Bau der Wasserleitung

Auch wenn die Bemühungen gescheitert waren, die Gemeinde Weende unmittelbar nach der Typhusepidemie zum Bau einer Wasserleitung zu bewegen und dies zunächst auf Jahre hinausgeschoben war, blieb das Thema »gesunde Wasserversorgung in Weende« weiter bestehen. Während das Landratsamt sich der Tatsache, daß Weende einfach finanziell überfordert sei, zunächst gebeugt zu haben schien, hielt die Stadt Göttingen immer wieder ihre Finger auf diesen Punkt. Sehr genau wurden mögliche Typhuserkrankungen beobachtet, die es in den kommenden Jahren vereinzelt gab und die stets Anlaß waren, der Forderung, eine Wasserleitung bauen zu lassen, Nachdruck zu verleihen. Sieben Jahre vergingen, bis 1902 das »Projekt einer kommunalen Wasserversorgung« – wie es nun hieß – erneut auf der Tagesordnung stand. Wohl in der Erkenntnis, daß die Gemeinde Weende mit der Finanzierung dieses Projekts allein überfordert sein würde, waren neben Baumeister und den Beigeordneten Vertreter der Klosterkammer an den Beratungen beteiligt.⁴⁷⁶

Doch auch dieses Projekt geriet bei der ersten Hürde – eine geeignete Wasserquelle zu finden – ins Stocken. Verschiedene Quellen außerhalb des Weendesprings hatten sich als untauglich erwiesen. Hinsichtlich der Weendebachquelle war die Gambrinusbrauerei wohl bereit, »einen noch näher zu bestimmenden Ausfluß im Weendespring der Gemeinde zu verkaufen«, wie sie dem Gemeindevorstand mitteilte. Eine dann nötig werdende Hebung des Wassers durch den Bau eines Hochbassins allerdings sei Angelegenheit der Gemeinde. Für die

⁴⁷⁶ Vgl. StadtAGött, Weende 483.

Gemeinde hieß dies, daß die Kosten für die Wasserleitung um diesen Posten steigen würden. So kam sie im Sommer 1902 wiederum zu dem Schluß, »daß die Gemeinde im Augenblick nicht in der Lage sei, eine Wasserleitung herstellen zu lassen.«⁴⁷⁷

Ganz einmütig war dieser Beschluß aber wohl nicht mehr gefaßt worden. Es scheinen nicht so sehr gesundheitliche als vielmehr wirtschaftliche Erwägungen gewesen zu sein, die manchen Gemeindeverteter zu einer positiven Haltung gegenüber der Anlage einer Wasserleitung bewogen hatten. Auf die negativen wirtschaftlichen Auswirkungen einer erneuten Typhusepidemie in Weende hatte auch der Landrat den Ausschuß im Juni 1902 hingewiesen: »Soll Weende vor absehbaren gesundheitlichen und wirtschaftlichen Schädigungen bewahrt bleiben, so erscheint es unumgänglich notwendig, daß baldmöglichst eine einwandfreie Wasserleitung hergestellt wird.«

Tatsächlich waren während der Typhusepidemie 1894/95 für manchen Weender wirtschaftliche Folgen zu spüren gewesen. Damals war u.a. den Mitgliedern der Göttinger Garnison verboten worden, die von ihnen sonst gern und oft aufgesuchten Weender Schankwirtschaften zu besuchen, ja Weende überhaupt zu betreten. Und der Verkauf landwirtschaftlicher Produkte aus Weende war erschwert worden.⁴⁷⁸ Die Furcht vor einer möglichen wirtschaftlichen Isolierung bewegte natürlich vornehmlich die, die unmittelbar von der wirtschaftlichen Verbindung zu Göttingen und dem Umland lebten. Ein exponierter Vertreter dieser Gruppe war der Klosterpächter Beseler. Im Zusammenhang mit der Haushaltsplanung des Jahres 1903/04 schrieb er an den Gemeindeausschuß, dem er selbst angehörte, ein geradezu leidenschaftliches Plädoyer für den Bau einer Wasserleitung in Weende: »Nachdem wiederholt in letzter Zeit Typhusfälle in Weende festgestellt wurden, wird aber die Anlage der Wasserleitung immer dringender. Wie Ihnen bekannt sein wird, ist es jetzt sogar verboten, mit Deckeln fest bedeckte Milchkannen zum Kühlen in den Weendebach zu stellen. Das nächste, nehme ich an, wird sein, daß man in Göttingen den Verkauf von Gemüse und anderen Lebensmitteln aus Weende verbietet, weil dort keine Wasserleitung vorhanden ist, und deshalb angenommen wird, daß diese Gegenstände mit Weendewasser abgewaschen sind. Man wird in Göttingen immer wieder auf Typhus in Weende angedet. Einer macht schließlich dem Anderen gräulich vor Weende, so daß, wenn einmal wieder eine Typhusepidemie in Weende ausbricht, der Schaden erheblich ist, welchen direkt oder indirekt die Einwohner von Weende

⁴⁷⁷ StadtAGött, Weende 1087.

⁴⁷⁸ Vgl. StadtAGött, III M 12.b, Schröder, Die Typhusepidemie in Weende im Winter 1894/95.

erleiden würden durch vollständiges Aufhören der Verbindung von Weende mit der Stadt Göttingen.«⁴⁷⁹

Doch noch drei weitere Jahren zogen ins Land, bis im Mai 1905 der Landrat die Gemeinde dringend aufforderte, endlich einen Beschluß über den Bau einer Wasserleitung zu fassen.⁴⁸⁰ Problematisch war für die Gemeinde offenbar nach wie vor die Frage, welche Quelle für eine Wasserleitung geeignet sei. Hiervon hing es auch ab, ob man genötigt sein würde, eine Pumpstation mit Hochreservoir anzulegen, was natürlich zusätzliche Kosten verursachen würde. Sogar an die Stadt Göttingen wandte sich der Gemeindeausschuß, mit der Bitte, diese möge doch erwägen, ob das Dorf von ihrem Wasserwerk mit versorgt werden könne. Doch auch dies stellte sich als zu teuer heraus. Schließlich – 1906 – fiel der Entschluß, eine eigene Wasserversorgungsanlage installieren zu lassen. Das Wasser sollte den Quellen des Weendesprings entnommen und mit Hilfe einer Pumpe von der Entnahmestelle zum Hochbehälter befördert werden. Eine 150 Meter lange, gußeiserne Leitung würde das Wasser ins Dorf führen, wo sich die Leitung verzweigte, um schließlich zu den einzelnen Häusern zu gelangen. Der Strom, der für die Pumpstation nötig war, sollte in der Wickeschen Mühle erzeugt werden, die die Gemeinde zu diesem Zweck im Februar 1906 erwarb.

Bei einer Einwohnerzahl von 2583 (1905) schätzte man den Tagesbedarf auf 168 cbm. Die ansässigen Fabriken, wie Eberwein und Rube, sollten das Leitungswasser ebenfalls nur als Trinkwasser gebrauchen. Wichtiger als die Fabriken war jedoch der dörfliche Viehstand, um den künftigen Wasserverbrauch zu schätzen. Er umfaßte 383 Stück Großvieh und 1295 Stück Kleinvieh. Die veranschlagten Kosten lagen zunächst bei 120.000 Mark, wobei allein für den Ankauf und die Umgestaltung der Mühle 41.500 Mark sowie die Anlage des Hochreservoirs 7.000 Mark veranschlagt waren. Das hieß, im Durchschnitt entfielen auf jeden Weender 46,46 Mark. Wie immer bei solchen Projekten, waren die tatsächlichen Kosten schließlich höher, sie sollten sich auf 171.000 Mark belaufen, von denen die Gemeinde 156.000 Mark zu tragen hatte.⁴⁸¹ Wie genau die Gemeinde den so lange hinausgezögerten Bau einer Wasserleitung finanzierte, ist nicht mehr zu rekonstruieren. Mit 15.000 Mark beteiligte sich die hannoversche Klosterkammer daran, der Rest mußte sicherlich als Kredit aufgenommen werden.

Bereits Ende 1907 waren die Hausanschlüsse gelegt. In 257 Weender Haushalten kam nun das Wasser aus der Wasserleitung. Üblicherweise fand sich

⁴⁷⁹ StadtAGött, Weende 141.

⁴⁸⁰ Vgl. StadtAGött, Weende 483.

⁴⁸¹ Vgl. StadtAGött, Weende 1088, und Göttinger Tageblatt, 1./2. März 1958 (Die Weender Wasserleitung hat Geburtstag).

jeweils ein Wasserhahn im Haus. Wer einen Gewerbebetrieb hatte, z. B. eine Bäckerei, Schlachtereier oder Schankwirtschaft, ließ sich zwei Anschlüsse legen, mancher sogar mehr. Am modernsten ausgestattet war offenbar die Bäckerei Thiele. Hier gab es sechs Wasserhähne und sogar eine »Badevorrichtung«. Eine zweite dieser Art befand sich im Haus Nummer 140, dem des Selterfabrikanten.⁴⁸²

Das im April 1908 verabschiedete und in Kraft getretene »Ortsstatut, die Wasserleitung betreffend« legte u.a. die Höhe des Wassergeldes fest, das jährlich von den einzelnen Nutznießern zu zahlen war.⁴⁸³ Als Berechnungsgrundlage hierfür diente die Miete und die Viehhaltung der Benutzer. Der niedrigste Satz lag bei 6 Mark im Jahr für diejenigen, die weniger als 100 Mark Miete jährlich zu zahlen hatten; der höchste betrug 16 Mark bei einer Miete von 400 bis 500 Mark. Ein Stück Großvieh kostete 2 Mark jährliches Wassergeld, während das Kleinvieh nur mit 0,60 Mark pro Stück berechnet wurde.

Damit war das Projekt »kommunale Wasserversorgung« in Weende abgeschlossen. Nun besaß die Gemeinde eine zeitgemäße öffentliche Wasserversorgung, die den sanitären und hygienischen Anforderungen des gewachsenen Ortes gerecht wurde. Es war eine Art Dienstleistung, die die Gemeinde ihren Einwohnern zur Verfügung stellte.

Ebenso wie in Weende haben in anderen Dörfern des Umlandes Typhuserkrankungen den Anstoß gegeben, zur öffentlichen Wasserversorgung eine Wasserleitung bauen zu lassen. So führte eine Typhusepidemie in Grone 1903 zur Planung einer Wasserleitung, die schließlich 1907 gelegt wurde. Fast gleichzeitig geschah dies in Rosdorf.⁴⁸⁴ Natürlich waren auch in den Jahrhunderten zuvor Menschen an Typhus erkrankt und verstorben. Auch war die Ursache dieselbe, die am Ende des 19. Jahrhunderts zur Forderung nach dem Bau einer Wasserleitung führte: die gleichzeitige Nutzung von Bächen und Flüssen als Trink-, Brauch- und Abwasser. So urteilt der Hygieneprofessor Thofern: »Hier dürfte sich über Jahrhunderte immer wieder das gleiche epidemiologische Geschehen abgespielt haben, indem nämlich Ausscheidungen von kranken und von gesunden Keimträgern in das Brauchwasser gelangten und dann von anderen aufgenommen wurden und so eine stete Durchseuchung der Bevölkerung aufrecht erhielten.«⁴⁸⁵

Doch die Welt am Ende des 19. Jahrhunderts unterschied sich auch in diesem Punkt von der vergangener Jahrhunderte. Einerseits hatte die steigende Bevölke-

⁴⁸² Vgl. StadtAGött, Weende 8.

⁴⁸³ Vgl. StadtAGött, Weende 144.

⁴⁸⁴ Vgl. Thofern, Die Entwicklung der Wasserversorgung in Bovenden, S. 301f.

⁴⁸⁵ Thofern, Die Entwicklung der Wasserversorgung in Bovenden, S. 301.

rungsdichte diese »Durchseuchung« verschärft. Immer mehr Menschen und Tiere verschmutzten die Bäche und Flüsse mit ihrem Unrat. Damit erhöhte das engere Zusammenwohnen die unmittelbare Ansteckungsgefahr. Andererseits hatte der wissenschaftliche Kenntnisstand allgemein der Krankheit den Schleier des Schicksalhaften genommen, indem er Ursachen und Ansteckungswege erkannte und benannte. Aus der Erkenntnis dieser Zusammenhänge wuchsen den städtischen und ländlichen Gemeinden neue Aufgaben und neue Verantwortung zu. In früheren Jahrhunderten berührte Krankheit die Gemeinde als Verband oder als politische Organisation nur insofern, als gegebenenfalls verarmte Hinterbliebene nun mit durchgefüttert und versorgt werden mußten. Nun aber galt es Ursachen von Krankheiten zu beseitigen, die in der Organisation, in der Art und Weise des Zusammenlebens begründet waren.

Wie schwierig es für einzelne Gemeinden mitunter sein konnte, dieser neuen Aufgabe und Funktion nachzukommen, zeigte die Diskussion um den Bau einer Wasserleitung in Weende. Der Bau der Anlage hatte das Dorf viel Geld gekostet und ihre Instandhaltung mußte auch in Zukunft finanziert werden. Wie schon zehn Jahre zuvor, als die Gemeinde öffentliche Brunnen hatte bohren lassen, deren Benutzung gebührenpflichtig war, konnte nun die Nutzung der Wasserleitung ebenfalls nicht kostenlos sein. So konnte die Situation entstehen, daß zwar gesundes Trinkwasser in ausreichendem Maße für alle Einwohner vorhanden war und jeder Einwohner theoretisch damit versorgt werden konnte, die Bezahlung des Wassers für manchen ärmeren Einwohner aber zum Problem wurden. So erging es dem Weender Guido Trukkenbrodt, einem verarmten Kriegsinvaliden. 1919 stellte er bei der Gemeinde den Antrag auf Befreiung von der Zahlung des Wassergeldes und bemerkte dabei, es sei doch höchst beschämend, »daß die Gemeinde für einen Staatskrüppel, der sich doch für den Staat dahingeopfert [habe], noch nicht einmal einen Schluck Wasser übrig hat.«⁴⁸⁶

⁴⁸⁶ Vgl. StadtAGött, Weende 144.

Von der biblischen Unterweisung zum Einmaleins: Eine moderne Volksschule entsteht

Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts führte die Schule vor allem auf dem Land ein kümmerliches Dasein im Schatten der Kirche. Denn die Vorbereitung der Kinder auf die Bewältigung ihrer künftigen Aufgaben in der Welt der Erwachsenen geschah in Haus und Familie und war stark von der jeweiligen Standeszugehörigkeit bestimmt. Wenn überhaupt fand schulische Erziehung allein in den sogenannten Katechismusschulen statt, die in nachreformatorischer Zeit mit dem Ziel entstanden waren, die Heranwachsenden religiös zu unterweisen. Obwohl dies – mehr oder weniger erfolgreich – bereits seit dem Ende des 16. Jahrhunderts mit dem Erlernen einfachster Kulturtechniken wie Lesen und Schreiben einherging, erschöpfte sich der Unterricht fast gänzlich in der Vermittlung christlicher Lehrsätze und einer damit verbunden Lebens- und Weltinterpretation.⁴⁸⁷

Mit der heraufkommenden Industriegesellschaft trat im Laufe des 19. Jahrhunderts die Schule aus diesem Schattendasein am Rande der Gesellschaft heraus. Geistes- und ideengeschichtliche Momente, die die Förderung von Individualität und Autonomie des einzelnen in den Mittelpunkt stellten, wirkten dabei ebenso mit, wie die schon oft angesprochenen tiefgreifenden Veränderungen der sozialen Wirklichkeit dieser Zeit, in der Wissenschaft und Technik auf der Grundlage neuer wirtschaftlicher Prämissen eine bisher unbekannte Arbeits- und Lebenswelt schufen. Was ein junger Mensch benötigte, um sich in der zukünftigen Welt zurecht zu finden, konnte er in den meisten Fällen nicht mehr in Haus, Hof oder Familie lernen. Gefordert war nun eine allgemeine Bildung, die eine sichere Lese- und Schriftfertigkeit, die Schulung abstrakter Denkfähigkeit sowie eine gewisse Welt- und Naturkenntnis umfaßte. Auch reichte die praktizierte Einübung kirchlicher Glaubenspraxis und christlicher Weltauffassung nicht mehr aus, die veränderten Erfahrungen der Menschen und ihre Sichtweisen zu begreifen. So trat die Schule als vermittelnde Instanz zwischen Kindheit und Erwachsenenwelt. Dabei entwickelte sie sich zu einem zentralen Ort, an dem in bedeutendem Maße über die künftigen Lebenschancen und Berufswege eines jungen Menschen entschieden wurde. Welcher Art die schulische Bildung des einzelnen war, das

⁴⁸⁷ Vgl. Nipperdey, Volksschule und Revolution im Vormärz, S. 207f. und Rupp, Religion - Bildung - Schule, S. 191.

sollte künftig seine soziale Stellung innerhalb der Gesellschaft wesentlich mitbestimmen.⁴⁸⁸

Wie bereits erwähnt, wurzelte die ländliche Schule in den Katechismusschulen. Auch in Weende besuchten die Kinder seit dem Ende des 17. Jahrhunderts eine solche Katechismusschule, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine einklassige, in der Obhut der Kirche gehaltene dörfliche Elementarschule war. Diesen bescheidenen, in das beengende weltanschauliche Korsett der Kirche gepreßten Anfängen schulischer Erziehung in Weende entsprang im Verlauf des 19. Jahrhunderts die »Lutherische Volksschule zu Weende« – eine große, staatlich getragene Schule, die nicht nur ihren kirchlichen Wurzeln entwachsen war, sondern ebenso dem Typus einer ländlichen Dorfschule überhaupt. Welten lagen zwischen der schulischen Wirklichkeit, wie sie Lehrer und Schüler noch Mitte des 19. Jahrhunderts in Weende erlebten, und dem Schulleben, dem man in den Anfängen des 20. Jahrhunderts in den Klassenräumen des erst jüngst errichteten, aber doch schon wieder zu kleinen Schulgebäudes der »Lutherischen Volksschule« begegnen konnte. Dabei war der Zeitraum, in dem sich Ausbau und Wandel des Schulwesens in Weende vollzogen, eher kurz: Den Anfang markieren die Bemühungen um die Einrichtung einer zweiten Schullehrerstelle im Ort Mitte des 19. Jahrhunderts, während das Jahr 1908 einen gewissen Abschluß darstellt, als endlich die Stelle des leitenden Lehrers der Schule zu einer Rektorenstelle angehoben und nun vollständig von kirchlichen Nebendiensten befreit wurde. Bevor nun der mühevollen Weg geschildert wird, der von einer dörflichen Elementarschule zu einer Schule führte, die eine »wirkliche Bildungsanstalt für das Volk«⁴⁸⁹ darstellte, soll die Gegenüberstellung eben jener, voneinander so unterschiedener schulischer Welten aus der Zeit der Jahrhundertmitte und der Zeit Anfang des 20. Jahrhunderts die eindrucksvolle Weite dieses Weges verdeutlichen.

Die Weender Schule 1845 und 1908

Als im Dezember 1844 der seit zwanzig Jahren in Weende tätige Lehrer Bishoff im Alter von 59 Jahren verstorben war, hatte die Weender Dorfschule an der Jahreswende 1844/45 einen neuen jungen Lehrer erhalten. Johann Wilhelm Wachtel

⁴⁸⁸ Vgl. zum Thema schulische Bildung und soziale Ungleichheit im 19. Jahrhundert Rürup, Deutschland im 19. Jahrhundert 1815-1871, S. 200.

⁴⁸⁹ »Aber im ganzen ist die Dorfschule erst im 19. Jahrhundert zu einer wirklichen Bildungsanstalt für das Volk geworden.« So Friedrich Paulsen 1921 in seinem zum Klassiker gewordenen Werk über die »Geschichte des gelehrten Unterrichts«.

war gerade 22 Jahre alt, als er in jenem Winter die Weender Schulstelle übernahm. Seine Ausbildung als Lehrer hatte darin bestanden, daß er selbst eine angemessene Schulbildung mitbrachte, anderthalb Jahre eine Art Lehre an einer Schule absolvierte und schließlich ein halbes Jahr ein Lehrerseminar besuchte hatte.⁴⁹⁰ Das war ein durchaus üblicher Bildungsgang eines Landschullehrers.⁴⁹¹

In Weende erwarteten den jungen Mann als Lehrer vielfältige und keineswegs leichte Aufgaben. Zunächst einmal übernahm er gleichzeitig mit dem Lehreramte auch die Stelle des Küsters und Organisten der Kirchengemeinde. Neben seiner Unterrichtstätigkeit hatte er also Sonn- und Feiertags den Gottesdienst mit der Orgel zu begleiten, hatte die Kirche wie das Altargeschirr sauber zu halten. Täglich in der Früh mußte er die Glocken läuten sowie überhaupt die einzige öffentliche Uhr stellen, nämlich die Kirchturmuhre. Diese historisch gewachsene Verschmelzung unterrichtlicher und kirchlicher Ämter war weit verbreitet und für das Königreich Hannover im Schulgesetz vom Mai 1845 nochmals bekräftigt worden.⁴⁹² Den Hintergrund hierfür bildeten sicherlich nicht zuletzt finanzielle Überlegungen, da die stets problematische und noch keineswegs vereinheitlichte Lehrerbesoldung so auf breiterer Basis ruhte.

Allerdings scheinen die Lehrer ihnen allzu lästige oder ihrem Stand unangemessen erscheinende Verpflichtungen gegen Bezahlung an andere Dorfbewohner abgeben zu haben. So ist einer Übersicht des Einkommens von Lehrer Wachtel aus späteren Jahren (1862) zu entnehmen, daß er für die Besorgung des Frühläutens jährlich fünf Taler ausgab.⁴⁹³ Und sein Nachfolger, der erste Lehrer Messerschmidt, bemerkte 1886, daß die Vergütung für die Reinigung der Kirche von 10 Taler jährlich nicht mehr ausreiche, »um das Geschäft besorgen zu lassen.«⁴⁹⁴ Trotz dieser quasi informellen Loslösung der Lehrertätigkeit von einigen kirchlichen Diensten, blieb formal die Verknüpfung von Kirchen- und Schulamt bestehen. Zwar gab es seit 1872 die Auflage, daß die Wahrnehmung kirchlicher Aufgaben den Schulbetrieb nicht stören dürfe. Gänzlich aufgehoben wurde sie jedoch erst mit dem Beginn der Weimarer Republik.

⁴⁹⁰ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 IV.

⁴⁹¹ Vgl. Bielefeld, Beiträge zur Geschichte des Dorfes Harste, S. 154.

⁴⁹² Im § 23 des Gesetzes über das christliche Volksschulwesen heißt es: »Küster und Organistenstellen sind thunlichst mit der Lehrerstelle zu vereinigen.« Vgl. Leverkus, Gesetze, Verordnungen und Ausschreibungen in Schulsachsen für den Bezirk des Consistoriums zu Hannover, Bd. 1, 1878.

⁴⁹³ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 IV.

⁴⁹⁴ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 II.

Im Vergleich mit anderen dörflichen Schulstellen, die in der Regel äußerst dürftig dotiert waren, scheint das Einkommen, das der junge Lehrer in Weende erwarten durfte, vermutlich gar nicht so niedrig gewesen zu sein. Als Mindesteinkommen eines Lehrers wurden von gesetzlicher Seite 80 Taler jährlich betrachtet, neben einer freien Wohnung.⁴⁹⁵ Damit verglichen stand sich der Weender Lehrer nicht schlecht, der immerhin – allerdings inklusive der freien Wohnung und freier Feuerung – ein Einkommen von etwa 219 Talern hatte.⁴⁹⁶ Dies setzte sich aus den verschiedensten Zahlung, Abgaben und Einkünften zusammen, die er teils bar, teils in Naturalien erhielt. Den Grundstock der Lehrerbesoldung bildete das Schulgeld, das jedes Schulkind zu zahlen hatte. In der Mitte des 19. Jahrhunderts betrug es in Weende 16 Groschen, worin die Kosten für die Heizung der Schulstube bereits enthalten waren.⁴⁹⁷ Bedenkt man, daß kurze Zeit später 1 Taler gesetzlich als angemessene Höhe betrachtet wurde, so nehmen sich die 16 Groschen Weender Schulgeld eher gering aus. Auch die 26 Groschen 3 Pfennige, die später (1854) zu zahlen waren, erreichten die gesetzliche Richtmarke nicht.⁴⁹⁸ Dennoch war es angesichts der verbreiteten Armut in Weende fraglich, ob der Lehrer stets das volle Schulgeld erhielt. So wies 1856 Lehrer Wachtel darauf hin, daß manche arme Kinder das Heizungs- und Schulgeld nicht zahlten. Auch war es offenbar üblich, nur im Winter, also in der Kernzeit der Schule, das volle Schulgeld zu entrichten.⁴⁹⁹ Als es in den 1840er Jahren um die Frage ging, wie eine zweite dringend benötigte Schulstelle in Weende finanziert werden könne, hatte die Regierung auf die Möglichkeit hingewiesen, das Schulgeld zu diesem Zwecke zu erhöhen. Dieses Ansinnen wies die Gemeinde wegen der zahlreichen vermögenslosen Weender zunächst zurück. Die Erweiterung der Weender Schule machte dies aber schließlich unumgänglich.⁵⁰⁰ Trotz allem ergab sich für den Weender Lehrer bei seinem Dienstantritt 1844 jährlich die Summe von etwa 100 Talern Schulgeldeinnahmen; später sollte sie sich noch auf 210 Taler erhöhen.⁵⁰¹

Neben dem Schulgeld hatte der Lehrer Bareinnahmen vor allem aus seiner Küster- und Organistentätigkeit und – für Weende speziell – einige Taler aus einem Legat. Dieses diente eigentlich der Unterstützung von Lehrerwitwen. Lebten

⁴⁹⁵ Leverkühn, Gesetze, Verordnungen und Ausschreibungen für Schulsachen für den Bezirk des Consistoriums zu Hannover, Bd. 1.

⁴⁹⁶ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 IV.

⁴⁹⁷ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 IV.

⁴⁹⁸ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende, 145.

⁴⁹⁹ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 IV.

⁵⁰⁰ Vgl. unten, S. 213f.

⁵⁰¹ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 IV, 1862.

jedoch keine am Ort, stand dem Lehrer das Geld aus dem Legat zu. Außerdem stand ihm noch ein sogenanntes Neujahrgeld zu, das er allerdings zu Beginn jeden Jahres selbst bei den Dorfbewohnern einzusammeln hatte.

Ebenso bunt wie die Zusammensetzung seiner Bareinnahmen gestalteten sich seine Naturaleinnahmen. So erhielt er jährlich 27 1/2 Himten Roggen vom Klosterzinsboden, die allerdings nur von mäßiger Qualität gewesen sein sollen. Das Frühläuten brachte ihm den sogenannten Zeigerkorn ein, etwa 19 Himten, die ihm die Dorfpflichtigen – 1846 waren es 146 Dorfbewohner – zu zahlen hatten. Auch dies mußte der Lehrer selbst einsammeln. Ein mühseliges und äußerst lästiges Geschäft. 1859 wurde diese Abgabe sicherlich zur Erleichterung des Lehrers abgelöst.⁵⁰² Schließlich gab es alljährlich zu Ostern 24 Eier für den Dorfschullehrer. Neben allem überließ ihm das Kloster von seinen Ländereien 20 Ruthen Acker zur eigenen Bewirtschaftung. Auch mußten ihm Dorf und Kloster im Sechsjahreswechsel eine Kuh mit durchfüttern.⁵⁰³ Schließlich zählte zum Gehalt auch die freie Wohnung im Schulhaus, für deren Heizung die Gemeinde aufkommen mußte. Dies alles zusammen bildete die künftige Lebensgrundlage des jungen Wachtel, die sicherlich sehr bescheiden, jedoch einigermaßen hinlänglich gewesen zu sein scheint. »Er hat sein Auskommen und lebt glücklich«, schrieb 1854 Pastor Ahlborn in seinen Visitationsbericht über den Lehrer.⁵⁰⁴ Die Vielfalt dieser Einkünfte und die damit einhergehenden Tätigkeiten im kirchlichen wie schulischen Feld zeigen anschaulich, daß das Lehrerdasein – wie das Leben vieler Einwohner des Ortes – in der Mitte des 19. Jahrhunderts eine Art Mischexistenz darstellte. Erst die kommenden Jahrzehnte sollten auch die Tätigkeit eines Dorflehrers zu einem eigenständigen, lebenssichernden Beruf machen.

Die Weender Schule zu jener Zeit war eine »einclassige« Schule; das hieß, daß sämtliche Schulkinder von einem Lehrer in einem Schulraum unterrichtet wurden. Die Schulstube befand sich im ehemaligen Küsterhaus, das neben diesem eigentlichen »Schullocal« sowohl die Lehrerwohnung wie auch Vorratsräume und Ställe unter einem Dach beherbergte. Das 1745⁵⁰⁵ erbaute Schulhaus war inzwischen beinahe hundert Jahre alt und nur noch in mäßigem Zustand. Doch nicht sein Alter, sondern die Größe der Schulstube waren in den letzten Jahren zunehmend zu einem Problem geworden. Die etwa 35 qm große und für eine Schülerzahl von 120

⁵⁰² Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 IV.

⁵⁰³ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 IV.

⁵⁰⁴ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende, 145.

⁵⁰⁵ In Dorf und Kloster Weende ist ein Grundriß der Schule aus dem Jahre 1742 abgebildet. Fertiggestellt wurde die Schule offenbar erst 1745. Vgl. Wehner u.a., Dorf und Kloster Weende, S. 360, sowie KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 IV.

errichtete Schulstube bot für die inzwischen auf über 200 Schüler angewachsene Schulkinderschar kaum ausreichend Platz. So wurden die Weender Schulkinder in zwei etwa 115-120 Kinder umfassenden Gruppen unterrichtet, wobei in der unteren Klasse die Jüngeren und in der Oberklasse die Fortgeschritteneren versammelt waren.

Zwar wurde in Weende das ganze Jahr über unterrichtet, jedoch waren die Unterrichtszeiten reduziert mit Rücksicht auf die im Sommer anfallenden landwirtschaftlichen Arbeiten, bei denen die Kinder auf den Feldern mithalfen. Während im Winter insgesamt dreißig Wochenstunden unterrichtet wurden (an vier Wochentagen je drei Stunden vormittags und nachmittags; sowie an zwei Tagen drei Stunden nur vormittags), verringerte sich die Unterrichtszeit im Sommerhalbjahr zwischen Ostern und Herbst stufenmäßig von 24 über 16 auf lediglich zwölf Unterrichtsstunden pro Woche. Da in zwei Abteilungen unterrichtet wurde, bedeutete dies, daß ein Weender Schulkind jener Zeit im Winter wöchentlich etwa 15 Stunden Schule hatte und im Sommer zwischen zwölf und sechs. Das war nicht eben viel und entsprechend wird der Lernerfolg gewesen sein.

Wie sehr der ländlichen Schule in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch der Charakter einer Katechismusschule anhaftete, veranschaulichen Unterrichtsgestaltung und Lehrplan jener Zeit. Uneingeschränkt stand im Mittelpunkt der Schule der Religionsunterricht, die Katechese. Dafür sorgte nicht allein die Tatsache, daß zum Beispiel für die Oberklasse allein sechs Stunden wöchentlich dem Religionsunterricht galten, sondern ebenso die Lehrmittel, anhand derer man Lesen, Schreiben, Singen und Auswendiglernen übte. Es waren die Bibel, das hannoversche Gesangbuch, der lutherische Katechismus und ein biblisches Geschichtenbuch.⁵⁰⁶ Selbst in den Sommermonaten, in denen die Unterrichtszeit stark reduziert war, beherrschten Bibel und Katechismus die Stunden. Nur bei den Schulanfängern stand das Buchstabieren an vorderster Stelle. Anders hätte wohl kaum erfolgreich alphabetisiert werden können.

Als im Sommer 1848 der Weender Pastor Ahlborn den noch immer jungen Lehrer Wachtel im Unterricht der Oberklasse besuchte, der von 6.00 Uhr früh bis 8.30 Uhr dauerte, stand beispielsweise folgendes auf dem Plan: Von 6.00 Uhr bis 7.00 Uhr Religionsunterricht, der die christlichen Hausandachten zum Thema hatte. In der halben Stunde von 7.00 Uhr bis 7.30 Uhr wurde gelesen und zwar so, daß die fortgeschrittenen Schüler und Schülerinnen der Klasse bänkeweise je einen Vers aus der Bibel, Buch Hiob, vorlasen. Anschließend, von 7.30 Uhr bis 8.00 Uhr, wurde gesungen: Choräle aus dem Kirchengesangbuch. Es scheint, als wäre

⁵⁰⁶ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 IV.

an dieser Stelle der Unterricht üblicherweise beendet gewesen. Wegen des Besuches wurden noch bis 8.30 Uhr einige Rechenübungen durchgenommen. Dann schloß der Unterricht, indem die ältesten Knaben – nicht etwa die Mädchen – das Vaterunser beteten.⁵⁰⁷

In der anschließenden Besprechung des Unterrichts wurde nochmals hervorgehoben, daß der Religionsunterricht die Hauptsache schulischer Erziehung sei. Man überlegte, ob diese Tatsache nicht durch eine bestimmte körperliche Haltung des Lehrers zu unterstreichen sei. Doch kam man in dieser Frage zu keinem rechten Ergebnis, da die räumliche Enge der Weender Schulstube hier wenig Möglichkeiten bot. Wie straff das kirchliche Korsett saß, das die damalige Schule und ihre Lehrer einschloß, läßt ein kleiner Disput zwischen Lehrer Wachtel und Pastor Ahlborn anlässlich jenes Unterrichtsbesuches erahnen. Der Lehrer hatte die Klasse während der Unterweisung in den christlichen Hausandachten durch mehrere Fragen zu einem bestimmten Ausdruck führen wollen, denn »beim Religionsunterricht habe er auch den Zweck vor Augen, die Kinder im Denken zu üben«. Der Pastor, der darin nichts als Zeitverschwendung sehen konnte, widersprach dieser Auffassung ganz entschieden. »Der Religionsunterricht sei etwas so Heiliges, daß bei Ertheilung desselben durchaus und ganz von jedem Nebenzwecke abgesehen werden müsse.«⁵⁰⁸ Trotz dieser hier deutlich werdenden unterschiedlichen Auffassungen zwischen Pastor und Lehrer sollte deren Verhältnis in den kommenden Jahren ein sehr freundschaftliches und voll gegenseitiger Achtung sein. In den gut zwanzig Jahren seiner Tätigkeit in Weende sollte sich Johann W. Wachtel als ein fähiger, tüchtiger und sehr erfolgreicher Lehrer erweisen.⁵⁰⁹

Auch wenn der Lehrer Wachtel ganz offensichtlich ein fähiger Vertreter seiner Zunft war, änderte dies nichts an dem insgesamt unzulänglichen Zustand der Weender Schule: Unter dem Druck der allgemeinen Expansion des Ortes barst sie schier auseinander. Sie war überfüllt und eng, selbst wenn die Schulkinder in zwei Gruppen unterrichtet wurden. Ihr Lehrplan war äußerst beschränkt und einseitig. Die Köpfe der Kinder waren vollgestopft mit religiösem, kirchlich-dogmatischem Ballast. Wie insgesamt die Schule ein Dasein im Schatten der Kirche führte, so bewegte sich das Erlernen der immer wichtiger werdenden Kulturtechniken wie Lesen, Schreiben, Rechnen – besonders letzteres – im Schatten der Religion.

Und nach wie vor stellte in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Schule eine Art Unterorganisation des Kirchenwesens dar. Der Lehrer war ein unmittelbarer

⁵⁰⁷ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 III.

⁵⁰⁸ KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 III.

⁵⁰⁹ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende, 103.

Untergebener des örtlichen Pastors und hatte dessen Kontrolle zu gestatten und seinen Anweisungen Folge zu leisten. »Wie kommt Pastor seiner Pflicht als Aufseher der Volksschule nach?« Diese Frage leitete jeden Bericht des Pastors über die Schule ein, den er im Rahmen der allgemeinen Kirchenvisitation abzugeben hatte. Die Antwort, die Pastor Ahlborn 1854 darauf gab, war typisch und sollte sich stereotyp in den folgenden Jahren wiederholen: »Pastor berät sich mit den Lehrern sorgfältig über die Stundenpläne und die ganze Schulordnung; besucht die Schule möglichst oft und zu verschiedenen Zeiten, um dem Unterricht beizuwohnen; läßt sich das Monatsbuch⁵¹⁰ wie die Absentenliste vorlegen; unterrichtet auch selbst mal und verläßt die Schule selten, ohne den Kindern ein bezügliches Wort gesagt zu haben, usw.«⁵¹¹ Der Pastor war es auch, der die Schulkinder am Ende ihrer Schullaufbahn prüfte und in die Erwachsenenwelt entließ. Die untergeordnete Stellung des Lehrers wurde darüber hinaus durch die Tatsache unterstrichen, daß er gleichzeitig als Kirchendiener – als Küster und Organist – wirken mußte. Trotz dieser klaren Über- bzw. Unterordnung, die sicherlich manche potentielle Spannung zwischen Pastor und Lehrer in sich barg, scheint in Weende das Verhältnis zwischen beiden ein recht gutes gewesen zu sein.⁵¹²

Welch anderes Bild bot dagegen die Weender Schule gut fünfzig Jahre später. 1908 etwa, als der Geheime Regierungsschulrat Dr. Sachse aus Hildesheim von der königlichen Regierung, Abteilung Kirchen- und Schulsachen, der lutherischen Volksschule zu Weende einen Besuch abstattete, fand er eine ansehnliche, recht große Schule vor. 515 Kindern, die sich auf neun Klassen verteilten, zählten zur Weender Volksschule. Im Durchschnitt saßen also pro Klasse 58 Kinder beisammen. Den Unterricht bestritten sieben Lehrer, genauer fünf Lehrer und zwei Lehrerinnen. Wegen ihrer Größe – 112 bzw. 97 Kinder – mußten die beiden unteren Klassen geteilt werden. Die Stellung der Lehrer hatte sich inzwischen deutlich verbessert. Die Besoldung war vereinheitlicht, staatlich garantiert und seit 1908 anderen Beamtengruppen nach oben hin angeglichen worden.⁵¹³

Seit 1901 war unter großen finanziellen Anstrengungen der Gemeinde südlich der Kirche gelegen ein neues Schulgebäude errichtet worden. Vier große helle Klassenräume waren hier untergebracht und nach den neuesten Richtlinien

⁵¹⁰ Seit den 1850er Jahren hatten die Lehrer ein Monatsbuch zu führen, in das sie detailliert eintrugen, was sie im Unterricht durchgenommen hatten.

⁵¹¹ KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 145.

⁵¹² Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 145.

⁵¹³ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866 bis 1918, Bd. 1, S. 543.

ausgestattet worden.⁵¹⁴ Wegen der großen Schülerzahl sah man sich 1908 jedoch wiederum gezwungen, wie schon in den Jahrzehnten zuvor, auf die Räume des Gemeindehauses am Thie als Ausweichquartier für die untersten Klassen zurückzugreifen. Nur mit Skepsis hatte der Schulrat sich damit einverstanden erklärt: Es fehlten die notwendigen Aborte für die Kinder; auch bezweifelte er, ob sich die Schulstube im Winter würde ausreichend heizen lassen. Als stark überfüllt bezeichnete deshalb Dr. Sachse die Schule und forderte die umgehende Einrichtung einer achten Lehrerstelle. Zugleich unterstrich er die Dringlichkeit des bereits projektierten Anbaues zweier Klassenzimmer an das Hauptschulhaus.⁵¹⁵ Beides wurde tatsächlich noch im gleichen Jahr verwirklicht.

Mit 515 Schülern, neun Klassen und sieben Lehrern gehörte die lutherische Volksschule zu Weende zu den größten ländlichen Volksschulen Preußens jener Zeit. Denn auch nach der Jahrhundertwende wurde die Mehrzahl der dörflichen Schulkinder in ein- bzw. zweiklassigen Schulen unterrichtet.⁵¹⁶ So stand die Weender Schule in Größe und Gliederung den städtischen Volksschulen näher als den dörflichen. Mit den Bedürfnissen und Ansprüchen einer städtischen Schule maß auch der Schulrat, was er in Weende vorfand. Da die Schule so rasch herangewachsen sei, habe man versäumt, das Lehrmaterial zu erneuern. Manches sei ganz zerfleddert und unbrauchbar, anderes erst gar nicht vorhanden. Hierfür hatte er Verständnis, doch wolle die Schule der Konkurrenz der Göttinger Schulen standhalten, so müsse sie schleunigst ihr Kartenmaterial und ihre pyhsikalischen Lehrmittel erneuern.⁵¹⁷

Neben der Ausstattung galt es nach Ansicht des Schulrates auf dem organisatorischen Gebiet die Verhältnisse den wachsenden Ansprüchen anzupassen. Die Leitung der Schule sollte künftig in den Händen eines Rektors liegen. Denn, wie es zwei Jahre später in einem anderen Zusammenhang hieß: »An die Umsicht und die Leistung [des Leiters] einer so großen Schule müssen im Interesse der Erziehung und Bildung der Jugend von der Schulaufsicht wegen höhere Anforderungen gestellt werden.«⁵¹⁸ Bisher war die Stelle des ersten Lehrers mit der Leitungsfunktion verknüpft, mit der sich zudem nach wie vor der Küsterdienst verband. Zu konkreten Verhandlungen mit der Gemeinde und dem

⁵¹⁴ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 II.

⁵¹⁵ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 II.

⁵¹⁶ Vgl. Kuhle mann, *Niedere Schulen*, S. 217: 1911 waren 70,5% aller Dorfschulen in Preußen von diesem Typ, während lediglich 17,4% mehrklassig waren. In der Stadt umfaßten dagegen 85% der Volksschulen drei und mehr Klassen.

⁵¹⁷ KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 II.

⁵¹⁸ StadtAGött, Weende 152.

Schulvorstand in dieser Angelegenheit kam es bei jenem Schulbesuch, weil im Mai 1908 der erste Lehrer Lueder pensioniert worden war, und die Stelle nun neu besetzt werden mußte. Die Zeit war gekommen, die Stelle des ersten Lehrers in eine Rektorenstelle mit einer entsprechend höheren Besoldung zu verwandeln und sie von den Küsterdiensten zu befreien. Auch wenn die Anhebung der ersten Lehrerstelle zur Rektorenstelle erst 1910 verwirklicht werden sollte, trat der von Dr. Sachse bereits ins Auge gefaßte »tüchtige« Hauptlehrer Kleinsorge aus Elbingerode in Weende seine Dienst umgehend an. Das Hauptlehrgeloh war von 1400 Mark auf 1500 Mark angehoben worden; dazu erhielt der Rektor eine Amtsentschädigung von 320 Mark.⁵¹⁹ Den Küsterdienst sollte der dritte Lehrer Ahrens übernehmen, dem sich damit die Gelegenheit bot, die Küsterwohnung zu beziehen.

Ebenso augenscheinlich, wie sich die lutherische Schule zu Weende um 1908 von der zwar überfüllten, in ihrer Ausstattung und Stellung aber bescheidenen Dorfschule um 1850 unterschied, so grundlegend hatte sich auch die inhaltliche Gestaltung ihres Unterrichts geändert. Wie sich aus einem Stundenplan des Winterhalbjahres 1891/92 ablesen läßt, war an die Stelle eines bibelzentristischen Unterrichtsplanes eine fachlich orientiertes und differenziertes Unterrichtsangebot getreten: Der Unterricht, mit Ausnahme von mittwochs und samstags, an denen lediglich vormittags unterrichtet wurde, fand von 8.00 Uhr bis 12.00 Uhr und von 13.00 Uhr bis 15.00 Uhr statt und umfaßte insgesamt dreißig Wochenstunden. Diese verteilten sich auf die einzelnen Fächer so: Viereinhalb Stunden galten weiterhin der Religion (Biblische Geschichte, Katechismus, Gesang). Mit acht Stunden war der Deutschunterricht (Lesen, Schreiben, Ab- und Aufschreiben, Aufsatz und Sprachlehre) das zeitlich umfangreichste und wichtigste Fach. Vor allem aber hatte das Fach Rechnen an Bedeutung gewonnen. Sechs Stunden in der Woche galten dem Kopf- und Tafelrechnen, der Raumlehre und dem (geometrischen) Zeichnen. Ebenfalls sechs Stunden waren für die »Realienkunde«, also Geschichte, Geographie und Naturlehre vorgesehen. Schließlich standen noch zwei Stunden Singen, für die Mädchen zwei Stunden Handarbeit und für die Jungen zwei Stunden Turnen auf dem Programm.⁵²⁰

⁵¹⁹ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 II.

⁵²⁰ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 II. Dies entsprach im übrigen weitgehend dem Lehrplan einer siebenstufigen Bürgerschule in Hannover um 1900. Vgl. Kuhleemann, *Niedere Schulen*, S. 221.

Auf dem Weg zu einer »wirklichen Bildungsanstalt«

Die Gegenüberstellung der Weender Schulverhältnisse des Jahres 1845 mit denen aus dem Jahr 1908 zeigt anschaulich: Der Wandel war tiefgreifend und der organisatorische Ausbau des Schulwesens gewaltig. Doch wie vollzog sich nun im einzelnen dieser imposante Umbau der Weender Schule während des guten halben Jahrhunderts, das zwischen den beiden beschriebenen markanten Punkten lag?

Schon die obige Gegenüberstellung ließ einen charakteristischen Aspekt der allgemeinen Entwicklung im Schulwesen jenes halben Jahrhunderts erkennen, nämlich den, daß sich die Schule sowohl in ihrer organisatorischen wie in ihrer inhaltlichen Gestaltung aus den Fesseln kirchlicher Trägerschaft und Bevormundung löste. Die Volksschule wurde Teil einer öffentlichen Schule unter staatlicher Aufsicht. Hier hatte sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts die allgemeine Tendenz einer staatlichen Durchdringung der Gesellschaft mit den Herausforderungen der entstehenden modernen Industriegesellschaft verbunden. Die Verbesserung, Verbreiterung und Verallgemeinerung der Schulbildung wurde eine Forderung der Zeit, die zu erfüllen Aufgabe des Staates wurde. So fußte die Entwicklung des Schulwesens wesentlich auf dessen Initiative.⁵²¹

Parallel zu den übrigen deutschen Staaten schlug sich dies auch im Königreich Hannover in Verordnungen und Gesetzen nieder, in deren Rahmen sich die ersten Schritte einer Lösung der Schule von der Kirche bzw. umgekehrt die Einrichtung eines staatlichen Schulwesens bewegten: 1845 wurde das Gesetz über das christliche Volksschulwesen erlassen, das 1857 in der Consistorial-Bekanntmachung ergänzt und erweitert wurde.⁵²² Beide Initiativen ließen letztlich die Dominanz der Kirche in Schuldingen unangetastet und dem lag ohne Zweifel ein entschieden konservativer Zug inne.⁵²³ Dennoch ebneten sie in mancher Hinsicht den Weg zu

⁵²¹ Vgl. Jeismann, Schulpolitik, Schulverwaltung, Schulgesetzgebung, S. 105 und 113, sowie Friedrich, Das niedere Schulwesen, S. 123.

⁵²² Vgl. Leverkühn, Gesetze, Verordnungen und Ausschreibungen für Schulsachen für den Bezirk des Consistoriums zu Hannover, Bd. 1. Dabei befaßte sich das Gesetz von 1845 vornehmlich mit äußerlichen Dingen wie der Schulpflicht, des Schulgeldes, der Lehrerbesoldung – wobei erstmals ein Mindestgehalt für Lehrer festgelegt wurde – und der Schulaufsicht, wobei in gewissem Umfang den örtlichen Gemeinden die Sorge, vor allem die finanziellen Lasten zugewiesen wurde. Die Consistorial-Bekanntmachung regelte erstmals Fragen des Unterrichtsinhaltes wie der Unterrichtsziele und bewirkte eine, wenn auch nur sehr vorsichtige Öffnung des Unterrichtes gegenüber weltlichen Dingen und Gegebenheiten.

⁵²³ Das 1845 im Königreich Hannover verabschiedete Gesetz über das christliche Volksschulwesen legte zwar die Oberaufsicht über die Schule formal in die Hände des Staates. Dies hatte jedoch in Absprache mit den Kirchenvertretern zu geschehen. Darüber hinaus wurde in einzelnen prakti-

einer säkularen Schule und beförderten den Ausbau und die Erweiterung des Schulwesens. Eine wirklich durchgreifende Reformierung des Schulwesens sollte schließlich in den ersten Jahren des Deutschen Kaiserreiches die preußische Ministerial-Verfügung über Einrichtung, Aufgaben und Ziele der preußischen Volksschule vom Oktober 1872 bringen. Sie stellte die Schule gänzlich auf staatliche, das hieß vornehmlich kommunale Füße. Auf diesen staatlichen Initiativen basierte der beeindruckende Ausbau des allgemeinen Schulwesens, der sich in kleineren Klassenfrequenzen, in sowohl wöchentlich wie jährlich ausgedehnteren Unterrichtszeiten und besseren Räumlichkeiten niederschlug. Der Lehrplan wurde erweitert, die Ausbildung und Besoldung der Lehrer verbessert. Das Lehrerdasein etablierte sich als eigenständiger Beruf, der eine ausreichende Lebensbasis für eine Familie bot.

Unter dem Gesichtspunkt der Lösung der Schule aus kirchlichen Bindungen muß allerdings auf zwei Einschränkungen aufmerksam gemacht werden: Auch wenn die Schulaufsicht unzweifelhaft in die Hände des Staates übergang, so blieb sie nicht zuletzt aus finanziellen Gründen vor Ort weiterhin den kirchlichen Amtsträgern – sprich Pastoren und Superintendenten – überlassen, die zudem über Erfahrung und Kompetenz verfügten. Auch 1908 nahm wie seine Amtsvorgänger seit Jahrzehnten Pastor Held die Aufgaben eines Ortsschulinspektors wahr; ja, in der Zeit der Vakanz des ersten Schullehrers war ihm sogar die Leitung der Schule übertragen worden.⁵²⁴ Und neben diesen organisatorischen Aspekten bildeten christliche Moral- und Sittenvorstellungen weiterhin das geistige Fundament von Schule und Unterricht. Eine Tatsache, die sich unter anderem auch in der konfessionellen Bindung der Schule niederschlug: Die Volksschule zu Weende war eine lutherische.

Die Lösung des Schulwesens aus kirchlicher Trägerschaft und Bevormundung bedeutete für die Kommunen, für die Dörfer und Städte vor allem eines: Sie hatten nun die Verantwortung für die schulische Erziehung ihres Nachwuchses zu tragen. Dies stellte für die Gemeinden eine große Herausforderung dar, vor allem natürlich finanzieller Natur. Wie die Weender Gemeindevorsteher nicht müde wurden zu betonen, verschlangen im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die laufenden Ausgaben für die Schule etwa die Hälfte der gesamten Steuereinnahmen der Gemeinde.⁵²⁵ Darüber hinaus kamen gerade im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts

schen Dingen die dominierende Stellung der Kirche bekräftigt, so daß der kirchliche Einfluß auf die Schule unangetastet blieb. Vgl. Leverkus, Gesetze, Verordnungen und Ausschreibungen in Schulsachen für den Bezirk des Consistoriums zu Hannover. Bd. 1, S. 4ff.

⁵²⁴ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 II:

⁵²⁵ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 V.

weitere Belastungen der Gemeindekasse hinzu: Verkoppelungsgelder mußten bezahlt und Amortisationen von Anleihen getilgt werden, die aufgenommen worden waren, um Wege zu chausseieren und Brücken zu verbessern. Darüber hinaus traf in Weende wie schon auf anderen Gebieten auch dieser administrative Impuls zur Veränderung und Verbesserung der Schule mit dem zusammen, der der allgemeinen demographischen Entwicklung des Ortes entsprang: dem beständigen Anstieg der Schülerzahlen. So wird die Weender Schulgeschichte seit Mitte des Jahrhunderts im wesentlichen von zwei Themen beherrscht: der Bereitstellung und Erweiterung von Schulräumen sowie der Einrichtung neuer Lehrerstellen. Wie die Weender Gemeinde mit ihren neuen Verpflichtungen gegenüber der Schule bzw. der schulischen Erziehung ihres Nachwuchses fertig wurde und wie sich die Schulwirklichkeit in diesem Rahmen gestaltete, davon soll nun die Rede sein. Vorweggenommen sei, daß die Gemeinde sich dabei unter dem Druck einer Vielzahl neuer, unter dem finanziellen Gesichtspunkt konkurrierender Aufgaben nicht selten mit provisorischen Lösungen behelf. Dabei machte sie zudem die sicherlich frustrierende Erfahrung, stets der Entwicklung hinterher zu laufen.

Neue Schulstellen

Schon seit den 1840er Jahren hatte sich als drängendes Problem der Weender Schule die stetig angestiegene Schülerzahl erwiesen. Dies hatte schließlich Pastor Ahlborn 1843 zu einem Schreiben an die Kirchenkommission veranlaßt, in dem er eine Reform der Weender Schule dringend forderte: Unmöglich könne ein einzelner Lehrer 220 bis 230 Kinder unterrichten. »[...] das hiesige Schulzimmer umfaßt ungefähr 112 Kinder, also gerade die Hälfte der gerade vorhandenen. Daher müssen sie auf dieser Stelle geteilt werden, also daß die ersten Klassen nur des Morgens und die unteren nur des Nachmittags die Schule besuchen: erklärlich genug, warum man in Weende zu jeder Tageszeit eine Menge Kinder müßig herumlaufen sieht, welche unnütze Dinge lernen und ausüben. – Wie soll man hier helfen? Es bleibt nichts übrig, als ein zweites Schulzimmer herzurichten und einen zweiten Lehrer gleichviel unter welchem Namen anzustellen?«⁵²⁶ Nun war die Notwendigkeit einer solchen Reform keineswegs umstritten; sie war zu offenkundig, sofern man überhaupt auch nur ein geringes Interesse an einer schulischen Erziehung der Kinder hatte. Die Frage war nur: Wer sollte den Lehrer bezahlen und einen weiteren Schulraum zur Verfügung stellen? Die Kirche, in deren Händen bislang weitgehend das Schulwesen lag? Oder die Gemeinde, die bisher wenig mit der Schule zu tun gehabt hatte?

⁵²⁶ KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 III.

Als schließlich nach längeren, stockenden Verhandlungen 1847 eine zweite Schulstelle eingerichtet wurde, sollte die Gemeinde stärker als bisher an der Sorge um die schulische Erziehung ihrer Kinder beteiligt sein.⁵²⁷ Sie hatte nun für geeigneten Schulraum zu sorgen. Diese Verpflichtung ergab sich eindeutig aus dem jüngst verabschiedeten Schulgesetz (1845).⁵²⁸ Die Gemeinde fand eine kostengünstige Lösung: Das Gemeindehaus am Thie sollte als Schulstube genutzt werden.⁵²⁹ Das Einkommen des zweiten Lehrers ruhte wie das seines Kollegen auf mehreren Schultern und ähnelte dabei einem löcherigen Flickenteppich mehr als einer gesicherten Lebensgrundlage. Zunächst wurde dem zweiten Lehrer das Organistenamt und das damit verbundene Einkommen übertragen. Daneben steuerte die Klosterkammer, die ja immerhin der größte Grundbesitzer im Ort war, mit 30 Talern und der Lieferung von Naturalien (Holz und Roggen) zum Einkommen bei. Schließlich sollte der erste Lehrer seinem Kollegen 40, später 56 Taler seines Schulgeldeinkommens abgeben, da er ja künftig nicht mehr alle Kinder unterrichten würde. Eine freie Wohnung stand dem Lehrer nicht zur Verfügung. So war diese materielle Ausstattung der zweiten Weender Schulstelle dürftig. Sie lag unter der gesetzlich anvisierten Norm und reichte, wie eine Bemerkung des Pastors erkennen läßt, nicht einmal zum Lebensunterhalt einer einzelnen Person. Wenn er nicht familiäre finanzielle Unterstützung erhielt, berichtete der Pastor, so würde er wohl kaum mit seinem Gehalt auskommen.⁵³⁰ Infolge dieser Umstände gab es einen ständigen personellen Wechsel auf der zweiten Schulstelle.

Obwohl bereits seit den 1860er Jahren von den Schulinspektoren darauf hingewiesen wurde, daß die Weender Schulkinder wegen ihrer großen Zahl nicht in zwei, sondern in drei Klassen unterrichtet werden sollten, gelang es erst 1881, eine reguläre dritte Schullehrerstelle in Weende einzurichten.⁵³¹ In den folgenden Jahren, in denen die Schülerzahlen sprunghaft anstiegen, kam man nicht umhin, kontinuierlich weitere Lehrer einzustellen: 1899 den vierten Lehrer, 1903 den fünften, 1905 den sechsten – erstmals eine weibliche Lehrkraft –, 1908 wiederum eine Lehrerin. Ein Jahr später sah man aus Rücksicht auf die finanzielle Belastung der Gemeinde davon ab, die eigentlich dringend benötigte achte Lehrerstelle einzurichten. Hierzu kam es dann 1910. Unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg umfaßte

⁵²⁷ Vgl. Göttingen – Stadt der Schulen, hrsg. v. Göttinger Tageblatt, S. 84.

⁵²⁸ Vgl. Leverkus, Gesetze, Verordnungen und Ausschreibungen für Schulsachen für den Bezirk des Consistoriums zu Hannover, Bd. 1.

⁵²⁹ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 II.

⁵³⁰ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 145.

⁵³¹ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 145

die Weender Volksschule zwölf Klassen, die von zehn Lehrern, davon zwei Frauen, unterrichtet wurden.⁵³²

Die Besoldung der Lehrer war seit 1872 Angelegenheit der Gemeinde, die neben dem Gehalt – das Mindesteinkommen war für die Lehrer an Landschulen auf 1200 Mark festgesetzt worden – auch eine Wohnung bzw. einen Mietzuschuß gewähren mußte. Um ihre Belastung durch wachsende Personalkosten etwas zu mildern, suchte die Gemeinde auf unterschiedlichste Weise nach zusätzlicher Unterstützung. Grundsätzlich gab es für vermögenslose Gemeinden die Möglichkeit, eine staatliche Beihilfe zur Lehrerbesoldung zu erhalten. So erhielt die Weender Gemeinde beispielsweise 1903, als die fünfte Lehrerstelle eingerichtet werden sollte, 300 Mark staatlichen Zuschuß pro Jahr.⁵³³ Auf der Suche nach Unterstützung wandte sich der Gemeinderat auch an den Göttinger Magistrat. Eine entsprechende Verpflichtung der Stadt leitete die Gemeinde aus der Tatsache ab, daß ein großer Teil der Weender Familien mit Schulkindern in Göttingen ihren Erwerb hätten; mithin eigentlich gar keine »echten Weender« seien. »Angestellte Ermittlungen haben ergeben«, so der Bauermeister Güntge am 29. Januar 1900, »daß von den zur Zeit schulpflichtigen 361 Kindern mehr wie ein viertel Theil (genau 101 Kinder) solchen Familien angehörten, deren Väter auf dem Bahnhofe und den Bahnhofswerkstätten und anderen im Gebiet der Stadt Göttingen bestehenden Fabriken Beschäftigung finden. Die auf solche Weise herbeigeführte Vermehrung der Volksschullast ist ohne Zweifel als erheblich anzusehen.«⁵³⁴ Man forderte einen städtischen Zuschuß von 2.000 Mark im Jahr. Ob sie sich schließlich mit dieser Forderung behaupten konnte, ist leider nicht feststellbar. In jedem Fall aber illustriert diese Argumentation die in der Gemeindevertretung vorhandenen traditionellen Denkmuster, die das Dorf trotz veränderter sozialer Verhältnisse als statische Größe betrachtet, ohne der zunehmenden Mobilität der Menschen und der sich gewandelten Gemeindestruktur gerecht zu werden. Mitunter schien die Gemeinde ihre Ausgabe für die Lehrerbesoldung dadurch senken zu wollen, indem sie zunächst kommissarisch junge Lehrer einstellte, die nicht voll bezahlt zu werden brauchten.⁵³⁵ Schließlich wurde unter diesem finanziellen Aspekt auch die Anstellung von Frauen

⁵³² Vgl. StadtAGött, Henneberg-/Hainbundschnle, I, 5.

⁵³³ Vgl. StadtAGött, Weende 152.

⁵³⁴ Vgl. StadtAGött, Weende 149.

⁵³⁵ Vgl. StadtAGött, Weende 149.

interessant, deren Gehalt deutlich unter dem ihrer männlichen Kollegen lag.⁵³⁶ So zählte das Lehrerkollegium 1910, wie bereits erwähnt, zwei Frauen.

Neue Klassenräume

»Das Local der 2ten Schule ist im Sommer, wo die Witterung das beständige Öffnen der Fenster und damit steten Zufluß der frischen Luft erlaubt, ein recht freundliches. Aber sobald in der rauhen Jahreszeit das Heizen des Zimmers und das Schließen der Fenster erforderlich ist, so beginnt auch eine große Noth für den Lehrer. Um mit dem Letzteren, mit dem Schließen der Fenster, zu beginnen, so hat dieses zur Folge, daß ein an und für sich feuchtes und mit Estrichboden versehenes Zimmer ein vollkommen ungesunder Aufenthalt wird. Davon liefern die Schulmaterialien einen Beweis, die im Schulschranke aufbewahrt werden und stets halb faul sind und sich mit Schimmel bedecken. Davon liefern ferner die Absentenlisten der Klasse ein Beweis, da sich gemeinlich unter circa 60-70 Kindern gegen 20 krank befinden, also ein Drittel. Um diesem abzuhelpen, mußte das Schulzimmer gut geheizt werden. Aber nun beginnt die neue Noth! Bekanntlich ist die zum Abzug des Rauches bestimmte Röhre durch die Seitenwand des Hauses geleitet. Jeder ungünstige Windstoß drückt daher der Rauch zurück ins Schulzimmer, so daß sich dieses zuweilen mit solchem Dampfe füllt, daß man ihn in Wahrheit mit dem Messer zerschneiden könnte. In solchen Fällen, und diese treten sehr oft ein, hat der Lehrer dann folgende unglückliche Wahl: 1.) Er öffnet die Fenster, damit der Rauch abziehe, wofür aber dann eine unerträgliche Kälte ins Zimmer eindringt; oder 2.) er läßt die Fenster geschlossen, um die Wärme zu erhalten, und dann frißt der Rauch beinahe die Augen aus. [...] Er hat schon unterrichtet bei einem Rauche, der ihm die Augen thränen machte, und die Brust zu heftigen Husten zwang. Er hat schon unterrichtet bei einer Kälte, daß er seine Füße kaum noch fühlte, daß er trotz zweier Röcke und eines Schals fror; daß die Kinder, die doch zum Theil an Kälte gewöhnt sind, heftig klagten. Aber wenn es nun platterdings unmöglich ist, zu unterrichten? Wenn der Lehrer gezwungen ist, den Unterricht auszusetzen? Der Unterzeichnete muß gestehen, daß solche Fälle ihn oft verzweifelt machten, daß hier die Pflicht den Unterricht gebietet, die Gesundheit der anvertrauten Kinder ihn aber verbietet.«⁵³⁷ Das waren eindringliche, plastische Worte, mit denen 1856

⁵³⁶ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 IV. Die niedrigere Dotierung der Lehrerinnenstellen ging davon aus, daß deren Gehalt nicht als Familieneinkommen gedacht war. Es war nur ledigen Frauen erlaubt, als Lehrerinnen beruflich tätig zu sein. Sobald sie heirateten, mußten sie ihren Beruf aufgeben.

⁵³⁷ KirchenkreisAGött, PfarrAWeende, A 333 II.

der zweite Weender Lehrer Rockas ein geradezu dramatisches Szenario äußerer Unterrichtsumstände entwarf, die ihn in regelrechte pädagogische Qualen zu versetzen schienen – und das alles aus einem einzigen Grund: ein neuer Ofen für die »kleine« Schule im Thiehaus, in der seit 1848 die untere Klasse unterrichtet wurde, wurde gebraucht. Offenbar schien dem Lehrer diese dramatische Schilderung der einzig erfolgversprechende Weg, die sicherlich nüchtern urteilende Gemeindevertretung von der Notwendigkeit dieser Anschaffung zu überzeugen.

Die älteren Schüler der Oberklasse wurden nach wie vor in dem alten Schulhaus, der sogenannten großen Schule, unterrichtet.⁵³⁸ Aber auch dieses gut hundert Jahre alte Gebäude erwies sich mit der Zeit als unzureichend. Es war trotz der Teilung der Schülerschar in zwei Klassen einfach zu klein. Zweieinhalb Quadratfuß Raum waren hier für jedes Kind einschließlich der Sitzbänke (!) vorhanden, sechs Quadratfuß sollten es nach dem Gesetz sein. Unter diesen Umständen dürfte wohl kaum jedes Schulkind einen eigenen Sitzplatz gehabt haben. Mit verhaltener Entrüstung notierte schließlich 1862 der Kirchen- und Schulvorstand: »Es ist wahrlich nicht länger zu ertragen in dem gegenwärtigen Locale, davon haben wir uns heute bei einer Abhaltung der öffentlichen Schulprüfung mit Qual und Angst sattsam überzeugt.«⁵³⁹ Und anlässlich einer Visitation klagte zwei Jahre später der Superintendent: »Das Schulzimmer war so vollgedrängt mit Kindern, daß es kaum möglich war, darinnen Platz zu finden.«⁵⁴⁰

Angesichts dieser miserablen Räumlichkeiten beschloß 1864 die Gemeinde nach reiflicher Überlegung und mit schwerem Herzen den Bau eines neuen Schulhauses. »Die Gemeinde will nicht mehr, daß ihre Kinder in dem kaum für die Hälfte der Schülerzahl genügenden Schullocalen zusammengedrückt werden und hat darum (mit Mut und Couragie) durch den Mund des Gemeindeausschusses ihrem Herzensdrange Ausdruck gegeben und sich bereit erklärt, ein geräumiges massives Schulgebäude für beide Schulen zu bauen, welches man auch jetzt [1865] schon hoch über der Erde sich erheben sieht.«⁵⁴¹ Und am 29. Juni 1866 konnte Pastor Ahlborn mit Zufriedenheit feststellen, daß »der vielbesprochene Schulbau enthaltend zwei schöne geräumige Unterrichtslocale für die 1. und 2. Schulclassen etwa um Johannis [29. Juni] bezogen werden konnte.«⁵⁴²

Etwa fünf Jahre hatte man nach einer Lösung der für alle augenscheinlichen Raumprobleme der Weender Schule gesucht. Obwohl nach dem Schulgesetz aus

⁵³⁸ Vgl. StadtAGött, Henneberg-/Hainbundschnle, I, 5.

⁵³⁹ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Schulhaus 125.

⁵⁴⁰ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 145.

⁵⁴¹ KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 I.

⁵⁴² Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Schulhaus 125.

dem Jahr 1845 eindeutig die Dorfgemeinde dafür verantwortlich war, die Schulräume bereitzustellen, fiel es den Gemeindevertretern wegen der damit verbundenen finanziellen Belastungen schwer, diese neue Verpflichtung zu akzeptieren.

Erst nachdem das Kirchenkonsistorium im Dezember 1863 damit gedroht hatte, von jedem Mitglied des Kirchen- und Schulvorstandes 2 Taler Strafe einzufordern, sollte nicht innerhalb von sechs Wochen ein Bauplan nebst Kostenanschlag für eine neue Schule vorliegen, unternahm die Gemeinde konkrete Schritte zum Bau neuer Schulräume. Obwohl der Baurat Hase aus Hannover nach einer Begutachtung dazu geraten hatte, die alte Schule gänzlich abzureißen und an ihre Stelle einen Neubau zu setzen, blieb der Kirchenvorstand bei seiner Haltung, lediglich die alte Schule durch einen Anbau zu erweitern. Ein selbständiges zweistöckiges Gebäude mit einem eigenen Treppenaufgang, in dem zwei Schulklassen untergebracht werden könnten, sollte entstehen.⁵⁴³

Wie die Kosten, die sich auf 3822 Taler belaufen sollten, aufgebracht werden konnten, blieb weiterhin ein Problem. So vertrat die Gemeinde zunächst die Auffassung, daß hauptsächlich die unmittelbaren Nutznießer des geplanten Schulneubaues, also die Eltern der schulpflichtigen Kinder, diesen zu finanzieren hätten, und nicht etwa der Gemeindeverband als solcher. Denn, so argumentierten sie ganz im Sinne traditioneller Denkmuster, ein großer Teil der Bewohner des Ortes wie z.B. die Fabrikarbeiter oder Bahnarbeiter lebten nur vorübergehend in Weende, gehörten demnach gar nicht zu den eingesessenen Einwohnern. Deshalb sollten die Kosten des Umbaues auf dem Weg einer Erhöhung des Schulgeldes aufgebracht werden – also zu Lasten der Elternschaft.

Schließlich wandte sich die Gemeinde an verschiedene Stellen mit der Bitte, den geplanten Schulneubau finanziell zu unterstützen.⁵⁴⁴ Besonders die hannoversche Klosterkammer bot sich hier als Ansprechpartner an. Man war der sehr naheliegenden Auffassung, daß das Kloster schließlich der größte Grundbesitzer des Ortes sei, ohne jedoch an den Schullasten beteiligt zu sein. Klugerweise appellierte man an das Eigeninteresse der Klosterkammer: Durch die Herstellung gesunder, geräumiger Schullokale würden Bedingungen geschaffen werden, »welche zur Erhaltung der Gesundheit künftiger Arbeiter nothwendig und damit ohne Zweifel für den Grundbesitz der königlichen Klosterkammer in hiesiger Gemeinde und dessen Cultivierung von größter Bedeutung ist.«⁵⁴⁵

⁵⁴³ Vgl. StadtAGött, Henneberg-/Hainbundschnle, I,5.

⁵⁴⁴ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 II.

⁵⁴⁵ KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 V. (25. 4. 1864).

Tatsächlich erklärte sich die Klosterkammer zu einer einmaligen Zahlung von 500 Talern bereit.⁵⁴⁶ Auch die Professorenwitwenkasse in Göttingen unterstützte mit 1.100 Talern den Schulbau. Den Rest – gut 2.000 Taler – finanzierte die Gemeinde schließlich mit einem Darlehen von der hannoverschen Landes-Credit-Kasse.⁵⁴⁷ Die Zinsen wie die Amortisationsraten wurden über eine Art zusätzlicher Steuer entsprechend der Höhe der Klassensteuer erhoben. Das hieß, man hatte schließlich doch die Verantwortung des gesamten Gemeindeverbandes für die Sorge um die schulische Erziehung der Kinder anerkannt. Der in traditionellen dörflichen Verhältnissen wurzelnde Gedanke, die vermeintlichen Hauptnutznießer (also Schulkinder und deren Eltern) müßten die Unkosten für die Schule tragen, hatte sich nicht mehr durchsetzen können.

Wie sich in den folgenden Jahren zeigen sollte, war die Gemeinde, trotz des so lange und sorgfältig erwogenen Schulneubaus, des Problems keineswegs enthoben, der wachsenden Schülerschar angemessene Schulräume zu bieten. Es blieb ein dauerndes und anhaltendes Thema. Gerade hier mußte die Gemeinde immer wieder die Erfahrung machen, daß sie mit der raschen Veränderung ihres Ortes nicht Schritt halten konnte. Nachdem 1881 ein dritter Lehrer fest angestellt worden war, stand das Thema eines Schulneubaues erneut auf der Tagesordnung. Wegen ihrer schwierigen Finanzlage griff die Gemeinde zunächst wiederum auf provisorische Lösungen zurück. Wie schon in der Mitte des Jahrhunderts wurde das Gemeindehaus am Thie als Schulraum eingerichtet. »Dasselbe qualifiziere sich auch besonders als Schullocal, einmal wegen seiner Lage mitten im Ort, so dann wegen des großen freien Platzes vor demselben, der den schönsten Spielplatz darbiete.«⁵⁴⁸

Dieser doch letztlich provisorische Zustand, daß im eigentlichen Schulhaus die beiden Oberklassen und im Thiehaus die beiden Unterklassen unterrichtet wurden, sollte beinahe zwanzig Jahre anhalten und war mitunter von kleineren Reibereien zwischen Gemeinde und Schule begleitet. So forderte im Januar 1887 Pastor Hartmann als Schulinspektor vom Bauermeister Güntge eine Erklärung, wie es dazu kommen könne, daß der Lehrer Weigel im Schulraum der dritten und vierten Klasse, eben im Thiehaus, morgens Zigarrenenden vorgefunden habe. Die im Ton spitze Antwort des Bauermeisters läßt erahnen, daß das Verhältnis von Schule (die aus der Sicht der Gemeinde stets forderte) und der Gemeinde (die aus deren Sicht stets gebende) nicht ganz spannungsfrei war. Die Zigarrenstummel rührten von

⁵⁴⁶ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 II. Genau stammten 200 Taler aus dem Klosterfond und 300 Taler aus der königlichen Generalkasse. Vgl. StadtAGött, Henneberg- / Hainbundschnle, I, 5.

⁵⁴⁷ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 II.

⁵⁴⁸ Vgl. StadtAGött, Weende 149.

einer Sitzung der Forstvertretung der Realgemeinde, die an jenem Abend dort getagt habe. Künftig wolle man daraufhin wirken, daß solches unterbliebe, schrieb der Bauermeister. »Das Rauchen selbst kann ja den Mitgliedern bei der Holzverlosung in ihrem eigenen Besitztum nicht verboten werden, da von ihnen freie Benutzung des Lokals vorbehalten ist und wo geraucht wird fallen auch Cigarrenenden vor. Und wäre es wohl besser gewesen, die Beschwerde wäre unterblieben und die Sache totgeschwiegen und dafür die Frau Wedekind dafür beauftragt, das Zimmer auszufegen, wofür *wir* dieselbe von unseren aufgebrachten Schulsteuern ja bezahlen müssen.«⁵⁴⁹

Reibereien, die aus dieser doppelten Nutzung des Thiehauses als Schulgebäude und Gemeindehaus erwachsen, spielten auch in der um die Jahrhundertwende wieder aufkeimenden Diskussion um einen Schulneubau eine Rolle. Inzwischen war die Schülerzahl auf 339 angestiegen, und wie die Geburten- und Taufregister zeigten, würde es in Zukunft noch mehr Schüler geben. Unmöglich sei es, schrieb Pastor Meyer 1898, diese Entwicklung durch einen Um- oder Anbau der Schule aufzufangen.⁵⁵⁰ Tatsächlich unternahm die Gemeinde noch 1898 den ersten Schritt für einen Schulneubau: Sie erwarb für 9.000 Mark das nahe der Kirche gelegene Deppesche Grundstück.⁵⁵¹ Bis jedoch der Grundstein des neuen, noch heute genutzten Schulgebäudes gelegt und dieses bezogen werden konnte, vergingen weitere gut zweieinhalb Jahre, in denen das Deppesche Haus selbst als Unterrichtslokal provisorisch genutzt wurde.⁵⁵²

Der Devise »Nicht kleckern, sondern klotzen« folgend, sollte nach Ansicht des Schulvorstandes auf dem angekauften Gelände eine Schulgebäude entstehen, in dem vier Weender Klassen untergebracht werden konnten und das darüber hinaus die Möglichkeit zu einem vielleicht später notwendig werdenden Aus- und Anbau bot. Entsprechend gestaltete sich der Entwurf, der dem Gemeindeausschuß zur Stellungnahme vorgelegt wurde. Anstelle des Wohnhauses sollte ein massives, vollunterkellertes Schulhaus mit vier großen, hellen Klassenzimmern und zwei Lehrerwohnungen entstehen. Die bestehenden Schulräume sollten in Reserve behalten werden.⁵⁵³ Entschieden wies der Gemeindeausschuß diesen Bauplan als »weit über die Notwendigkeit hinausgehend« und als zu »luxuriös und kostspielig« zurück.⁵⁵⁴ Für dringend notwendig hielt sie lediglich den Bau zweier sofort bezieh-

⁵⁴⁹ StadtAGött, Weende 149.

⁵⁵⁰ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 V.

⁵⁵¹ Vgl. Göttingen – Stadt der Schulen, hrsg. v. Göttinger Tageblatt, S. 84.

⁵⁵² Vgl. StadtAGött, Henneberg-/Hainbundschnle, I, 5.

⁵⁵³ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 V.

⁵⁵⁴ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 V.

barer Schulräume sowie die »Mitanlage« einer dritten Schulklasse, die jedoch vorläufig noch unbenutzt bleiben sollte. Das Wohnhaus, das sich auf dem Grundstück schon befände, sollte zwei Lehrerwohnungen beherbergen, während anstelle der alten Stallungen und Scheunen eben jene zwei bzw. drei Schulzimmer einfach und solide gebaut, entstehen sollten. Mit diesen Ausführungen entspräche die Gemeinde allen an sie gestellten Anforderungen bezüglich der Schule.

Doch die Gemeinde konnte sich gegenüber der Schulbehörde mit ihrem Schmalspurprogramm nicht durchsetzen. Weende sollte eine Schule erhalten, die künftig allen Klassen Raum bot und frei von provisorischen Unterbringungen machte. Unter der Regie des Kreisbauinspektors Breymann hatte man sich auf den Bau einer Schule für vier Klassen geeinigt, der so angelegt sein sollte, daß er ohne Schwierigkeiten ergänzt werden könne. Auf die ursprünglich geplanten Lehrerwohnungen hatte man verzichtet. Zur Finanzierung, die wiederum auf Kreditbasis geschah, übernahm der Staat etwa ein Drittel der Kosten, das waren 10.500 Mark. Die Grundsteinlegung wurde schließlich auf Anregung des Bauinspektors Breymann in einem festlichen Rahmen am 14. Oktober 1901 viereinhalb Uhr nachmittags begangen. Bauermeister Grünekleer war gebeten worden, eine kleine Urkunde über die Gemeindeverhältnisse zu verfassen, die bei der Grundsteinlegung mit eingemauert werden sollte, ebenso wie Berichte des ersten Lehrers über das schulische Leben und des Pastors über Kirchliches. Die Einweihung der neuen Schule konnte am 15. Oktober 1902 gefeiert werden.⁵⁵⁵ Schon sechs Jahre später war dieser neue Schulbau, der noch heute die Hennebergschule beherbergt, dem Ansturm der Schülerzahlen nicht mehr gewachsen. Wieder wich man aus in das Gemeindehaus am Thie, bis 1908 im Osten zwei weitere Klassenzimmer angebaut wurden. Gleichzeitig richtete man nun auch zwei Bodenräume als Lehrerwohnungen für unverheiratete Lehrer her. Die Schulchronik hält nüchtern zu diesem Thema fest: »Trotzdem 1908 ein Neubau ausgeführt wurde für 2 Klassen herrscht immer noch Raummangel; die Zahl der Kinder wird noch steigen. Es gehen jährlich 50-60 ab und 80-90 Aufnahmen kommen hinzu.«⁵⁵⁶ Tatsächlich wird 1912 erneut mit einem Anbau begonnen, der im Kriegsjahr 1914 bezogen werden konnte.

Schulkinder

Als im Verlauf des 19. Jahrhunderts allmählich ein staatliches Schulwesens entstand, verband sich damit ein weiteres bedeutungsvolles Phänomen: Es gab eine

⁵⁵⁵ Vgl. StadtAGött, Henneberg-/Hainbundschnle, I, 5.

⁵⁵⁶ Vgl. StadtAGött, Henneberg-/Hainbundschnle, I, 5.

neue soziale Gruppe, nämlich die der Schulkinder bzw. der Schuljugend. Mit der Durchsetzung der allgemeinen Schulpflicht, die bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verwirklicht worden war, entwickelte sich für junge Menschen die Schulzeit zu einem herausgehobenen, eigenen Lebensabschnitt.

Stets stand die Schule dabei in Konkurrenz zur Arbeit, besonders auf dem Land. Das spiegelt sich, wenn auch indirekt, in einer Bemerkung des Pastors Ahlborn über den Schulbesuch der Weender Kinder: Er sei im ganzen gut, in der Elementarklasse, also bei den Jüngsten, außerordentlich gut.⁵⁵⁷ Diese Abstufung war verständlich, denn je älter die Kinder wurden, um so mehr konnten sie bei der Feld- oder Hausarbeit ihren Eltern helfen. Der Tatsache, daß vor allem die älteren Kinder als Arbeitskräfte gebraucht wurden, im Sommer geradezu unentbehrlich waren, trug man lange Zeit Rechnung, indem der Stundenplan im Sommer drastisch reduziert wurde.⁵⁵⁸ Erst die preußische Schulreform hatte der Sommerschule ein gänzliches Ende bereitet. Aber auch dann noch nahm man von Seiten der Schule Rücksicht auf die landwirtschaftlichen Arbeitsspitzen in den Sommermonaten. So wurde im Juni 1891 in Weende »wegen der abnormen Witterungsverhältnisse« an solchen Tagen der Unterricht abgesetzt, an denen die Kinder bei der Feldarbeit mithelfen mußten.⁵⁵⁹ Und im Juni 1906 fragte Pastor Held beim Superintendenten an, ob um die Pfingsttage herum der Nachmittagsunterricht auf den Vormittag gelegt werden könne, damit die Kinder mit auf das Feld gehen könnten.

Neben der Einschränkung des laufenden Unterricht zugunsten der Mitarbeit der Kinder drängten vor allem sozial schwache Familien darauf, ihre Kinder vorzeitig aus der Schule zu entlassen, damit sie zum Lebensunterhalt beitragen. Alles in allem jedoch scheinen die Weender Eltern von der wachsenden Bedeutung der schulischen Erziehung ihrer Kinder etwas verstanden zu haben. Wohlwollend stellte 1889 der Superintendent fest: »So dann dürfte der Freude über die guten Leistungen und die sittliche Haltung der Kinder Ausdruck gegeben werden, wie auch der Schulbesuch ein recht guter ist.«⁵⁶⁰

Wie prägte nun die Schulwirklichkeit das Leben der Weender Kinder und Jugendlichen? Welche Atmosphäre herrschte in den Weender Schulstuben, auf welche Art und Weise wurden die Weender Schulkinder jenseits des formal Erlernen in die Welt der Erwachsenen geführt? Dies einzufangen ist äußerst

⁵⁵⁷ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 145.

⁵⁵⁸ Vgl. oben S. 206.

⁵⁵⁹ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 II.

⁵⁶⁰ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 I.

schwierig. Natürlich gibt es zeitgenössische, vor allem literarische Schilderungen des Lebens in einer Schule des 19. Jahrhunderts, die mitunter der Schule – besonders der des Kaiserreiches – Züge eines Kasernenhofes verleihen und den Unterricht gleich einem stupiden, sinnentleerten Exerzieren erscheinen lassen. Sicherlich trafen sie damit einen Teil der Schulwirklichkeit jener Jahre, möglicherweise auch die eines Weender Schulkindes. Und natürlich wird auch in der Weender Schule der allgemeine Zeitgeist anzutreffen gewesen sein, der einen konservativen, nationalen und staatsstreuen Grundtenor hatte. Neben dem Erlernen von Schreiben und Rechnen galt es, möglichst fraglos in die gesellschaftliche Ordnung hineinzuwachsen, sie hinzunehmen wie sie sich eben mit all ihrer sozialen und politischen Ungleichheit präsentierte. Mit der wachsenden Bedeutung der Arbeiterbewegung bekam diese staatstragende Funktion der Schule einen deutlich agitatorischen Zug gegen die Sozialdemokratie.⁵⁶¹

Doch von diesem Zeitgeist spricht sich in den Akten zur Weender Schule wenig aus. Allein einige Notizen, die der Pastor Meyer 1897 anlässlich der Feier des 100. Geburtstags Kaiser Wilhelms I. für die Weender Lehrer zusammenstellte, deuten das politische Klima der Schule an.⁵⁶² Drei Tage sollten die Festlichkeiten in Anspruch nehmen: Am 21. März hatten die Schulkinder an einer kirchlichen Feier mit anschließendem Gottesdienst teilzunehmen. Die eigentliche Schulfeier fand einen Tag später statt und sollte so begangen werden, »wie die regelmäßige Feier des Geburtstages Seiner Majestät des regierenden Kaisers und Königs« und sind »der hervorragenden Bedeutung des Tages entsprechend zu gestalten.« Am 23. März schließlich »ist der Unterricht gleichfalls auszusetzen, damit Lehrer und Schüler Gelegenheit erhalten sich an Volksbelustigungen und volkstümlichen Festen zu beteiligen. Erwünscht ist es, daß auch von der Schule selbst Ausflüge, Turnspiele, Aufführungen und dergleichen veranstaltet werden.« Alles in allem jedoch scheint bei dieser Veranstaltung die Volksbelustigung den politischen Zeitgeist überboten zu haben. Und ob tatsächlich eine gegen die Sozialdemokratie gerichtete geistige Grundhaltung in der Weender Schule anzutreffen war und ob diese schließlich in den Köpfen der Kinder wirksam werden konnte, läßt sich schwerlich greifen. Die überwiegend sozialdemokratische Einstellung der Weender Bevölkerung wurde offenbar wenig davon berührt. 1884 wandte sich sogar der örtliche Arbeiterbildungsverein mit der Bitte an die Gemeinde, ob der Verein in den Schulräumen sich zum gemeinsamen Singen treffen dürfe.⁵⁶³

⁵⁶¹ Vgl. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1849-1914, Dritter Band, S. 401f.

⁵⁶² Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 I.

⁵⁶³ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 I.

Das Dasein der Weender Schulkinder wird vermutlich weniger von der geistig-politischen Atmosphäre geprägt gewesen sein als vielmehr von der sehr greifbaren Realität der Enge der Schule. Gleichzeitig saß man mit bis zu 120 Schulkindern in einem Raum, auf Bänken dicht gedrängt und nach Leistung und Wohlwollen des Lehrers sortiert: vorn die Guten und Braven, hinten die Schwachen und Frechen. Mit der Erfahrung, eines unter sehr vielen anderen Schulkindern zu sein, mußte man sich in die Welt dieser bedrängenden Fülle hineinfinden. Platz für individuelle Hinwendung und Förderung gab es sicherlich weder für Schüler noch für Lehrer. Anzunehmen ist vielmehr, daß der Unterricht mitunter vor allem ein Akt der Bändigung so vieler Kindermäuler und Kinderherzen gewesen sein wird. So hieß es anlässlich einer Schulvisitation 1868: »Der Hauptmangel dieser Klasse dürfte die große Anzahl der Kinder und dadurch fehlende Zucht sein. Vollständige Stille war nur sehr selten zu erreichen und fehlte ganz, sobald die Spannung durch tüchtige Katechese nachließ. Lehrer Könige gehört nicht zu den seltenen, welche mit der Festigkeit des Blickes die natürliche Anarchie auch einer so großen Classe zu bändigen [weiß].«⁵⁶⁴

Neben der Festigkeit des Blickes standen einem Lehrer jener Zeit allerdings noch andere, sehr fühlbare Mittel zur Hand, um für Disziplin unter den vielen Schulkindern zu sorgen. Auf die Frage, wie die Schulzucht gebraucht werde, antwortete Pastor Ahlborn 1854 beispielsweise: »Meistens durch freundlichen Ernst, durch Herabsetzen und Nachsitzenlassen der Ungehorsamen und Trägen. Der Stock wird nur in außerordentlichen Fällen benutzt. – Gottlob ist es selten nötig.«⁵⁶⁵ Auch wenn erfreulicherweise von der Möglichkeit der Prügelstrafe wenig Gebrauch gemacht wurde, so lag der Stock sicherlich drohend und griffbereit auf dem Pult des Lehrers und strahlte von dort seine Wirkung aus. Dennoch bleibt es unter den gegebenen Umständen qualvoll überfüllter Klassenzimmer bemerkenswert, daß er nur wenig in Gebrauch kam. Und man wird dies wohl als Verdienst der damaligen Lehrer ansehen dürfen.

Das dies nicht bei jedem Lehrer und zu allen Zeiten der Fall war, zeigen spätere Beschwerden einzelner Eltern. So machte sich im Juni 1879 der Arbeiter Friedrich Dettmar in sehr erregtem Zustand auf den Weg nach Göttingen, um sich dort bei dem Superintendenten Steinmetz über den Weender Lehrer Hildebrandt zu beklagen. Der habe den zwölfjährigen Sohn dazu verdammt, eine Woche lang von 9 Uhr bis 12 Uhr in der Schule nachzusitzen. Das hielt auch der Kirchenmann, bei aller

⁵⁶⁴ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 103.

⁵⁶⁵ KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 103.

Zurückhaltung und Vorsicht seiner Stellungnahme, für unangemessen.⁵⁶⁶ Oder im Juni des darauffolgenden Jahres sah sich die Aufsichtsbehörde genötigt, einem Lehrer einen Verweis auszusprechen, der in Sachen Schulzucht offenbar mehrfach weit über die Stränge geschlagen war. In dem Brief an den Lehrer, in dem ihm ein »ernstlicher Verweis« ausgesprochen wurde, hieß es: »Es ist nun wiederholt in dieser Beziehung bei mir Beschwerde erhoben und von dem Kreisphysikus bescheinigt, daß nicht allein das Maaß der Strafe ein schweres gewesen ist, sondern auch die Spuren der Züchtigung an Körperteilen sichtbar gewesen sind, welche nicht von Schlägen getroffen werden dürfen. Darin liegt der Beweis von leidenschaftlicher Erregtheit [...]. Sollten aufs neue begründete Beschwerden nach dieser Seite erhoben werden, so würde ich zu meinem lebhaften Bedauern nicht umhin können, die Akten zur weiteren Veranlassung der kgl. Regierung anzureichen.« Wenn man späteren Worten des Weender Pastors Meyer Glauben schenken darf, so ist anzunehmen, daß die Untaten des wohl noch recht jungen Lehrers nicht eines allgemein mangelnden pädagogischen Geschicks entsprangen, sondern offenbar seiner Unerfahrenheit zuzuschreiben waren sowie den allgemeinen Bedingungen einer völlig überfüllten Schule, wie man sie ja besonders in jener Zeit in Weende vorfinden konnte. Denn gut zehn Jahre nach diesen erwähnten berechtigten Beschwerden einiger Eltern charakterisierte Pastor Meyer denselben Lehrer in geradezu schwärmerischen Ton: Er habe eine hervorragende Gabe zum Lehrerfach; seine Art zu unterrichten sei ansprechend und klar, lebhaft und eindringlich; er würde seinen Stoff anziehend und interessant den Schülern darbieten; er wisse deren Aufmerksamkeit dauernd zu fesseln; entsprechend besäße er auch die Achtung und Liebe seiner Schüler, unter denen die Besseren sein warmes Interesse für sie dankbar zu schätzen wissen.⁵⁶⁷ Die Schule ist immer so gut wie ihre Lehrer – aber es gibt eben auch Verhältnisse, unter denen es schwer ist, ein guter Lehrer zu sein.

So oder so: Manche Eltern suchten offenbar zunehmend die Schulprobleme ihrer Kinder schlicht durch einen Schulwechsel zu lösen. So vermerkte 1898 die Weender Schulchronik im Ton erstaunter Verwunderung, daß es jetzt öfter vorkomme, daß »bei Nichtversetzung oder Züchtigung der Schulkinder diese von den Eltern in die städtischen Schulen zu Göttingen geschickt und dort auch stets aufgenommen werden.«⁵⁶⁸

⁵⁶⁶ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 II.

⁵⁶⁷ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee, A 333 II.

⁵⁶⁸ Vgl. StadtAGött, Henneberg-/Hainbundschnle, I, 3.

Zwischen Arbeiterbewegung und Vereinsgeselligkeit – Kirchliches Leben in Weende

In den bisherigen Abschnitten über die Geschichte Weendes im 19. Jahrhundert war stets von Veränderung die Rede. Im Unterschied hierzu erscheint die kirchliche Welt auf den ersten Blick als ein Ort der Tradition und Beständigkeit. Der äußere Rahmen, in dem sich das kirchliche Leben bewegte, blieb im wesentlichen durch die Jahrzehnte unverändert.⁵⁶⁹ Zweimal des Sonntags – um 9.30 Uhr und um 13.00 Uhr – rief das Glockengeläut die Kirchgänger zum Gottesdienst; zur religiösen Erbauung wurden zusätzlich montags Gebetsstunden abgehalten mit Gesang und Bibellektüre; nur in der Ernte- und Fastenzeit ließ man hiervon ab; von Michaelis (29. September) bis Ostern eines jeden Jahres zogen die Konfirmanden drei- bis viermal wöchentlich von 11 Uhr bis 13 Uhr zum Konfirmationsunterricht, der gleichzeitig den Abschluß von Kindheit und Schule darstellte. Selbstverständlich rief man den Pastor zu Taufe, Hochzeit und Begräbnis. Aber nicht nur für diese eigentlich religiösen und kirchlichen Dinge war der Pastor zuständig. Wegen der engen Verbindung von Kirche und Schule oblag ihm auch die Aufsicht über den Schulunterricht und die Lehrer. Umgekehrt übernahm der Lehrer selbstverständlich kirchliche Aufgaben als Organist und Küster. In Weende, wo es zwei Lehrerstellen gab, war der erste Lehrer zugleich Organist und der zweite Lehrer Küster.

In der Parochie Weende, zusammen mit dem Nachbarort Nikolausberg die größte in der Kircheninspektion Göttingen I, wirkten in den gut hundert Jahren von 1802 bis 1920 sechs Pastoren: von 1802 bis 1843 Johannes Friedrich Wilhelm Bode; von 1843 bis 1869 Christian Friedrich Karl Ahlborn; von 1869 bis 1880 Karl Hermann Julius Kreibohm; von 1881 bis 1888 Adolf Friedrich Omstade Hartmann; von 1889 bis 1905 Justus Heinrich Wilhelm Meyer und schließlich von 1905 bis 1920 Wilhelm Otto Held.⁵⁷⁰ Auffällig ist, daß die Dauer der Amtszeit im Laufe der Jahre tendenziell abnimmt: zu Beginn des Jahrhunderts war Pastor Bode 41 Jahre in Weende tätig, sein Nachfolger Ahlborn immerhin noch ein Vierteljahrhundert, während ab 1869 die Pastoren häufiger wechselten.

⁵⁶⁹ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 145 und 103, Visitationsberichte der Pastoren ab 1854 bis 1922.

⁵⁷⁰ Vgl. Die Pastoren der Landeskirche Hannovers und Schaumburg-Lippes seit der Reformation, hrsg. v. Ph. Meyer, Bd. 2, 1942.

Es ist sicherlich nicht überinterpretiert, hierin einen Zug der Zeit wiederzuerkennen, nämlich den von Mobilität. Und es ist anzunehmen, daß sich dies auf den kirchlichen Alltag niedergeschlagen hat. Welche Stellung mag der alte Pastor Bode in Weende wohl gehabt haben! Generationen von Weender Kindern, Enkeln und Urenkeln waren von ihm getauft, konfirmiert, getraut und beerdigt worden. Er hatte den Sohn, den Vater, den Großvater, Großmutter, Mutter und Tochter auf den Schulbänken schwitzen sehen, hatte sie schließlich aus der Kindheit in die Welt der Erwachsenen entlassen. Er kannte seine Pappenheimer und sie kannten ihn. Wie anders müssen die Verhältnisse dagegen in der Zeit Pastor Hartmanns gewesen sein, der lediglich sieben Jahre in Weende arbeitete, bis er sich 1888 aus gesundheitlichen Gründen versetzen ließ.⁵⁷¹

Eine herausragende Gestalt unter diesen Weender Pastoren war Pastor Ahlborn. Noch zwanzig Jahre, nachdem er bereits Weende verlassen hatte, erinnerte man sich seiner. »Sein Bild sieht man in vielen Häusern«, schrieb Pastor Meyer 1891.⁵⁷² In der Beurteilung seiner Vorgesetzten tritt er als warmherziger, rühriger, mit seiner Gemeinde vertrauter Pastor hervor, der »treu, gewissenhaft und wirksam [...] am Werke des Herrn in dortiger Gemeinde arbeitet [...] und in so löblicher Weise das Reich Gottes« fördert.⁵⁷³ Es scheint, als habe er recht erfolgreich mit einer Mischung aus väterlicher Fürsorge und autoritärer Führung seine Gemeinde geleitet. Die Weender nahmen rege am religiösen kirchlichen Leben teil: »Während vor 8 bis 10 Jahren die Feier der Buß- und Bettage und des Chorfreytages fast auf Null stand, werden diese Tage jetzt durch den fleißigsten Kirchbesuch und durch stilles Verhalten ausgezeichnet«, bemerkte 1854 Ahlborn und fährt befriedigt fort: »Überhaupt fügen sich beide Gemeinden [Nikolausberg und Weende] leicht und willig in des Pastors Wünsche und Anordnungen, und das je länger, desto mehr.«

Als Ahlborn sein Amt in der Mitte des Jahrhunderts antrat, herrschten Hunger und Not in Weende wie in vielen Gegenden Deutschlands.⁵⁷⁴ Er selbst berichtet von der tiefen Armut, »die ihre Blöße kaum bedecken kann.« Ahlborn sah seine Verantwortung, schrieb Bittbriefe, organisierte private wie öffentliche Hilfe und gründete eine Armenkasse. So berichtete er, als er 1854 anlässlich der ersten in Weende durchgeführten Kirchenvisitation Auskunft über die Armen- und Krankenpflege geben sollte, sicherlich nicht ohne Stolz: »[...] zum Anderen besteht auf Veranlassung und unter der Oberleitung des Pastors seit 1847 eine Gemeinde-

⁵⁷¹ Vgl. KirchkreisAGött, Protokoll der 11. Bezirkssynode, 1888.

⁵⁷² KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 103, 1891, Visitationsbericht Pastor Meyer.

⁵⁷³ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 145, 1868, Stellungnahme des Superintendenten Reymann im Visitationsbericht Ahlborn.

⁵⁷⁴ Vgl. oben Kapitel »Armut in Weende«

Armen-Kasse, woraus bisher 180 bis 200 Taler jährlich zur Unterstützung der Bedürftigen flossen. Außerdem ist die hiesige Armenkommission in diesem Notjahre durch außerordentliche freiwillige Gaben aus der Gemeinde in den Stand gesetzt, schon seit März dieses Jahres bis heute jeden Mittag für etwa 50 Personen warme Speisen zu verabreichen.«⁵⁷⁵

So selbstverständlich es für Pastor Ahlborn war, in jenen schweren Jahren den Bedürftigen und Leidenden zu helfen, so eindeutig waren für ihn die politischen und gesellschaftlichen Ordnungsvorstellungen. Aufruhr, Unruhe, Protest gegen eine Herrschaft, die Not und Elend zu verantworten hatte, lehnte er ab. Mit eben solchem Stolz wie bei dem Bericht über das Armenwesen schilderte er die Wirkung seiner Predigt: Zwar sei die Rechtfertigung aus Glauben in dieser Gemeinde noch wenig verstanden, doch habe er auf die Zeitverhältnisse sehend, so oft es der Text erlaube, die Mahnung »Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist«, »Fürchtet Gott« und »Jedermann sei untertan der Obrigkeit pp« gepredigt. Diese Vorträge seien oft angeschlagen, so daß Ausschreitungen verhindert werden konnten, obwohl oft genug die Gemeinde von allen Seiten zur Empörung aufgewiegelt worden sei.⁵⁷⁶

Der Pastor war zufrieden mit seiner Arbeit und mit seiner Gemeinde, das spricht deutlich aus den Zeilen seines Visitationsberichtes. Die Gemeinde dankte ihm offenbar seine Fürsorge, indem sie seine Führung wie seine Wert- und Ordnungsvorstellungen annahm. Überzeugend und glaubwürdig scheint Pastor Ahlborn den Typus eines ebenso patriarchalischen wie fürsorglichen Pastors verkörpert zu haben. Sicherlich, für unsere heutigen Vorstellungen und Erwartungen hätte Pastor Ahlborn – so wie er uns hier entgegentritt – auch viele problematische Seiten gehabt. Anscheinend aber vermochte er mit seiner Einstellung und Haltung den Herausforderungen seiner Zeit, vor allem der bedrückenden Armut vieler Menschen, als einzelner Pastor noch glaubwürdig zu begegnen.

Am Ende seiner Amtszeit mußte er jedoch feststellen, daß gegen früher der Besuch aller Gottesdienste geringer geworden war, besonders seit 1866, dem Jahr der preußischen Annexion.⁵⁷⁷ Der alternde Pastor sah die Dinge im Horizont seiner Ansichten, die offenbar nicht allein patriarchalisch-fürsorglich, sondern ebenso welfisch geprägt waren. Doch trat das, was Ahlborn hier lediglich andeutete, ab

⁵⁷⁵ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 145, 1854, Visitationsbericht Ahlborn.

⁵⁷⁶ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 145, 1854, Visitationsbericht Ahlborn.

⁵⁷⁷ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 145, 1868, Visitationsbericht Ahlborn.

etwa 1870 in zunehmendem Maße als allgemeines, soziales wie kulturelles Phänomen hervor: Die Kirche wie die einzelnen Pastoren verloren auch auf dem Lande die Verbindung zu den Lebensverhältnissen, Problemen und Anschauungen eines großen Teils ihrer Gemeindeglieder. Nun wurde wirksam und spürbar, was in den politisch-weltanschaulichen, wissenschaftlich-technischen und wirtschaftlichen Strömungen der Zeit bereits seit Ende des 18. Jahrhunderts angelegt war.⁵⁷⁸ Neue, mit der Kirche und ihrem Glauben konkurrierende Deutungsmuster und Grundauffassungen verschafften sich im Denken und Leben der Menschen immer mehr Raum, wie etwa das Recht auf individuelle Freiheit und Entfaltung der Person. Wissenschaft und Technik enthüllten die Mächte der Natur und machten sie dem Menschen nutzbar. Der tätige, forschende, rational denkende Mensch eroberte sich eine neue Stellung zur Welt und ihrer Ordnung, die ihn von der Kirche entfremdete.

Anschaulich spiegeln die Visitationsberichte auch der Weender Pastoren, die sie ab 1852 regelmäßig zu verfassen hatten, diese Entfremdung zwischen Kirche und Bevölkerung wider. Immer häufiger und immer besorgter ist in den kommenden Jahren die Rede von einer äußerst mangelhaften Teilnahme am kirchlichen Leben, von dem schwindenden Einfluß der Pastoren auf das geistige, sittliche und gesellige Leben der Gemeinde.⁵⁷⁹ Am sichtbarsten wurde dies sonntags in der Kirche. Vom dürftigen Gottesdienstbesuch berichtete Pastor Kreibohm 1872, und zehn Jahre später wurde auf der Bezirkssynode festgestellt, daß der geringe Kirchenbesuch in Weende sehr drückend auf die allgemeine Prozentzahl – sie lag bei 12% – der Kirchenbesucher in der Inspektion wirke, zumal Weende eine große Parochie sei. In Weende nahmen 1892 nicht mehr als 5% der Gemeindeglieder am Gottesdienst teil. Selbst die Kirchenvorsteher blieben überwiegend fern.⁵⁸⁰ Aber auch auf anderem Gebiet machte sich bemerkbar, daß der Pastor seine klare und bestimmende Rolle als steuernde und kontrollierende Größe des sozialen Zusammenlebens verlor. So stellte Pastor Kreibohm mit Empörung fest, daß in Weende seit nun schon 14 Jahren ein Kutscher des Klosters mit der Barbierwitwe in einer wilden Ehe lebte. Obwohl ihnen Strafen angedroht worden waren, hatten sie sich nicht zur Heirat bewegen lassen.⁵⁸¹

⁵⁷⁸ Vgl. Janz, Evangelische Pfarrer und Bürgertum in Westfalen 1850-1914.

⁵⁷⁹ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende, 145 und 103, Visitationsberichte der Weender Pastoren seit 1872 bis 1922.

⁵⁸⁰ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. 103 und 145, Visitationsberichte 1872, 1892 und 1897 sowie die gedruckten Protokolle der Bezirkssynode der Kircheninspektion Göttingen I.

⁵⁸¹ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 145, Visitationsbericht 1871 Pastor Kreibohm.

Vergleichend resümierte die Bezirkssynode 1892 ihren Eindruck von der Weender Gemeinde: »Ungünstiger als in anderen Parochien liegen die Verhältnisse in Weende. [...] so krankt das Leben dieser Gemeinde bei der unmittelbaren Nähe zur Stadt und bei der Zusammensetzung einer fluctuierenden Bevölkerung an schweren Schäden, die im Wirtshausleben und Vergnügungslust, in leichtfertigen Wesen der heranwachsenden Jugend und einzelner Roheiten der Schulkinder offenbar werden. Es zeigt sich hier der enge Zusammenhang zwischen dem kirchlichen und sittlichen Leben. Auch jenes steht in Weende hinter denen der anderen Gemeinden zurück. Ganz stark ist in Weende die soziale Bewegung eingedrungen. [...] Auch die Bestrebungen der Partei bei den letzten Kirchenvorstandswahlen haben gezeigt, daß die Bewegung jetzt nicht schläft, sondern nur des Anlasses bedarf, um öffentlich hervorzutreten.«⁵⁸²

Weende – enfant terrible der Göttinger Kircheninspektion? Ganz offenbar war der Ort zu einem äußerst unwegsamem Gelände kirchlicher Arbeit geworden, seitdem sich sein soziales Gesicht deutlich hin zum Industrie- oder Arbeiterdorf verändert hatte, dessen Bevölkerung stetig und ab etwa 1880 heftig anwuchs, in dem ein reges Kommen und Gehen herrschte, ein Weg- und Zuziehen zu beobachten war. Damit verbunden hatte die Sozialdemokratie an Einfluß gewonnen und zahlreiche Anhänger an sich binden können, besonders seitdem sie mit der Aufhebung der Sozialistengesetze 1890 frei agieren konnte. Dabei wurde sie zur Konkurrentin der Kirchen; nicht so sehr als politische Partei, sondern als soziale Bewegung, die sinn- und gemeinschaftsstiftend wirkte. Hier fanden die kleinen Leute eine neue gedankliche Heimat, fanden Gesinnungsgenossen, mit denen sie ihre soziale Erfahrung, ihre Arbeit und ihre Lebenswirklichkeit teilten, Gemeinschaft und Geselligkeit unter Gleichgesinnten erlebten. »Unter diesen Umständen findet die Sozialdemokratie hier einen sehr ergiebigen Boden: einige rührige Vertreter derselben verstehen für ihre Bestrebungen zu wirken und verschaffen ihr einen großen Anhang«, äußerte besorgt Pastor Meyer 1897 in seinem Visitationsbericht. Denn Weende sei, »obwohl dem Namen nach ein Dorf, thatsächlich eine Arbeitervorstadt Göttingens mit sehr zahlreichem Proletariat« geworden, von denen die meisten von der Hand in den Mund lebten und zum Theil geradezu Not litten.⁵⁸³

Neben der sozialdemokratischen Bewegung waren es vor allem die vielen im letzten Drittel des Jahrhunderts gegründeten Vereine, die der Kirche im Kampf um

⁵⁸² Vgl. KirchenkreisAGött, Gedruckte Protokolle der Bezirkssynode der Kircheninspektion Göttingen I.

⁵⁸³ KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 103, Visitationsbericht Pastor Meyer 1897.

die Gemüter und Seelen der Weender Konkurrenz machten. Auch hier erlebten die Menschen neue Geselligkeitsformen, die losgelöst von christlichen Festen und die sie oftmals begleitende moralische Bevormundung sich entfalten konnten. Meist mit tiefer Empörung und Entrüstung beklagten sich die Pastoren über die überbordende Feierei, den in ihren Augen zahllosen Lustbarkeiten, die die Menschen der ernsten Besinnlichkeit entzögen. Hören wir noch einmal Pastor Meyer: »[...] religiöse Gleichgültigkeit und Verkommenheit ist mit wenigen Ausnahmen das allgemeine Grundübel, das nicht weichen will. Hand in Hand damit eine unerschöpfliche Genußsucht, die durch die vielen hier bestehenden Vereine, Kränzchen und Clubs mit ihren nicht endenden Festen und Bällen immer neue Nahrung findet, zahlreicher Leichtsinn, der das Geld vergeudet, wenn es gilt mit anderen zu zechen, grenzenlose Eitelkeit beim weiblichen Geschlecht, die sich in ausgesuchtestem Kleiderluxus Befriedigung zu verschaffen sucht.«

Jenseits der Frage, ob diese Meinung zu Recht bestand, illustriert sie anschaulich den großen Abstand, der sich zwischen Pastor und Gemeinde im Empfinden, im allgemeinen Lebensgefühl auftat. Die Menschen lösten sich in vielerlei Hinsicht aus den tradierten Formen und Normen des Zusammenlebens. Dies war eine ungewohnte, neue Situation für die Kirche und ihre Pastoren, die den daraus erwachsenen Aufgaben nicht selten hilflos gegenüberstanden. Sowohl ihre soziale Position wie auch ihre geistig-politische Einstellung – beides stand dem konservativen Bürgertum jener Jahre sehr nahe – erschwerte oftmals den Zugang zu den Fragen und Problemen der Arbeiter, die in den industrialisierten Teilen des Landes einen immer größeren Teil der Kirchenmitglieder ausmachten. Eine Abkehr von der Kirche war weithin die Folge – wie auch in Weende.

Es war jener hier schon mehrfach zu Wort gekommene Pastor Meyer, in dessen Amtszeit (1889 bis 1905) die geschilderten Phänomene am deutlichsten sichtbar wurden. Seine recht ausführlichen Berichte geben ein anschauliches Zeugnis davon. Sie sind natürlich auch als ein Dokument des Erlebens und Verstehens des Pastors selbst zu lesen. Sie zeigen einen Pastor, der zwischen Empörung, Unverständnis, beinahe Abscheu gegenüber dem Lebensstil und der Lebenseinstellung der Gemeindeglieder und dem Erkennen der zum Teil wirklich schwierigen Lebenslage der Weender schwankt. Es ist bezeichnend, daß in dem ersten Bericht, den Meyer 1891 an seinen Vorgesetzten verfaßte, das erste Moment überwog, während etliche Jahre später, als sein Einblick in die Verhältnisse größer geworden war, er mehr Verständnis für das Verhalten der Gemeinde aufbringen konnte. Nach den Hindernissen für das kirchliche Leben befragt, schilderte er nun die Lebensbedingungen eines Teils der Weender, berichtete von den schlechten, beengten Wohnverhältnissen, der langen Arbeitszeit, von der Mitarbeit der Ehe-

frauen und Mütter, allgemein von der großen Arbeitsbelastung, so daß die verbleibende freie Zeit gänzlich zum schlichten Ausruhen benötigt würde.⁵⁸⁴ Und auf jener Bezirkssynode, die so betrüblich vom kirchlichen Weender Leben sprach, verteidigte er seine Gemeinde, forderte zu einer Sichtweise der Verhältnisse auf, die nicht pauschal verurteilt: Immer noch werde selbstverständlich von den Sozialdemokraten die kirchliche Trauung nachgesucht, sie gingen mit ihren Frauen zum heiligen Abendmahl, ja manche gingen sogar gern zur Kirche; eine ausgesprochene Kirchenfeindschaft könne er nicht beobachten. Er hatte darüber hinaus unter dem Motto »Gottesfurcht werde durch gute Bücher gefördert« eine Volksbibliothek in Weende eingerichtet, die fleißig genutzt würde. Später – 1896 – trat er in demselben Gremium dafür ein, daß in den Gemeinden Gemeindeschwestern eingestellt werden. Gemeinsam mit dem Oeconomierat Beseler hatte er in Weende versucht, auf der Grundlage von Spenden der wohlhabenderen Einwohner des Ortes eine Gemeindeschwester einzustellen, doch hatte dies keine Unterstützung gefunden.⁵⁸⁵

Untätig war Pastor Meyer also keineswegs. Auch sein Nachfolger Pastor Held scheint nach neuen Formen kirchlicher Arbeit gesucht zu haben. Im offenbar neu eingerichteten Gemeindesaal traf sich nicht nur der gerade gegründete christliche Jünglingsverein, der sich besonders im Winter eines ansehnlichen Zuspruchs erfreute, sondern ebenso ein Stenographieverein. Lichtbildabende wurden veranstaltet. 1914 – zwei Jahre nachdem sich in Weende ein Ortsverein der SPD etabliert hatte – denkt man über die Einrichtung eines christlichen Arbeitervereins nach.⁵⁸⁶ Und das Bild von der Stellung des Pastors bliebe unvollständig und einseitig, wenn nicht auch darauf hingewiesen würde, daß die Pastoren nach wie vor als unangefochtene Instanz galten, wenn es darum ging, in Konfliktfällen oder anläßlich von Strafvergehen in der Gemeinde ein Urteil über den Charakter und das moralische Verhalten betroffener Personen zu gewinnen.

Daß der Pastor mit dieser Aufgabe betraut wurde und der geschilderte, keineswegs völlig vergebliche Versuch, auf die veränderten Bedingungen zu antworten, vermochten jedoch nichts an dem allgemeinen Trend zu ändern: Die Kirche verlor an Einfluß und Bedeutung für das Leben der Menschen. Wie schon in den Jahrzehnten zuvor hieß es auch 1915 in dem Visitationsbericht des damaligen Pastors Held über seine Weender Gemeinde: »Daher kommt es, daß es hier eine große Anzahl von Angehörigen der Sozialdemokratie giebt. Heimatsinn

⁵⁸⁴ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 103, Visitationsbericht Meyer 1897.

⁵⁸⁵ Vgl. KirchenkreisAGött, Gedruckte Protokolle der Sitzungen der Bezirkssynode.

⁵⁸⁶ Vgl. KirchenkreisAGött, Gedruckte Protokolle der Sitzungen der Bezirkssynode 1912 und 1914,.

und Gemeinschaftsgefühl, Interesse für Kirche und kirchliche Einrichtungen ist unter solchen Verhältnissen [gemeint: Verhältnissen eines Arbeiterortes] nur in geringem Maße vorhanden. Darunter leidet naturgemäß das kirchliche und sittliche Leben, so daß kirchliche Sitte wenig vorhanden ist.«⁵⁸⁷

Es war der Ausbruch des Ersten Weltkrieges, der den Pastoren noch einmal das Gefühl geben sollte, als kehrten die Menschen zu Religiosität und Gottesfurcht zurück. »Es ist, als ob eine Erneuerung durch das Volk geht, wie ganz anders als früher«, notierte jener Pastor Held 1914 in sein Tagebuch, das er bei Kriegsbeginn zu schreiben begonnen hatte, offenbar unter dem allgemein verbreiteten Eindruck, Zeuge »einer großen Zeit« zu sein.⁵⁸⁸ Er berichtete von der gefüllten Kirche, von gut besuchten Gottesdiensten und Abendmahlsfeiern: »Am Sonntagabend hatte ich im Orte noch durch den Ausrufer mitteilen lassen, daß am Montag [um] 12 Uhr das Abendmahl ausgeteilt würde für die Ausziehenden und für deren Zurückbleibende. Über 100 fanden sich ein, zumeist Männer mit ihren Frauen, dann Mütter mit ihren Söhnen. Eine tiefergreifende Feier, zum letzten Male zusammen in der Heimatkirche. Der Herr segne und behüte Euch.«

Trauungen und Taufen, die eigentlich später geplant waren, nun aber angesichts des bevorstehenden Kriegsdienstes des Vaters oder Bräutigams vorgezogen wurden, fanden in aller Eile statt. Viele junge Männer suchten Pastor Held auf, um sich den für die Einberufung nötigen Taufschein abzuholen. Mit einer heute eher peinlich klingenden Rührung schilderte der Pastor, wie er diesen künftigen Soldaten noch einmal die Hände schüttelt und ihnen Gottes Segen mit auf den Weg gab.

Ohne Zweifel, der Pastor war in dieser Stunde der Ungewißheit und der emotionalen Erregtheit ein gefragter Mann. Der Krieg riß die Menschen aus ihrem Alltag. Und neben Kriegsbegeisterung und nationaler Siegesgewißheit trat die Sorge um die Zukunft. Jeder Krieg fordert seine Toten. In dieser Situation der Ungewißheit, der gefühlsmäßigen Irritation zwischen zuversichtlichem Kampfesmut und sorgenvoller, banger Angst suchten die Menschen nach Orientierung, durchaus im religiösen Sinn. Die zwar entleerte, aber von den meisten nie gänzlich aufgegebene Bindung an die Kirche wurde noch einmal belebt.⁵⁸⁹

Es schien vielen Pastoren und Kirchenmännern, als bewirke der Kriegsausbruch, der ihn begleitende Ernst und die Sorge um die Zukunft, bei den Menschen eine Läuterung von Seele und Geist. Ein Zeichen dieses inneren

⁵⁸⁷ KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 103, Visitationsbericht Pastor Held 1915.

⁵⁸⁸ KirchenkreisAGött, PfarrAWee A 1100/1101, S. 3-13, Kriegstagebuch des Weender Pastors Held.

⁵⁸⁹ Vgl. Blessing, Kirchenwirkung zwischen pastoralem Auftrag und nationalem Einsatz, S. 117f.

Umbruchs schien ihnen auch, daß nun weniger Feste und Lustbarkeiten gefeiert, kurz: weniger Allotria getrieben wurde. Es war gerade dieser Stimmungswandel, der in kirchlichen Kreisen als religiöse Erweckung interpretiert wurde. Endlich schien die Dissonanz zwischen modernem Lebensgefühl und kirchlichem Weltempfinden aufgehoben. Der Göttinger Pastor und Militärggeistliche Saathoff, ein nationalistisch denkender Mann, formulierte dies deutlicher als sein Weender Kollege: »Jetzt erleben wir es freilich, daß es [das Volk] sich von den vergänglichen Gütern des Lebens und von den Nichtigkeiten des Alltags wendet zu der Tiefe sittlichen und religiösen Lebens und den Blick emporrichtet zu dem Lenker der Geschichte der Völker.«⁵⁹⁰

Es gehört zu den beklemmenden Momenten der Kirchengeschichte, daß sich Kirche und Geistlichkeit nicht allein von dieser anscheinend wiedererweckten Religiosität mitreißen ließen und ganz unkritisch die Aufwertung begrüßten, die ihre brüchig gewordene Stellung in der modernen Industriegesellschaft durch die Gefahren und Schrecken eines Krieges erfuhr, sondern daß sie sich darüber hinaus unbekümmert dem weitverbreiteten aggressiven und blinden Rausch nationaler Kriegsbegeisterung und nationaler Überheblichkeit hingaben, ja dies alles aktiv förderten. Mit der Mobilmachung 1914 sproß eine Fülle einschlägiger kirchlicher Literatur aus dem Boden. Zahlreiche Kriegspredigten und Andachten wurden veröffentlicht, die diesen Krieg religiös zu rechtfertigen suchten, ihn gar zur Offenbarung Gottes erhöhten.⁵⁹¹ Einem Schlachtruf gleich formulierte auch Pastor Held in seinem Tagebuch: »Gott ist mit uns, wir streiten für eine heilige Sache.« Und ebenso überschwenglich wie emphatisch schilderte auch der Weender Pastor den Auszug des traditionsreichen Göttinger 82er Regiments, dem er am 2. August 1914 mit seiner Frau und den Söhnen beiwohnte: »Ja, war das ein Leben und Jubel, Hurrahrufen, Tücherschwenken, und die Soldaten sangen fröhlich [...] Das sind Stunden seliger Freude, seliger Begeisterung. Ich danke Gott, daß ich sie erlebt habe, daß meine Jungens Zeugen solcher ergreifender und erhebender Stunden gewesen sind.« Oder: »Das Herz lacht einem im Leibe über diese frischen mutigen Männer, die ihre Familie, ihre Arbeit, ihre Heimat verlassen und nun mit frohem Mute in den Kampf ziehen. Vergessen ist alles Trennende, die Studenten mit den Arbeitern, der Handwerker mit dem Gelehrten. Alles zieht mit Freuden hin.«

Dieses Hochgefühl, das ja ganz allgemein den Ausbruch des Ersten Weltkrieges begleitet hat und fast überall unabhängig von Stand und Klasse, Bildung und Her-

⁵⁹⁰ Vgl. Saathoff, *Glaube und Vaterland. Predigten und Andachten*, S. 39.

⁵⁹¹ Vgl. Pressel, *Die Kriegspredigt 1914-1918 in der evangelischen Kirche in Deutschland*, sowie Hammer, *Deutsche Kriegstheologie 1870-1918*.

kunft zu finden war, stützte sich im kirchlichen Raum neben militärischer Siegesgewißheit und nationaler Selbstgerechtigkeit auch auf das unverhoffte, plötzliche Wiedererstarren der eigenen, lange Zeit schwindenden Bedeutung für das gesellschaftliche und geistige Leben.⁵⁹² Doch bald schon trat an die Stelle dieses Hochgefühls bittere Ernüchterung angesichts der grausamen Kriegsrealität. Die Erfahrung der Trauer über Tote und Verwundete, die Not des Kriegsalltags, vor allem der Hunger, forderten ihre Opfer. Kirchliche Gruppen hörten zu existieren auf. Die jungen Männer waren im Krieg, Jugendliche wie junge Frauen mußten in der elterlichen Wirtschaft helfen.⁵⁹³ Nun wurde es Aufgabe des Pastors, den Hinterbliebenen die traurige Nachricht vom Tod ihrer Angehörigen zu bringen.

Die erhoffte Hinwendung der Menschen zu Kirche und Religion war nicht dauerhaft. Ganz im Gegenteil. Die erwachte Religiosität blieb äußerlich. Immer deutlicher erwies es sich im Verlauf des Krieges als verhängnisvoll, daß die Kirche mehrheitlich so bedingungslos religiöse Glaubensinhalte mit den nationalen Interessen des Deutschen Kaiserreiches verband, eines politischen Systems, das im Verlaufe des Krieges rapide an Überzeugungskraft, Vertrauen und Ansehen in weiten Kreisen der Bevölkerung verlor. Nicht zuletzt ihre konservative, obrigkeitsstaatliche politische Haltung erschwerte es ihr, sich von einem übersteigerten Nationalismus und dem damit verbundenen Kriegsenthusiasmus zu befreien, um ungeschönt der Kriegswirklichkeit und dem Leben der Menschen in ihr zu begegnen.⁵⁹⁴

⁵⁹² Vgl. Blessing, Kirchenwirkung zwischen pastoralem Auftrag und nationalem Einsatz.

⁵⁹³ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 103, Visitationsbericht Pastor Held 1915.

⁵⁹⁴ Vgl. Blessing, Kirchenwirkung zwischen pastoralem Auftrag und nationalem Einsatz

Neue Formen der Geselligkeit: Weender Vereinsleben

Ein „neuer Typus sozialer Organisation“

»Das Vereinsleben, das so recht zu den Zeichen unserer neuen Zeit gehört und sich von den Städten immer mehr auf das Land ausbreitet, mag manchen guten Zweck fördern, aber es haftet ihm die Gefahr an, dem häuslichen Leben zu entfremden und die stille Berufsarbeit zu beeinträchtigen, zumal bei einer Ausartung in öffentlichen Vergnügungen und geselligen Lustbarkeiten.«⁵⁹⁵ So hieß es 1888 in dem Protokoll einer Göttinger Kirchensynode, an der auch der Weender Pastor teilgenommen hatte. Unabhängig von der skeptischen, moralisierenden Beurteilung dieser neuen Form gemeinschaftlichen Zusammenkommens, wie sie sich in der Äußerung der Kirchenvertreter kundtat, war der Eindruck von der wachsenden Bedeutung der Vereine für das gesellige und gemeinschaftliche Zusammenleben in Stadt und Land durchaus zutreffend. Tatsächlich war der Verein zum Zeichen der neuen Zeit geworden, zu einem »neuen Typus sozialer Organisation«, wie es die Historiker nennen.⁵⁹⁶ Anders als in früheren Zeiten, als sich Gemeinschaft und Geselligkeit auf Familie, Stand und Tradition gründete und Feste und Feiern um die kirchlichen Feiertage, um Markttage und Erntefeste, um Gilde- und Zunftfeiern sich rankten, fand Gemeinschaft nun im Verein einen neuen Ort. Frei, nach eigener Maßgabe und Entscheidung, nach Vorlieben und Neigungen entschied der einzelne über seine Mitgliedschaft im Verein, wo er gleichgesinnte oder gleichinteressierte Personen zu treffen hoffte.

Die Anfänge des Vereinswesens reichen in die städtisch-bürgerliche Welt des 18. Jahrhunderts zurück, in der sich die Lockerung traditioneller Bindungen als erstes ankündigte. In den ländlichen Regionen jedoch begann die große Zeit der Vereine erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zu diesem Zeitpunkt hatten die sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen, die Agrar- und Gemeindereformen auch die Dorfbewohner aus ihren alten rechtlichen Stellungen und Bindungen gelöst. Innerhalb des Dorfes, das als Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft zu existieren aufgehört hatte, entwickelten sich neue, an gemeinsamen Interessen oder gemeinsamen Erfahrungen orientierte Beziehungsstrukturen unter den Einwohnern. Sie boten neue Orientierungs- und

⁵⁹⁵ Vgl. KirchenkreisAGött, Gedruckte Protokolle der Göttinger Bezirkssynode, 1888.

⁵⁹⁶ Vgl. Nipperdey, Der Verein als soziale Struktur, S. 178.

Identifikationsmöglichkeiten, die einerseits die Einwohnergemeinschaft nach innen differenzierte, andererseits über den Ort hinaus wirkte. Denn nun war und galt man nicht mehr nur als Weender, Bovender oder Nikolausberger, sondern darüber hinaus als Sängler oder Turner, der sich mit den Sängern und Turnern des Nachbarortes verbunden fühlen konnte.

Blickt man auf den Ort Weende, so waren allein hier seit Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges acht Vereine an das Licht der Öffentlichkeit getreten. Vielfältige Interessen meldeten sich darin zu Wort: die Pflege der Geselligkeit, die Bewältigung öffentlicher Aufgaben, die Erinnerung und Pflege gemeinsamer Erlebnisse, die Vergewisserung und Festigung weltanschaulicher, politischer Auffassungen.

Der älteste unter ihnen, der 1863 gegründete Männergesangsverein, war noch unter den Fittichen des Weender Pastors Ahlborn entstanden, der ihn ins Leben gerufen hatte und sein erster Leiter wie Dirigent war. Sicherlich verband der Pastor mit dieser Vereinsgründung die stille Hoffnung, den Kirchengesang ebenso wie die allgemeine Sittlichkeit der jungen Männer zu heben.⁵⁹⁷ In späteren Jahren übernahm der erste Lehrer der Weender Volksschule den Dirigentenstab.⁵⁹⁸

In den Anfangsjahren des Deutschen Kaiserreiches, im Februar 1872, hatten sich daneben die Honoratioren des Ortes wie die Fabrikanten Rube und Eberwein sowie die großen Landwirte wie der Gutsbesitzer Werner und der Bauermeister Güntge in einer Art Verein zusammengefunden, nämlich in dem Weender-Herren-Club. Er war ein kleiner, abgehobener Kreis von anfangs 14 Männern, der sich samstags zunächst in der Gastwirtschaft Wasseram, später im Gasthaus Koch um den Stammtisch gruppierte. Wenn auch als Hauptzweck des Clubs die Gemütlichkeit genannt wurde, wie es in einem 1878 verfaßten Rückblick auf die ersten Jahre des Clubs hieß, so ging es sicherlich ebenso um die Pflege und Vergewisserung eines gemeinsamen Selbstgefühls und Selbstverständnisses, kurz: einer gemeinsamen Weltsicht. So war nationales Pathos den Männern ebensowenig fremd wie das Zelebrieren eines behaglichen, gelassenen und selbstbewußten Bürgerstolzes: »Jeder also auf seine Art, wenn sie nur eine eigene ist. [Und] daß nie das laute, fröhliche Getummel die Stimmen übertönen darf, die in der Brust des deutschen

⁵⁹⁷ Vgl. hierzu auch Äußerungen kirchlicher Vertreter auf ihrer Konferenz zur sozialen Frage 1891 zum Thema Vereine, KirchenkreisAGött, Sup. Gö I, A 360, 1891-1910, Liebes- und Fürsorgetätigkeit, soziale Frage, sowie Quest/Schäfer-Richter, Dorfleben, S. 240.

⁵⁹⁸ Vgl. Broschüre »Was ist los in Weende«.

Mannes an das einzigthreue Vaterland gemahnt, das seiner jeden Augenblick zur Kraft und Ernstthat begehren kann.«⁵⁹⁹ So lautete der Wahlspruch dieser Männer.

Aus der Weender Perspektive heben sich die Jahre 1884/85 als *die* Jahre der Vereinsgründungen heraus. Das ist nicht verwunderlich, denn es waren für den Ort Weende zugleich Jahre stürmischer Expansion, in denen sich die mit der Industrialisierung einhergehenden wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen durchgreifend Bahn brachen. Gleichzeitig wurde die allmähliche Verbesserung der materiellen Lebensverhältnisse spürbar, die überhaupt erst den finanziellen wie zeitlichen Spielraum schufen, ohne den ein reges Vereinsleben kaum denkbar wäre. So wurden im Jahr 1884/1885 gleich drei Vereine aus der Taufe gehoben: 1884 der Kriegerverein und der Arbeiterbildungsverein sowie 1885 die Ortsfeuerwehr Weende. Wenige Jahre vor der Jahrhundertwende, 1895, bildete sich der Turn- und Sportverein Weende. 1906 etablierte sich der Landwehrverein, aus dem später gemeinsam mit einem Teil des Weender Kriegervereins die Kyffhäuserkameradschaft entstand.⁶⁰⁰

Unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg häuften sich noch einmal – wie schon in den 1880er Jahren – einige Vereinsgründungen, die ganz offensichtlich der erstarkten Arbeiterbewegung entsprangen.⁶⁰¹ Nachdem 1912 sich in Weende eine Ortsgruppe der SPD gebildet hatte, folgte ein Jahr später die Gründung des Sport-Club Weende, in dem zunächst ausschließlich der Arbeitersport überhaupt getrieben wurde, nämlich das Fußballspiel. Und im Kriegsjahr 1914 erhielt der Männergesangverein mit den sozialdemokratischen Sängern im Volkschor Freiheit Konkurrenz.

Schon dieser knappe Überblick über die Vereinsgründungen in Weende vor und nach der Jahrhundertwende machen auf ein charakteristisches Merkmal dieser Pionierzeit des Vereins aufmerksam: Wie das öffentliche Leben überhaupt so war auch der Verein fast ausschließlich Männersache. Dies änderte sich erst mit dem Ersten Weltkrieg. Während die meisten Vereine in dieser Kriegszeit ihre Tätigkeit einstellen oder sehr beschränken mußten, entfaltete der 1914 gegründete Vaterländische Frauenverein seine zahlreichen karitativen Aktivitäten.⁶⁰² Aus ihm sollte später eine Ortsgruppe des Deutschen Roten Kreuzes hervorgehen.

Die Nachrichten über die unmittelbare Gründung dieser Vereine und die Geschichte ihrer ersten Jahre sind in recht unterschiedlichem Maße inhaltsreich. So gewähren etwa die noch vorhandenen Protokollbücher der Ortsfeuerwehr, des

⁵⁹⁹ StadtAGött, Weende Nr. 6.

⁶⁰⁰ Mündliche Mitteilung des Vorsitzenden der Kyffhäuserkameradschaft Weende.

⁶⁰¹ Vgl. oben Abschnitt »Die Weender Arbeiterschaft«, S. 137-156.

⁶⁰² Vgl. unten Abschnitt »Mobilmachung und Kriegsalltag«, S. 262-276.

Turnvereins oder auch des Kriegervereins einen gewissen Einblick in das jeweilige Vereinsleben. Von den übrigen Vereinen jedoch ließen sich aufschlußreichere Dokumente jener Jahre leider kaum finden. Doch sei hier das Gefundene zusammengetragen.

Kriegerverein

Die erste konstituierende Sitzung des Weender Kriegervereins fand am 12. März 1884 statt, auf der nach einer »kernigen Ansprache« der Vorstand gewählt und das Stiftungsfest geplant wurde. Der erste Präsident des Vereins wurde »Kamerad Wicke«, Vizepräsident der dritte Lehrer der Weender Volksschule »Kamerad Ahrens«, Rendant und Protokollführer »Kamerad Gerke« und »Kamerad Becker« Sekretär. Als Beigeordnete wurden »Kamerad Welhausen« und »Kamerad Rappe« gewählt. Um halbzwölf Uhr schloß diese erste Versammlung, indem die gerade zusammengefundenen Vereinsmitglieder mit Begeisterung ein dreifaches Hoch anstimmten, das dem Gedeihen des Vereins wie dem Wohl des »Obersten Kriegsherrn, Kaiser und König von Preußen, Wilhelm des Ersten«⁶⁰³ galt.

In Deutschland waren im Jahrzehnt nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, dem die Gründung des Deutschen Kaiserreiches folgte, allerorten Kriegervereine entstanden. Hier fanden sich die Veteranen jenes für Deutschland so erfolgreichen Krieges zusammen, um gemeinsame Erinnerungen wachzuhalten und die Kameradschaft zu pflegen. So waren in diesen Vereinen Nationalstolz, Kaiser-treue und eine Verehrung des Militärischen oftmals anzutreffen.

Als der Weender Kriegerverein gegründet wurde, lag dieser Krieg bereits 13 Jahre zurück. Doch bildete die Erfahrung, Soldat gewesen zu sein, die Basis seiner Mitgliedschaft: Beitreten konnte nur, wer ehemals gedient hatte oder derzeit beim Militär diente. Erst die tiefgreifenden politischen Umwälzungen, die der leidvolle Erste Weltkrieg mit sich brachte, führten dazu, daß diese Bedingung aufgehoben wurde. Während ein Teil der Mitglieder des Kriegervereins später ihren Verein in einen Schützenverein umwandelten, schlossen sich andere mit dem Landwehrverein Weende zur Kyffhäuserkameradschaft zusammen.⁶⁰⁴

Die ersten Vereinssitzungen, die im Vereinslokal Becker stattfanden, widmeten sich der äußeren Ausstattung des Vereins und seiner Mitglieder. Im April 1884 beschloß man für den stolzen Preis von 378 Mark die Anfertigung einer Vereins-

⁶⁰³ Vgl. hierzu wie auch zum folgenden: Protokollbuch des Kriegervereins Weende, das sich im Besitz des Schützenvereins befindet.

⁶⁰⁴ Vgl. Festschrift »100 Jahre Schützenverein Weende« sowie mündliche Mitteilung des Vorsitzenden der Kyffhäuserkameradschaft Weende.

fahne, auf der ein Lorbeerkranz mit einem Adler auf weißem und roten Grund – den Reichsfarben – dargestellt war. Die Fahnenstange wurde ebenfalls mit einem Adler verziert. Darüber hinaus wurde die Anschaffung von Gewehren (insgesamt 16 Hinterlader) und Degen beschlossen. Den Grundstock für die Finanzierung bildete die wohl nicht unbedeutende Spende eines Unbekannten. Außerdem sollte für jedes Mitglied eine Mütze angeschafft werden, die man bei Veranstaltungen tragen wollte. Auch der Kauf eines Kaiserbildes wurde nicht vergessen. In der Art ausgestattet sah man sich schließlich im Sommer 1884 in der Lage, dem Dachverband der süd hannoverschen Kriegervereine beizutreten.

In den ersten Jahren seines Bestehens scheint der Kriegerverein, der in den Jahren vor der Jahrhundertwende etwa 110 Mitglieder zählte, ein reiner Geselligkeitsverein gewesen zu sein.⁶⁰⁵ Erst 1892, als der Landrat die Einrichtung einer Schießanlage am Wendelsgraben genehmigte, konnte der Schießsport ausgeübt werden. Die monatlichen Versammlungen, die im Vereinslokal Becker stattfanden, waren laut Protokollbuch stets gut besucht. Dafür sorgte sicherlich auch ein Beschuß vom Januar 1885, der vorsah, das jedes unentschuldigte Versäumnis mit 25 Pfennig geahndet wurde. Das war etwa der Stundenlohn eines ungelernten Arbeiters oder Tagelöhners. Eine gewisse Disziplin wurde auch auf den Versammlungen selbst erwartet: Tuscheln war ebenfalls bei Strafe verboten. Hier wurden Feste geplant, die Teilnahme an Feierlichkeiten anderer Vereine beschlossen, über die Aufnahme neuer Mitglieder beraten ebenso wie über die Möglichkeit, länger erkrankten Mitgliedern finanziell unter die Arme zu greifen mit Geldspenden der anwesenden Vereinsmitglieder. Daß die im Verein gepflegte Geselligkeit und Gemeinschaft auch karitative Züge trug, spiegelt sich darüber hinaus in der Gründung einer Sterbekasse wider, die 1887 beschlossen wurde.

Höhepunkte des Vereinslebens waren sicherlich die Festlichkeiten und Abendveranstaltungen. Es entsprang offenbar einem gewissen Bedürfnis nach Exklusivität, wenn man bei Bällen und Festlichkeiten gern unter sich blieb. Als »Vereinsfremde« wurden stets nur unmittelbare Verwandte und Freunde zu Bällen geladen. Aber auch dies mußte eine Woche zuvor angemeldet und vom Vorstand des Vereins gebilligt werden. Das Fest der Fahnenweihe etwa, das am 21. März 1885 gefeiert werden sollte, wollte man ganz unter den eigenen Mitgliedern begehen. Trotz dieser Haltung nahm man Einladungen anderer Vereine durchaus an. Als gar der Arbeiterbildungsverein, den sicherlich ein anderer Geist prägte als den Kriegerverein, 1885 zu seiner Fahnenweihe einlud, wollte man zwar nicht geschlossen als Verein daran teilnehmen, doch wurde es den Mitgliedern gestattet,

⁶⁰⁵ Vgl. Festschrift »100 Jahre Schützenverein Weende«.

einzelnen den Festveranstaltungen beizuwohnen. Dann allerdings sollten sie die Mütze des Kriegervereins tragen, also ihre Zugehörigkeit zu erkennen geben.

Am Abend des 1. August 1914, als der Erste Weltkrieg ausgebrochen war, rief der Vereinsvorstand seine Mitglieder zu einer außerordentlichen Versammlung zusammen, um dem Ernst der Stunde Rechnung zu tragen. Man beschloß künftig auf Festlichkeiten und Vergnügungen ebenso zu verzichten wie auf den Mitgliedsbeitrag für die Vereinskasse. Selbst bei der feierlichen Beerdigung von Vereinsmitgliedern sollte keine Musik mehr gespielt werden. Natürlich wollte man auf dieser außerordentlichen Zusammenkunft auch Abschied nehmen von den Vereinskameraden, die »schon zur Fahne« mußten. 25 Liter Freibier und zusätzlich ein »Fesgen« vom Vereinswirt wurden hierzu gespendet. Und mit »einem dreifachen Hoch auf ein gesundes und fröhliches siegreiches Wiedersehen« schloß diese Versammlung.⁶⁰⁶

*Arbeiterbildungsverein und »Club Eintracht«*⁶⁰⁷

Es ist schon eine bemerkenswerte Tatsache, daß im gleichen Jahr der Vereinsgründung des Kriegervereins, in dem sicherlich wilhelminischer Zeitgeist vorherrschte, nun auch in Weende die Arbeiterbewegung, deren Einfluß in ganz Deutschland trotz der Sozialistengesetze stetig gewachsen war, mit der Gründung eines Arbeiterbildungsvereins erstmals öffentlich hervortrat. Es ist bereits im Abschnitt über Industrialisierung und Arbeiterleben darauf hingewiesen worden, daß leider zur Geschichte des Vereins und den Umständen seiner Gründung nichts näher in Erfahrung zu bringen ist. Wie dem Protokollbuch des Kriegervereins zu entnehmen ist, feierte man offenbar 1885 die Fahnenweihe im größeren Stil, zu der vermutlich neben den Arbeitervereinen benachbarter Ortschaften auch die örtlichen Vereine, also der Männergesangverein, der Kriegerverein und die eben gegründete Ortsfeuerwehr geladen waren. Sicherlich muß man sich das Vereinsleben in den Grundzügen ähnlich dem der übrigen Vereine vorstellen, mit Versammlungen, Festen und gemeinsamen Ausflügen. Wie und in welchem Ausmaß die Versammlungen der politischen Bildung und Vermittlung sozialdemokratischer Weltanschauung dienten, läßt sich nicht mehr feststellen. Sicherlich aber waren sie ein Ort der Diskussion und des Meinungsaustausches, in dem die Vergewisserung der eigenen Stellung als Arbeiter in der Gesellschaft eine bedeutende Rolle gespielt haben dürfte. Als vier Jahre später 1889 im Vorfeld der Reichstagswahlen sich in Weende der »Club Eintracht« ebenfalls als Arbeiterbildungsverein eta-

⁶⁰⁶ Vgl. Protokollbuch des Kriegervereins, 1. August 1914.

⁶⁰⁷ Vgl. auch oben Abschnitt »Die Weender Arbeiterschaft«, S. 137-156.

blierte, war damit sehr wahrscheinlich eine stärkere politische Ausrichtung dieser Arbeitervereine verbunden.⁶⁰⁸

Ortsfeuerwehr Weende

Im Unterschied zu den bisher vorgestellten Vereinen nahm die Ortsfeuerwehr eine zentrale öffentliche Aufgabe wahr, nämlich den Brandschutz bzw. die Brandbekämpfung, die immer schon Angelegenheit der Bewohner gewesen war und sich nun in der Form eines Vereins organisierte. Auch hier stand die erste Sitzung des Vereins, die am 28. März 1885 von 21.00 Uhr bis 23.00 Uhr stattfand, im Zeichen der Vorstandswahl, »damit die Leitung als eine reguläre in die Hand genommen werden könne,« wie es das Protokoll festhielt.⁶⁰⁹ Als feste Vorstandsmitglieder wurde C. Becker als Hauptmann, H. Grüneklee als Zugführer und C. Fischer als Spritzenmeister gewählt. Auch schien es geboten, Größe und Ausrüstung eines Spritzenzuges festzulegen, da dies ein inneres Ordnungsprinzip der Vereinsmitglieder sein würde: zwanzig Mann, zwei Steiger, ein Spritzenmeister sowie ein Zugführer sollten dazugehören.⁶¹⁰

Dieser Vorgabe entsprechend wartete man bei Neuanmeldungen mit der vollständigen Aufnahme der Mitglieder solange, bis zwischen zehn und 15 Mann zusammenkamen, um den Grundstock eines neuen Spritzenzuges zu bilden. Mitglied konnte jeder Mann werden, soweit er das 18. Lebensjahr erreicht hatte. In den Anfangsjahren, als die »normale Zahl« von 57 Mann noch nicht erreicht war, wich man von diesem Grundsatz etwas ab, und nahm auch jüngere Männer auf, die körperlich kräftig genug waren.

Es liegt in der Natur der Sache einer ehrenamtlichen Dienstleistung, wie sie die freiwillige Feuerwehr darstellt, daß von ihren Mitgliedern sowohl in finanzieller wie auch in zeitlicher Hinsicht einiges gefordert wurde. Neben dem recht hohen Eintrittsgeld von fünf Mark, das aber in Raten bezahlt werden konnte, mußte der in allen Vereinen übliche Mitgliedsbeitrag von monatlich 25 Pfennig (1894: 30 Pfennig) gezahlt werden. Darüber hinaus zahlte jedes Mitglied im Quartal 75 Pfennig für eine spezielle Unfallversicherung, sicherlich eine sinnvolle Maßnahme. Als man sich nach längerem Zögern 1889 doch entschloß – wie zum Beispiel auch der Kriegerverein –, eine Sterbe- und Krankenkasse einzurichten, aus

⁶⁰⁸ Vgl. hierzu oben Abschnitt »Die Weender Arbeiterschaft«, S. 137-156

⁶⁰⁹ Protokollbuch der Freiwilligen Feuerwehr Weende, Bd. 1, 1885-1894.

⁶¹⁰ Wenn nicht anders erwähnt, vgl. auch zum folgenden: Protokollbücher der Freiwilligen Feuerwehr Weende von 1885 bis 1926.

der sowohl Hinterbliebene wie auch Kranke Unterstützung erhalten sollten, kamen für manche neben den oben genannten Zahlungen 10 Pfennig pro Monat hinzu.

Die Zeit, die ein Mitglied der Ortsfeuerwehr für seinen Verein aufbringen mußte, umschloß zum einen die regelmäßig monatlich im Vereinslokal Becker (ab 1888 Gehrecke) stattfindenden Vereinssitzungen sowie die regelmäßigen Feuerwehrrübungen. Sie wurden wöchentlich des Montags ab 19.30 Uhr abgehalten sowie einmal im Monat sonntags; im Winter um 7.00 Uhr beginnend, im Sommer um 6.00 Uhr in der Frühe. Fehlte ein Mitglied bei diesen Übungen unentschuldigt, so hatte es 25 Pfennig Strafe zu zahlen. Natürlich wurde es noch schärfer geahndet, fehlte jemand bei einem Feueeralarm.

Offenbar stellte für etliche Mitglieder diese zeitliche Beanspruchung doch ein Problem dar, mit dem man sich bereits in den ersten Jahren auf den Vereinsversammlungen beschäftigte. Erstmals wurde auf der Vereinsversammlung im September 1887 über die mangelnde Beteiligung bei den Feuerwehrmanövern geklagt. In Zukunft müsse dies besser werden, hieß es im Protokollbuch, »damit wir immer schnell marschfertig und zum Angriff bereit sind.« Doch hat dieser Appell wenig gefruchtet, denn bereits ein Jahr später sah man sich zu drastischeren Maßnahmen genötigt. Man änderte das Vereinsstatut dahin, daß, wer künftig viermal hintereinander fehle, aus dem Verein ausgeschlossen werden könne. Und wiederum einige Jahre später kam man überein, daß eine Versammlung bereits dann beschlußfähig sei, wenn sie ordnungsgemäß einberufen wird. Die Zahl derer, die schließlich erschienen, spielte keine Rolle mehr.

Turnverein

Gewissermaßen als Nachzügler dieser ersten Vereinsgründungen im Jahr 1884/85 betrat 1895 der Männerturnverein die Bühne des Weender Vereinslebens. Am 14. Juli 1895 fanden sich dreißig junge Männer zur Gründung eines Turnvereins in der Gastwirtschaft Taverna (Weender Hof) zusammen.⁶¹¹ Nachdem in Anlehnung an die Satzung des Bovender Turnvereins, der anscheinend bei der Gründung Pate gestanden hatte, eine eigene Satzung verabschiedet worden war, wurde der Vereinsvorstand gewählt: der Maler Julius Vogel zum Vorsitzenden, der Tischler Reinhold Scheibe zum Turnwart, der Handlungsdienner Hermann Gerke zum Schriftwart sowie der Schlosser Adolf Neuß zum Zugwart.⁶¹² Voraussetzung für die Mitgliedschaft war allein das Interesse am Turnsport, doch entschied in jedem

⁶¹¹ Vgl. 100 Jahre TUSPO Weende, 1895-1995, Jubiläumsschrift.

⁶¹² Vgl. 100 Jahre TUSPO Weende, 1885-1985, Jubiläumsschrift.

einzelnen Fall die Vereinsversammlung über die Aufnahme neuer Mitglieder, wobei es durchaus zu Ablehnungen kommen konnte.

Diese neue Vereinsgründung nahmen die älteren Weender Vereine offenbar recht reserviert auf, ja scheinen ihr sogar Steine in den Weg gelegt zu haben, so daß es in der ersten Zeit zu häufigen Ab- und Anmeldungen gekommen ist.⁶¹³ Sicherlich hing es auch mit dem Gefühl zusammen, im Ort nicht ganz wohlgelitten zu sein, daß der Turnverein Weende von Anfang an seine Fühler rege über den Ort hinausstreckte, vor allem zu den Nachbarorten Bovenden und Göttingen. Auch wurde der Verein bereits 1896 Mitglied des Deutschen Turnerbundes.

Geturnt wurde in den Scheunen bzw. Sälen der Vereinsgaststätte. Zuerst also in der Taverna, später in der Gastwirtschaft Engelhardt. Nach Zwistigkeiten mit dem Wirt entschloß sich der Verein 1905, sein Lokal zu wechseln. Künftig turnte und versammelte man sich im Gasthaus Kurre. Seit 1907 dachte man intensiver über den Bau einer eigenen Turnhalle nach.⁶¹⁴ Im Januar 1907 beauftragte die Vereinsversammlung den Vorstand zu diesem Zweck ein geeignetes Grundstück anzukaufen und im Mai desselben Jahres stellte der Verein bei der »Stiftung zur Errichtung deutscher Turnstätten« einen Antrag auf finanzielle Unterstützung des Turnhallenbaues, der jedoch zunächst abgelehnt wurde. In jedem Fall aber konnte am Nikolaustag 1908 eine Turnhalle für die Weender Turner feierlich eingeweiht werden.

In den ersten Jahren, als der Verein noch keinerlei Geräte besaß, beschränkten sich die sportlichen Aktivitäten auf »volkstümliches Turnen mit Freiübungen«, wie es hieß. Vielfältiger konnten die Turnstunden werden, als das Vereinsmitglied Freter den Turnern einen Barren stiftete.⁶¹⁵ Einmal im Jahr zeigten die Turner des Vereins öffentlich ihr Können, wozu auch Vereine benachbarter Orte eingeladen wurden. Der Vormittag stand dann im Zeichen des Sports und wurde mit einem gemeinschaftlichen Mittagessen der Aktiven abgeschlossen. Abends traf man sich zu einem Tänzchen, das für diejenigen, die am Schauturnen selbst teilgenommen hatten, umsonst war, während die übrigen 50 Pfennig Eintritt zu zahlen hatten.

⁶¹³ Vgl. 100 Jahre TUSPO Weende, 1885-1985, Jubiläumsschrift. Darin wird von Schwierigkeiten berichtet, die dem Verein anfangs von den bereits bestehenden Vereinen bereitet worden seien.

⁶¹⁴ Vgl. auch zum folgenden: Protokollbuch des Turn- und Sportvereins Weende 1898-1906.

⁶¹⁵ Vgl. 100 Jahre TUSPO Weende, 1885-1995, Jubiläumsschrift. Im Protokollbuch des Turnvereins wird 1901 erstmals von dem Plan berichtet, einen Barren anzuschaffen. Hierzu kommt es aber nicht, da der ins Auge genommene Barren schließlich doch nicht für gut befunden wurden. Vgl. Protokollbuch des Turn- und Sportvereins, Oktober 1901.

Anscheinend war der sportliche Teil des Schauturnens keineswegs bei allen Mitgliedern des Vereins beliebt. Wie aus den Eintragungen des Protokollbuches hervorgeht, versuchte mancher, sich vor dem eigentlichen Vorturnen zu drücken. Zum Stiftungsfest 1901 etwa wurde ausdrücklich bestimmt, daß alle Turner unter dreißig Jahren 14 Tage vor den Feierlichkeiten regelmäßig an den Turnstunden und schließlich am festlichen Schauturnen teilzunehmen hatte. Wer dies versäumte, mußte 25 Pfennig bzw. 1 Mark Strafe zahlen.

Insgesamt hatte auch der Turnverein mit einem Problem zu kämpfen, das bei fast allen Vereinen anzutreffen war: die Zahl der wirklich Aktiven und Engagierten, die regelmäßig zu den Versammlungen und zu den Turnstunden erschienen, war relativ klein. Im Februar 1902 etwa mußte festgestellt werden, daß der Verein zwar Anleitungen zum Bau menschlicher Pyramiden angeschafft hatte, von denen eine am Weihnachtsfest gezeigt werden sollte. Dies hatte jedoch ausfallen müssen, da kein Turner zu den Übungsstunden erschienen war. Dieser Vorfall bewog die Vereinsversammlung, künftig für unentschuldigtes Fehlen beim Turnen 10 Pfennig Strafe zu erheben. Wer gar viermal fehlte und sein Strafgeld nicht zahlte, sollte gänzlich vom Verein ausgeschlossen werden.

Trotz dieser Schwierigkeiten nahm der Verein rege und erfolgreich an Bezirks-, Gau- und Kreisturnfesten teil. Oftmals ging der Siegerkranz bei diesen Veranstaltungen nach Weende.⁶¹⁶ Wer jeweils bei diesen regionalen Sportwettkämpfen für den Weender Turnverein antreten sollte, wurde auf den monatlichen Vereinsversammlungen beschlossen.

*Fußball-Club Weende (heute: Sport-Club Weende) –
Arbeitergesangsverein Freiheit*

Unmittelbar vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde das Vereinsleben um zwei weitere Vereine bereichert: 1913 mit dem Fußball-Club und 1914 mit dem Volkschor Freiheit. Über die Umstände ihrer Gründung wie über die ersten Momente des Vereinslebens ist kaum etwas bekannt, denn der Erste Weltkrieg verhinderte zunächst eine wirkliche Entfaltung dieser Vereine. Festzuhalten bleibt hier vor allem, daß im Grunde beide Vereine Kinder der Arbeiterbewegung sind, die sich in Weende 1912 mit der Etablierung einer eigenen SPD-Ortsgruppe organisatorisch weiter gefestigt hatte.

Wenn sich auch der Fußball-Club nicht ausdrücklich als Arbeiterverein bezeichnete wie der Gesangsverein Freiheit, so galt Fußball im Unterschied etwa zum Turnsport, der sich dem Turnvater Jahn verpflichtet fühlte, doch eindeutig als

⁶¹⁶ Vgl. 100 Jahre TUSPO Weende, 1885-1985, Jubiläumsschrift.

der Arbeitersport. In Weende trafen am 13. Dezember 1913 fünfzehn junge Männer im Gesellschaftshaus zusammen, um dort den Fußball-Club Weende aus der Taufe zu heben. Im folgenden Jahr sollte er auf 28 Mitglieder anwachsen. »Im Hassel«, einem Stück Kirchland, dem Friedhof gegenüber, hatten sich die Fußballer ein Spielfeld hergerichtet. Hier fanden auch die ersten Wettspiele gegen die Göttinger, Groner, Geismarer und Northeimer Fußballmannschaften statt. Mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges, als etliche Mitglieder eingezogen wurden, kam der Fußballsport in Weende vorläufig zum Erliegen.

Eindeutiger als der Fußball-Club Weende ist der Weender Arbeitergesangverein Freiheit als ein Teil der Weender Arbeiterbewegung zu begreifen. Nur wenige Wochen vor Kriegsausbruch, am 2. Juni 1914, wurde er als Zweig des örtlichen Arbeiterbildungsvereins im Gastraum der Gambrinus-Brauerei am Weendespring gegründet.⁶¹⁷ Gründungsmitglieder waren unter anderem Karl Grünekle, der bereits seit seinem 17. Lebensjahr Mitglied der SPD war, Franz Wegener, Wilhelm Heise, Karl Grünekle II, Karl Wilmerding sowie Georg Grünekle. Von Beginn an war der Verein Mitglied des Deutschen Arbeitersängerbundes. Das erste Lied allerdings, das man gemeinsam damals anstimmte, soll kein Arbeiterlied gewesen sein, sondern das Volkslied »Ich ging durch einen grasgrünen Wald«.⁶¹⁸ Der Erste Weltkrieg, der der Vereinsgründung so unmittelbar folgte, führte verständlicherweise zu einem raschen Eingehen des noch jungen Vereins, der, ähnlich dem Fußball-Club, seine eigentliche Blüte erst in der Weimarer Republik haben sollte.

Ort der Genußsucht oder der Integration?

Soweit der Überblick über die einzelnen Weender Vereine in den ersten Jahren ihres Bestehens. Wie prägten sie nun das gesellige Leben des Ortes? In den Augen der eingangs zitierten Kirchenvertreter war das Wirken der Vereine durchaus zwiespältig. Zwar dienten sie oftmals einem guten Zweck. Sie sollten ihre Mitglieder bilden, wie im Arbeiterbildungs- oder im Männergesangverein. Augenscheinlich sinnvoll für den Ort war auch die Einrichtung einer freiwilligen Feuerwehr. Und gegen die körperliche Ertüchtigung ließ sich ebenfalls wenig sagen, zumal in einem Staat, der soldatische Männlichkeit verehrte. Dies galt auch für die Pflege soldatischer Kameradschaft, die gut zum herrschenden nationalen Zeitgeist paßte.

⁶¹⁷ Vgl. 100 Jahre Sozialdemokratie in Weende, in: Weender Rathaus, Nr. 47, 1985.

⁶¹⁸ Vgl. Weender Rathaus, Nr. 55, 1989.

In fragwürdigem Licht erschienen vielmehr die zahlreichen und wohl oftmals recht ausgelassenen Vereinsfeste. So notierte der Weender Pastor Meyer 1903: »Daß bei öffentlichen Lustbarkeiten oftmals ein ausgelassenes, rohes Wesen sich breit macht und allerlei Ausschreitungen mit Streit und Tätlichkeiten nicht selten vorkommen, habe ich gelegentlich erfahren.« Und bereits zehn Jahre zuvor gab er zu bedenken, daß eine »unerschöpfliche Genußsucht, die durch die vielen hier bestehenden Vereine, Kränzchen und Clubs mit ihren nicht endenden Festen und Bällen immer neue Nahrung findet.«⁶¹⁹

Und wirklich, das Festprogramm, das die Vereine alljährlich veranstalteten, war ein beachtliches.⁶²⁰ Anlässe hierzu boten sich allemal: So beging man im Januar den Kaisergeburtstag in der Regel mit einem gemütlichen Abend bei Freibier. 1889 etwa standen den Mitgliedern des Kriegervereins am Kaisergeburtstag 50 bis 75 Liter Bier bereit und 1903 genehmigten sich die Turner zu diesem Anlaß 50 Liter Freibier.⁶²¹ Im Februar folgten Narren- bzw. Kappenfeste. Frühlings- und Sommerfeste fanden statt. Zu Himmelfahrt wurden Ausflüge in die nähere Umgebung gemacht, die nicht selten ebenfalls mit einer Tanzveranstaltung endeten. Und auch der dunkle Monat November animierte zu Abendveranstaltungen, während im Dezember sogenannte Tannenbaum- oder Christfestfeiern – meistens nach dem eigentlichen Weihnachtsfest – stattfanden. Oft fehlte auch der Sylvesterball nicht. Im Kriegerverein beging man darüber hinaus ein Sedansfest und der Turn- und Sportverein ließ seine jährlichen Vorturnveranstaltungen mit Tanz und Kränzchen enden. Abgesehen von Stiftungsfesten und Fahnenweihen blieben die Vereine bei diesen Festlichkeiten, für die zwischen 50 und 75 Pfennig Eintritt bezahlt werden mußten, mehr oder weniger unter sich. Je nach Anlaß und finanzieller Ausstattung des Vereins wurden zwei bis sechs Tanzmusiker engagiert. Besonders große Kapellen, bei denen mitunter acht Mann aufspielten, waren bei den Festen des Kriegervereines anzutreffen, während andere Abendveranstaltungen mit einem Klavierspieler und einem Geigenvirtuosen auskommen mußten.

Als Mitglied eines Vereins hatte man also hinsichtlich der Unterhaltung und Abwechslung vom täglichen Einerlei ausgesorgt. Der Festkalender eines Mitgliedes der Ortsfeuerwehr 1898 sah beispielsweise folgendermaßen aus: 27. Januar Kaisergeburtstag; 27. Februar sogenanntes Kränzchen sprich Abendveranstaltung

⁶¹⁹ KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 103, 1891 und 1903.

⁶²⁰ Vgl. Protokollbücher des Turn- und Sportvereins 1898 bis 1926, der Freiwilligen Feuerwehr 1885 bis 1926, sowie das Protokollbuch des Kriegervereins.

⁶²¹ Vgl. Protokollbuch des Kriegervereins, Eintrag Januar 1889, sowie Protokollbuch des Turn- und Sportvereins, Eintrag Januar 1903.

mit kleiner Musikkapelle (drei Mann); 29. Mai Einladung zur zweitägigen Fahnenweihe der Turner; Himmelfahrtsausflug; 7. August Stiftungsfest; 30. Oktober ab 18.00 Uhr wiederum ein Kränzchen, diesmal mit zwei Mann Musik; schließlich Ende des Jahres der Sylvesterball mit Tannenbaum und drei Mann Musik. Daß vielen Weendern die Teilnahme an diesen gesellschaftlichen Vergnügungen überhaupt so möglich war, hing nicht zuletzt mit der allmählichen Verbesserung der materiellen und wirtschaftlichen Lebensverhältnisse in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zusammen. Sie schufen den finanziellen Spielraum wie die freie Zeit, um an den Vergnügungen teilnehmen zu können.

Höhepunkte des gesellschaftlichen Lebens eines Ortes wurden die Stiftungsfeste der Vereine, sozusagen ihre Geburtstagsfeiern, die stets im größeren Rahmen gefeiert wurden und zu denen man die örtlichen und befreundete Vereine der Nachbarorte einlud. Konnte man gar ein rundes Jubiläum begehen, so zog sich die Feier über drei bis vier Tage hin und riß das ganze Dorf samt den Nachbarorten mit. Pfingsten 1895 etwa gab es das zehnjährige Bestehen der Ortsfeuerwehr zu feiern, das im Garten des Vereinslokals Taverna im größeren Stil festlich begangen werden sollte.⁶²²

Für den 1. Pfingsttag plante man einen Zapfenstreich, zu dem alle örtlichen Vereine bei Freibier eingeladen wurden. Am 2. Pfingsttag fand um 6.00 Uhr ein Weckruf statt, von 11.00 Uhr bis 13.30 Uhr empfing man die eingeladenen Vereine, darunter etliche benachbarte Ortsfeuerwehren. Mittags um 14.00 Uhr machte sich ein Festzug zum Feuerwehrmanöver auf. Daran schloß sich eine Festrede an und die Sängerriege des Vereins trug ein Lied vor, worauf der abendliche Festball folgte. Am folgenden Tag, dem 3. Pfingsttag traf man sich morgens um 10.00 Uhr zum Frühstück, an das sich ein Ausflug durch den Weendespring anschloß. Um 15.00 Uhr bat man erneut zum Tanz. Insgesamt hatte man 16 Vereine eingeladen, 100 Programme und Commersliederhefte gedruckt, sowie 200 bis 260 Liter Freibier für den Eröffnungsabend, den Commers, bewilligt. Das muß ein imposantes Fest gewesen sein, das mit Sicherheit während dieser drei Tage ganz Weende in Atem gehalten haben wird.

Ähnlich wird es bei der Fahnenweihe des Turnvereins 1898 zugegangen sein, das ebenfalls zu Pfingsten gefeiert wurde.⁶²³ Bereits im Februar war man auf einer Vereinsversammlung überein gekommen, zu diesem Anlaß ein großes zweitägiges Fest zu feiern, mit Schauturnen, Karussells und Schaubuden für die Kinder. Es sollte mit einem Commersabend beginnen und mit einem Tanzvergnügen enden.

⁶²² Vgl. zum folgenden Protokollbuch der Freiwilligen Feuerwehr Weende.

⁶²³ Vgl. Protokollbuch des Turn- und Sportvereins Weende, Februar 1898.

Auch der Turnverein lud dazu befreundete Vereine ein. Als Eintrittsgeld verlangte man von den Vereinsmitgliedern wie von den eingeladenen Vereinen für beide Tage 75 Pfennig. Fremde dagegen hatten eine Mark zu zahlen plus 25 Pfennig »Entree«. Von den eigenen Mitgliedern wurde erwartet, daß sie alle am Schauturnen teilnahmen. Die ausdrückliche Aufforderung an die Vereinsmitglieder, an jenem Tag im Festzug der Turner mitzumarschieren, selbst wenn sie gleichzeitig einem anderen Verein angehörten, macht noch einmal auf die entstandene Konkurrenz der zahlreichen Weender Vereine aufmerksam.

Es ist verständlich, daß aus den Augen der Kirche dieses muntere und ausgelassene Treiben Anlaß zur Kritik gab, daß Maßlosigkeit, Vergnügungssucht, Geldverschwendung und rohes Betragen darin gesehen und beklagt wurden. Dies um so mehr, da gerade die großen Fest oftmals in unmittelbarer Konkurrenz zum kirchlichen Pfingstfest veranstaltet wurden. Sicherlich werden all die negativen Erscheinungen des Vereinslebens, von denen der Pfarrer sprach, zu beobachten gewesen sein. Ebenso sicher jedoch wird diese Kritik der eigentlichen Bedeutung der Vereine für das gesellschaftliche Zusammenleben der Bevölkerung nicht gerecht. Vielmehr ist anzunehmen, daß die Vereine in dem rasch wachsenden Ort Weende mit seiner stark fluktuierenden Einwohnerschaft deutlich integrativ wirkten.

Zunächst schufen sie ein Zugehörigkeitsgefühl und boten den nicht verwurzelten Einwohnern eine soziale, gefühlsmäßige Orientierung im Ort, die karitative, solidarische Züge trug, wie die Gründung von Sterbe- und Unfallversicherungen zeigt. Und wenn es auch unter den Vereinen Konkurrenz gab, so stand dem ein gewisses Zusammenwirken gegenüber: Natürlich lud man sich gegenseitig zu den großen Festen ein und nahm so teil an der Gemeinschaft der anderen. Wie bereits erwähnt, scheuten sich die Mitglieder des Kriegervereins keineswegs, eine Einladung des Arbeiterbildungsvereines anzunehmen. In Weende scheint es darüber hinaus zu regelmäßigen Treffen aller Vereinsvorstände gekommen zu sein, bei denen alle betreffende Angelegenheiten besprochen wurden, wie etwa die Höhe des Eintrittsgeldes bei Festlichkeiten.⁶²⁴ Daneben hatten diese jährlichen Treffen eine weitaus wichtigere Funktion. Sie boten den Raum, um vorhandene Spannungen, Zwistigkeiten und Reiberei zwischen den Vereinen abzubauen und zu beschwichtigen. Auf der gemeinsamen Sitzung der Vereinsvorstände im Januar 1903 beispielsweise wurde dem Präsidenten des Kriegervereins, Lehrer Ahrens, vorgeworfen, den Turnverein beleidigt zu haben. Dies sollte nun mit Hilfe eines »Ehrengerichts«, zu dem besonnene und verdiente

⁶²⁴ Vgl. Protokollbuch der Freiwilligen Feuerwehr Weende, Februar 1893.

Vereinsmitglieder bestellt wurden, geklärt werden. Wenn dieser Wege scheitern sollte, worüber die Quellen leider nichts berichten, wollte man allerdings mit der Angelegenheit vor ein ziviles öffentliches Gericht treten.⁶²⁵

So wie hier die Vereine Wege der Beschwichtigung suchten und sicherlich auch fanden, wirkten im Grunde auch die inneren Vereinsstrukturen in Verbindung mit einem gemeinsamen Ehrenkodex disziplinierend und kontrollierend auf das soziale oder, wenn man so will, sittliche Verhalten der Bevölkerung. Wer sich etwa bei Vergnügungen und Festen zu unverschämt gebärdete, der durfte mit einer rüden Strafe rechnen. Im Juni 1899 schloß der Turnverein gar ein Mitglied aus, »weil es mit seinen Äußerungen dem Verein schade«.⁶²⁶ Und ganz entschieden forderte die Ortsfeuerwehr von ihren Mitgliedern »sowie sie sich in Uniform befinden«, daß sie »sowohl bei Festlichkeiten oder Versammlungen als auch selbstverständlich im praktischen Dienste überhaupt [...] den Anordnungen ihrer Vorgesetzten [...] Folge zu leisten« hätten. Anlaß zu dieser Ermahnung hatten das »unangemessene Benehmen« und das »pochende Auftreten« mehrerer Vereinsmitglieder während des ersten Stiftungsfestes des Vereins 1885 gegeben, »das allgemein Unzufriedenheit des Publikums hervorgerufen habe.«⁶²⁷

So ist zu vermuten, daß entgegen der kirchlichen Einschätzung die Vereine eine deutlich positive Auswirkung auf das Zusammenleben der Ortseinwohner und auf deren Gemeinschaft und Geselligkeit gehabt haben dürften. Wie sehr sie tatsächlich zum Träger und Repräsentanten der Weender Öffentlichkeit geworden waren, veranschaulicht eindrucksvoll die Tatsache, daß 1888, als es galt, das 25jährige Dienstjubiläum des Bauermeisters Güntge festlich zu begehen, sich die Mitglieder aller Vereine zu einem gemeinsamen Fackelzug zu Ehren des Jubilars zusammenfanden.⁶²⁸

⁶²⁵ Vgl. Protokollbuch des Turn- und Sportvereins, Januar 1903.

⁶²⁶ Vgl. Protokollbuch des Turn- und Sportvereins, Juni 1899.

⁶²⁷ Vgl. Protokollbuch der Freiwilligen Feuerwehr, Juli 1885.

⁶²⁸ Vgl. Protokollbuch der Freiwilligen Feuerwehr Weende, August 1888.

Ein Jahrhundert geht zu Ende

Jahrhundertwende

Anfang und Ende eines Jahrhunderts sind zunächst schlicht Daten auf dem Kalender. Und so endete das 19. Jahrhundert in der Silvesternacht des Jahres 1899 und das 20. Jahrhundert begann am Neujahrstag des Jahres 1900. Wie es schon Tradition geworden war, hatten die Göttinger das neue Jahr auf dem Marktplatz begrüßt. Doch dieses Mal habe die Jahrhundertwende der Silvesterfeier eine besondere Bedeutung verliehen, schrieb das Göttinger Tageblatt am 3. Januar 1900. Dicht gedrängt, hätten die Göttinger das neue Jahrhundert auf dem Marktplatz erwartet, das die Kirchenglocken um 24.00 Uhr einläuteten. Eine Kapelle habe vor dem Rathaus den Choral »Nun danket alle Gott« angestimmt. Am nächsten Morgen habe es einen militärischen Weckruf gegeben, mit anschließendem Militärgottesdienst in der katholischen Kirche; um halb zwölf schließlich einen Festgottesdienst in der St. Johanniskirche. Inzwischen hätte sich erneut eine große Menschenmenge auf dem Markt eingefunden, um einem Neujahrskonzert zu lauschen. Ebenfalls ein kleines Konzert war vor dem Hause des Herrn Geheimrates und Professors Gottlieb Planck im Hainholzweg 42 zu hören gewesen. Die Göttinger städtische Kapelle ehrte diesen Juristen und Sohn ihrer Stadt, der als einer der Hauptverfasser 25 Jahre an der Erarbeitung des Bürgerlichen Gesetzbuches mitgewirkt hatte. Nun, mit dem ersten Tag des neuen Jahrhunderts, trat das Bürgerliche Gesetzbuch in Kraft, mit dem Deutschland auch in privatrechtlicher Hinsicht ein einheitliches Gebilde geworden war.⁶²⁹

Selbstverständlich berichteten die lokalen Zeitungen auch von der kaiserlichen Jahrhundertfeier in Berlin. Die Neujahrsansprache des Kaisers war abgedruckt worden; rückblickend erinnerte Wilhelm II. an die Niederlage der preußischen Armee zu Beginn des Jahrhunderts; an die siegreichen Feldzüge, mit denen sein Vater »die deutschen Stämme« zusammengeführt und ihnen Freiheit gegeben habe. Es sei der Armee zu danken, daß das gegenwärtige Deutsche Reich »Achtung gebietend« unter den Völkern dastehe.⁶³⁰ Natürlich hatte auch die Göttinger Presse in ihren Leitartikeln der Silvesterausgabe den Blick auf das zu Ende gehende Jahrhundert gerichtet. Wie schon die Ansprache des Kaisers war diese Rückschau getragen von Stolz, Zufriedenheit und Zuversicht. »Es hat seine Berechtigung,

⁶²⁹ Vgl. Göttinger Tageblatt vom 3. Januar 1900, sowie Göttinger Zeitung vom 2. Januar 1900.

⁶³⁰ Göttinger Tageblatt 4. Januar 1900.

wenn freudiger Stolz beim Zurückschauen auf das in jenem Zeitraum Gewordene unsere Brust schwellt.« meinte ein Redakteur des Göttinger Tageblatts. Er erinnerte an den »gigantischen Aufschwung der Technik«. Man sprach von Annehmlichkeiten, vom wachsenden Wohlstand, der allen Bevölkerungskreisen, auch dem »vierten Stand«, der Arbeiterklasse, zugute kam. Von politischen Umwälzungen war die Rede, vom »Konstitutionalismus, [dem] Recht der Mitbestimmung des Volkes über sein Schicksal.« Und abschließend hieß es emphatisch: »Heute stehen wir vor dem Beginn des Jahres 1900. Das deutsche Volk nicht mehr zerrissen, sondern zu einem machtvollen und imposanten Staat zusammengefügt, geachtet und umworben als stärkster Militärstaat; die deutsche Industrie und deutscher Handel auf einem imposanten Siegeszug durch die Welt begriffen – ja unser Bild ist zwar etwas einseitig, aber es ist darum nicht minder wahr und wir haben volles Recht, mehr als jede andere Nation, mit Hoffnung und Vertrauen hineinzuschreiten in das neue Jahrhundert.«⁶³¹

Einseitig – aber nicht minder wahr. Das klingt zunächst paradox und dennoch traf es in gewisser Weise tatsächlich zu. Einseitig war diese Sicht des Göttinger Redakteurs schon:

Tatsächlich hatten eine Fülle von wissenschaftlichen Erkenntnissen und technischen Erfindungen die Wirtschaft wie den Alltag der Menschen verändert. Vor allem der Chemie war es zu danken, daß die Landwirtschaft in der Lage war, die wachsende Bevölkerung zu ernähren. Dennoch gab es natürlich starke Unterschiede, in welchem Ausmaß der einzelne daran teilnehmen konnte. Ein anschauliches Bild davon, auf welche Schwierigkeiten die Verwirklichung und Umsetzung der wissenschaftlich-technischen Errungenschaften stoßen konnte, haben Geschichte und Umstände gegeben, die den Bau der Wasserleitung in Weende begleiteten.

Tatsächlich hatte die rasante Industrialisierung besonders seit der Gründung des Kaiserreiches 1871 den allgemeinen Lebensstandard verbessert, auch des »vierten Standes« – wie es noch in Anlehnung an die feudale Gesellschaftsstruktur hieß. Spürbar waren Reallöhne und Einkommen gestiegen. Sozial- und Krankenversicherungen halfen, wenn auch in bescheidenem Maße, dem Leben der Arbeiter und der kleinen Leute mehr existentielle Sicherheit zu geben. Und dennoch: Die Lebensumstände der kleinen Leute blieben oftmals dürftig, ja mitunter elend. Dies trat natürlich besonders in den chaotisch anwachsenden Städten mit ihren Elendsquartieren zutage, die die Industrialisierung hervorgebracht hatte. Auch die soziale Struktur Weendes war, wie Pastor Meyer 1897 berichtete, immer noch durch den

⁶³¹ Göttinger Tageblatt vom 31. Dezember 1899.

krassen Gegensatz von Arm und Reich geprägt. Ein Teil leide geradezu Not.⁶³² So waren wohl Hunger und Elend, wie es Mitte des 19. Jahrhunderts die Menschen erleiden mußten, überwunden. Armut und Not waren dennoch allenthalben anzutreffen und die »Soziale Frage« blieb eine starke Herausforderung.

Tatsächlich hatte sich auf dem politischen Gebiet die Idee des Konstitutionalismus, »der Mitsprache des Volkes«, auch in Deutschland durchgesetzt. Das von Bismarck geprägte Deutsche Kaiserreich war eine konstitutionelle Monarchie mit den entsprechenden Organen. Aber dennoch war es kein parlamentarischer, demokratischer Staat. Die politische Macht blieb weiterhin im wesentlichen in den Händen einer kleinen Gruppe des Adels und des industriellen Großbürgertums. Selbst der kleine Kosmos der Weender Gemeinde hatte dieses Bild in frappierender Klarheit geboten. Es gab politische Parteien und Richtungen, die Träger des politischen Willens der Bevölkerung waren, es gab eine Opposition, die sich am klarsten und deutlichsten in der Sozialdemokratie bzw. in der Arbeiterbewegung artikuliert. Dennoch blieb polarisierendes Denken, das den politischen Gegner ausgrenzte und diffamierte, ein Merkmal der politischen Kultur und Öffentlichkeit. Vom »sozialdemokratischen Terrorismus« war zum Beispiel auch in den Silvesterbetrachtungen der Göttinger Zeitung 1899 zu lesen. Wie es überhaupt zum gängigen Vokabular gehörte, die Sozialdemokraten als »vaterlandslose Gesellen« zu bezeichnen. Daß dennoch eine ausgeprägte Arbeiterkultur sich im Kaiserreich etablierte, daß die SPD zur stärksten politischen Partei, zur ersten Massenpartei überhaupt wurde – wie wir es auch in Weende beobachten konnten –, gehört zum vielschichtigen Charakter dieses ersten modernen deutschen Nationalstaates.

Und sicherlich betreten die Deutschen als geeinte Nation das 20. Jahrhundert. Und sie taten dies als eine mächtige, wirtschaftlich potente und militärisch starke Nation. Um die Jahrhundertwende rangierte Deutschland gemessen an seinem Anteil an der industriellen Weltproduktion auf Platz zwei, nach den Vereinigten Staaten, aber vor England, der Wiege der Industriellen Revolution. Doch der deutsche Nationalstaat – seine Gründung wie auch seine Stellung in der europäischen Staatenwelt – war nicht ohne Spannungen und Belastungen. Nach innen prägte die Tatsache, daß die Nationalbildung Deutschlands von drei Kriegen begleitet war, das Selbstbild und das Selbstbewußtsein der jungen Nation. Das Militär, seine Tugenden, seine Weltsicht, seine Ordnungsvorstellungen, die eng verbunden waren mit denen des konservativen, mitunter reaktionären preußischen Adels, waren zu Leitbildern der Gesellschaft geworden. So ist es nur typisch, daß die

⁶³² Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 103, 1897.

Ansprache Kaiser Wilhelms II. zur Jahrhundertwende in erster Linie den Militärs galt.

Und nach außen war die Position Deutschlands in der Welt nicht unproblematisch. Der deutsch-französische Krieg 1870/71, dem nicht allein die Gründung des Deutschen Kaiserreiches, sondern auch Landabtretungen Frankreichs an Deutschland folgten, hatte die Spannung zwischen den beiden Nachbarländern verschärft und vertieft. Überhaupt wirkte die Tatsache, daß hier in der Mitte Europas ein neues machtpolitisches Kräftefeld entstanden war, als unruhiges Moment im europäischen Staatensystem. Im Zeitalter des Imperialismus überschritt das nationale Geltungsbedürfnis die staatlichen Grenzen. Das Feld, auf dem nun um Macht und Vorherrschaft gestritten wurde, erstreckte sich über den gesamten Erdball. Teils wirtschaftlich, teils machtpolitisch motiviert, strebte auch Deutschland nach weltpolitischem Einfluß und geriet so als »nationaler Nachzügler« in das Spannungsfeld der älteren Mächte wie England, Frankreich und Rußland. Spannungen bauten sich auf und schlugen sich in neuen Bündnissen nieder, die beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges eine verhängnisvolle Rolle spielen sollten.

Einseitig – aber nicht minder wahr: Tatsächlich, als einseitig ließ sich die Meinung des Redakteurs zur Jahrhundertwende betrachten, denn die problematischen Aspekte der innen- wie außenpolitischen Wirklichkeit des Deutschen Reiches blieben einfach außer Acht. Und doch: »nicht minder wahr« – auch dafür sprach manches. Der rasante industrielle und wirtschaftliche Aufstieg Deutschlands hatte etwas Bezwingendes, und tatsächlich war ja besonders ab 1890 diese wirtschaftliche Expansion auch der breiten Bevölkerung zugute gekommen. Auch ihr Lebensstandard hatte sich gehoben und sollte es bis 1914 weiter tun.⁶³³ Dies zusammen mit der Sozialgesetzgebung wirkte auf die breite Arbeiterschaft schließlich doch integrativ. Hinzu kam der Stolz auf die erkämpften Errungenschaften wie Lohnsteigerungen und vor allem die Begrenzung der Arbeitszeiten. Und trotz aller Widersprüche, Spannungen und Gegensätze, trotz autoritärer Herrschaftsstruktur und obrigkeitsstaatlicher Gesinnung, trotz politischer Bevormundung der breiten Masse der Bevölkerung wuchs sich das Kaiserreich durchaus zu einem für die Mehrheit zunehmend bewohnbaren Gehäuse aus.⁶³⁴

⁶³³ Vgl. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1849-1914, Dritter Band, S. 777.

⁶³⁴ Vgl. Grebing, Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, 134f., und Ritter, Zum Gesamtwerk, in: Kocka, Weder Stand noch Klasse, S. 18: »Die Haltung der Arbeiterorganisationen beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges zeigt, in welchem Maße sie bereits in Staat und Gesellschaft hineingewachsen waren und wie stark die Loyalität war, die die überwiegende Masse der Arbeiter an die eigene Nation band.«

So ist es zu vermuten, daß unter jenen Göttingern, die sich an der Wende zum 20. Jahrhundert auf dem Marktplatz versammelt hatten, aber auch unter denen, die, wie sicherlich etliche Weender, in den Gastwirtschaften oder auch zu Hause das neue Jahr begrüßten, die Mehrzahl – wenn auch aus unterschiedlicher Perspektive und mit verschiedenen Voraussetzungen – hoffnungsfroh und zuversichtlich in die Zukunft des anbrechenden Jahrhunderts schauten.

Der Erste Weltkrieg

Vierzehn Jahre, nachdem in den Reden zur Jahrhundertfeier der Blick zuversichtlich und hoffnungsvoll auf die Zukunft gerichtet war, brach der Erste Weltkrieg aus. An seinem Ende war die europäische Staatenwelt, wie sie bis 1914 bestanden hatte, zerstört: politisch, territorial, national. Die Landkarte Europas hatte sich grundlegend verändert. Der riesige Vielvölkerstaat der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie war zerstört. Ein Gürtel neuer Staaten und Nationen war vom Südosten (Serbien, Kroatien) über Polen bis zum Nordosten der baltischen Länder und Finnland entstanden. Regierungen und Regime waren gestürzt; so während des Krieges die zaristische Herrschaft in Rußland. Aber auch die mitteleuropäischen Monarchen mußten am Ende des Krieges abdanken. Das Deutsche Reich hatte eine republikanische Verfassung bekommen. Ein Angehöriger der einst diffamierten Sozialdemokraten, Friedrich Ebert, war ihr erster Präsident geworden.

Der Krieg selbst hatte auf das nachhaltigste traditionelle Wert- und Weltvorstellungen zerrüttet. Wie die allgemeine Bevölkerung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts waren die Heere der kriegsführenden Staaten zahlenmäßig angewachsen und hatten so an Macht und Masse gewonnen. Ebenso wie im Alltag machte sich auch im militärischen Bereich der technische Fortschritt bemerkbar – Maschinengewehre, U-Boote und vor allem der Einsatz von chemischen Kampfmitteln wie Chlor –, hatte das Gesicht des Krieges verändert. Charakteristisch wurde der Stellungskrieg, der weder Sieg noch Niederlage brachte, aber in einem bisher unbekanntem Ausmaß Menschen, Ressourcen und Material verschlang. Insgesamt hatte der Erste Weltkrieg 10 Millionen Soldaten das Leben gekostet. Weitere Millionen kehrten als Krüppel in ihre Heimat zurück. 760.000 Menschen waren ohne unmittelbare Kriegseinwirkung an Hunger gestorben. Die Wirklichkeit dieses Krieges, die Gefallenen, Verwundeten, die Erlebnisse der Soldaten an der Front, aber auch der Kriegsalltag in der Heimat hatte die bürgerlichen Welt- und Wertvorstellungen erschüttert: Fortschrittsglaube, Nationalstolz und Vaterlandsliebe waren weithin diskreditiert, gleichwohl sie wider besserer Einsicht oft mit verbissenem Trotz weiter hochgehalten wurden.

Im Rahmen einer Lokalgeschichte ist es weder möglich noch sinnvoll, der Frage nachzugehen, wie der Weltkrieg entstand und wer bzw. welches Land die Hauptlast der Verantwortung für seinen Ausbruch trägt. Hier wird es vielmehr von Interesse sein, wie die Jahre des Krieges das Leben in Weende veränderten. Dennoch sei für ein besseres allgemeines Verständnis der historischen Situation an dieser Stelle folgendes festgehalten:

Fast jeder Deutsche, gleich welcher politischen Partei er angehörte und gleich welchen Standes er war, teilte in jenen Tagen des Sommers 1914 die Meinung, daß Deutschland keinen aggressiven, sondern vielmehr einen Verteidigungskrieg führe, ja daß ihnen der Krieg aufgezwungen sei von Ländern, denen die militärische und wirtschaftliche Stärke Deutschlands mißfiel. Man fühlte sich eingekreist und bedroht von neidischen Nachbarn. Diese Ansicht, einen gerechtfertigten und legitimen Krieg zu führen, stellte eine wesentliche Voraussetzung dar, einerseits für die breite politische Zustimmung, die der Kriegsausbruch in Deutschland fand – einstimmig beschloß der Reichstag am 4. August 1914 die Kriegskredite –, und andererseits für die überschwengliche Begeisterung, die die Mobilmachung allerorten begleitete und beinahe volksfestartigen Charakter annahm. Hiervon berichtete auch der damalige Weender Pastor Held in seinem Kriegstagebuch, auf das noch näher eingegangen werden wird.⁶³⁵ Konträr zu diesem Selbstbild der Deutschen wurde im Versailler Friedensvertrag von 1919 Deutschland die alleinige Kriegsschuld zugesprochen. Dies hat das Selbstverständnis und Selbstbild der deutschen Nation beeinflußt und z.T. verhängnisvoll irritiert.

Doch die Schuldzuweisung fiel nicht besonders schwer. Schließlich war es die österreichisch-ungarische Doppelmonarchie, die nach Absprache und Rückversicherung mit der verbündeten deutschen Regierung am 28. Juli Serbien den Krieg erklärte, das nach nationaler Selbstbestimmung strebte. Vorausgegangen war dem das Attentat einiger Anhänger der serbischen Autonomiebewegung auf den österreichischen Thronfolger Prinz Ferdinand und dessen Frau am 28. Juni 1914 im serbischen Sarajevo. Schließlich war es Deutschland, das am 1. August dem zaristischen Rußland, das Serbien in seinen Autonomiebestrebungen stützte, den Krieg erklärte; ebenso am 3. August dem französischen Nachbarland, das wiederum wegen des französisch-russischen Zweibunds von 1891/93 Rußland beistand. Und schließlich hatte die deutsche militärische Strategie, die bereits 1906 von General Schlieffen ausgearbeitet worden war, politische und völkerrechtliche Überlegungen völlig in den Hintergrund gedrängt. Es sah im Falle eines Zwei-

⁶³⁵ Zum vollständigen Text der Kriegsaufzeichnungen siehe: Schäfer-Richter, Der Beginn des Ersten Weltkrieges aus der Sicht des Weender Pastors.

frontenkrieges den Durchmarsch durch das neutrale Belgien vor, ein Durchmarsch, der doch einem Einmarsch bzw. einer Annexion eines unbeteiligten, friedlichen Landes gleichkam. Als das tatsächlich 1914 in den ersten Augusttagen geschah, veranlaßte dies England, an der Seite Frankreichs und Rußlands dem Krieg beizutreten.

Blickt man auf diese Entscheidungen, mußte Deutschland ganz offensichtlich als Kriegstreiber erscheinen. Natürlich lagen die Motive, Interessen, Konfliktsphären, die ursächlich den Ersten Weltkrieg bedingten, ihn möglich machten, tiefer und waren sowohl politischer, wirtschaftlicher wie auch ideologischer Natur. Sie sind nicht ausschließlich in Deutschland und Österreich-Ungarn zu suchen. So recht für den Frieden kämpfte und in seinem Interesse handelte keine der beteiligten Regierungen. Die Mächte Europas – und hier in besonderem Maße Deutschland – spielten ein leichtsinniges, das Risiko des Krieges bewußt in Kauf nehmendes, den anderen herausforderndes Spiel um koloniale Einflußsphären und weltpolitische Vormachtstellungen. In einer politischen Lage, die tatsächlich die eigene staatliche Existenz auf den Prüfstein stellte, befand sich von den kriegsbeteiligten Mächten allein der Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn, der angesichts der Autonomiebestrebungen auf dem Balkan um seinen Bestand fürchten mußte.

Mobilmachung und Kriegsalltag

»Seine Majestät der Kaiser haben die Mobilmachung der Armee und Marine befohlen.« So lautete die Schlagzeile des 2. August in der Göttinger Zeitung. Ihr folgten genauere Anweisungen zur Durchführung der Mobilmachung. Bereits am 31. Juli 1914 hatte die Weender Ortsbehörde ein Schreiben erhalten, in dem der Kriegszustand erklärt und Weende wie die gesamte Provinz Hannover zugehörig zum 10. Armeekorps erklärt wurde.⁶³⁶ Von nun an war für die Dauer des Krieges die staatliche Macht in die Hände der Militärs gelegt. Verwaltung und Zivilbehörden hatten den Befehlen des kommandierenden Generals Linde-Suden Folge zu leisten. Am 1. August 1914 erhielt die Gemeinde schließlich telegraphisch den eigentlichen Mobilmachungsbefehl.⁶³⁷ Bürgerliche Freiheitsrechte, öffentliche wie individuelle, waren aufgehoben. Schnell war das öffentliche Leben umgestaltet und militärischen Zwecken untergeordnet. Zunächst traf dies verständlicherweise Bereiche, die eine zentrale Rolle bei der Mobilmachung spielten: Verkehr und Kommunikation. Beinahe ausschließlich

⁶³⁶ StadtAGött, Weende 180.

⁶³⁷ Vgl. StadtAGött, Weende 180.

dienten Straßen und Eisenbahnstrecken sowie die Post- und Telegraphenverbindungen militärischen Bedürfnissen. Interessanterweise hatte in Weende schon Tage zuvor, am 24./25. Juli ein Telegraphenbataillon im Quartier gelegen. Für die dazu gehörenden Pferde hatte der Gutspächter Lohmann 154 kg Hafer, 98 kg Heu und 54 kg Stroh, von der Gemeinde 12 kg Hafer, 10 kg Heu und 5 kg Stroh bereitgestellt.⁶³⁸

Einen kleinen Einblick in den Wandel, der sich nun im öffentlichen Leben mit der Mobilmachung vollzog, bieten die Aufzeichnungen des damaligen Weender Pastors Wilhelm Otto Held. Er hatte im Gefühl, Zeuge einer großen historischen Stunde zu sein, am 1. August begonnen, seine Erlebnisse und Eindrücke in einem Tagebuch festzuhalten.⁶³⁹ Nicht ohne eine gewisse Aufregung über das, was er sah, notierte er: »Und wie sieht es in Göttingen aus: es scheint vollends eine Militärstadt geworden zu sein. An der Grenze von Weende und Göttingen ein Posten, gebildet aus mehreren Bürgern; jedes Auto wird angehalten, und muß sich legitimieren, ebenso jeder Radfahrer, man fürchtet Feinde im Lande, besonders Russen, und mit Recht, sie wollen hauptsächlich Eisenbahnbrücken und Übergänge sprengen. Deshalb wird auch alles Derartige streng bewacht. Zur Bewachung der Bahn etc. auf Weender Gebiet sind 25 Personen nötig. Auch die nächtliche Wache in Weende ist verstärkt; früher 1 Nachtwächter, jetzt sind 3-4 Weender, die nachts unseren Ort mit bewachen. Man befürchtet besonders, daß unter den auf dem Klostersgute und bei Werner arbeitenden Russisch-Polen gefährliche Elemente sind. In Göttingen sind alle Russen in Schutzhaft genommen und in der Mittelschule einquartiert. Das Auditorium am Weender Tor, in dem noch ganz vor kurzem bei aller Stille die Wissenschaft wohnte, hallt wieder von Lärm und Unruhe, das Militär hat sich dort einquartiert. Schreibstuben sind dort eingerichtet und Ausrüstungsdepots. Ebenso soll es im Gymnasium sein. Die Deppeschen-Aushänge bei den Zeitungen sind umgeben von einem Menschenknäuel, jeder will das Neuste lesen. Mit der Bahn kann niemand fort, alles Militärzüge. Reichsbahn, Post, Bahnhof und andere öffentliche Gebäude werden von Soldaten bewacht.«⁶⁴⁰

Neben diesen äußeren Umständen berichtet Pastor Held von den Stimmungen und Reaktionen, die in Weende und Göttingen die Mobilmachung begleiteten. Es ist allgemein bekannt, daß die Erklärung des Kriegszustandes in weiten Teilen der Bevölkerung auf einen uns heute kaum verständlichen Sturm der Begeisterung stieß, von der sich auch der Weender Pastor mitreißen ließ. Er schrieb: »[...] Am

⁶³⁸ Vgl. StadtAGött, Weende 181.

⁶³⁹ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee A 110/1101.

⁶⁴⁰ KirchenkreisAGött, PfarrAWee A 1100/1101, S. 3-13.

Sonnabend (den 1. August) kam die Nachricht und abends wurde in allen Orten die Mobilisierung der Truppen bekannt gemacht. Allgemeine Aufregung und doch wieder helle Begeisterung. Am Sonnabend gingen meine Frau und ich durch den Ort. Mütter standen in Tränen, die ihre Söhne, oft 3 oder 4, hergeben mußten. Die Jugend war zum großen Teil nach Göttingen geeilt, um dort das Neueste zu erfahren. So trafen wir die Witwe, fast erblindet, die ihre drei Söhne hergeben muß, von denen sie unterhalten wurde. Ein alter Mann, der 1870 dabei gewesen, erklärte uns, daß seine drei Söhne mit mußten; aber wie gerne wäre er selber mitgegangen. Der eine Familienvater muß in den nächsten Tagen eintreten, drei Kinder bleiben bei der Mutter zurück. Wen wir auch treffen, ein jeder wird betroffen, jedes Haus, jede Familie. Es kommt der Sonntag, ein wahrer Sonntag. Sowohl in Nikolausberg als in Weende war die Kirche sehr stark besucht. [...] wies in der Predigt hin auf den gewaltigen Ernst der Zeit, aber auch auf das Vertrauen, das wir für unsere gerechte Sache haben dürften. Es lag eine sehr ernste Stimmung über der ganzen Versammlung. [...] Abends fuhr ich mit meiner Frau und Kindern in die Stadt. Überall ein reges Leben, einem Bienenschwarm gleichen die Straßen. Und um 9 Uhr zog das 1. Bataillon, der in Göttingen liegenden 82er fort. Ja, war das ein Leben und Jubel, Hurrahrufen, Tücherschwenken, und die Soldaten sangen fröhlich [...] Ja, das stärkte [?] das Herz, als man diese fröhlichen festen Leute sah, wer will da noch Furcht haben? [...] Ein großer Tag, eine große Zeit, wir spürten es alle. Am Sonntagabend hatte ich im Orte noch durch den Ausrufer mitteilen lassen, daß am Montag [um] 12 Uhr das Abendmahl ausgeteilt würde für die Ausziehenden und für deren Zurückbleibende. Über 100 fanden sich ein, zumeist Männer mit ihren Frauen, dann Mütter mit ihren Söhnen. Eine tiefergreifende Feier, zum letzten Male zusammen in der Heimatkirche. Der Herr segne und behüte Euch.«⁶⁴¹

Trotz aller Kriegsbegeisterung waren die unmittelbaren Reaktionen der Weender, wenn man den Worten des Pastors Glauben schenken darf, sehr gemischt. Sorge, Angst und Trauer herrschten bei den Müttern und Frauen der künftigen Soldaten vor. Sie würden nun ohne den Beistand ihrer Männer und Söhne den Alltag zu bewältigen haben, stets begleitet von der Ungewißheit, ihre Männer je unversehrt wiederzusehen. Auch umgekehrt scheinen die Familienväter ihre Frauen nicht eben leichten Herzens zurückgelassen zu haben. Neugierige Aufregung in dieser völlig neuen und unbekanntem Situation war offenbar am stärksten bei den jungen Leuten anzutreffen. Versprach ihnen der Krieg den prickelnden Ausbruch aus einer vielleicht manchmal auch langweilig empfundenen alltäglichen Normalität? Neben ihnen waren anscheinend auch die

⁶⁴¹ KirchenkreisAGött, PfarrAWee A 1100/1101.

älteren Männer, zum Teil Veteranen des erfolgreichen Krieges 1870/71, besonders begeisterungsfähig. »Vor allem die älteren Leute sind mit glühenden Gesichtern dabei. [...] ›Unser Wilhelm wird's schon machen«, sagt der eine«, erinnerte sich ein Göttinger Schüler 1919 in seinem Abituraufsatz.⁶⁴² Zum Kristallisationspunkt von Euphorie und nationaler Emphase wurde in erster Linie der Auszug der Regimenter, wie zum Beispiel des traditionsreichen Göttinger 82er Regiments. Dies spiegelt sich nicht allein in den Äußerungen des Weender Pastors. »Fahnen und Marschieren und Singen. Die Kaserne hinter unserem Haus war das Zentrum der Begeisterung, denn das Regiment mußte in wenigen Tagen abmarschieren«, so bemerkte rückblickend auch der Physiker Max Born.⁶⁴³

Mobilmachung – das war natürlich zunächst die Stunde des Militärs und der Soldaten. Dann aber auch die der Kirche, wie die Schilderungen des Pastors nahelegen. Nach Jahrzehnten, in denen ihr Einfluß und ihre Bedeutung für einen großen Teil der Bevölkerung ständig sich schmälerte und schwand, trat sie nun aus dem Abseits, aus dem Schatten des Vergessenwerdens hervor. Gottesdienste waren überfüllt und zusätzlich anberaumte Abendmahlsfeiern reichlich besucht. Und dies nicht allein in Weende. Die Hinwendung zu Kirche und Religion war allgemein zu spüren. Ganz offenbar bedurfte es in dieser außerordentlichen Situation, die von sich widerstreitenden Gefühlen, von Euphorie und von Angst begleitet war, des religiösen Zuspruchs und der Orientierung.⁶⁴⁴ Für die von Kaiser Wilhelm II. angeordnete Kriegsbetstunde am 5. August 1914 stand die Arbeit still, in den Büros, den Fabriken und auf dem Feld. »Welch ein Gottesdienst, tiefergreifend und erhebend, ein jeder spürt die Größe der Zeit und ihren gewaltigen Ernst. So besetzt sind die Kirchen noch nicht gewesen«, notierte Pastor Held.

Der Mobilisierung folgte der Alltag des Krieges. Er sollte bald dazu führen, daß an die Stelle von Euphorie und Begeisterung, von Siegesgewißheit und nationaler Selbstüberschätzung Ernüchterung trat. Die deutschen Truppen hatten Belgien überrannt, Lüttich eingenommen, waren nach Frankreich vorgedrungen. Provoziert durch die Neutralitätsverletzung Belgiens, griffen auch die Engländer am 5. August in den Krieg ein. Strategische Pläne, die auf eine rasche Umzingelung der französischen Truppen zielten, mußten aufgegeben werden. Ende September war für den kritischen Beobachter abzusehen, daß die deutschen Pläne gescheitert waren. Der Krieg würde dauern.

⁶⁴² Zitiert nach Popplow, Göttingen in der Novemberrevolution 1918/19, S. 206.

⁶⁴³ Zitiert nach Popplow, Göttingen in der Novemberrevolution 1918/19, S. 206.

⁶⁴⁴ Vgl. oben Kapitel »Kirchliches Leben in Weende«.

Dem Leben der Soldaten an der Front, die in einem zermürbenden, verlustreichen Stellungskrieg erstarrt war, stand das Leben in der Heimat gegenüber. »Hier in Weende ist es so still und friedlich, freundliches Herbstwetter und abends leuchten Mond und Sterne mild hernieder, als ob es Friede sein müßte, und man besinnt sich, ob es wahr ist, daß da draußen der männermordende Krieg tobt«, ⁶⁴⁵ formulierte nachdenklich Pastor Held seine Empfindungen im September 1914. Die Heimat und die Front – das wurden zwei verschiedene Lebens- und Erfahrungswelten, die für viele Menschen auseinanderbrachen, besonders für die Soldaten an der Front, die in der ständigen Gegenwart des Todes lebten. ⁶⁴⁶ Und dennoch waren beide, Front und Heimat, aufeinander bezogen. In immer stärkerem Maße wurde im Verlauf des Krieges der Alltag und das Leben zu Hause in den Dienst der Kriegsmaschinerie gestellt und hatte unter ihr zu leiden. Die Heimat wurde zur Heimatfront, an der ebenfalls mit allen Mitteln daran gearbeitet wurde, den Krieg gewinnen zu helfen. Auch hier wurde der Kampf um den Sieg zum Leitmotiv des Lebens. Wie spiegelte sich dies nun im Leben der Weender in den Jahren des Ersten Weltkrieges wider? Was bedeutete es, den Lebensalltag, sei es nun gewollt oder ungewollt, in den Dienst des Krieges zu stellen? Wie sah es in diesen Jahren des Ersten Weltkrieges in Weende aus? Was prägte den Alltag der in der Heimat Gebliebenen, in der überwiegenden Mehrzahl Frauen, Kinder und Alte? Hierüber findet man in erster Linie in den Akten des Gemeindeausschusses, in den Akten zur Mobilmachung und in den Aufzeichnungen des damaligen Pastors Aufschluß. Sie zeigen uns Sprengsel und Tupfer einer vom Krieg durchdrungenen Wirklichkeit.

Zu dieser Wirklichkeit gehörte zunächst die schlichte Tatsache, daß der Alltag von den Daheimgebliebenen ohne die eingezogenen Männer bewältigt werden mußte. Von den 3200 Einwohnern in Weende waren etwa 320 als Soldaten eingezogen. ⁶⁴⁷ Das waren 10% der gesamten Bevölkerung. Ohne ihre Väter, Männer und Söhne mußten die Zurückgebliebenen den Alltag bewältigen, der zudem im Verlaufe des Krieges immer schwieriger werden sollte. Das traf besonders die Frauen und Jugendlichen, auf die eine größere Arbeitsbelastung und vor allem auch Verantwortung zukam. Bereits 1915 berichtete der Weender Pastor Held, daß seit Kriegsbeginn Ausflüge, Spiele und andere Veranstaltungen für Jugendliche nicht mehr stattfänden, da die männliche Jugend teils eingezogen sei, der übrige Teil den Eltern zu Hause oder auf dem Felde mithelfen müsse. Das

⁶⁴⁵ KirchenkreisAGött, PfarrAWee A 1100/1101.

⁶⁴⁶ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd. 2, S. 851 und S. 855ff.

⁶⁴⁷ Vgl. StadtAGött, Weende 180, 14. Januar 1915.

gleiche gälte für den Jungfrauenverein, der vormals von den örtlichen Lehrerinnen geleitet wurde, nun aber zu existieren aufgehört habe.⁶⁴⁸

Das Fehlen der Männer spiegelt sich auch in den Bitten einzelner Frauen, ihren Männern Fronturlaub zu gewähren. Wie etwa am 16. Juni 1916 Frau Kortry: Ihr Mann stehe seit Juni 1915 im Felde, ihr selbst sei es nicht möglich, das vier Morgen große Feld- und Gartengrundstück zu bestellen. Kinder habe sie nicht und Hilfskräfte seien zu teuer.⁶⁴⁹ Wahrscheinlich wird bei diesen Bitten nicht nur der Aspekt der fehlenden Arbeitskraft eine Rolle gespielt haben. Wurden solche Bitten erfüllt, bedeutete es für die Männer, den Erlebnissen einer grausamen, äußerst gefährlichen Kriegsfront, wenn auch nur für kurze Zeit, entronnen zu sein. Überhaupt fehlten die Männer im Alltag des Dorfes: So fragt die Gemeinde am 24. Dezember 1915 beim Kommando des Regiments 4 in Magdeburg an, ob der Urlaub des Kanoniers Leonardt nicht verlängert werden könne. Er sei Hausschlachter und habe in einem Winter ungefähr 300 Schweine zu schlachten. Es seien aus dem 3200 Einwohner zählenden Ort bereits 4 Hausschlachter eingezogen, so daß die Not, einen Hausschlachter zu bekommen, für viele Schweinebesitzer – deren es in Weende viele gab – sehr groß sei. Leonardt habe während seines Urlaubs 2 Schweine täglich geschlachtet. Wenn der Urlaub verlängert würde, könne die Not etwas gelindert werden.⁶⁵⁰ Oder: Im Juni 1915 bittet der stellvertretende Gemeindevorsteher Fabrikant Rube den Landrat, den Stellmacher Karl Reese gänzlich von der Wehrpflicht zu befreien, da er nach dem plötzlichen Tod seines Vaters der einzige Stellmacher im Ort sei. Das Fehlen eines örtlichen Stellmachers sei sowohl für die Landwirtschaft wie für die Industrie »äußerst fühlbar«. Diese Eingabe blieb jedoch erfolglos, denn nur aus familiären Gründen konnten Männer von ihrer Wehrpflicht befreit werden.⁶⁵¹

Für die fehlende Arbeitskraft der Männer boten die Kriegsgefangenen teilweise einen gewissen Ausgleich. Bereits im Oktober 1914 war in Göttingen im Ebertal ein Kriegsgefangenenlager errichtet worden. Auch einige Weender Fuhrbesitzer hatten am Neubau – gegen Bezahlung – mitgearbeitet. Allerdings scheint die Gemeinde anfangs nicht allzu geneigt gewesen zu sein, Arbeitskräfte aus dem Gefangenenlager zu beanspruchen. Im Juni 1915 war der Gemeindeausschuß der Meinung, daß Gefangene zu größeren Arbeiten im Ort nicht verwandt werden könnten.⁶⁵² Doch bereits einen Monat später erhielt der Gemeindevorsteher den

⁶⁴⁸ Vgl. KirchenkreisAGött, Sup. Spez. Weende 103, 1915.

⁶⁴⁹ Vgl. StadtAGött, Weende 180.

⁶⁵⁰ Vgl. StadtAGött, Weende 180.

⁶⁵¹ Vgl. StadtAGött, Weende 180.

⁶⁵² Vgl. StadtAGött, Weende 180.

Auftrag, Erkundigungen einzuholen, »wie zur Bewältigung der anstehenden Erntearbeiten Gefangene aus dem Lager Göttingen eingezogen werden könnten.⁶⁵³ Aber nicht allein zur Erntearbeit wurden Kriegsgefangene herangezogen. Auch in der Weender Pergamentpapierfabrik Rube leisteten im Herbst 1915 sieben Kriegsgefangene Zwangsarbeit. Wie der Lagerkommandant des Gefangenenlagers – es handelte sich wohl um das Lager Ebertal – dem Bürgermeister am 2. September 1915 mitteilte, mußte für sie ein besonderer Vertrag abgeschlossen werden. Unter anderem wurde in ihm der Lohn festgesetzt: 2,50 Mark pro Tag – dies entsprach dem Lohn eines ungelernten Arbeiters.⁶⁵⁴

Für die Soldatenfrauen und vor allem für die Kriegerwitwen gab es neben dem Alleinsein, neben wachsender Verantwortung und Arbeitsbelastung, die die Abwesenheit der Männer mit sich brachte, das Problem der allmählichen Verarmung.⁶⁵⁵ Bereits im Juni 1915 stellte die Gemeindevertretung mit Besorgnis fest, daß sie monatlich 4500 Mark an Familienunterstützung zahle. Allgemein erhielten Frauen, deren Männer an der Front waren, 9 Mark Unterstützung, Kinder bis 15 Jahre 6 Mark. Das war nicht eben viel, wenn der Hauptnährer der Familie ausfiel. Eigentlich sollte diese Unterstützung aus der Reichskasse finanziert werden, wurde aber vorläufig von den Kommunen vorgeschossen.⁶⁵⁶

Gerade zu Beginn des Krieges war die Bereitschaft, den Soldatenfrauen und -familien zu helfen, privat wie öffentlich recht groß. Parallel zur militärischen Mobilmachung konnte die Bereitschaft zu helfen und zu unterstützen in der Heimat mobilisiert werden. So ließ der Naturheilverein Weende – sein Vorsitzender war der Sozialdemokrat Lange – der Gemeindekasse »zur Linderung der Kriegsleiden« 100 Mark zukommen. Das Geld wurde umgehend an den Vaterländischen Frauenverein weitergeleitet, der sich neben dem Kriegerverein der Fürsorge der Hinterbliebenen angenommen hatte.⁶⁵⁷ Unter dem Eindruck der ersten Kriegsgefallenen beschloß der Gemeindevorstand am 20. März 1915 den Hinterbliebenen, sofern sie der Unterstützung bedürftigen, eine einmalige »Liebesgabe« von 30-50 Mark zu überweisen. Darüber hinaus wird ihnen das Wassergeld gänzlich überlassen.⁶⁵⁸ Ab September 1916 wird schließlich generell das Wassergeld für die Dauer des Krieges um die Hälfte von 40 Mark auf 20 Mark gekürzt.⁶⁵⁹ Sicherlich

⁶⁵³ Vgl. StadtAGött, Weende 1088.

⁶⁵⁴ Vgl. StadtAGött, Weende 180.

⁶⁵⁵ Vgl. hierzu allgemein Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd. 2, S. 857.

⁶⁵⁶ Vgl. StadtAGött, Weende 1088, 14. September 1914 und Juni 1915.

⁶⁵⁷ Vgl. StadtAGött, Weende 180.

⁶⁵⁸ Vgl. StadtAGött, Weende 1088.

⁶⁵⁹ StadtAGött, Weende 1087-1089.

aus eigener Finanznot hatte die Gemeinde am 13. Januar desselben Jahres allerdings ihre Mietunterstützung für Soldatenfamilien gekürzt. Bisher hatte sie die Hälfte der Miete getragen, nun sollte nur noch ein Drittel von der Gemeinde übernommen werden.⁶⁶⁰

Einen wesentlichen Anteil an der Durchführung und Organisation fürsorglicher Maßnahmen in Weende – wie sicherlich auch in anderen Orten – hatte der Vaterländische Frauenverein, der in Weende unter dem Vorsitz der Fabrikantengattin Lütgens und unter Schriftführung Pastor Helds wirkte. Zumindest zu Beginn seiner Existenz hatte er 300-400 Mitglieder, d.h. im Durchschnitt war aus jedem zweiten Weender Haushalt eine Frau darin engagiert. Die Aktivitäten waren recht unterschiedlich. Man sammelte Geld, strickte Strümpfe für die Soldaten, sorgte dafür, daß Kranke und Wöchnerinnen regelmäßig ein warmes Essen erhielten.⁶⁶¹ Weiter kümmerte sich der Frauenverein von Anfang an um die Kinder, deren Väter eingezogen waren. So wurde noch im Herbst 1914 eine leerstehende Klasse in der Schule zur Betreuung von Kindern eingerichtet. Hier beaufsichtigten die Gemeindegewestern, unterstützt von jungen Mädchen des Ortes, von halb eins bis sieben Uhr abends Kinder, die noch nicht zur Schule gingen. Später im Sommer 1915 wurde eine regelrechte Kinderwarteschule eingerichtet, eine Art Kindergarten und Hort. Noch in Friedenszeiten hatte das sozialdemokratische Ausschußmitglied Lange eine derartige Einrichtung in Weende gefordert, sicher mit Blick auf diejenigen Kinder, deren Eltern beide in der Fabrik oder auf dem Felde arbeiteten. Nun, im Krieg, wird die Einrichtung einer Warteschule allgemein als dringendes Bedürfnis angesehen.⁶⁶² Ein Haus in der Chaussee (es gehörte Maurermeisters Funke) wird zu diesem Zweck für 400 Mark Miete jährlich gemietet. Daneben wird die Kinderwarteschule offenbar in nicht unbedeutendem Maße mit privaten Geldern unterstützt. Die Organisation übernimmt wiederum der Frauenverein.⁶⁶³

Ebenfalls Ausdruck privater Unterstützungswilligkeit in der Heimat ist eine weitere Einrichtung: das Weender Vereinslazarett. Bereits am 19. September 1914 hatte der Fabrikant Reinhard Rube, seit dem Kriegsausbruch stellvertretender Gemeindevorsitzender, der Gemeinde mitgeteilt, daß auf seinem Grundstück, in dem 1910 erbauten, derzeit leerstehenden Lagerhaus ein Kriegslazarett entstehen werde.⁶⁶⁴ Wiederum unter der Regie des Vaterländischen Frauenvereins wurde es in den folgenden Wochen eingerichtet, so daß am 2. November 1914 die ersten 37

⁶⁶⁰ Vgl. StadtAGött, Weende 1088.

⁶⁶¹ Vgl. KirchenkreisAGött, PfarrAWee A 1100/1101 und Sup. Spez. Weende 103, 1915.

⁶⁶² Vgl. StadtAGött, Weende 1088.

⁶⁶³ Vgl. StadtAGött, Weende 1088 und KirchenkreisAGött, Sup. Spez. 103, 1915.

⁶⁶⁴ Vgl. StadtAGött, Weende 1088.

Verwundeten hier versorgt werden konnten.⁶⁶⁵ Der 625 qm große Raum umfaßte einen Tages- und Schlafrum, ein Verbandszimmer, ein Schwesternzimmer sowie Waschplatz und Garderobenraum. Das Lazarett bot für fünfzig Personen Platz und war vornehmlich für leichtverwundete bzw. genesende Soldaten gedacht. Raum, Licht und Heizung stellte der Fabrikant Rube kostenlos. Zum Personal des Lazaretts gehörten ein leitender Arzt, Dr. Reddingius, eine Oberschwester, Frau Major Schelle vom Roten Kreuz, zwei Schwesternhelferinnen und ein Krankenpfleger, der gleichzeitig der Sanitätskolonne in Weende angehörte. Zum hauswirtschaftlichen Personal gehörten eine Kreiswirtschaftslehrerin, eine Köchin und ein Küchenmädchen. Die Rechnungsführung des Lazaretts hatte der Prokurist der Firma Rube, Herr Classen, übernommen. Die Nahrungsmittel kamen aus den umliegenden Ortschaften und wurden von den Mädchen des Dorfes eingesammelt. Bis September 1917 waren hier 695 Soldaten gepflegt worden, darunter siebzig Weender.

Der Aufenthalt im Lazarett sollte den Soldaten nicht allein körperliche, sondern in ebensolchem Maße seelische Genesung von den Erlebnissen und Erfahrungen des Todes und der Todesangst an der Front bieten. Neben einer Bibliothek sorgte der Vaterländische Frauenverein für geistige Unterhaltung, organisierte Vorträge, Konzerte von Gesangverein und Militärkapelle. In den Sommermonaten unternahm man gemeinsame Ausflüge. Ein Bericht des Weender Rektors Kleinsorge über das Weender Lazarett, der noch im letzten Kriegsjahr veröffentlicht wurde, schildert neben Zahlen und Daten auch die Stimmung und den Geist, den er in den Räumen des Lazaretts zu erkennen meinte. »Überall im Lazarett waltet dieselbe Liebe, die sich zu überbieten sucht in dem Bestreben, die Wunden, die der Krieg geschlagen, zu verbinden, zu heilen und den Kriegern die Tage der wohlverdienten Ruhe und Erholung zu wirklichen Sonnentagen zu machen.«

Sicherlich wäre der Dienst der Helferinnen und Helfer im Lazarett ohne aufopferungsbereite Menschlichkeit nicht möglich gewesen. In den Äußerungen des Lehrers, der in seiner Beschreibung doch dazu neigt, das Leid und das Schicksal der Soldaten zu romantisieren und zu verklären, drückt sich noch etwas anderes aus. Der Verfasser nutzt die Schilderung des Lazarettlebens, die Leserschaft selbst moralisch aufzurichten. Geradezu beschwörend heißt es abschließend: »Ja, unsere Krieger, sie sind so innerlich dankbar für alles, was ihnen an Liebe erwiesen wird. Sie bewahren eine geradezu rührende Anhänglichkeit an das Weender Lazarett. Davon zeugen immer wiederkehrende Briefe, Karten, Grüße, ja selbst Besuche.

⁶⁶⁵ Vgl. zum folgenden: StadtAGött, VI C a 18, Kleinsorge, Aus dem Vereinslazarett Weende.

Wie sind sie stolz darauf, im Kampfe dabeigewesen zu sein, und frischen Mut erhoffen sie von ihrer Heilung – zu neuem Aufmarsch! Mögen darum alle, denen es nicht vergönnt ist, in andere Weise sich in den Dienst des Krieges zu stellen, fernerhin nicht müde werden, ihre Dankesschuld abzutragen an den Tapferen, die für uns das Blut vergossen und ihr Leben in die Schanze geschlagen haben.« Das sind mahnende Worte, Durchhalteparolen, geschrieben in einer Kriegssituation, die nicht allein für die Soldaten an der Front, sondern ebenso für die Zivilbevölkerung immer einschnürender und bedrohlicher wurde. Es war vor allem der Hunger, der die Menschen quälte.

Von Beginn an war der Erste Weltkrieg auch ein Wirtschaftskrieg gewesen. Vor allem England gelang es immer wirkungsvoller, die ausländische Zufuhr von Rohstoffen und Nahrungsmitteln nach Deutschland zu unterbinden. Diese Blockadepolitik mußte besonders einschneidend wirken in einem Land, das in Vorkriegszeiten in erheblichem Maße Lebensmittel und Rohstoffe importiert hatte. Hunger und Versorgungsengpässe waren deshalb von Anfang an ein gefürchtetes Schreckgespenst, das, je länger der Krieg dauerte, um so stärker Wirklichkeit wurde. Schon in den Tagebuchaufzeichnungen des Weender Pastors ist die außerordentliche Erleichterung, mit der er auf die gut eingebrachte Ernte reagierte, auffällig. Bereits zu dieser Zeit – September 1914 – wird die Möglichkeit des Hungers reflektiert: »Ein wunderbar gutes Erntewetter hatten wir.[...] Lange zog sich die Erntezeit hin, denn die rüstigen Hände und Kräfte zur Arbeit fehlten, ja die waren auf einem anderen Felde. Auch die Pferde fehlten, einer mußte mit dem Gespann dem anderen aushelfen. Wie furchtbar, wenn eine Regenzeit eingetreten wäre, etwa wie vor zwei Jahren, wo viel Getreide auswuchs. Es wäre ja eine Hungersnot gekommen, die nicht auszudenken gewesen wäre, denn vom Auslande kommt ja nichts.«⁶⁶⁶ Zwar traf zu diesem Zeitpunkt diese Feststellung noch gar nicht vollständig zu, denn über die Niederlande und Dänemark konnte noch Getreide eingeführt werden, doch die Wirtschaftsblockade verhinderte dies bald. Rationierung und Zwangswirtschaft bestimmten von nun an die Wirtschaft Deutschlands, dessen landwirtschaftliche Produktion im Verlauf des Krieges ständig sich verringerte, gar bis 1917 sich gegenüber der Vorkriegszeit halbierte.⁶⁶⁷

Am stärksten betroffen waren natürlich die Bewohner der Städte. Und wenn bisher stets der stark vorstädtische Charakter Weendes betont wurde, so sollte es sich in dieser Situation als Vorteil erweisen, daß der große Teil der Weender in gewisser Weise doch noch in ländlichen Verhältnissen lebte, die es ihnen erlaubte,

⁶⁶⁶ KirchenkreisAGött, PfarrAWee A 1100/01.

⁶⁶⁷ Vgl. Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 4/1, 9. Aufl., S. 111ff.

Kleinvieh – v.a. Schweine und Ziegen – zu halten und einen kleinen Garten zu bewirtschaften. Entsprechend ruhig und gelassen äußerte sich der Gemeindevorstand denn noch Anfang 1915 in einem Bericht an den Landrat zur Ernährungslage in Weende. Es scheint, als teilten diese Einschätzung durchaus etliche Einwohner des Ortes. »Nach Rückfrage und Rücksprache mit Mitgliedern des Gemeindeausschusses und Einwohnern, die in der vorliegenden wichtigen Frage Ortskenntnis und Erfahrung besitzen«, heißt es dort, »sind wir zu der Überzeugung gekommen, daß eine jetzt von uns aus vorzunehmende Fleischversorgung nicht erforderlich ist. Insofern herrschen in Weende durchweg ländliche Verhältnisse, da fast zu jedem Haushalte ein kleineres oder größeres Stück Land gehört und ein oder mehrere Stück Vieh (Schwein oder Ziege). In diesem Jahr und 1914 waren, wie die letzte Viehzählung erweist, besonders viele Schweine vorhanden. Und da die Preise sehr niedrig waren, sind in fast allen Haushaltungen Schlachtungen vorgenommen, um bei etwa eintretendem Mangel und bei eintretender Fleischteuerung, die vorauszusehen war, versehen zu sein. So kommt es, daß in diesem Winter von den vorhandenen 650 Haushaltungen rund 1000 Schweine geschlachtet worden sind. (Die in den Schlachtereien vorgenommenen Schlachtungen sind in dieser Zahl nicht vorhanden.) Bedenkt man dazu, daß eine große Anzahl Einwohner im Felde stehen (etwa 300), hier also nicht versorgt werden brauchen, dann bedeutet das vorhandene Mehr an Schlachtungen, bereits eine sichere Fleischversorgung und wir sind der Überzeugung, daß die Einwohner den eintretenden Mangel nicht sehr empfinden werden. Aus diesen Gründen haben wir davon Abstand genommen, Maßnahmen zu ergreifen.«⁶⁶⁸ Ernstliche Nahrungsmittelengpässe werden anscheinend erstmals im Oktober 1915 befürchtet. Zu dieser Zeit ergriff der Gemeindeausschuß dringende Maßnahmen, um die Ernährung der Weender zu sichern.⁶⁶⁹ So wurden bei der Zentraleinkaufsgesellschaft 2000 kg amerikanischen Specks (gesalzen), 1500 kg Erbsen (grüne, ungeschälte) und 500 kg weiße Speisebohnen bestellt, die sofort nach dem Eintreffen zum Verkauf gebracht werden sollten.

Die Versorgungslage sollte sich weiter verschlechtern, wobei natürlich nicht alle gleichmäßig von der Misere betroffen waren. Rationierung der Lebensmittel, eine starke Reglementierung der Bevölkerung sowie Aufrufe zu solidarischem Teilen waren die Folge. Die vorhandene Lebensmittelknappheit, hieß es im Juli 1916 in einer Bekanntmachung des Gemeindevorstandes, lege auch den Weender Einwohnern – sofern sie dazu in der Lage seien – die Verpflichtung auf, von ihren

⁶⁶⁸ StadtAGött, Weende 180.

⁶⁶⁹ Vgl. StadtAGött, Weende 180.

aus Hausschlachtungen herrührenden Beständen an Dauerware an die Notleidenden abzugeben.⁶⁷⁰ Die Lage war angespannt. Not und Knappheit führten zu Streit, beschädigten die soziale Gemeinschaft. Im Oktober 1916 sieht sich der Gemeindeausschuß gezwungen, eine Kommission einzusetzen, da es bei der Kartoffelausgabe zu Streitigkeiten gekommen war; und wohl seit fünfzig Jahren erstmals wieder muß sich der Ausschuß mit dem Thema Felddiebstahl befassen. Es wird eine Art Ausgangssperre für Feldfrüchte verhängt: Künftig dürfe niemand mehr vor morgens 5 Uhr und nach abends 9 Uhr mit Feldfrüchten angetroffen werden.⁶⁷¹

Diese Erfahrungen von Elend und Not während des Krieges und natürlich die wenig hoffnungsvollen Nachrichten von der Front und die endlosen Verlustmeldungen ließen an die Stelle von Kriegsbegeisterung und Siegesgewißheit Ernüchterung, Enttäuschung treten und werden mancherorts sicher latente Unruhe in der Bevölkerung erzeugt haben. Wie stark die Bevölkerung den Krieg mittlerweile als ein fragwürdiges Unternehmen ansah, zeigt ein im Grunde recht merkwürdiges und in seiner Wirkung sicherlich zwiespältiges Rundschreiben, das das Kriegspresseamt an die »Herren Geistlichen« – so auch an Pastor Held – 1916 versandt hatte. Das Rundschreiben enthielt zahlreiche Briefe von Müttern, in denen sie ihren Männern und Söhnen an der Front von den schwierigen Lebensverhältnissen in der Heimat berichteten. Sie alle kreisten um ein Thema: Hunger. Als Jammerbriefe, die einer deutschen Frau unwürdig seien, bezeichnete sie das Kriegsministerium, und forderte die Pastoren auf, dem Schreiben solcher Briefe entgegenzuwirken. In Wirklichkeit aber dokumentieren sie die wachsende Verzweiflung und Friedenssehnsucht im Kriegsdeutschland. Die Sorge, Angst und Erschöpfung, die sich in den folgenden Zeilen einer Mutter aus Hohenemmerich ausdrücken, stehen sicherlich stellvertretend für die Stimmung und Gemütslage etlicher Frauen: »...was wir Frauen mitzumachen haben: 3 Pfund Kartoffeln, da müssen wir die ganze Woche von kochen, 50 g Fett pro Kopf. Reis gibt es; da laufen die Käfer durch. Das ist allerhand für uns. [...] Unsere Hauptnahrung ist Brot und Kraut. [...] Wir armen Leute müssen am meisten darunter leiden.[...] Wäre der Krieg doch bloß zu ende. Wenn ich das Kind nicht hätte, dann hätte ich schon lange die Welt vergessen.«⁶⁷² Diese verzweifelten und bitteren Sätze einer Mutter wurden im August 1916 geschrieben. Doch weitere zwei Jahre galt es an der Front wie in der Heimat, den Kriegsalltag zu ertragen und zu erleiden.

⁶⁷⁰ Vgl. StadtAGött, Weende 535.

⁶⁷¹ Vgl. StadtAGött, Weende 1088.

⁶⁷² KirchenkreisAGött.

Die allerletzten Kriegsmonate vom Frühjahr 1918 an sind von dem Nebeneinander von Rückzugsplanung und dem offiziellen Festhalten am Siegeswillen charakterisiert. So forderte etwa der Landrat am 3. April 1918 die Gemeinden zum achten Mal auf, eine weitere Kriegsanleihe zu zeichnen. Er tut dies mit den fordernden, für uns heute geradezu zynisch klingenden Worten, die mit scheinbar ungebrochenem Pathos Vaterlandsliebe und Opferbereitschaft beschwören: »Neben der unvergleichlichen Tapferkeit und mit dem Siegeswillen unserer Frontkämpfer muß daher das Heimheer seine Schuldigkeit tun und die zur siegreichen Beendigung unseres Daseinskampfes erforderlichen Mittel dem Vaterlande zur Verfügung stellen.«⁶⁷³ Andererseits erhielt die Gemeinde bereits am 3. Mai 1918 ebenfalls vom Landratsamt die ersten Anweisungen zur Demobilmachung.⁶⁷⁴ Sie müsse gegebenenfalls 20 Offiziere, 760 Unteroffiziere und Mannschaften sowie 24 Pferde einquartieren. Darüber hinaus solle sie zwei Schreibstuben, zwei Geschäftszimmer, 36 qm Bekleidungskammer, 258 qm für Waffen sowie Kochgelegenheiten für die Mannschaften zur Verfügung stellen. Als mögliche Schreibstube wird das Lokal des Gastwirts Ahlbrecht in der Weender Landstraße 33 in Aussicht gestellt, als Bekleidungskammer Räume des Klostergutes sowie der Gastwirtschaften. Als es schließlich soweit war, wurden zwischen dem 23. und 30. November 1918 509 Soldaten in sogenannten Bürgerquartieren einquartiert. Im Dezember 1918 folgten weitere Einquartierungen von 295 Soldaten in 227 Weender Häusern.⁶⁷⁵

Auf Drängen der Obersten Heeresleitung, die im Spätsommer 1918 nach langem, für manchen Soldaten tödlichem Zaudern, die militärische Niederlage eingestehen mußte, bat am 4. Oktober 1918 der deutsche Reichskanzler Max von Baden den amerikanischen Präsidenten darum, einen Waffenstillstand zu vermitteln. Am 11. November 1918 beendete im Wald von Compiègne ein Waffenstillstand den Ersten Weltkrieg. Unter den 10 Millionen Soldaten, die in diesem Krieg ihr Leben verloren hatten, waren 94 Weender Ehemänner, Väter und Söhne.

⁶⁷³ StadtAGött, Weende 1088.

⁶⁷⁴ Vgl. StadtAGött, Weende 181.

⁶⁷⁵ Vgl. StadtAGött, Weende 181.

»dem Namen nach ein Dorf, thatsächlich aber
eine Arbeitervorstadt von Göttingen«
Ein Rückblick

Knapp hundert Jahre Weender Geschichte sind auf den zurückliegenden Seiten vorübergezogen. In diesem Zeitraum hatte sich die Lebenswirklichkeit der Weender, ihre Lebensgrundlage, ihr Sozialgefüge, ihre Weltauffassung, ihre »Dorfgemeinschaft« grundlegend verändert. Das ehemalige Dorf vor den Toren der Universitätsstadt Göttingen hatte sich zu einem Industrie- und Arbeiterort mit einem regen wirtschaftlichen Leben entwickelt. Und aus den ehemaligen Untertanen des Königreichs Hannover waren Bürger der ersten deutschen Republik geworden. Welche charakteristischen Merkmale und Schritte dieses gesellschaftlichen Wandels, den manche Historiker als den tiefgreifendsten seit der Selbstverwirklichung des Menschen bezeichnen, welche typischen Merkmale dieser Entwicklung lassen sich nun rückschauend für die Ortschaft Weende festhalten?

Zunächst gilt es einige Grundgegebenheiten und Grundtatsachen festzuhalten, die den spezifischen Weg des Ortes in die moderne Industriegesellschaft prägten. Manche dieser Voraussetzungen, mit denen Weende das Jahrhundert des Wandels betrat, wurzelten in der allgemeinen gesellschaftlichen und politischen Entwicklung jener Zeit, während andere ortsspezifisch waren.

Als ein wesentliches Moment der gesellschaftlichen Entwicklung der gesamten europäischen Welt muß das allmähliche, stetige Bevölkerungswachstum seit der Mitte des 18. Jahrhunderts festgehalten werden. Auch in Weende war es deutlich zu spüren und speiste sich hier nicht allein aus einem allgemein veränderten generativen Verhalten der Bevölkerung, sondern ebenso aus einer beginnenden Mobilität der Landbevölkerung, sprich aus einer Zuzugsbewegung. Für die dörfliche Wirklichkeit bedeutete dies vor allem, daß sich die Zahl der landlosen Einwohner, der Häuslinge, vergrößerte, die sowohl wirtschaftlich wie gemeinderechtlich außerhalb der Kerngemeinde lebten. Die Risse und Klüfte innerhalb der dörflichen Gemeinschaft vertieften sich.

Die zweite allgemeine Grundtatsache, die den Weg Weendes in die moderne Welt bestimmte, war seine Zugehörigkeit zum Königreich Hannover. Wie auch die Geschichte Weendes im Jahrhundert der Industrialisierung zeigt, trifft das lange Zeit gepflegte Etikett eines völlig rückständigen, rein agrarisch bestimmten, industriefeindlichen Königreiches für das Land Hannover in dieser Allgemeinheit die Wirklichkeit nicht. Dennoch blieb es eine Voraussetzung der Weender Geschichte

in dieser Zeit, daß das Land zu jenen deutschen Staaten mit überwiegend agrarischen Landstrichen gehörte, in denen sich die wirtschaftliche Umstrukturierung sehr allmählich, lautlos und unspektakulär vollzog und deren Obrigkeit (Regierungen) tendenziell geneigt blieb, an traditionellen Ordnungsvorstellungen festzuhalten. Aber auch sie konnte sich dem Veränderungsdruck der Verhältnisse nicht entziehen, wie die einzelnen Reformwerke des Königreichs Hannover seit den 1830er Jahre zeigen.

Die dritte ortsspezifische Grundtatsache der Weender Entwicklung im 19. Jahrhundert bildete die Lage des Ortes. Als Dorf vor den Toren der Universitätsstadt an einer Chaussee gelegen, war es stets stark in Handel und Gewerbe eingebunden gewesen und hatte an dem wirtschaftlichen Aufschwung der nahen Stadt seit der Universitätsgründung teilgehabt. Neben der Existenz des Weendebaches, der immerhin sechs Mühlen antrieb, verdankte der Ort vor allem diesem Umstand seine gewerbliche Struktur, die ihm ein für ländliche Gegenden untypisches Erscheinungsbild gab. Ergänzt wurde das Weender Gewerbe Mitte des 18. Jahrhunderts durch das verbreitete ländliche, heimindustrielle Leinengewerbe.

Als vierte Grundtatsache, die den kommenden Entwicklungsweg Weendes mit beeinflußte, ist die Existenz der Klostergutswirtschaft zu nennen. Sie hatte zur Folge, daß die landwirtschaftliche Welt Weendes stets in zwei Sphären geteilt war: auf der einen Seite die Gutswirtschaft, die beinahe die Hälfte der Weender Feldflur bewirtschaftete, Überschuß produzierte, und die landwirtschaftliches Fachpersonal ebenso beschäftigte wie zahlreiche Weender Tagelöhner; auf der anderen Seite die dörflichen Bauernwirtschaften, deren Landausstattung verhältnismäßig klein war. Dies setzte der landwirtschaftlichen Tragfähigkeit des Dorfes früh Grenzen.

Als letzte Grundtatsache sei genannt, daß der Ort Weende trotz seiner früh zu beobachtenden städtischen Charakterzüge in kommunalrechtlicher wie verwaltungsmäßiger Hinsicht ein Dorf blieb, eingebunden in eine ländliche Ämterverwaltung (später Kreisverwaltung). Für die innere Selbstverwaltung des Ortes wie für die Zusammensetzung ihrer Träger hatte dies ein – für Industriedörfer typisches – Mißverhältnis von sozialer Wirklichkeit und innerdörflichen Machtverhältnissen zur Folge.

Als Mitte des 19. Jahrhunderts die Probleme und Widersprüche der alten Ordnung in den sozialen und politischen Unruhen der 1840er Jahre gipfelten, sollten die genannten Grundtatsachen für zwei Entwicklungen verantwortlich sein. Zunächst führte die spezifische soziale Struktur des Ortes dazu, daß hier Armut und soziale Not besonders deutlich zu spüren waren. Seit dem Beginn des Jahrhunderts war der Anteil der landlosen Häuslinge weiter gewachsen, die Anzahl der landwirtschaftlichen Bauernhöfe dagegen weiter geschrumpft. So war

der landwirtschaftliche Selbstversorgungsgrad der Weender in der Regel gering. Preissteigerungen der Grundnahrungsmittel – Kartoffel und Getreide –, aber auch die Preissteigerung des ebenfalls lebensnotwendigen Holzes, trafen diese Bevölkerungsgruppe, deren Existenz bereits seit langem nicht mehr in der Landwirtschaft wurzelte, deshalb besonders hart. Wenn es auch an deutlichen Zeichen sozialer Unruhe in Weende fehlte, so trugen Armut, Hunger und Not jedoch auch hier zur Auflösung sozialer Normen und Werte bei: Holzdiebstähle, Mißachtung genossenschaftlichen Eigentums, wilde Ehen und uneheliche Kinder zeugen davon. Erstmals wurde in diesen Jahren der Not der Gemeindeverband als solcher zur Armenunterstützung herangezogen. Ein Armenhaus entstand. Die Befriedigung der allernotwendigsten Lebensbedürfnisse der in Armut geratenen Weender blieb allerdings eine Sache der Almosenvergabe. So organisierten die wohlhabenderen Einwohner Weendes im Verein mit dem Kloostergutspächter öffentliche Armenspeisungen.

Daneben aber führt die Allgegenwart äußerster Armut die Gemeinde – wie viele andere Gemeinden auch – zu einer restriktiven Bevölkerungspolitik. Sie zielte darauf ab, sozial schwachen Familien bzw. Personen den Zugang zur Dorfgemeinde und damit das Anrecht auf eine minimale Armenunterstützung zu verwehren. Als Instrument diente ihr dabei die bereits seit 1827 im Königreich Hannover geltende »Domicilordnung«, die entgegen ihren eigenen Zielerklärungen die aus den sozialen Veränderungen wachsende Mobilität gerade der unteren Bevölkerungsschichten einzuschränken suchte. Allerdings gelang es keineswegs, die Gruppe der in labilen Verhältnissen lebenden Weender zu verkleinern bzw. deren Familiengründungen zu verhindern. Die sozialen Unwägbarkeiten und Kosten, die diesem Spannungsverhältnis zwischen den sozialen Gegebenheiten und den überkommenen gesellschaftspolitischen Ordnungsvorstellungen entsprangen, trugen, wie sich auch am Beispiel einiger Weender anschaulich zeigte, die Betroffenen selbst.

Wenn die spezifischen Weender Verhältnisse also einerseits eine besonders krasse soziale Differenzierung der Bewohner und damit eine verbreitete Armut bedingten, so schufen sie andererseits die Voraussetzungen dafür, daß sich bereits früh, im Vergleich zum Göttinger Umland wie auch zum Königreich Hannover selbst sehr früh, jene neuen zukunftsweisenden wirtschaftlichen Kräfte bemerkbar machten, die langfristig aus Not und Elend herausführen sollten: Fabriken und Industrie. Anknüpfend an die Tradition des Textilgewerbes im Göttinger Umland, hatten sich hier in Weende zwei Tuchfabrikanten niedergelassen: bereits in den 1820er Jahren hatte der Färber Christian Eberwein aus Göttingen eine Tuchfabrik

in Weende etabliert, und just im Jahr der Revolution 1848 gründete der Göttinger Kaufmann Laporte am Weendespring eine Wollwarenfabrik.

Weende bot sich ihnen aus verschiedenen Gründen als Standort an. Die zahlreichen Häuslingsfamilien stellten ein Arbeitskräftepotential dar, das mit dem Textilgewerbe vertraut war. Der Weendebach spendete das zur Produktion benötigte Wasser ebenso wie die für die Maschinenproduktion nötige Energie. Und schließlich lag Weende nahe genug an der Stadt Göttingen, um die Vorteile der Stadt (v.a. Handel und Verkehr) nutzen zu können. Andererseits war die Stadt weit genug entfernt, um den Nachteilen und Zwängen der städtischen, zünftig organisierten und starren Gewerbeverfassung entgehen zu können. Gerade in einem konservativen wirtschaftspolitischen Klima, das der Bewahrung der traditionellen Vorrechte der Zünfte gewogen war, erwiesen sich die stadtnahen Orte, die von ihrem kommunalrechtlichen Status her Dörfer waren, als jener soziale Raum, aus dem heraus sich Fabriken und Industrien entwickeln konnten. Die eigentlichen Städte bildeten dagegen einen Hort traditioneller Gewerbevorstellungen. Die Geschichte der Niederlassung der Wollwarenfabrik des Göttinger Kaufmann Laportes am Weendespring illustrierte dies sehr anschaulich.

Durch Jahrhunderte hindurch prägte das Nebeneinander von Klostergut und dörflichen Bauernwirtschaften das ländliche Gesicht Weendes. Das stete Wachsen der Einwohnerzahl blieb auch hierfür nicht ohne Folgen. Wie im sozialen Gefüge des Dorfes überhaupt, so läßt sich auch in diesem Bereich eine Polarisierung der Verhältnisse beobachten, und zwar sowohl im Hinblick auf die Besitzverhältnisse und Betriebsgrößen, als auch im Hinblick auf die Art und Weise der Feldbestellung. Die Zahl der intakten, wirtschaftlich rentabel arbeitenden Bauernhöfe verringerte sich, währenddessen die Zahl der Subsistenzwirtschaften weiter zunahm. Unmittelbar vor der Jahrhundertwende bewirtschafteten in Weende die sieben Vollbauern des Ortes ein Drittel der gesamten dörflichen Feldflur (ohne Kloster). Der Rest des Landes verteilte sich auf 216 Weender und ihre Familien. Diese Besitzverhältnisse schlugen sich – das liegt nahe – in der Art und Weise des Feldanbaus nieder. So war lange vor der Aufhebung von Allmende und Flurzwang die klassische Dreifelderwirtschaft einem stark differenzierten Feldanbau gewichen. Bereits in den 1830/40er Jahren gab es kaum noch Brachflächen, sie waren vielmehr mit Futterklee bzw. mit Kartoffeln bestellt. Die Kartoffel auf den Feldern und die Schweine auf den Straßen sollten künftig eine Art landwirtschaftlicher Standortanzeiger für die wachsende Gruppe der Tagelöhner und Arbeiter im Ort werden.

Die Jahre der politischen und sozialen Unruhen führten auch im Königreich Hannover, das diese Jahre letztlich relativ ruhig erlebte, zur Durchsetzung von

Reformen. Sie waren vorsichtig, zögerlich, zum Teil halbherzig – und dennoch leiteten sie im Land Hannover den gesellschaftlichen Umbau ein, der schließlich in die Lebens- und Arbeitswelt eines Industriestaates münden sollte. So wurde in den Jahren 1838 bis 1842 in Weende der erste Schritt der Agrarreformen verwirklicht: die Zehntablösung. Sie wurde offenbar von vielen daran beteiligten Weendern begrüßt, auch wenn sie für die Zukunft eine finanzielle Bürde darstellte, mit der einige bis in die 1880er Jahre zu kämpfen hatten. Abgesehen von dem verständlichen und notwendigen Tauziehen zwischen der Dorfgemeinde und der zehntberechtigten Klosterkammer um die Höhe der Ablössungssumme gestaltete sich diese Umgestaltung relativ friedlich. Sie war mit Sorgfalt und dem Bemühen um möglichst große dörfliche Akzeptanz durchgeführt worden. Weiter wurde im Revolutionsjahr 1848 jene Gewerbeordnung erlassen, die weiterhin an den wirtschaftlich wie sozial ordnenden Kräften der Zünfte festhielt und doch gleichzeitig – wie der Fall Laportes zeigte – eine wirtschaftliche industrielle Entwicklung nicht verhinderte und wohl auch nicht verhindern wollte.

Wegen der kommunalrechtlichen Stellung Weendes als Dorf war der Ort Mitte des 19. Jahrhunderts von einem weiteren Reformwerk berührt: der 1852 verabschiedeten Landgemeindeordnung. In ihr waren unter anderem die innere Struktur und Selbstverwaltung der Dorfgemeinden geregelt. Gerade auf diesem Gebiet gesellschaftlicher Wirklichkeit sollte sich die Beharrlichkeit traditioneller Prinzipien und Auffassungen in einer Zeit gesellschaftlichen Umbruchs zeigen. So blieben trotz des städtischen Charakters Weendes die Regelung der inneren Angelegenheiten des Ortes in den Händen der alten Dorfelite, der Bauern. In Weende trat das Mißverhältnis der innerdörflichen Machtstrukturen und der realen sozialen Verhältnissen im Ort besonders deutlich zutage. So standen etwa um 1860 die Hälfte aller Einwohner des Ortes gemeinderechtlich außerhalb der Dorfgemeinde. Andersherum blieb nach den Kriterien der Landgemeindeordnung beispielsweise der Fabrikant Eberwein gemeinsam mit seinen gut hundert Arbeitern der Gruppe der Häuslinge zugeordnet. Eben als einziger Vertreter der Häuslinge wurde er 1871 in den Gemeindevorstand gewählt. Andererseits eröffnete die Landgemeindeordnung größeren Dörfern, wie etwa Weende mit der Einrichtung des Gemeindevorstandes als Repräsentanten der Gemeindeversammlung einen Weg, wenigstens ansatzweise die außerhalb der Dorfgemeinde stehenden Einwohner in die Selbstverwaltung einzubinden. Schließlich ging es auch darum, die steigenden Lasten einer sich differenzierenden dörflichen Verwaltung auf breitere Schultern zu stellen. So oder so aber blieb es eine unausgesprochener, selbstverständlicher Grundgedanke kommunaler Selbstverwaltung, daß ein Recht auf Mitsprache nur derjenige habe, der über die

Steuern auch an der Bewältigung der Finanzlasten des Dorfes beteiligt war. Andere – unter ihnen viele Arbeiter und Tagelöhner – hatten zu schweigen.

Noch bevor an der Schwelle zum 20. Jahrhundert der moderne Charakter kommunaler Verwaltung als Versorgungs- und Dienstleistungsgemeinschaft auch auf dem Lande klar hervortreten sollte, wuchs den Gemeinden bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts eine neue, finanziell stark belastende Aufgabe zu: die Verantwortung für die Bildung ihrer Kinder, sprich der Schule. In Weende wurde die Bewältigung dieser Aufgabe zusätzlich durch die demographische Entwicklung des Ortes erschwert. Die Schülerzahl wuchs unaufhörlich und forderte ihren Preis. Es blieb bis zum Ersten Weltkrieg ein charakteristisches Merkmal der Weender Schulpolitik, daß sie stets hinter der Entwicklung hinterher lief und Errungenschaften, wie etwa der Schulneubau 1862, schon bald nach ihrer Realisierung sich als unzulänglich erwiesen. Die Finanzierung und Unterhaltung der Schule wurde ein Hauptthema der Gemeindeverwaltung. Dabei spielte die Frage, wer was zu bezahlen habe, sowie die Suche nach finanzieller Unterstützung eine große Rolle. Gerade in diesen Auseinandersetzungen und Anfragen spiegelt sich oft das traditionelle Wertverständnis der Mitglieder der Gemeindeverwaltung wider. Sie gehörten in der Regel der dörflichen Kerngemeinde (den Reihestelleninhabern) an und erkannten die hinzugezogenen Einwohner Weendes keineswegs als voll zum Ort gehörige Bürger an. Einer Verantwortung für sie oder – wie in Schuldigen – für deren Kinder standen sie daher skeptisch gegenüber, lehnten sie teilweise ganz ab.

Zusammenfassend ließe sich diese Entwicklung Weendes zur Zeit des Königreichs Hannover mit dem Begriff einer stark gebremsten Industrialisierung und Umstrukturierung des dörflich-gemeindlichen Lebens überschreiben. Bremsend wirkte dabei zunächst das bereits genannte Reformwerk des Königreichs Hannover, das nicht progressiv, sondern konservativ gestaltet war. Wie aber gerade die Entwicklung Weendes in jenen Jahrzehnten zeigt, konnten sich Ansätze wirtschaftlichen Fortschritts dennoch entfalten und gesetzliche Beschränkungen überwunden werden. Gerade die Gewerbeordnung zeichnete sich ja durch ein beachtliches Lavieren zwischen den protektionistischen Interessen der städtischen Zünfte und einer notwendigen Öffnung für die industrielle, fabrikmäßige Entwicklung der Wirtschaft aus. Die daraus resultierende Zweideutigkeit ließ vor allem der Bürokratie Handlungsspielräume, die diese zugunsten des wirtschaftlichen Fortschritts nutzen konnte. Auch gab es ohne gesetzlich verbriefte Freizügigkeit eine beachtliche Mobilität der Bevölkerung, und keineswegs gelang es den Gemeindevertretern, auf der Grundlage der Domicilordnung das generative Verhalten der Einwohner wesentlich zu

beeinflussen. Und trotz konservativer Haltung erschloß der hannoversche Staat mit dem Bau der Eisenbahn eine zukunftsweisende Infrastruktur. Sie schuf nicht allein eine Vorbedingung für den künftigen industriellen Ausbau, sondern hatte darüber hinaus unmittelbare Industrialisierungseffekte. Sei es auch nur wie in Weende, in dem industrielle Arbeitsplätze geschaffen wurden. Und schließlich zeigt die Einrichtung der landwirtschaftlichen Versuchsstation in Weende unter der Leitung Hennebergs den Willen der hannoverschen Regierung, wissenschaftliche Erkenntnisse im Dienst einer Verbesserung der landwirtschaftlichen Verhältnisse zu fördern.

Das allgemein konservative, mitunter reaktionäre Klima, das ja unleugbar im Königreich Hannover vorhanden war, spiegelte sich dagegen am deutlichsten im politischen und kulturellen Bereich. Die Landgemeindeordnung und die ihr entsprechenden Ortsstatuten erlaubten es, in der innerdörflichen Selbstverwaltung überraschend lange an traditionellen Prinzipien festzuhalten. Gänzlich verschwand beispielsweise die Bauernhofklassifikation »Reihestelle« aus dem Wahlmodus zum Gemeindeausschuß in Weende erst 1901, nachdem der langjährige Bauermeister Güntge verstarb und das Amt neu besetzt wurde. Nun erst war das agrarische Prinzip gänzlich aus der Gemeindepolitik verschwunden. Und auch in der Schulpolitik behielt man aus vielfältigen Gründen und Interessenlagen ein enges Bündnis mit der Kirche bei. Eine Tatsache, die vor allem in der inhaltlichen Gestaltung des Unterrichts negativ zu Buche schlug.

Den Eindruck einer gebremsten wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung während der Zeit des Königreichs Hannover drängt sich besonders dann auf, betrachtet man die rasante Expansion des Ortes nach der Reichsgründung 1871. Dabei gingen die Entwicklungsimpulse nicht allein davon aus, daß nun die gesetzlichen Schranken und Hemmnisse aufgehoben waren, die bisher den gesellschaftlichen Fortschritt zu hemmen schienen, sondern ebenso sehr von der staatlichen Einigung der deutschen Länder überhaupt. Als »verdichtete Zeit« kristallisieren sich in Weende die Jahrzehnte vor und nach der Jahrhundertwende heraus, in denen die Schwelle zur modernen Industriegesellschaft endgültig überschritten wird. Nun erhielt der Ort unumkehrbar jene sozialen Konturen eines Industrie- und Arbeiterortes, die er bis in unsere Gegenwart hinein beibehalten sollte.

Zunächst fanden die Agrarreformen in diesen Jahren ihren Abschluß. Während die Zehntablösung beinahe schon ein halbes Jahrhundert zurücklag, war zur Zeit des Königreichs Hannover der zweite, für die landwirtschaftliche Entwicklung bedeutsame Schritt nicht verwirklicht worden, nämlich die Aufhebung der

genossenschaftlichen Elemente des bäuerlichen Wirtschaftens wie der Flurzwang und Allmendenutzung. Ihre Verwirklichung war daran gescheitert, daß der hannoversche Staat eine Durchführung der Reformen von einer breiten Zustimmung aller Bewohner abhängig gemacht hatte. Wegen der sehr unterschiedlichen Interessen der Kleinstbauern und der kleinen Gruppe der eigentlichen Landwirte war es in Weende nicht zu diesem Konsens gekommen. Mit einer veränderten Gesetzeslage in diesem Punkt, die der Stimme der Vollbauern mehr Gewicht verlieh, konnte nun auch in Weende dieser Schritt des Umbaus der agrarischen Welt 1875 in Angriff genommen werden. Obwohl der Einfluß der großen Bauern auf die Durchführung der Reform auch in Weende unverkennbar ist, und sich hierin natürlich ein Konfliktpotential verbarg, bleibt das Bemühen des Staates und seiner Vertreter um Durchsichtigkeit, Ausgewogenheit und Sorgfalt in diesem sehr komplizierten Vorgang bemerkenswert. Neben dieser Sorgfalt wird es für den relativ friedlichen und reibungslosen Verlauf der Reform bedeutsam gewesen sein, daß die Landwirtschaft in Weende ein Randbezirk des wirtschaftlichen Lebens des Ortes geworden war. Mit dem Abschluß der Verkoppelung und Gemeinheitsteilung 1889 waren nun, gut zehn Jahre vor der Wende zum 20. Jahrhundert, alle Formen traditionellen ländlichen Wirtschaftens abgestreift.

Ein augenscheinliches Zeichen der allgemeinen Expansion des Ortes in diesen Jahren war ein erneutes starkes Bevölkerungswachstum. Wie schon ein halbes Jahrhundert zuvor basierte es wesentlich auf einer anhaltenden Zuzugsbewegung, mit der sich sowohl eine rege Fluktuation der Einwohnerschaft verband wie auch die Tatsache der bunten Vielfalt in der Herkunft dieser Neubürger Weendes. Hier, in unmittelbarer Nähe zu Göttingen, worauf der Ort übrigens weiterhin stark bezogen blieb, entstand ein kleines Ballungszentrum mit zunehmend städtischem Charakter. Zunächst korrespondierte diese Entwicklung weder mit einem räumlichen noch mit einem wirtschaftlich-industriellen Ausbau des Ortes. Zwar beschäftigte der Weender Tuchfabrikant Eberwein um die hundert Arbeiter, auch hatte der Ingenieur Reinhard Rube bereits den Keim für ein späteres Industrieunternehmen gelegt, doch eine große Zahl der Zugezogenen pendelten nach Göttingen zur Arbeit: vor allem zur Bahn, aber auch zur Levinschen Tuchfabrik. Obwohl die Mietpreise anzogen, obwohl die Wohnverhältnisse bedrückend eng wurden, obwohl es gegen Ende des Jahrhunderts stets eine akute Seuchengefahr in Weende gab, zog der Ort weiterhin Menschen an. Erst um die Jahrhundertwende sollte es in Weende zu einer deutlichen Erweiterung des Haus- und Wohnbestandes kommen, so daß der Expansion der Einwohnerschaft eine gewisse bauliche und räumliche Ausdehnung des Ortes gegenüberstand. Wie ein Blick auf die

Berufe der damaligen Bauherrn zeigte, konnten als erstes die bei der Bahn Beschäftigten ihre Wohnverhältnisse mit dem Bau eines eigenen Hauses verbessern und so allgemein ihren Lebensstandard heben. Vermutlich wird vor allem die soziale und wirtschaftliche Sicherheit, die sich mit dem Arbeitsplatz Bahn verband (willkürliche oder betriebsbedingte Kündigungen etwa waren hier nicht zu befürchten), sie hierzu in die Lage versetzt haben.

Gleichzeitig mit einer beginnenden Bautätigkeit und Erweiterung des Wohnbestandes erlebte Weende um die Jahrhundertwende einen zweiten Industrialisierungs- und Innovationsschub. So hatte der Tuchfabrikant Eberwein in den 1890er Jahren in seine inzwischen schon traditionsreiche Fabrik investiert: in ein Kesselhaus für eine neue Dampfmaschine wie auch in ein neues Wohnhaus für die Fabrikantenfamilie, das zugleich ein Stoff- und Wollager beherbergte. Und Reinhard Rube junior begann den eher handwerklich anmutenden Pergamentpapierbetrieb seines Vaters, den er 1900 mit elf Beschäftigten übernahm, in ein echtes Industrieunternehmen umzuwandeln: neue Werkshallen wurden gebaut, neue Produktionszweige wie das Bedrucken des Papiers integriert, ein neuer Maschinenpark aufgebaut. 1922 arbeiteten 180 Menschen hier. Und 1907 schließlich gründete der Ingenieur C. Albrecht unmittelbar an der Gemarkungsgrenze zu Göttingen ein Aluminiumwerk. Typisch für diesen zweiten Industrialisierungsschub in Weende war zweierlei: zum einen stammten die Initiatoren der Unternehmensgründungen aus Regionen Deutschlands, in denen die Industrialisierung bereits weiter vorangeschritten war. Hier fand sozusagen ein persönlich vermittelter technischer Know-how-Transfer statt. Zum anderen entstanden neue Industriebranchen, die nicht an alte Gewerbetraditionen anknüpften, sondern sich neue Erkenntnisse der Wissenschaft zunutze machten. Die Standortvorteile, die Weende diesen Fabriken bot, waren dagegen die gleichen geblieben wie zuvor: Arbeitskräfte, die relativ billig waren, da die Arbeiter wegen der doch wieder ländlichen Lebensumstände in Weende meist einen Garten zur Selbstversorgung bestellten und wenn möglich ein Schwein hielten; das Wasser des Weendebaches, das besonders für die Pergamentpapierherstellung nicht allein als Energieträger, sondern ebenso für den Produktionsvorgang selbst unentbehrlich war; und drittens wieder die Nähe zur Stadt und deren Infrastruktur.

Dieser Industrialisierungsprozeß wie auch schon der Zuzug von auswärtig beschäftigten Arbeitern und ihren Familien schuf in Weende in diesen Jahren ein Sozialprofil des Ortes, das in geradezu idealtypischer Weise einer kapitalistischen Klassengesellschaft entsprach. »Hinsichtlich des irdischen Besitzes treten hier starke Gegensätze hervor«, hatte der Weender Pastor 1897 so treffend formuliert: »Einer geringen Zahl wohlhabender, ja reicher Gemeindemitglieder, die aus land-

wirtschaftlichem Großbetrieb oder Fabriken ihren Erwerb haben, stehen meist solche gegenüber, die aus der Hand in den Mund leben und zum Teil geradezu Not leiden.« Die soziale Kluft, die hier so nüchtern konstatiert wird, spiegelte sich im übrigen auch in dem sich wandelnden Lebensstil der Fabrikanten wider. Eberweins, die zuvor im Kontorhaus gewohnt hatten, bezogen nun ein geräumiges, neu errichtetes Wohnhaus mit großem Garten. Auch Reinhard Rubes Familie zog um die Jahrhundertwende in eine neuerrichtete herrschaftliche Villa, deren Bewohner nicht zuletzt wegen des weiten, das Haus umgebenden Parks von der Arbeits- und Lebenswelt ihrer Fabrikarbeiter abgeschirmt lebten.

Während sich so die private, persönliche Sphäre der Fabrikanten von ihrer Fabrik und von ihren Arbeitern entfernte, begann sich in Weende auf der anderen Seite der gemeinschaftliche, politische und ideologische Zusammenschluß der Arbeiterschaft abzuzeichnen. Am Vorabend des Ersten Weltkrieges gehörten 50% der Weender Einwohner der Arbeiterschaft an, ein sogar reichsweit überdurchschnittlich hoher Prozentsatz. Die gemeinsame Erfahrung sozialer Ungleichheit im Arbeitsleben und in der politischen Wirklichkeit einer obrigkeitsstaatlichen, autoritären Gesellschaft, wie sie das Kaiserreich darstellte, führte in Weende Ende der 1880er Jahre zur politischen Mobilisierung der Arbeiter, zunächst im 1884 gegründeten Arbeiterbildungsverein und schließlich im Rahmen der Vorbereitung zu den Reichstagswahlen 1889 im Club Eintracht, ebenfalls als Bildungsverein titulierte. Auch nachdem die Sozialistengesetze aufgehoben worden waren, trat die Sozialdemokratische Bewegung in Weende weiterhin in Gestalt des Geselligkeits- und Bildungsvereins auf. Mag sein, daß hierzu die trotz aller Veränderungen dem Ort anhaftende ländliche Atmosphäre ebenso beitrug wie das offenbar patriarchalische Gebaren der örtlichen Fabrikanten. Als bemerkenswerter Umstand ist dabei festzuhalten, daß es 1884/1889 keinerlei Schwierigkeiten bereitete, die notwendige polizeiliche Genehmigung für die Gründung des Arbeiterbildungsvereins zu erhalten, während später, nachdem im Kaiserreich die Verbreitung sozialdemokratischen Gedankengutes offiziell kein strafrechtlich zu verfolgendes Vergehen mehr war, der Weender Arbeiterbildungsverein Club Eintracht Gegenstand polizeilicher Erkundungen wurde. Sicherlich ist dies als ein obrigkeitsstaatlicher Versuch zu verstehen – trotz der nun gegebenen politischen Legitimität der Sozialdemokratie – , Arbeiterorganisationen zu gängeln und einzuschüchtern. Die eigentlichen Aktivistinnen der Weender Arbeiterbewegung, die größtenteils Handwerker- und Facharbeiterkreisen entstammten, fanden über Weende hinaus in der Göttinger Sozialdemokratie ein weiteres politisches Handlungsfeld, zu deren Hauptakteuren sie

teilweise zählten. Eine Weender Ortsgruppe der SPD wurde schließlich unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg gegründet.

Aber nicht allein in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht stellte die Jahrhundertwende für den Ort Weende und seine Bewohner eine Zäsur dar. Auch aus gemeindepolitischer Perspektive war das Jahr 1900 von Bedeutung. An die Stelle der traditionellen Dorfgemeinde war nun gänzlich die ländliche Versorgungsgemeinde getreten, zu der grundsätzlich alle gleichberechtigten Ortsbewohner zählen. Allerdings stand die Mitsprache innerhalb der Gemeinde nicht auf wirklich demokratischen Füßen, sondern sicherte nach wie vor mit Hilfe des Wahlrechts den Besitzenden eine überproportionale Einflußnahme, während die größte sozialen Gruppe des Ortes, nämlich die Arbeiterschaft, kaum vertreten war. Erst mit dem Zusammenbruch des Kaiserreichs und der Einführung eines demokratischen Wahlrechts änderte sich das politische Gesicht des Gemeindeausschusses zugunsten der Arbeiter. Von diesen politischen Aspekten unabhängig nahm die Gemeindevertretung ab 1900 etliche Modernisierungsmaßnahmen des alltäglichen Ortslebens in Angriff: So beleuchteten Gaslaternen seit 1902 dank einer Gasleitung zwischen Göttingen und Weende die Straßen; nach langen Diskussionen wurde 1907 die für die Gesundheit der Einwohner so wichtige Wasserleitung gebaut; schließlich wurde 1911 der Ort elektrifiziert; bereits 1899 hatte man über eine Straßenbahnverbindung zwischen Göttingen und Weende nachgedacht, die dann jedoch nicht verwirklicht werden konnte. Die Vielzahl neuer Arbeitsfelder forderten vom Bauermeister andere Qualitäten und Kenntnisse als zuvor, vor allem bürokratische, und führten zu neuen Arbeitsweisen im Gemeindeausschuß. Kommissionen für die einzelnen Sachgebiete wurden eingerichtet wie die Wasserkommission, die Sanitätskommission, die Schulkommission, oder die Energiekommission. Wie gerade das Beispiel der Wasserversorgung zeigte, galt es etliche Hürden zu überwinden, um die Lebensqualität der Weender zu verbessern. Teils war der Gemeindeverband, dessen Steuereinnahmen wegen der großen Zahl ärmerer bzw. wenig bemittelter Personen gering waren, mit der Verwirklichung dieser Modernisierungsmaßnahmen schlicht finanziell überfordert, teils mußte eine schicksalsgelassene Trägheit der verantwortlichen Gemeindevertreter im Verein mit überkommenen Vorurteilen überwunden werden.

Die Veränderung der Lebensumstände der Weender schlug sich schließlich auch auf kulturellem Gebiet nieder. Sehr augenfällig spricht dies aus den Vereinsgründungen in Weende seit Mitte der 1880er Jahre, die so überaus zahlreich aus dem Boden sprossen. Diese neue Form der Geselligkeit und Gemeinschaft, die auf gemeinsamen Interessen und Anschauungen basierte, setzte

eine allmähliche materielle Besserstellung der Einwohner voraus und wirkte, entgegen den Annahmen kirchlicher Vertreter, unter der bunt zusammengewürfelten Weender Einwohnerschaft stark integrativ. In der Zange zwischen der lebhaften Vereinsgeselligkeit und einer sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, die über ihre politische Orientierung hinaus den Mitgliedern eine emotionale wie gedanklich-weltanschauliche Heimat und Sinndeutung bot, büßte die Kirche als Repräsentanten einer überkommenen Weltauffassung unter der Bevölkerung erheblich an Einfluß ein. Eine Erscheinung, die sich unter anderem in einer äußerst geringen Teilnahme am offiziellen kirchlichen Leben bemerkbar machte und die in Weende unübersehbar im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hervortrat. In Arbeiterorten wie Weende gelang es den örtlichen Pastoren in der Regel nicht, eine Brücke zwischen der oftmals bedrückenden Lebenswirklichkeit der Arbeiterschaft und der eigenen christlich-kirchlichen Weltansicht zu schlagen. Auch wenn sie mitunter Verständnis aufbringen konnten und nach neuen Formen kirchlicher Arbeit suchten, wie zum Beispiel der Weender Pastor Meyer, hinderten sie daran nicht zuletzt die eigene soziale Stellung sowie die gesellschaftspolitische Einstellung der Kirche, die dem konservativen, staatsstreuen und obrigkeitlich denkenden Bildungsbürgertum nahe war.

»Weende ist im Großen und Ganzen eine Arbeitervorstadt von Göttingen.« Dieser lakonische, unspektakuläre Satz, mit dem 1915 der Weender Pastor Held seine Gemeinde charakterisierte, faßt eine Entwicklung zusammen, die sich über ein Jahrhundert hinzog und am Vorabend des Ersten Weltkrieges zum Abschluß gekommen war. Wir haben gesehen, daß auf diesem langen Weg des gesellschaftlichen Wandels für die Ortschaft Weende die beiden Jahrzehnte vor und nach der Jahrhundertwende als »verdichtete Zeit« hervortreten, in der – bildlich gesprochen – die Knospen einer modernen Industriegesellschaft aufspringen und sich ihre Blüte voll entfaltet. So hatte schon unmittelbar vor der Jahrhundertwende 1897 Pastor Meyer seinem Vorgesetzten erklärend mitgeteilt, daß »Weende zwar dem Namen nach ein Dorf, thatsächlich aber eine Arbeitervorstadt von Göttingens [sei]«. Dabei ließe sich übrigens fragen, ob Weende wirklich eine Vorstadt war. Räumlich betrachtet natürlich; es lag vor Göttingen. Wählt man dagegen als Maßstab die gesellschaftliche Entwicklung, die Schnelligkeit und Eindeutigkeit des Wandels, ließe sich Weende eher als Vorreiter der wirtschaftlichen Entwicklung im Göttinger Umland betrachten.

Aus dieser sozialen und wirtschaftlichen Perspektive heraus, die auf den zurückliegenden Seiten besonders zum Tragen kam, erweist sich so die historische

Zäsur deckungsgleich mit der kalendarischen Zeitenwende. Die Darstellung einer Geschichte Weendes im 19. Jahrhundert hätte hier ein Ende finden können. Unweigerlich hätte dieses Ende im Lichte des Fortschritts gestanden. Denn trotz aller Einschränkungen, die die »Soziale Frage«, die Wirklichkeit der Klassengegensätze, die soziale Ungleichheit und das damit verbundene menschliche Leid einforderten, brachte die wirtschaftliche Entwicklung langfristig den Menschen Auskommen und Wohlstand. Und technisch-naturwissenschaftliches Wissen sollte in immer größerem Ausmaß die Lasten und Unbequemlichkeiten des Lebens erleichtern. Das Bewußtsein, in einer Zeit des Fortschritts zu leben, war bei etlichen, meist bürgerlichen Zeitgenossen anzutreffen.

Das staatliche, nationale bzw. politische Gehäuse, in dem sich der rasante Wandel Deutschlands zum Industriestaat vollzog, war seit 1871 die konstitutionelle Monarchie des Deutschen Kaiserreiches. Mit allen Paradoxien und Spannungsfeldern bildete diese Monarchie die Rahmenbedingungen für die beschriebene wirtschaftliche und soziale Entwicklung. Dieses politische Gehäuse zersprang mit dem Ende des Ersten Weltkrieges. Sicherlich war der Erste Weltkrieg ein europäisches Geschehen, doch bleibt er im Blick auf Deutschland stark verwoben mit der sozialen und politischen Wirklichkeit des Kaiserreiches, seinen Spannungen und Problemen. Dies, wie auch die Tatsache, daß sich hier in einem ungeheuren, bis dahin nicht vorstellbaren Ausmaß das zerstörerische Potential technischen Fortschritts offenbarte, macht es sinnvoll, den Ersten Weltkrieg in eine Darstellung der Geschichte des 19. Jahrhunderts, des Fortschrittsjahrhunderts, mit einzubeziehen.

Wie allerorten im Deutschen Reich wurde in den gut vier Jahren vom Sommer 1914 bis zum November 1918 der Ort Weende, das Leben seiner Einwohner wie das Gemeindeleben in den Dienst des Krieges gestellt: Weende wurde zur Heimatfront. Fragt man auch für diese historische Situation nach dem, was für Weende typisch war, so muß an erster Stelle der immer noch vorhandene ländliche Charakter des Ortes genannt werden. Er vermochte die Nahrungsmittelknappheit und damit den Hunger etwas zu dämpfen. Bemerkenswert bleibt auch die, wahrscheinlich andernorts ebenso anzutreffende, hohe Mobilisierung der Frauen, die karitativ und fürsorglich tätig wurden. Fast aus jedem Weender Haushalt war neben aller zusätzlichen Belastungen, die der Krieg mit sich brachte, eine Frau Mitglied des Vaterländischen Frauenvereins, der umfassende Fürsorgearbeit leistete. Und schließlich muß auf das Weender Lazarett hingewiesen werden, das als eine Art Rehabilitationskrankenhaus für verwundete Soldaten in einem leerstehenden Lagerhaus der Firma Rube errichtet worden war. Auch hier war der Weender Frauenverein wesentlich an der Organisation des Lazaretts beteiligt.

Neben diesen Besonderheiten aber drängt sich in den Kriegsjahren unwillkürlich das allgemeine in den Vordergrund: die Euphorie bei Kriegsbeginn, die Mobilmachung, der Einzug der Männer, die daraus erwachsene Belastung für Frauen, Jugendliche und Kinder, das Stillstehen des sonst so regen Vereinslebens, schließlich die allmähliche Verarmung, die starke finanzielle Belastung der Gemeinden wegen der steigenden Soziallasten und der Kriegsanleihen. Der Krieg schien die Unterschiede zu nivellieren.

Resümee

Der Weg Weendes in das Industriezeitalter im Lichte regionalorientierter Industrialisierungs- forschung

Im vorangegangenen Kapitel ist der Weg des Göttinger Vorortes Weende in das Industriezeitalter zusammenfassend charakterisiert worden: die Voraussetzungen der industriellen Entwicklung des Ortes, ihre lokale Ausprägung und schließlich der politische, kulturelle und geistig-mentale Wandel, der die Industrialisierung in Weende begleitete. Darüber hinaus ist eine Periodisierung dieser Entwicklung versucht worden, wobei der politische Wechsel des Landes Hannover vom selbständigen Königreich zur preußischen Provinz reflektiert und die Frage nach dem Zeitpunkt des Industriellen Durchbruchs beantwortet wird. Welchen Ertrag bringt nun diese exemplarische Untersuchung für die regionale Industrialisierungsforschung?

Von „eigenen Potenzen“ und „äußeren Impulsen“

Fragt man nach dem sozioökonomischen Beziehungsgeflecht, aus dem heraus der Impuls zur Industrialisierung Weendes erwuchs, so stößt man auf eben jene Bedingungsfaktoren, die Sidney Pollard mit seinem Begriff „external economy“ zusammenfaßt. Als entscheidende natürliche Ressource für die Industrialisierung Weendes muß das Wasser, also der Weendebach, angesehen werden. Bedeutsam für die wirtschaftliche Entwicklung war das Wasser sowohl als Energieträger wie auch als Produktionsmittel in der Tuchherstellung und in der Papierherstellung. Ein weiteres Moment des sozioökonomischen Beziehungsgeflecht ist die gewerbliche Tradition Göttingens und seines Umlandes, das seit Jahrhunderten ansässige Textilgewerbe. Göttinger Kaufleute, Manufakturisten und zünftige Handwerker besaßen technisches und organisatorisches Wissen, hatten Zugang zu Märkten und Kapital. Auf der anderen Seite gab es im ländlichen, protoindustriellen Leinengewerbe ein großes, im Weben und Spinnen erfahrenes Arbeitskräftepotential. Der Industrialisierung förderlich waren zudem die Lebensumstände dieser Arbeitskräfte, die schon seit längerem durch eine wirtschaftliche Mischexistenz gekennzeichnet waren. Da die Tagelöhner und Arbeiter in der Regel eine kleine landwirtschaftliche Subsistenzwirtschaft führten, konnte ein recht niedriges Lohnniveau vorausgesetzt werden. In Weende scheinen in der Phase der Frühindustrialisierung

vor allem Frauen und Kinder in den Fabriken gearbeitet zu haben. Ihr Verdienst lag deutlich unter dem eines landwirtschaftlichen Tagelöhners.

Und schließlich lag Weende direkt an der jederzeit passierbaren Chaussee nach Göttingen, hatte also eine gute Verkehrslage. Mit dem Bau der Eisenbahnstrecke Hannover-Göttingen, die 1853 fertiggestellt wurde, verbesserte sich die Verkehrsanbindung Weendes zusätzlich. So lagen die Fabrikgründungen des Kaiserreiches in unmittelbarer Nähe des Göttinger Güterbahnhofes.

Überhaupt spielte die Nähe zur Stadt Göttingen in vielfältiger Weise eine große Rolle für die ökonomische Anziehungskraft dieses kleinen Ortes. Diese Nähe trug erheblich zur Verschiebung der sozialen Zusammensetzung der Weender Einwohnerschaft bei und rief damit eine soziale Polarisierung hervor. Denn über das ländliche Leinengewerbe hinaus bot die nahe Stadt den zahlreichen landlosen Einwohner im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts verschiedenste Arbeitsmöglichkeiten. So hatte die nahe Stadt wesentlichen Anteil daran, daß sich in ihrem Nachbarort Weende ein beträchtliches Reservoir an Arbeitskräften für die spätere industrielle Entwicklung bildete.

Als bemerkenswertes Phänomen läßt sich dabei festhalten, daß in Weende offenbar im Zuge dieser Entwicklung das Häuslingsdasein zu einer normalen familiären Lebensform geworden ist. Erst in den 1830er Jahren mit dem Niedergang des Leinengewerbes einerseits und der rückläufigen Entwicklung der Universität andererseits⁶⁷⁶ zerbröckelte die wirtschaftliche Existenzgrundlage dieser Einwohner bis hin zu ihrer Verelendung Mitte des 19. Jahrhunderts. Das könnte bedeuten, daß die seit Ende des 18. Jahrhunderts beobachtete soziale innerdörfliche Verschiebung Ausdruck einer gewissen wirtschaftlichen Prosperität war, von der diese dörfliche Randgruppe in dem Sinn profitierte, als sie ihnen neue Lebensmöglichkeiten, wie eine Familiengründung, ermöglichte. Diese Deutung korrespondiert mit der Einschätzung Christoph Buchheims. Er weist darauf hin, daß es eine grundlegend neue gesellschaftliche Erfahrung in der Zeit zwischen 1750 und 1850 war, daß sich das Bevölkerungswachstum der unteren Schichten nicht zwangsläufig mit dem Senken ihres Lebensstandards verband.⁶⁷⁷

Über die erwähnten Aspekte hinaus wurde die ökonomische Attraktivität Weendes für innovative und flexible Göttinger Kaufleute und Handwerker durch den noch existierenden gewerblichen Zunftzwang zusätzlich erhöht. Außerhalb der Bannmeile gelegen, konnte man hier den Zwängen des städtischen Gewerbes entkommen. `Stadtluft macht frei` – das hatte sich verkehrt in `Landluft macht

⁶⁷⁶ Vgl. Schubert, Verfassung und Verfassungskämpfe im 19. Jahrhundert, S. 456.

⁶⁷⁷ Vgl. Buchheim, Industrielle Revolutionen, S. 47.

frei'. Dieser Spannung zwischen vorhandener wirtschaftlicher Dynamik und einem zünftig geprägten Gewerbe verdankte Weende seine ersten Fabrikgründungen: der Eberweinschen Tuchfabrik (1823) und der Laporteschen Wollwarenfabrik (1848).

Dieser Hinweis auf die ersten Weender Fabrikgründungen führt zum nächsten Punkt, der Frage nach der Wechselwirkung zwischen „äußerem Anstoß“ und „eignem Dazutun“ (Reulecke), zwischen „eigenen Potenzen“ und „ökonomischen Gesetzmäßigkeiten“ (Kiesewetter) im Prozeß regionaler industrieller Durchdringung. Welche Einsichten in dieses wirtschaftliche Geschehen – der regionalen aktiven Adaption industrieller Wachstumsimpulse – lassen sich aus der Weender Perspektive gewinnen?

Wie die ersten Fabrikgründungen in Weende zeigen, bedurfte es hier der Initiative von außen, um das örtliche Beziehungsgeflecht für eine industrielle Entwicklung zu nutzen. Der Färber Christian Eberwein und später der Kaufmann Laporte brachten technisches Wissen, handwerkliches Können und kaufmännische Erfahrung sowie die nötigen finanziellen Mittel mit, um mit den in Weende vorhandenen natürlichen, sozialen und wirtschaftlichen Gegebenheiten einen industriellen Wachstumsprozeß zu initiieren. Auch die späteren Firmengründungen in der Zeit des Kaiserreiches beruhten auf der Initiative Auswärtiger, die zuvor in anderen Industrieregionen wirtschaftliche und technische Erfahrungen gesammelt hatten: Reinhard Rube als Ingenieur und Carl Albrecht als Kaufmann. So fand über die Fabrikgründer ein Know-how-Transfer zwischen Weende und seinem nahen Umfeld und fernen Regionen statt.

Als ein weiterer äußerer Impuls, der auf die sozialen und wirtschaftlichen Gegebenheiten Weendes einwirkte und eine Industrialisierung des Ortes beförderte, kann die allgemeine anhaltende Nachfrage nach Konsumgütern gesehen werden, die eine langfristige Institutionalisierung wirtschaftlichen Wachstums ermöglichte. Die Nachfrage nach Konsumgütern entsprang einer fortschreitenden Arbeitsteilung innerhalb der Wirtschaft und den daraus resultierenden veränderten Lebensumständen der Menschen. Nimmt man einmal die Industrie- und Gewerbezweige in den Blick, die die Weender Industrialisierung prägten, nämlich die Textilfabrikation, die Pergamentpapierherstellung sowie die Aluminiumproduktion, so fällt auf, daß sie alle im weiteren Sinne der Konsumgüterindustrie zugerechnet werden können.

Von der Wechselwirkung zwischen sozioökonomischem und institutionellem Wandel

„Die Zeit, die wir als Industrielle Revolution zu bezeichnen gewohnt sind, war nicht der radikale Bruch mit der Vergangenheit, für den wir sie manchmal halten.“⁶⁷⁸ So urteilt der amerikanische Wirtschaftswissenschaftler D. C. North in seiner vielbeachteten Studie „Theorie des institutionellen Wandels“. In der Tat, wendet man sich dem institutionellen Wandel in der Zeit der Industrialisierung zu, so findet man dieses Urteil bestätigt. Der institutionelle Bereich einer Gesellschaft ist offenbar einer, in dem sich traditionelle gesellschaftliche Strukturen trotz tiefgreifender sozialer und wirtschaftlicher Veränderungen lange halten können. Institutionen verändern sich allmählich und in kleinen Schritten, mit einer gewissen Entwicklungsverzögerung gegenüber der Dynamik sozioökonomischen Wandels – diesen Eindruck vermittelt auch die vorliegende Studie.

Wendet man sich nun im einzelnen der Frage zu, wie sich der institutionelle Wandel in Weende vollzog, so gilt es zunächst auf die Grundtatsache aufmerksam zu machen, daß das *Dorf* zum sozialen und gesellschaftlichen Raum wurde, aus dem heraus sich Industrie und Fabrikwesen entwickelten. Dies war für das Königreich keine untypische Erscheinung. Da die hannoversche Gewerbeordnung an dem städtischen Zunftzwang festhielt, verwies sie – wie bereits erwähnt – die Industrie in die außerhalb der Bannmeile gelegenen Vororte. Auch wenn Weende bereits im 18. Jahrhundert kein ausgesprochenes Ackerbauerdorf mehr darstellte, war seine innere dörfliche Verfaßtheit, die das Zusammenleben der Weender regelte und formte, eindeutig bezogen auf bäuerlich-ländliche Kategorien und Prinzipien. Aufgabe institutionellen Wandels war es also, die große Kluft zu schließen, die sich zwischen der sozialen und wirtschaftlichen Wirklichkeit des Ortes und seiner dörflichen Verfaßtheit auftrat.

Entscheidend für diesen institutionellen Anpassungsprozeß im Königreich Hannover waren dessen Reformwerke zur Agrarverfassung sowie zur Landgemeindeordnung. Sie haben auf institutioneller Ebene den Wandel vom Dorf zur Arbeitervorstadt ermöglicht, indem sie die rechtliche Stellung des Einzelnen im Dorf wie auch seine Berechtigung zur Teilnahme an der örtlichen Selbstverwaltung von dem agrarischen Kriterium der „Reihestelle“ und der Allmende lösten.

Wie die vorliegende Studie zeigt, war dies ein langwieriger und mühsamer Anpassungsprozeß, in dessen Verlauf sich traditionelle Ordnungsvorstellungen und Prinzipien lange behaupten konnten. Allein die Zeitspanne der Verwirklichung und Umsetzung dieser Reformen zeigt dies an: Sie zogen sich über ein halbes Jahr-

⁶⁷⁸ North, Theorie des institutionellen Wandels, S. 167.

hundert hin – die Agrarreformen von 1842 bis 1889, die Umgestaltung der Dorfgemeinde zu einer Einwohnergemeinde von 1852 bis 1901. Aufschlußreich für die Einsicht in die Verzahnung wirtschaftlich-sozialen und institutionellen Wandels ist es, nach den Ursachen und Folgen dieser Schwerfälligkeit zu fragen.

Daß sich der Prozeß der Agrarreformen über einen so langen Zeitraum erstreckte und der Industrialisierung keineswegs voranging, sondern sie begleitete, resultierte einerseits aus den wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen in Weende, andererseits aus den gesetzlichen Bestimmungen, die die Durchführung der Reform regelten. Denn Separation und Gemeinheitsteilung, also die genossenschaftlichen Elemente traditioneller Landwirtschaft, sollten – so sah es der Gesetzgeber vor – erst in Angriff genommen werden, wenn ein innerdörflicher Konsens darüber hergestellt worden war. Dieser war jedoch nicht herzustellen in Dörfern und Regionen mit starker sozialer Polarität, deren soziales Gesicht durch eine große Zahl von Kleinst- und Subsistenzwirtschaften geprägt war, deren Lebensgrundlage auf einer Mischexistenz ruhte. So wurde dieser letzte Akt der Agrarreformen erst verwirklicht, als die Zustimmungshürde gesenkt wurde. Aber auch dann bedurfte es eines gewissen Drucks von staatlicher Seite, um die Zustimmung der Gemeinde zu erhalten. Eigentlich gab es in Weende kein Interesse an einer Verkoppelung und Gemeinheitsteilung.

Für diesen Bereich institutionellen Wandels läßt sich also abschließend bemerken, daß das Festhalten und Bewahren traditioneller institutioneller Strukturen dem spezifischen sozioökonomischen Beziehungsgeflecht Weendes in jener Zeit entsprach. Es stand nicht im Gegensatz zur Industrialisierung des Ortes, sondern es schien ihr für eine gewisse Zeit umgekehrt sogar zu dienen, insofern nämlich als die für die Industrialisierung wichtige soziale Gruppe derjenigen gestärkt wurde, deren Lebensgrundlage auf einer wirtschaftlichen Mischexistenz ruhte. Kartoffelacker und Schweine waren die Standortanzeiger dieser Menschen in der ländlichen Welt Weendes. Allerdings: für die enorme wirtschaftliche Expansion des Ortes im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts bildete der Abschluß der Agrarreformen eine wichtige Voraussetzung. So ist es nicht zufällig, daß eben mit dem Ende dieser Reformen die „verdichtete Zeit“ industrieller Entwicklung in Weende beginnt.

Ein durchaus anderes Bild ergibt sich, blickt man auf die innerdörfliche Verfaßtheit und die Selbstverwaltung. Hier führte die Tatsache, daß sich die lokale Verwaltung nur sehr allmählich den sich verändernden Verhältnissen anzupassen vermochte, zu einem spannungsreichen Mißverhältnis zwischen sozialem und institutionellem Wandel. Bis zur Jahrhundertwende blieben die entscheidenden

Organe der Weender Selbstverwaltung – Bauermeisteramt und Gemeindeausschuß – in der Hand der traditionellen Dorfelite, den Vollbauern, den Gastwirten und den größeren Landhandwerkern.

Verantwortlich für dieses Mißverhältnis war zum einen die beachtliche soziale und wirtschaftliche Dynamik des Ortes selbst, die eben zu einer besonders krassen Diskrepanz zwischen traditioneller Ordnung und sozialen Gegebenheiten geführt hatte. Entscheidender aber war der konservative Charakter der 1852 erlassenen Landgemeindeordnung. Zwar ließ sie eine vorsichtige Öffnung der dörflichen Selbstverwaltung zu, indem sie das Recht auf innerdörfliche Mitsprache vom Besitz der Reihestelle behutsam lockerte. Gleichzeitig schuf sie jedoch der traditionellen dörflichen Elite die Möglichkeit, ihren Führungsanspruch institutionell zu sichern. Das Mittel hierzu war das Ortstatut. Seine Gestaltung – vor allem der entscheidende Abschnitt über den Wahlmodus der Gemeindeausschußmitglieder – lag weitgehend in der Hand der lokalen Gemeindevertretung. Unter dem Bauermeister Güntge wurde dies in Weende dazu genutzt, die Gruppe der Häuslinge auch zukünftig von der Gemeindevertretung fernzuhalten. Der Wahlmodus des Gemeindeausschusses ließ lediglich *einen* Vertreter dieser Gruppe zu. So wurde der Fabrikant Eberwein 1871 erstmals als Vertreter eben dieser Häuslinge in den Gemeindeausschuß gewählt!

Bis zum Ersten Weltkrieg, als bereits 50% aller Weender ein Leben als Arbeiter führten, war ein Bauer Bauermeister. Erst mit dem Tod Güntges, dem Vater des Ortstatut von 1868, wurde 1901 der Wahlmodus des Gemeindeausschusses so verändert, daß nun endlich alle Überreste der traditionellen Dorfgemeinde beseitigt waren. Erst jetzt repräsentierte der Gemeindeausschuß auch die neuen wirtschaftlichen Kräfte Weendes. Ausgeschlossen blieben freilich noch immer, als Konsequenz des geltenden Dreiklassenwahlrechts, die Mehrheit der Arbeiter und kleinen Leute. Aufschlußreich ist im übrigen die Tatsache, daß erst mit dem Tod Güntges die gemeindlichen Institutionen wenigstens tendenziell den sozialen Verhältnissen des Ortes angepaßt wurden. Das macht auf die personale Präsenz als Machtfaktor in diesem kleinen gesellschaftlichen Kosmos aufmerksam.

Das Mißverhältnis zwischen sozialer Wirklichkeit und innerdörflichen Machtverhältnissen hinterließ in mehreren Bereichen des kommunalen Lebens Spuren. Eine sicherlich nicht unbedingt negative Konsequenz dieser Dominanz der traditionellen Dorfelite war, daß der Abschluß der Agrarreformen in ihren Händen lag. Die Durchführung der Reform war äußerst kompliziert und setzte Vertrautheit mit den landwirtschaftlichen Verhältnissen in Weende voraus. Trotz dieser Kompliziertheit und trotz einzelner Einsprüche verliefen Gemeinheitsteilung und Verkopplung offenbar friedlich ab. Hierzu wird allerdings auch beigetragen haben,

daß dieser Schritt institutionellen Wandels inzwischen an sozialer Brisanz verloren hatte, weil das Leben der Weender zu dieser Zeit eindeutig in der Wirklichkeit eines Industrie- und Arbeiterortes wurzelte.

Problematischer wirkte sich die Dominanz der traditionellen dörflichen Führungsschicht auf anderen Feldern gesellschaftlichen Wandels aus, da die Dorfelite stets von der Gruppe der traditionellen Kerngemeinde aus dachte und deren Interessen vertrat. So gelang es ihr, im Zuge der Erarbeitung des bereits erwähnten Ortsstatuts, das eine Station auf dem Weg zur modernen Landgemeinde darstellte, ihre wirtschaftlichen Privilegien – vor allem die Waldnutzung – zu retten. Umgekehrt entzog sie der neuzubildenden Landgemeinde die finanziellen Ressourcen der traditionellen Dorfgemeinde.

Angesichts neuer gemeindlicher Herausforderungen fiel es ihr dagegen schwer, ihre Verantwortung gegenüber den z.T. zugezogenen Häuslingen zu akzeptieren. Im Zuge des steinigen, mühsamen Ausbaues des örtlichen Schulwesens etwa wurde als Argument gelegentlich vorgebracht, die Eltern zahlreicher Kinder wären ja gar keine echten Weender, so daß man für deren Schulbildung eigentlich nicht herangezogen werden könne.

Für die Gruppe der Weender Unterschicht wirkte sich die Dominanz der traditionellen Elite allerdings auf einem anderen Feld weitaus problematischer aus, nämlich auf dem Feld des Heimatrechts und des Trauscheinwesens. Auf der Grundlage der hannoverschen Domizilordnung konnte die Gemeindevertretung lange Zeit direkt und unmittelbar in das Leben dieser Menschen eingreifen und es kontrollieren. Auch wenn schließlich das Ziel dieser Kontrolle, nämlich die Mobilität der Menschen zu beschränken, nicht erreicht wurde, auch auf deren generatives Verhalten offenbar kaum eingewirkt werden konnte, so hatte dieser Zugriff auf das persönliche Leben dennoch Folgen. Er trug erheblich zur sozialen Unsicherheit dieser Familien bei und ließ sie allein mit den sozialen Lasten der zunehmenden Mobilität.

Hinsichtlich des Industrialisierungsprozeß im engeren Sinne blieb die innerdörfliche Vormachtstellung der Bauern, Gastwirte und Handwerker wenig bedeutungsvoll. Zwar läßt sich fragen, ob beispielsweise der Streit der Gemeinde mit dem Göttinger Kaufmann und Fabrikanten Georg Laporte um seine Wollwarenfabrik am Weendespring allein aus der Furcht vor gesundheitlichen Schäden hervorgegangen war, oder ob bei der Ansiedlung einer neuen Fabrik weitere soziale Verschiebungen befürchtet wurden. Das muß jedoch dahingestellt bleiben. In jedem Fall aber stieß die Gemeindevertretung hier an die Grenzen ihrer Einflußmöglichkeiten.

Neben dem Umstand, daß die Weender Industrialisierung im institutionellen Gehäuse einer dörflichen Gemeinschaft sich entwickelte, muß auf eine weitere Grundtatsache des Weender Weges in das Industriezeitalter hingewiesen werden: nämlich der Herrschaftswchsel vom Königreich Hannover zur preußischen Provinz. So lagen die Anfänge der Industrialisierung Weendes in der Zeit des Königreichs Hannover, während die Schwelle zum Arbeiter- und Industrievorort, der industrielle Durchbruch also, in die Zeit des Kaiserreiches fiel.

Allgemein gilt, daß von der Gründung des Kaiserreiches mit seinem einheitlichen Wirtschaftsraum wirtschaftliche Wachstumsimpulse ausgingen und die industrielle Durchdringung der Gesellschaft sich vollendete. Auch für Weende läßt sich feststellen, daß seit 1871 die soziale und wirtschaftliche Entwicklung neue Impulse brachte, so daß der Ort am Vorabend des Ersten Weltkrieges unverkennbar die Konturen eines Arbeiter- und Industrieortes mit urbanen Zügen aufwies. Als Zeitraum mit einer besonderen wirtschaftlichen Dynamik treten dabei die beiden Jahrzehnte vor und nach der Jahrhundertwende hervor. Wie korrespondierten in dieser Zeit sozioökonomischer und institutioneller Wandel miteinander? Welche Rolle spielt dabei der Herrschaftswchsel des Landes Hannover zur preußischen Provinz?

Wie bereits erwähnt, fanden in dieser Zeit der „Weender Hochindustrialisierung“ noch auf der Grundlage der hannoverschen Gesetzgebung die Umgestaltung der Agrarverhältnisse und der Wandel von der Dorfgemeinde zur modernen Landgemeinde ihren Abschluß. Letzteres drückt sich nicht allein darin aus, daß der Gemeindeausschuß wenigstens in Ansätzen zu einem repräsentativen Selbstverwaltungsorgan wurde, sondern auch darin, daß eine Fülle neuer Aufgaben zu bewältigen war, die sich aus den veränderten sozialen Bedingungen des örtlichen Lebens ergaben. Sie brachten eine Modernisierung des öffentlichen Alltagslebens und trugen zur Verbesserung der Lebensqualität bei; Stichworte sind: Elektrifizierung, Wasserversorgung, Gesundheitswesen. Eine neue Form der Arbeitsorganisation der innerhalb der Gemeindeverwaltung entstand: die Kommission.

Im Hinblick auf die Verzahnung sozioökonomischen und institutionellen Wandels in dieser Phase der Weender Industrialisierung stellt sich die Frage, inwiefern möglicherweise die neue Weender „Führungsschicht“, die Fabrikanten, Einfluß auf die kommunale Selbstverwaltung nahmen. Immerhin saß 1871 der Fabrikant Adolf Eberwein im Gemeindeausschuß, 1894 Reinhard Rube und 1901 waren drei Fabrikanten in diesem Gremium anzutreffen: Lütgens, Witte und Eberwein. Für sie alle war mit Sicherheit das Thema der Modernisierung, wie sie um die Jahrhundertwende auf der Tagesordnung stand (besonders die

Wasserversorgung) von einiger Bedeutung. Sie werden ihre Position genutzt haben, um die Standortbedingungen ihrer Unternehmen zu verbessern.

Hier ist nun der Ort, um auf die Bedeutung kommunaler Institutionen für eine spezielle Ausprägung industrieller Produktionsweise zu sprechen zu kommen, wie sie von den Wirtschaftswissenschaftlern Sabel/Zeitlin mit dem Begriff „flexible Spezialisierung“ beschrieben wird. Tatsächlich läßt sich in gewisser Weise die Weender Pergamentpapierfabrik Rube zu diesem Industrialisierungstyp zählen. Denn der dynamische Wachstumsimpuls dieses Unternehmens rührte daher, daß das Unternehmen sein Warenangebot immer weiter differenzierte, entsprechend den sich differenzierenden Bedürfnissen seiner Kunden. So wurde das Pergamentpapier je nach den Wünschen der Abnehmer zugeschnitten und bedruckt. Das erforderte natürlich Flexibilität in der Produktion und in der inneren Organisation der Arbeitsabläufe. Auch engagierte sich der Fabrikant Rube wenigstens zeitweise kommunalpolitisch und war Mitglied des Gemeindeausschusses. Inwiefern aber diese Einflußnahme über ein allgemeines, wenn auch durchaus wichtiges Bemühen um eine Verbesserung des Standortes seiner Fabrik hinausging, läßt sich nicht beurteilen. Interessant wäre es natürlich in diesem Zusammenhang, Einblick in die kommunikativen Beziehungen der örtlichen Fabrikanten untereinander zu gewinnen, was aber auf der Basis der vorhandenen Quellen nicht möglich ist.

Die eben angesprochenen institutionellen Veränderungen Weendes in der Zeit, in der es die Schwelle zum Arbeiter- und Industrievorort überschritt, wurzelten letztlich noch im hannoverschen Reformwerk. Sie blieben also von dem Wechsel Hannovers zur preußischen Provinz wenig berührt. Spürbarer wurde dieser Wechsel allerdings im Hinblick auf die Mobilität der Menschen. Die Fabrikanten Rube und Albrecht, die ja keineswegs hannoversche Landeskinder waren, konnten ihre Funktion als Keilriemen zwischen industriell bereits fortgeschrittener Wachstumsregionen und dem Nachzügler als Übermittler von Wissen und Erfahrung nur unter den Bedingungen der Freizügigkeit wahrnehmen. Auch die Weender Arbeiterbevölkerung, und damit ökonomisch gesprochen der Standortfaktor Arbeitskräfte, wuchs durch den Zustrom von Menschen unterschiedlichster Herkunft. Und eine echte Zäsur im Übergang Hannovers zur preußischen Provinz wird im Bereich des Schulwesens sichtbar. Die Weender Schule erhielt in dieser Zeit deutliche Impulse zur Modernisierung. Das gilt zum einen für den organisatorischen Ausbau, also für die Einrichtung neuer Schulräume und weiterer Lehrerstellen. Vor allem gilt es aber auch im Hinblick auf die inhaltliche Gestaltung des Lernstoffes. Der Lehrplan wurde nun energisch vom religiösen Ballast befreit.

Die Herausforderungen, die der soziale und wirtschaftliche Wandel des Ortes an eine notwendige Modernisierung des gemeindlichen Zusammenlebens stellte,

traten mit dem Ausbruch der Typhuseuche kurz vor der Jahrhundertwende für etliche Weender noch einmal leidvoll zu Tage. Eine Mischung aus finanzieller Überforderung des Gemeindeverbandes, aus Ignoranz von Teilen der Gemeindevertretung sowie ein allgemeines schicksalergebenes Phlegma verzögerten hier den dringend erforderlichen Anpassungsprozeß. Dabei läßt die Episode um eine Desinfektionsmaßnahme erahnen, wie zwiespältig öffentliche Gesundheitsvorsorge von der Bevölkerung empfunden werden konnte.

Ferner muß auf ein weiteres Feld gesellschaftlichen Wandels aufmerksam gemacht werden: die tiefgreifende Veränderung des geistig-kulturellen Lebens, in dem sich ein grundlegender Wandel der Lebenseinstellung und Weltauffassung spiegelt. Am sichtbarsten tritt dieser Wandel dort in Erscheinung, wo er wiederum selbst zur öffentlichen Einrichtung wird: im Vereinsleben, in der Arbeiterbewegung und im kirchlichen Leben.

Dieser Wandel führte zu einer gesellschaftlichen Identitätsfindung und Emanzipation der ehemaligen Unterschichten im Rahmen der Arbeiterbewegung. Charakteristisch für diesen Prozeß in Weende war zweierlei: Erstens gab es einen außerordentlich hohen Organisationsgrad der Weender Arbeiterschaft. So galt Weende im Göttinger Umland stets als Zentrum der regionalen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung. Zweitens zeigte sich dieser Organisationswille vornehmlich in der eher unpolitischen Gestalt des Arbeiterbildungsvereins. Zwar gab es anlässlich der Reichstagswahlen sogenannte Wahlvereine, doch erst 1912 wurde in Weende selbst ein SPD-Ortsverein gegründet. Bis dahin organisierte sich der politisch aktivere, bewußtere Teil der Weender Arbeiterschaft in der Göttinger SPD. Für diesen Charakter der Weender Arbeiterbewegung werden sicherlich die doch auch wieder ländlichen Lebensumstände der Arbeiter verantwortlich gewesen sein. Darüber hinaus wird die soziale Überschaubarkeit eines kleinen Ortes eine Rolle gespielt haben, in der Arbeiter und Fabrikant zwar in großer sozialer Distanz, aber räumlich doch nahe beieinander lebten.

Als sprechendes Bild der Mentalität der Weender Arbeiterschaft können zwei Ehrenurkunden verstanden werden, die der Textilarbeiter August Jäger in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts erhielt. Als Mann der ersten Stunde hatte ihm 1905 der Arbeiterbildungsverein mit einem repräsentativen, im bürgerlichen Jugendstil gehaltenen Ehrendiplom für seine 20jährige Tätigkeit als Kassier des Vereins gedankt. Nur ein Jahr später ehrte ihn nun sein Arbeitgeber, der Textilfabrikant Eberwein, ebenfalls mit einem Ehrendiplom. Unter dem Motto „Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis“ dankte der Fabrikant seinem

Arbeiter „Für Treue in der Arbeit“.⁶⁷⁹ Sowohl die eine wie die andere Ehrung wird August Jäger mit Stolz entgegen genommen haben.

Eingangs wurde auf die Grundtatsache aufmerksam gemacht, daß der Weg Weendes in das Industriezeitalter im institutionellen Rahmen eines Dorfes seinen Anfang nahm. Abschließend kann nun vermerkt werden, daß sich diese Institution Dorf als räumlich umgrenzte, in sich geschlossene Lebenswelt trotz des tiefgreifenden sozialen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandels der Zeit hat behaupten können. Zwar stand das Dorf als Institution am Vorabend des Ersten Weltkrieges auf ganz anderen Füßen als zu Beginn des 19. Jahrhunderts; es hatte sich so verändert, daß der Pastor den Ort mit den Worten charakterisierte, es sei zwar dem Namen nach ein Dorf, tatsächlich aber eine Arbeitervorstadt. Dennoch: Trotz der städtischen Züge war Weende ein Dorf geblieben, eine Arbeits- und Lebensgemeinschaft seiner Bewohner. An die Stelle der ländlichen Arbeit, der Bestellung von Acker und Garten, war die Fabrikarbeit getreten; und statt eines traditionell-bäuerlichen Selbstverständnisses des Dorfes prägte nun überwiegend die Arbeiterbewegung das Selbstverständnis der Einwohner. So wurde der Weender Arbeiterbildungsverein wie die zahlreichen Sport- und Geselligkeitsvereine zu den Säulen einer neuen, modernen dörflichen Identität. Neben der allmählichen rechtlichen Gleichstellung der Einwohner im Zuge der Entstehung der politischen Landgemeinde trug dies erheblich zur gesellschaftlichen Integration der ehemaligen Unterschichten bei.

Gesellschaftlicher Wandel und staatliches Handeln im Königreich Hannover

In der historischen Forschung ist das Königreich Hannover lange Zeit als ein rückständiger, wenig innovativer Staat angesehen und zu den industriellen Nachzüglerstaaten Deutschlands gezählt worden. Entsprechend wurde der Übergang des Landes Hannover zur preußischen Provinz als von den traditionellen Zwängen der hannoverschen Gesellschaft befreiendes Ereignis angesehen. Wir haben am Beispiel Weendes gesehen, daß der soziale und wirtschaftliche Wandel erheblich an Tempo und Rasananz im Kaiserreich gewinnt, daß dies die Zeit des industriellen Durchbruch ist. Aber bedeutet das umgekehrt, daß das Königreich Hannover wirklich ein so starrer, rückwärtsgewandter Staat war, der den Herausforderungen der Zeit nur ängstlich und zurückweisend gegenüberstand? In jüngster Zeit haben einige Landeshistoriker die Auffassung vertreten, daß diese Einschätzung der historischen Wirklichkeit kaum entspreche, sie vielmehr stark verzerre.

⁶⁷⁹ Beide Ehrendiplome sind im Besitz des Heimatkundlichen Förderverein Weende.

Die vorliegende mikroskopische Studie über den gesellschaftlichen Wandel im Zeitalter der Industrialisierung unterstreicht die Notwendigkeit, das einseitige Bild Königreich Hannover zu korrigieren. So macht die vorliegende Arbeit zunächst auf die schlichte Tatsache aufmerksam, daß es auch im Land Hannover bereits sehr früh erfolgreiche Ansätze zur Industrialisierung gab, die einer ausgeprägten gewerblichen Tradition – hier der Tuchherstellung – einzelner Regionen entsprang. Die von Kiesewetter vorgeschlagene Typologie industrieller Entwicklung heranziehend, ließe sich Weende also dem zweiten Industrialisierungstyp zuordnen: Jenen Regionen, die über eine reiche gewerbliche Tradition verfügen, so daß sie Mitte des 19. Jahrhunderts an den Kopplungseffekten industrieller Entwicklung teilnehmen konnten, die von den wirtschaftlichen Führungssektoren und -regionen ausging. Diese Impulse zur Industrialisierung wurden keineswegs wirklich durch die hannoversche, durchaus konservative Politik verhindert.

Das hing wesentlich mit den gesetzlichen Vorgaben selbst zusammen, die durch eine erheblich Zweideutigkeit gekennzeichnet waren, insbesondere mit der Domizilgesetzgebung und der Gewerbeordnung, die oft stereotyp als Zeichen hannoverscher Rückständigkeit gewertet werden. Demgegenüber führt der Blick auf die Handhabung und Praxis dieser gesetzlichen Ordnungen, wie sie am Beispiel Weendes zu beobachten war, anschaulich vor Augen, wie ambivalent und widersprüchlich diese waren. Bei genauer Betrachtung zeigt sich, wie sehr die hannoversche Gewerbeordnung letztlich zwischen den Abschließungs- und Protektionsinteressen der Zünfte und dem Interesse der Fabrikanten nach freier wirtschaftlicher Betätigung pendelte. So wurden Fabrikgründungen, trotz des Festhaltens am Zunftrecht, nicht verhindert. Allerdings prägte die ambivalente Gesetzgebung die Art und Weise industrieller Entwicklung. Die Industrie wurde in die Vorstädte verwiesen, die zum sozialen Raum der Industrialisierung wurden. Das wiederum bedeutete im Falle Weendes – wovon bereits die Rede war -, daß die Industrialisierung im Gehäuse traditionell ländlicher Ordnung ihren Anfang nahm.

Ähnliches gilt auch für die Domizilordnung. Sie zielte angesichts wachsender Mobilität der Bevölkerung darauf, den unteren Bevölkerungsschichten eine gewisse, jedoch kontrollierte Freizügigkeit zu ermöglichen. Wie sich in Weende nachvollziehen ließ, war dies auch zeitweilig der Fall. Bemerkungen des Klosteramtmanes Lueder über die „frühere“ großzügige Vergabe von Zuzugsgenehmigungen sowie die Bemerkung des späteren Bauermeisters Güntge über die Bedeutung der Zuzugsgelder für die Gemeindekasse lassen dies vermuten. Mit der Zuspitzung der sozialen Lage Weendes seit den 40er Jahren wurde die Domizil-

ordnung in den Händen der Gemeindevertretung schließlich zu einem rigiden bevölkerungspolitischen Instrument.

Wie das Beispiel Weendes zeigt, war dieses auf den ersten Blick so mächtige Instrument jedoch nicht sehr wirkungsvoll, wenn auch nicht ohne Konsequenzen. Aus der Weender Perspektive bleibt es eine offene Frage, wie die Domizilgesetzgebung tatsächlich auf die industrielle Entwicklung eingewirkt hat. Mit Sicherheit hat sie das Leben der Unterschichten, d.h. der frühen Arbeiterschaft beeinflusst. Aber die Ansicht, die Schmiechen-Ackermann in seiner Studie über die Lindener Arbeiterschaft äußert, daß „die Entwicklung der Fabrikindustrie durch die eingeschränkten Möglichkeiten nach Bedarf auch langfristig Arbeiter an den Fabrikort zu ziehen,“ erschwert wurden, findet in Weende keine Bestätigung.⁶⁸⁰

Insgesamt legt die Analyse der Praxis staatlichen Handelns in Weende folgende Einsichten nahe: Als Folge der Ambivalenz des hannoverschen Reformgesetzes, das zwischen liberaler und traditionalistischer Einstellung schwankte, zwischen notwendiger Reform und protektionistischen Interessen, werden die lokalen und mittleren Behörden der hannoverschen Verwaltung, die Ämter und Landdrosteien, zu wichtigen staatlichen Entscheidungsträgern. Ihnen eröffneten sich erhebliche Handlungsspielräume, die sie zu Schaltstellen wirtschafts- und sozialpolitischer Entscheidungen machte.

Vergegenwärtigt man sich unter diesem Aspekt noch einmal kurz den Streit um die Weender Wollwarenfabrik am Weendespring, so hinterläßt dies verschiedene Eindrücke: Zum einen ist eine Zurückhaltung der Behörden zu spüren, sich überhaupt in den Streit einzumischen, also eine Lenkungsaufgabe zu übernehmen. Zum anderen führte dieser relativ große Handlungsspielraum der Bürokratie hier zu einer gewissen Konfusion zwischen den einzelnen behördlichen Instanzen. Andererseits drängt sich die Frage auf, ob die Landdrosteien eher zu einer liberaleren, die lokalen Ämter dagegen eher zu einer konservativen Haltung neigten. Waren die Landdrosteien innerhalb der hannoverschen Bürokratie möglicherweise Träger von Modernisierung und wirtschaftlichen Liberalisierung? Auf der Ebene der dörflichen Verwaltung, die von der traditionellen Dorfelite dominiert wurde, wurden die Handlungsspielräume eindeutig in Interesse der eigenen sozialen Gruppe genutzt.

Natürlich können diese hier geäußerten Einschätzungen lediglich Vermutungen sein, die an die Analyse dieses konkreten historischen Beispiels anknüpfen. In jedem Fall aber machen sie darauf aufmerksam, daß eine Beurteilung der hannoverschen Industrialisierungs- und Modernisierungspolitik die Praxis staat-

⁶⁸⁰ Schmiechen-Ackermann, Die Anfänge der Lindener Arbeiterschaft, S. 336.

lichen Handelns gerade auf der unteren Ebene der Bürokratie miteinbeziehen muß. Deshalb, weil der ambivalente Charakter der hannoverschen Reformgesetzgebung, lavierend zwischen der Einsicht in die Notwendigkeit gesellschaftlichen Wandels und einem traditionalistischen Bewahrenwollens, die konkrete Entscheidung konsequent an die unteren und mittleren Behörden delegierte. Als ein Beispiel dafür, wie intensiv auf dieser Ebene darüber diskutiert wurde, wie der Staat angemessen auf die sozialen und wirtschaftlichen Herausforderungen reagieren sollte, lassen sich im übrigen auch die Denkschriften des Klosteramtmannes Lueder aus dem Hungerwinter 1846/47 lesen. Ähnlich wie hinsichtlich des Streites um die Laportese Wollwarenfabrik gewinnt man auch hier den Eindruck, als seien die Landdrosteien im Königreich Hannover die institutionellen Träger einer gewissen Öffnung des Landes für Industrialisierung und Modernisierung.

Man kann diese Zwiespältigkeit und Uneindeutigkeit der hannoverschen Reformbestrebungen als ängstliches Zögern und Zaudern gegenüber den gesellschaftlichen Herausforderungen der Zeit interpretieren. So geschah es lange Zeit in der historischen Forschung. Ebenfalls ein recht negatives Urteil fällt auch Schmiechen-Ackermann in seiner Studie über die Anfänge der Lindener Arbeiterschaft. Zwar hebt auch er die Ambivalenz der Wirtschafts- und Sozialpolitik im Königreich Hannover hervor. Am Ende aber kommt er zu dem Ergebnis, daß der „Versuch, eine hannoversche `Nationalwirtschaft` aufzubauen, scheiterte. Durch die Einverleibung in den preußischen Staat fanden die in den Bereichen der Bevölkerungs-, Sozial- und Gewerbepolitik nicht tragfähigen Konzepte hannoverscher Politik ein Ende“.⁶⁸¹

Aus der Perspektive der vorliegenden Studie läßt sich nun fragen, ob das „Konzept der hannoverschen Politik“ wirklich so wenig tragfähig war. Denn – wie die Analyse des Weender Weges in das Industriezeitalter zeigt –, ermöglichte die Ambivalenz der hannoverschen Reformgesetzgebung mit der Tendenz, die Entscheidung an die unteren Organe der Bürokratie zu delegieren, eine große Flexibilität und Anpassungsfähigkeit staatlichen Handelns. Für einen großen Flächenstaat mit recht unterschiedlichen regionalen wirtschaftlichen und sozialen Regionen, kann dies eine durchaus angemessene Politik gewesen sein. Andererseits läßt die Entwicklung Weendes zum Industrie- und Arbeitervorort auch erkennen, daß es die Zeit des Kaiserreiches war, in der sich die sozialen, ökonomischen und institutionellen Veränderungen so verdichteten, daß nun die Schwelle zur

⁶⁸¹ Schmiechen-Ackermann, Ländliche Armut und die Anfänge der Lindener Fabrikarbeiterschaft, S. 339.

modernen Industriegesellschaft überschritten wurde. Insgesamt erscheint die industrielle Entwicklung sowie die Reform von Staat und Gesellschaft im Königreich Hannover als deutlich gebremste, aber nicht unbedingt gescheiterte Entwicklung. Dank der möglichen Flexibilität staatlichen Handelns besonders auf der mittleren und unteren Ebene der Verwaltung ist es auch diesem gemeinhin als Nachzüglerregion betrachteten Territorium möglich, den Anschluß an die im Modernisierungsprozeß fortgeschrittenen Regionen zu gewinnen. Anders wäre die im Kaiserreich zu beobachtende rasante industrielle Entwicklung auch nicht denkbar gewesen.

Anhang

Quellendokumentation zu Seite 79-119: Aus dem Hungerwinter 1846/47⁶⁸²

1. NHStAH, Hann 94, Nr. 324, Bd. 4.

Schreiben des Weender Pastors Ahlborn vom 8. Dezember 1846 an die königliche Klosterkammer Hannover

An hohe königliche Kloster Cammer in Hannover

Gehorsamste Bitte von Seiten des Pastor Ahlborn für die Armen in seiner Gemeinde Weende

Die Zahl der Armen in Weende ist nach dem Verhältniß wohl fast größer als in irgend einem anderen Orte, und obgleich im Ganzen hier viel Barmherzigkeit geübt wird, so reichen doch weder die unbestimmten Liebesgaben der Einzelnen noch die regelmäßigen Unterstützungen aus der hiesigen Armen Casse hin, für gewöhnlich die dringendsten Bedürfnisse der Armuth zu befriedigen. Was soll es nun aber vollends erst werden, in besonderen Zeiten der Noth und des Mangels, wie sie gegenwärtig sich schon zeigen und für den Winter und Frühling noch fühlbarer und ernster uns anzutreten drohen. Mit wahrer Besorgniß sehe [ich] meiner geringen Brüder wegen der Zukunft entgegen. Die Kartoffeln, durchschnittlich sprasam eingekommen, sind in manchen Familien leider schon verzehrt, und die Brotfrüchte sind so hoch im Preise, daß recht viele gar nicht im Stande, davon für sich und die Ihrigen nur zur äußersten Nothdurft zu kaufen.

Wahrlich! einen Jeden der Gelegenheit hätte wie ich, wahrzunehmen, wie Väter und Mütter die sonst ohne Beihülfe anderer, durch ihrer Hände Arbeit die Ihrigen rethlich ernährten, jetzt schon gezwungen werden, oft mit Thränen in den Augen, um eine milde Unterstützung zu bitten; wahrzunehmen, wie manche arme Kinder

⁶⁸² Leseanleitung: Bei der Transkription der vorliegenden Quellen wurde die Orthographie der Originale beibehalten. Gleichfalls wurden Unterstreichungen und Hervorhebungen einzelner Absätze durch Einrücken oder Vorziehen beibehalten. Wie bereits erwähnt, sind zwei der Denkschriften des Weender Klosteramtmanes Lueder lediglich in einer Vorschrift erhalten, die schwer zu entziffern ist. An dieser Stelle möchte ich ausdrücklich Herrn Wiard Hinrichs danken, der meine Transkription überprüfte und mir mit seiner Kunstfertigkeit im Lesen alter Handschriften half, schwierige Teststellen der Kladden Lueders zu entziffern. Auflösungen von Abkürzungen sind in eckigen Klammer angegeben z.B.: OBR [Oberbausrat].

jetzt schon zuweilen ganz nüchtern zur Schule geschickt werden und bis 11 Uhr Mittags ohne ein Stücklein Brot bleiben müssen, – wahrlich, einem jeden würde es durchs Herz gehen! Ja die Noth ist schon groß und droht erst noch recht groß zu werden; und es thut daher eine besonders durchgreifende Hülfe Noth; und diese möchte wohl am sichersten durch Darreichung von Naturalien geboten werden können. Darum erlaube ich mir, Namens unserer Armen und Nothleidenden, die freilich schon oft und in reichem Maaße von hoher Königlicher Kloster Cammer huldvoll bedacht worden, was mit dem wärmsten Danke anerkannt wird. Die gehorsamste und dringende Bitte:

Hohe Königl. Kloster Cammer wolle für die Dauer des jetzigen Nothstandes wöchentlich ein Quantum Roggen vom hiesigen Zinsboden aus erbarmender Liebe zur Erquickung unserer Armen hochgeneigtest verwilligen.

Gern bin ich bereit, dasselbe verbacken zu lassen um auf diese Weise mehreren Familien wenigstens ein oder zweimal wöchentlich sättigen zu können; und einer baldigen hochgeneigtesten Bitte vertrauensvoll entgegengehend verharret mit ganz besonderer Devotion

Eines hohen Collegii gehorsamst Ch. Ahlborn.

Weende, den 8. Dec[em]b[er]. 1846

2. NHStAH, Hann 81, 19, 3207

Reskript der königlichen Klosterkammer Hannover an das Klosteramt Weende vom 11. Dezember 1846

Pr[aesentotum] 13.Dec[ember] 1846

Im demnächst zu erwiedernden Anschlusse theilen Wir dem Klosteramte Weende eine Vorstellung des Pastors Ahlborn zu Weende wegen Unterstützung der Armen in seiner Gemeinde mit, und wollen darüber einer gutachtlichen Ansicht des Klosteramts, mit einer Angabe dessen, was von Seiten der Gemeinde selbst und aus dortigen Armen– oder öffentlichen Mitteln geschieht, einer Zusammenstellung der Unterstützungen an Korn, Holz und Geld, welche jetzt schon aus Unsern Mitteln gegeben werden, und einer Äußerung, ob im Laufe des Winters sich Gelegenheit zu extraordinärem Arbeits-Verdienst für Hülfbedürftige eröffnen läßt, erwarten.

Hannover den 11. Dec[em]b[er]. 1846

Königliche Hannoversche Kloster-Cammer

gez. v. Lochausen

3. NHStAH, Hann 81, 19, 3207

*Reskript der Klosterkammer an den Klosteramtman in
Weende vom 12. Dezember 1846.*

Pr[aesentotum] 16. Dec[ember] 1846

Durch die herrschende große Theuerung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse wird die Besorgniß begründet, daß unter der arbeitenden und nicht angesessenen Classe der Einwohner im Laufe des bevorstehenden Winters und Frühjahrs ein Nothstand herbeigeführt werden könne.

Durch die Bewilligung von Unterstützungen aus öffentlichen Cassen, an welchen stets in beschränkter Maaße nur altersschwache und arbeitsunfähige Personen Theil nehmen dürfen wird jene Besorgniß nicht beseitigt werden können. Dagegen wird es von wesentlichem Nutzen sein, wenn den Arbeitsfähigen im Laufe des Winters und des bevorstehenden Frühjahrs Gelegenheit zur Thätigkeit und zum Erwerbe dargeboten wird. Um diesen Zweck so viel als thunlich zu erreichen, sind Wir bereit, vorzugsweise an solchen zur Kloster Verwaltung in Beziehung stehenden Orten, wo sich eine bedeutende Anzahl besitzloser und an Gelegenheit zum Erwerbe Mangel leidender Arbeiter und Tagelöhner befindet die Ausführung oekonomisch nützlicher und zweckmäßiger klösterlicher Arbeiten zum Behuf der Anlegung oder Verbesserung von Wegen, Ziehung von Gräben etc. zu begünstigen und die dazu erforderlichen Gelder, soweit unsere Mittel reichen disponibel zu machen.

Indem Wir das Klosteramt hiervon in Kenntniß setzen, fordern Wir dasselbe auf, Uns zur Einreichung des bezeichneten gemeinnützigen und wohlthätigen Zwecks behülflich zu sein, und erwarten sobald als thunlich die Einbringung dahin gerichteter Vorschläge.

Dem Königlichen Oberforstamte haben Wir eine Abschrift des gegenwärtigen Ausschreibens zugehen laßen, um dessen Mitwirkung bei dieser wichtigen Veranlassung in Anspruch zu nehmen.

Hannover den 12. Dec[em]b[er]. 1846.

Königliche Hannoversche Kloster-Cammer

gez. v. Lochausen

4. NHStAH, Hann 81, 3207

*Antwortschreiben (Kladde) des Weender Klosteramt-
mann Lueder vom 27. Dezember 1846*

der 27. Xbr. [Dezember] 1846

An K. Kloster Cammer

die von dem Pastor Ahlborn erbetene Unterstützung an Brotkorn für die Armen.

Den mittelst hohen Resc[ripts] vom 11.d[es] M[onats] befohlenen Bericht über das angeschl[ossene] Gesuch des Pastor Ahlborn hiers[elbst] um Bewillung von Rocken zum Verbacken für die Armen erstatte ich in folgendem Bericht

So viel

I. das Bedürfniß einer solchen Unterstützung betrifft, so ist der hies. Nothstand in dem Gesuche leider nicht mit zu grellen Farben geschildert. Wenngleich ich seit einer langen Reihe von Jahren, an verschiedenen Orten, u unter verschiedenen Verhältnissen, ja selbst in dem wegen seiner Armuth bekannten Amte Hertzberg, Gelegenheit hatte, den Nahrungs Betrieb der LandLeute u. ihre häuslichen Verhältnisse zu beobachten, so habe ich doch an keinem Orte eine so allgemeine Verarmung, insonderheit unter der Claße der HandArbeiter, angetroffen, wie hier.

Der hies. Ort enthält in 135 Feuerstellen etwa 1500 Seelen. – Wenn ohnlängst in der Frankfurter Zeitung mitgetheilt wurde, daß von den 9000 Einwohnern der Stadt Hanau 3000, oder $\frac{1}{3}$, der Unterstützung bedürfe, so ist das Verhältnis in der hiesigen Gemeinde noch weit ungünstiger. Nicht allein, daß bey einer genauen Prüfung hier gewiß $\frac{2}{3}$ sämtlicher Einwohner als der Unterstützung bedürftig sich herausstellen würden, sondern es würde sich auch ergeben, daß gar Viele der übrigen, wenn sie auch sich u ihre Familie durch ihrer Hände Arbeit nothdürftig zu ernähren vermögen, doch nicht die Mittel besitzen, irgend wirksam zur Unterstützung ihrer ärmeren MitEinwohner bey zu tragen.

Der hiesige Armenfonds hat nur folgende Einnahmen:

1. Capital Zinsen - 5 T[aler] 11 gg [Groschen]
2. aus den wöchentlichen Sammlungen im Jahre etwa 30 T[aler] - 40 T[aller]
3. aus dem Klinge Beutel 26-30 T[aller] wovon aber für 26 arme Kinder das Schulgeld bezahlt werden muß
4. die sogenannte Armenspende von 9 H[im]t[en] Rocken welche auf Martini aus hies[igen] Register zur Vertheilung unter 18 der ärmsten Einwohner verabreicht wird.

Den anscheinend geringen Betrag ad 2. der wöchentl[ichen] Sammlungen erläuterte der Pastor Ahlborn damit, daß die meisten, ja wohl sämtliche Wohlhabenden oder dem Honoratioren Stande angehörige Einwohner eine Anzahl HausArme wöchentlich direct unterstützten, und er glaubte bezeugen [zu] müssen, daß den hies. wohlhabenderen Einwohnern ein Mangel an Wohlthätigkeit nicht vorgeworfen werden könne. Das hiesige Verhältniß der Unterstützungs Fähigen zu den Unterstützungs Bedürftigen ist schon so ungünstig, daß auch die befriedigendste Wohlthätigkeit der Ersteren doch nicht im Stande ist, einem so allgemeinen Nothstande abzuhelfen.

Die Wahrnehmung der unverkennbar von Jahr zu Jahr fortschreitenden Verarmung des hiesigen Ortes u die Erwägung der unvermeidlichen Folgen dieses Zustandes, haben mich schon oft veranlaßt, die Ursachen dieses Übels zu erforschen, und indem die Mildthätigkeit der K. Kloster Cammer so oft von hies. Armen in Anspruch genommen wird, glaube ich, diese Verhältnisse näher erläutern zu müssen.

1. Die Zahl der wohlhabenden hies. Einwohner, die vermöge eines größeren Wirthschafts Betriebes zur Unterstützung der handarbeitenden Claße bey tragen könnten, hat sich seit den letzten 20 Jahren sehr vermindert. Eigentliche Bauern, oder bäuerliche Besitzer eines solchen Areals, worauf Pferde zu halten wären, – deren ich vor 20 Jahren noch mehrere hier fand, – sind jezt nicht mehr vorhanden, insofern man den Gutsbesitzer, Rathspächter u Branntweinbrenner Abich, den O[ber]V[ogt] Nachtigall, der nach u nach einen LandComplex auf 4 Pferde angekauft hat, u dessen Sohn, der Ackerbau, Gastwirthschaft u. Frachtfuhrwerk betreibt, nicht wohl zu solchen Bauern zählen kann.

Mehrere größere LandComplexe auswärtiger Besitzer, welche früher von hiesigen Einwohnern pachtweise bewirtschaftet wurden, sind in neuester Zeit dismembirt u. einzeln verkauft.

Mehrere der größeren hiesigen LandBesitzer, die vor 20 Jahren zu den wohlhabenderen hies. Einwohnern gehörten, u 4 bis 6 Pferde hielten, – z.B. Grünekle, Hartung, Lange, Hornhard, von Roden, Grube, Reiter pp – sind verstorben, ihr LandBesitz ist unter ihren zahlreichen Nachkommen vertheilt oder dismembirt. Ein eigentlicher Bauer, der ein Gespann Pferde hielte, ist jezt nicht mehr hieselbst vorhanden, wie wohl die hies. Feldflur incl[usive] Deppoldshausen über 2000 M[orgen] enthält. Zur Verminderung der bespannten Einwohner, die allenthalben die wohlhabendere Classe zu bilden pflegen, hat es sehr mitgewirkt, daß seit den letzten 20 Jahren das Benutzen der Kühe zum Anspannen so sehr u auf eine so misbräuchliche Weise überhand genommen hat.

Geschähe solches nur von denjenigen, welche Land genug besitzen, um überhaupt vernünftiger Weise Anspannung darauf halten zu können, so möchte dieses Verfahren als ein Fortschritt zu betrachten seyn. Unter den seit 20 Jahren hier entstandenen vielen KuhAnspannern finden sich aber nur wenige, welche auf ihrem Landbesitz Anspannung halten können. Viele halten 2 Zug Kühe, ohne ein Quadratrute eigenen Grundbesitz, vielleicht nur auf ein paar Morgen Pachtlandes, u zu dem Zweck, mit ihren 2 Kühen LohnArbeiten zu verrichten.

Diese Leute ernähren ihre Kühe von fremden Eigenthum. Während des Sommers ziehen sie bey eintretender Dunkelheit – trotz aller Verbote des Strichhütens – hinaus, um ihre Kühe auf fremden Wiesen oder KleeAckern zu sättigen, einen Sack um die Schultern geschlungen, gleichsam zum Schutz gegen den Thau oder die Kälte der Nacht, in Wahrheit aber, um ihn mit entwendetem Grünfutter gefüllt wieder mit zu Hause zu nehmen. Für den Winter sammeln sie den FutterBedarf da, wo sie nicht geerntet haben, selbst mit Anwendung ihres Fuhrwerkes, wie tägliche Erfahrung zeigt, vertrauend auf die jetzige freiere StrafGesetzGebung u deren noch humanere Anwendung.

So wie diese Art von Kuhbauern eine Geißel für den Ort sind, so beeinträchtigen sie auch das Bestehen und den Verdienst der eigentlichen Bespannten. Es ist eine bekannte Sache, daß die gewöhnlichen BauernWirthschaften eines gewissen NebenVerdienstes durch LohnArbeit mit dem Spann zu ihrem Bestehen nicht entbehren können. Dieser Verdienst wird ihnen durch solche unberufene KuhAnspanner entzogen, und um so gewißer, je niedriger diese, in Folge der wohlfeileren Unterhaltung ihres ZugViehes, die LohnPreise stellen können.

Auf diese Weise wird das seegensreiche gegenseitige Hülf's Verhältniß der Bespannten zu den Unbespannten, nach welchem die Bespannten den kleinen Leuten Bau u Cartoffel Land zu geben und ihnen solches für Geld zu bearbeiten, ihr Holz anzufahren – die kleinen Leute aber diese Leistungen durch Hülfe in der Ernte abzuverdienen pflegen, zerstöhrt, u zwar zuverlässig allemahl zum Nachtheil beyder Theile und auf diese Weise sind die hies. LandBesitzenden Einwohner ziemlich allgemein in einen Zustand herabgesunken, in welchem sie, wie man zu sagen pflegt, zum Verhungern zu viel, zum Leben aber zuwenig haben.

2. Der hiesige Ort ist überfüllt mit Häuslingen, welche sich hier niederließen in Aussicht auf den täglichen Arbeits Verdienst in Göttingen. Dieser Verdienst fehlt ihnen auch nicht, so lange sie nur arbeiten können u eben deswegen mag man in früherer Zeit, wo es mit der Ertheilung der WohnScheine überhaupt nicht so genau genommen, und wo zu Gunsten der Universitäts Stadt bereitwillig jedes Opfer gebracht wurde, der Aufnahme solcher Inquilinen, welche sich mit HandArbeit in

Göttingen ernährten, in den Dörfern Weende u Grone keine Hindernisse entgegen gesetzt haben.

Leider ist dabey aber nicht daran gedacht, was aus diesen Häuslings Familien werden soll, wenn Alter oder Krankheit sie arbeitsunfähig machen u wer die Kinder erziehen u ernähren soll, wenn sie ihre Eltern, oder nur den Vater verlieren, bevor sie das arbeitsfähige Alter erreicht haben?

Solche Fälle sind hier, in Folge der örtlichen Verhältnisse, ungewöhnlich häufig eingetreten. Mehrere solche Häuslings Familien entstanden aus Dienstboten in der Stadt, indem Hausknechte, Pferdewärter bey Miethkutschern u PferdeVerleihern, Aufwärter p. sich mit Dienstmägden & Aufwärterinnen der Studenten p verheyratheten, deren phyhsische u moralische Gesundheit schon wesentlich gelitten hatte u. die schon zu sehr verwöhnt, verweichlicht u abgenutzt waren, um die schweren Anstrengungen u Entbehrungen eines ländlichen Tagelöhners noch lange ertragen zu können.

Dadurch und durch die auf solche Weise zugleich bewirkte Verschleppung der in den Städten häufig vorkommenden Laster u Krankheiten in den hiesigen Ort, ist die ganze Race der hies. Tagelöhner so entnervt u. geschwächt, wie man in ande- ren Gegenden keinen Begriff davon hat.

3. Wenngleich die Nähe von Göttingen den Tagelöhnern in den nächsten Dörfern vielfache Gelegenheit zum Arbeits Verdienst gibt, so führt sie doch auch erhebliche Nachtheile für sie herbey. – Daß auch der Häusling auf dem Lande eines gewissen Grundbesitzes nicht entbehren kann, um sich seinen Bedarf an Gemüse, Cartoffeln, Flachs p. zu erzielen, bedarf keiner Erläuterung. Die Tage- löhner größerer Oeconomien erhalten solches Land von diesen zu festen Preisen auf Abrechnung. Die zur Stadt gehenden Tagelöhner u Handwerker müssen dieses Land aber pachten, u. dabey wird ihnen die Concurrrenz der Bürger u Inquilinen zu Göttingen sehr lästig, welche in dem an die Stadtflur grenzenden Theile der hiesigen Flur die disponiblen Landstücke zu ganz übertriebenen Preisen zu pachten pflegen.

4. Eben diese Nähe von Göttingen veranlaßt ferner, daß die meisten der hiesi- gen Mädchen auf einige Jahre in Göttingen zu dienen suchen. Wie nachtheilig dieses auf ihre Sittlichkeit wirkt, geht daraus hervor, daß nicht leicht in einem Dorfe verhältnißmäßig eine größere Anzahl unehelicher Kinder wird gefunden werden wie hier.

In neuerer Zeit hat noch ein anderer Umstand mitgewirkt, die allgemeine Ent- sittlichung hier zu befördern. So wie man früher zu leichtfertig verfuhr bey

Ertheilung der WohnScheine selbst an Auswärtige, so ist man in neuerer Zeit in das entgegengesetzte Extrem verfallen und es wird die Ertheilung eines Wohnscheines, und mithin auch des Trauscheines, jetzt selbst solchen Personen versagt, welche ihre Fähigkeit zur Erwerbung ihres Unterhalts durch Arbeit genügend nachweisen, u selbst in solchen Fällen, wenn durch die Verheyrathung dem Scandal einer unehelichen Geburt vorgebeugt oder wenn gar mehreren von den selben Eltern erzeugten Kindern dadurch der Vater u Versorger gesichert werden soll.

Dadurch sind am hies. Orte wilde Ehen, in denen 4-5 Kinder erzeugt sind, eine so wenig seltene Erscheinung; solche Frauenspersonen fallen mit ihren Kindern später in der Regel der Gemeine zur Last, wenn der Vater endlich davon geht u diese junge Brut bildet dann einen bedauernswerthen Bestandtheil der nächsten Generation. Nimmt man nun noch hinzu, daß die religiöse Bildung u der Schul-Unterricht am hiesigen Orte während einer längeren Reihe von Jahren in gedoppelter Hinsicht mangelhaft war, einmahl in Folge des hohen Alters u der langjährigen Kränklichkeit des vor einigen Jahren im 88. Lebensjahre verstorbenen hiesigen Predigers, fürs andere aber weil der einzige hiesige SchulLehrer über 230 Kinder zu unterrichten hat u es allen meinen Bemühungen wie der Verwendung des Predigers u des GeneralSuperintendenten, ja selbst bey der von K. Kl[oster] Cammer zugesicherten liberalsten Beyhülfe, bisher doch nicht gelungen ist, die Besetzung eines zweiten SchulLehrers zu erwirken; so kann die allgemeine Demoralisation in sonderheit der s.g. kleinen Leute am hies. Orte wohl mit tiefen Bedauern erfüllen, aber nicht auffallend erscheinen. Armuth führt nur zu leicht zur Entsittlichung; Demoralisation aber unvermeidlich zu immer tieferer Verarmung, u von dieser schauerhaften Wechselwirkung bietet der hiesige Ort ein lebendiges Bild dar.

Endlich aber war u ist

5. der Mangel an Brennholz

an hies. Orte und die Unmöglichkeit für die hies. Einwohner, sich ihren Bedarf zu einem Preise zu verschaffen, der mit ihren Kräften u ihrem Nahrungsverdienste nur irgend in einem angemessenen Verhältniß stünde unbezweifelt eine erhebliche Ursache ihrer von Jahr zu Jahr steigenden Verarmung.

Ein angesehenener unterrichteter Darmstädtischer Staatsdiener nannte mir ohnlängst die Holznoth als eine der wesentlichsten Ursachen, welche so viele dortige Unterthanen zur Auswanderung veranlaßte.

In wie weit diese Behauptung richtig ist, kann ich zwar nicht beurtheilen; insofern aber das Brennholz, dessen auch der ärmste Tagelöhner nicht entbehren

kann, um seine Cartoffeln zu kochen u seine durchnäßten Kleidungs Stücke über Nacht wieder zu trocknen, für ihn zu den ersten Lebens Bedürfnissen gehört, so unentbehrlich, wie das Brot selbst, muß der gänzliche Mangel an diesem unentbehrlichen Bedürfnisse oder eine solche Vertheuerung desselben, die mit dem Arbeits Verdienste dieser Leute nicht im richtigen Verhältniß steht, einen Zustand herbeyführen, den sie auf die Dauer als unerträglich empfinden und der sie, – in dem er sie unvermeidlich der Verarmung entgegen führt –, wenn diese vollendet ist, oder um ihr vorzubeugen, – zum Schritte der Verzweiflung – der Auswanderung treibt.

Der gewöhnliche Tagelohn ist in Norddeutschland, u selbst in einem Theile des südlichen, allenthalben derselbe, mit Ausnahme einzelner Localitäten, wo die Nähe großer Städte, oder Fabriken, das gewöhnliche Verhältniß verrückt.

Diese Gleichförmigkeit ist so groß, daß weder der Feingehalt der gewöhnlichen Münzsorten, worin diese erstern, nach den Leistungen bezahlt zu werden pflegen, darauf einwirken. Der Tagelohn, der früher im Calenberschen 6 mg Cas[sen]M[ünze] war, betrug zur gleichen Ziet in dem benachbarten Hildesheimischen 6mg verrufene Conv[entions]M[ünze], in Preuß[en] 4gg_ , in Mecklenburg 8 ß n_ in Sachsen 4 gg Conv[entions]M[ünze] u jene 6 mg Cas[sen] M[ünze] im Calenbergschen sind nicht erhöht, seitdem auch dort der 18 tl. in den 21 tl. verändert ist der Tagelohn enthält jetzt, wie früher, dieselbe Anzahl von MünzEinheiten.

Diese Stabilität im ländlichen Arbeits Verdienste könnte nicht Statt finden, wenn nicht bey den Preisen der ersten Lebens Bedürfnisse, im Durchschnitt einer Reihe von Jahren, Erfahrungsmäßig eine gleiche Stabilität Statt fände. Darin besteht das angemessene Verhältniß des Arbeits Verdienstes des Tagelöhners zu dem Preise seiner ersten Lebens Bedürfnisse. Die unvermeidlichen Schwankungen in den Getreide Preisen, durch Conjunctionen erzeugt, kommen dabey nicht in Betracht, im Durchschnitt einer Reihe von Jahren gleicht sich die Sache aus; u wenn auch mehrjährige hohe KornPreise von den handarbeitenden Classen drückend empfunden werden können, so gewährt es doch – sobald nur Korn für Geld zu haben ist – einigen Ersatz für sie, daß hohe KornPreise den Verkehr zu beleben u den HandArbeitern mehr Gelegenheit zum Verdienst zu geben pflegen.

Hinsichtlich der Tagelöhner unentbehrlichen – Brennholzes – ist aber das früher allerdings ebenfalls bestandene angemessene Werths Verhältniß zum Arbeits Verdienst seit Anfang dieses Jahrhunderts längst aufgehoben.

Wenn auch im Allgemeinen für die ersten RohErzeugnisse, welche zu den unentbehrlichen Lebens Bedürfnissen gehören, die Preise durch das Concurrenz-Verhältniß des Vorrathes zu den Käufern regulirt werden, u. eben darin das bestehende, im mehrjährigen Durchschnitt richtige Verhältniß zwischen den GetreidePreisen u dem gewöhnlichen Tagelohne begründet ist, so ist doch das Werths Verhältniß des Brennholzes zu dem Arbeits Verdienst der untern Volks Classen in neuerer Zeit auf eine ganz andere, u – ich wage es zu sagen – willkürlichere Weise festgestellt.

Es liegt am Tage, daß der Werth des Brennholzes relativ ist, je nach dem Zweck, wozu es verwendet wird.

Der Gewerbtreibende, der Fabrikant, der BrantweinBrenner, der Eisen Hüttenbesitzer p. wird dafür willig den Preis bezahlen, wozu er es in seinem Gewerbe verwerthen kann.

Der HandArbeiter dagegen, der Brennholz zur Erhaltung seines Lebens bedarf, kann dafür – er mag sein u der Seinigen Leben zum höchsten Werthe rechnen – doch nicht mehr bezahlen, als mit seinem Arbeits Verdienst im Verhältniß steht, eben weil er nicht mehr hat.

Muß die Richtigkeit dieser Sätze zugegeben werden, wie sie Erfahrungsmäßig es ist, so folgt ferner daraus, daß der Preis des Brennholzes, der in Folge zufälliger örtlicher Verhältnisse durch die Concurrenz benachbarter Städte, Gewerbtreibender erzielt werden kann, wenigstens nicht als sein allgemeiner wahrer Werth angesehen werden kann, und daß man daher von den untern u. unbemittelten Volks Classen das Unmögliche verlangt, wenn sie das zu ihrem inneren Haushalts Bedürfniß unentbehrliche Feuerungs Material zu einem Preise bezahlen sollen, wozu die Gewerbtreibenden es vielleicht verwerthen, oder die wohlhabenderen Einwohner größerer Städte es zu kaufen im Stande sind, der aber ihre Kräfte gänzlich übersteigen würde.

Diese Sache wird für jene unbemittelten Volks Classen noch gefährlicher und verderblicher dadurch, daß bey diesem Lebens Bedürfniße nicht die Concurrenz des Verkäufer statt findet, wie z.B. bey dem BrotKorn; fast allgemein sind es nur die Domaenialwaldungen u die Forsten einzelner Güter, aus denen dem Brennholz zum Verkauf abgeben werden kann, und gleich wie die privat WaldEigenthümer nur zu gern die fiskalischen Tendenzen der neuern DomaenialForstVerwaltung sich zum Vorbilde dienen lassen, die Verwaltung aber die Resultate der Holz Licitationen, wenn auch nur durch jene Concurrenz erzeugt, als den allgemeinen wahren Werth des Materials anzunehmen gewohnt ist, werden auf diese Weise die HolzPreise für die handarbeitenden Volks Classen weit über das Verhältniß ihres

Arbeits Verdienstes erhöht, welcher doch für sie allein nur den wahren Werth feststellen kann.

Den auf diese Weise in gar vielen Gegenden Statt findenden Monopolen des HolzHandels können die Holz Bedürftigen nicht ausweichen, theils weil dieser Artikel, wo nicht schiffbare Ströhme zu Hülfe kommen, die Kosten eines weiteren Transportes nicht zu tragen vermag, theils weil die gewöhnlichen HandArbeiter auf diesem Wege ihren Bedarf doch nicht nach und nach u in kleineren Quantitäten, wie z.B. das BrotKorn, würden ankaufen können. Der Ankauf eines Klafter Holzes auf einmahl zum wahren Werthe, würde mit dem Fuhrlohne, jetzt eine Summe baaren Geldes erfordern, welche die meisten dieser Classe der Landesunterthanen vielleicht nie in ihrer Hand gehabt haben, u. welche sie von ihrem geringen täglichen Verdienste zu ersparen u einzusammeln gänzlich außer Stande sind.

Wie diese veränderten Verwaltungs Grundsätze ins Leben eingreifen, wird in vielen Gegenden des Landes notorisch nur zu tief empfunden. Daß aber dabey auch der hiesige Ort nicht unberührt geblieben ist, werden folgende Notizen ergeben.

Bis zum Anfange des Jahrhunderts, oder bis zur französischen Occupation wurde aus den hiesigen Forsten in der Regel das Holz nicht meistbietend verkauft, sondern nach vorgängiger Bewilligung aus der Hand abgegeben, zu Preisen welche nach den Umständen und dem Zweck der Abgabe fest gestellt wurden. Auf diese Weise vermochten die hies. Einwohner so ziemlich ihren Bedarf an Brennholz aus der hies. Klosterforst zu beziehen, zu einem Preise, der mit ihrem Arbeits Verdienste in Verhältniß stand.

In den 5 Jahren de 1. May 1798/1803 wurden im Durchschnitt jährlich aus der hiesigen Forst zu jenem Zwecke abgegeben:

ersparten die HolzEmpfänger in 5Jährigen Durchschnitt jährlich 212 T[aler] 2gg [Groschen]

Dagegen wurde im Durchschnitt der 5 Jahre de 1. Jul[i] 1839/44 für die kleineren hies[igen] Eingesessenen zum ermäßigten Preise u. zur Verhütung von Forstfreveln abgegeben:

die HolzEmpfänger ersparten daher durch die Verwilligungen 11 T[aler] 13 gg [Groschen]

Wenn nun bis vor etwa 40 Jahren die kleineren Eingesessenen hieselbst ihren jährlichen Brennholz Bedarf um circa 230 T[aler] wohlfeiler empfangen, als sie ihn seit dem anzuschaffen vermochten – abgesehen von den anderweiten verderblichen Folgen der durch die Holznoth vermehrten Forstfrevl, sowohl für die Frevler, wie für die Forsten – ihr Arbeits Verdienst aber derselbe blieb, so muß diese Summe erheblich genug erscheinen, um durch ihr constantes jährliches Verschwinden aus den Cassen der geringeren hiesigen Einwohner zu ihrer steigenden Verarmung wesentlich beygetragen zu haben.

Wenn vielleicht voraus gesetzt werden könnte, daß vor 50 Jahren die HolzPreise noch nicht so hoch gestanden u daher die damahligen Bewilligungs Preise damahls nicht ein so großes Opfer enthalten hätten, so würde diese Voraussetzung widerlegt u der damahligen Administration ihre volle Barmherzigkeit dadurch vindicirt werden, daß die ForstRegister aus jener Zeit fast jährlich HolzVerwilligungen auch an Gewerbtreibende, aber zu Preisen ergeben das Kl[after] von 216 über 6rt Cas[sen]M[ünze], also das jetzige Kl[after] à 144 über 4 ½ rt – welche ziemlich mit der jetzigen HolzTaxe übereinstimmen, so daß der Unterschied der damahligen u der neuern Forstverwaltung im wesentlichen nur darin besteht, daß

damahls bei der Feststellung der Preise für das aus der Forst zu verabreichende Brennmaterial, der Bedarf zu gewerblichen Betrieben von dem inneren Haushalts Bedürfnisse unterschieden wurde, jezt alles die auf den HolzLicitationen, durch Gewerbetreibende u wucherliche HolzHändler gesteigerten Preise als der wahre allgemeine wahre Werth des Brennmaterials, auch für das innere Haushalts Bedürfniß der LandLeute u. des gewöhnlichen Landwirthes angesehen zu werden pflegt.

Ew. P. geruhen es nachsichtsvollst zu entschuldigen, wenn ich über diesen Gegenstände vielleicht zu ausführlich meine Ansicht vorzutragen mir erlaubte.

Die hiesige wirkliche HolzNoth

konnte ich nicht unerwähnt lassen, weil ich mit zu großer innerer Überzeugung in ihr eine erhebliche Ursache der consequent steigenden hiesigen Verarmung, zugleich aber in den durch sie unvermeidlich u nachhaltig vermehrten Forstfreveln eine fortgesetzte Übung im Stehlen u einen Grund der steigenden Demoralisation wahr zu nehmen glaube. Habe ich mich aber in diesen Erläuterungen vielleicht zu weit führen lassen, so bin ich verleitet durch das Interesse, welches die berührten Verhältnisse, nach ihren inneren Bedeutung u ihren unvermeidlichen Folgen, erwecken müssen. Dieses Interesse nehmen sie in Anspruch, weil sie zu den

Hebeln zu rechnen sind, durch welche unverkennbar auf so manichfache Weise eine Reaction produciert u. vorbereitet wird, die bey dem Vergleiche der Vergangenheit mit der Gegenwart nur mit Kummer, – bey dem Blick in die vielleicht nur allzu nahe Zukunft nur mit Grauen erfüllen kann. Wenn hiernächst

II. in dem hohen Rescr[ipt]– vom 11. d[ieses] M[ona]ts auf eine durch extraordinären Arbeits Verdienst zu gewährende Hülfe

hingewiesen ist, so möchte darin hier weder Hülfe noch Trost zu finden sein.

Der hies. Klosterhaushalt, einige andere größere Wirthschaften, die Nähe der Stadt Göttingen p. gewährte den männlichen HandArbeitem, die FabrikBetriebe hier u in Göttingen aber auch den Frauen u Kindern – in so fern sie nur arbeiten können u wollen – hinlängliche Gelegenheit zum ArbeitsVerdienste. Damit ist aber nicht geholfen, aus folgenden Ursachen:

1. An diesem Verdienste können nur diejenigen Theil nehmen, die arbeiten können. Altersschwache, kränkliche, gebrechliche Personen, Mütter mehrerer kleiner Kinder, die ganze noch nicht arbeitsfähige Jugend, sind von diesem Verdienst ausgeschlossen, wollen aber leben; u diese bilden hier einen großen Theil dieser EinwohnerClasse.

2. Aber auch für diejenigen, die arbeiten können, steht der Verdienst nicht im Verhältniß mit den dermaligen KornPreisen, mit alleiniger Ausnahme der regelmäßigen männlichen Tagelöhner der größeren Oeconomien, die im Winter Drescher sind und um den Himten dreschen u deren Tagelohn daher im Verhältniß der KornPreise steigt. Der gewöhnliche Tagelohn eines Mannes ist beim hiesigen Haushalte 7 mg [Mariengroschen], bey Anderen nur 6 mg [Mariengroschen], einer Frau resp[ective] 6 u 5 mg [Mariengroschen]. Die Frauen und erwachsenen Mädchen, welche in den Fabriken arbeiten, verdienen für 14 Arbeits Stunden 3 bis 4 mg [Mariengroschen], u Kinder noch weniger. Damit steht 1 T[aler] 22 gg [Groschen] für den Himten Rocken u. 14-16 gg [Groschen] für den H[im]t[en] Cartoffeln nicht im Verhältniß.

Endlich tritt aber

3. der Umstand hinzu, daß es schon jezt an BrotFrüchten u Cartoffeln zu mangeln anfängt, und daher nur zu leicht eine Hungers Noth an die Stelle einer ohne Grund vorausgesetzten Verdienstlosigkeit treten kann.

Der an und für sich höchst unzulängliche ErnteErtrag an Getreide und Cartoffeln ist dadurch noch mehr u in der That in einem gefährlichen Grade vermin-

dert, da seit dem vergangenen Sommer u schon vor dieser Ernte so erhebliche Quantitäten Rocken, Weitzen u Gerste ins Ausland gegangen, Theils nach dem Rhein geführt u daß von den BranntweinBrennern des Inlandes und des benachbarten Auslandes ein sehr großer Theil der d[ieses] J[ahr] ohnehin geringen CartoffelErnte, gleich bey der Ernte auf dem Felde, durch Aufkäufer, die sich einander überboten, zu Preisen weggekauft ist, denen die s.g. kleinen Leute, vielleicht von GeldVerlegenheiten gedrängt, nicht widerstehen konnten.

Diese Käufer mietheten alle disponible Keller zur einstweiligen Niederlage ihrer Ankäufe, um sie später abholen zu laßen.

Indem ich in dem in Gemäßheit der hohen Rescr[ripte] vom 12 u 14 d[ieses] M[onats] zu erstattenden Berichte diesen Gegenstand näher erörtern werde, kann ich hier nur als eine unleugbare Thatsache annehmen, daß in der hiesigen Gegend der gewöhnliche Bedarf an BrodtFrüchten nicht geerntet ist, u ein Mangel daran hier zur nächsten Ernte umso unvermeidlicher eintreten wird, als seit den letzten 6 Monaten unablässig so enorme Quantitäten Getreide von Göttingen auf FrachtWagen nach Cassel und Witzenhausen verladen sind.

Eine Hülfe für die armen Einwohner des hies. Ortes wird daher

III. nur auf directem Wege, durch Unterstützungen mit NaturalBedürfnissen, bewirkt werden können.

Zeiten der Noth, wie die jetzige, habe ich leider schon mehr erlebt, ja selbst an hiesigem Orte, wenngleich diemahl ein Umstand hinzutritt, – die enorme Aufkäuferey der Cartoffeln für die BranntweinBrenner, und die anhaltende Ausfuhr der BrotFrüchte ins Ausland – welcher früher von der Regeirung nicht so ganz unberücksichtigt blieb, wie es bisher geschehen ist.

Bey früheren solchen Calamitäten pflegte die K. Dom[änen] Cammer Rocken von den Zinsböden u aus den Magazinen zu ermäßigten Preisen zu verwilligen, wodurch von einzelnen Ämtern, z.B. in Hertzberg, große BackAnstalten errichtet, mehrere Tausend Malter Rocken im Laufe mehrerer Monate verbacken u das Brot zu verschiedenen Preisen an die Unterthanen verabreicht wurde.

Als im Frühjahre 1831, in Folge des totalen hiesigen Hagelschlages vom 16. Juli 1831 u der ungewöhnlichen militärischen Einquartierungen, ein ähnlicher Nothstand im hiesigen Orte thätigen Beystand erforderte, ließ ich aus meinen Mitteln vom April bis zur Ernte wöchentlich 5 H[im]t[en] Rocken verbacken u das Brot nebst wöchentlich 1 M[a]lt[er] Erbsen nach einem vom Prediger u der GemeineVorgesetzten angefertigten Classification der Bedürftigen, wöchentlich 2 Mahl an 89 Erwachsene u Kinder vertheilen.

Etwas Ähnliches ist auch für das nächste Frühjahr meine Absicht, u indem ich mit dem Pastor Ahlborn mich darüber besprach, scheint bey ihm die Idee hervorgerufen zu seyn, sofort, wenn auch in geringerer Ausdehnung, zur Linderung der Noth u zu Stillung des Hungers, die Barmherzigkeit der K. Kloster Cammer anzurufen.

Indem ich die befohlene Übersicht der den hies. Eingeseßenen schon bewilligten Unterstützungen an Korn u Geld hierbey g[anz] g[ehorsamst] anschließe, geruhen Ew.P. daraus zu ersehen, daß unter dieser Rubrik de 1845/46 – 9 rtl und 4 M[alter] 3 H[im]t[en] Rocken de 1846/47 bis jetzt 21 rt u 9 M[alter] Rocken zur ausgablichen Berechnung gelangen werden,

Nach Abzug der Depu[tat] Becke u schon angewiesenen Bewilligungen werden auf dem hies. Zinsboden bis zur Hebung 1847 disponibel bleiben etwa.

14 M[a]ltr[er] Rocken.

Wenn davon für die ersten 6 Monate wöchentlich vielleicht 2 H[im]t[en] dem Pastor Ahlborn zur Ausführung seiner wohlthätigen Absicht bewilligt würden, so würden davon wöchentlich etwa 90-95 Pfund Brot nach einem vorher von dem Pastor Ahlborn, den GemeineVorgesetzten und vielleicht dem Closter Amte zu vereinbahrenden Verzeichnisse, an die Bedüftigsten vertheilt werden können.

Neben dieser BrotNoth, ist aber der hiesige Nothstand, in Folge der seit 3 Tagen eingetretenen strengen Kälte noch durch die HolzNoth sehr vermehrt u ich habe dem Flehen einzelner Bedrängten nicht widerstehen können, ihnen von dem für den hies. Haushalt gegen den s[o]g[enannten] wahren Werth angewiesenen Material Natural Unterstützungen zu bewilligen, u dem Pastor Ahlborn ist es hinsichtlich seines PfarrDeputats nicht beßer gegangen. Sollte die Strenge des Winters fortdauern, so ist nicht abzusehen, wohin dieser Nothstand führen kann.

Von der K. Domainen Cammer ist in diesem Falle Hülfe nicht zuerwarten, da dieselbe hier weder einen Zinsboden, noch Forsten besitzt, und wenn auch bey K. Kloster Cammer dergleichen allgemeine Unterstützungen an sich nicht möchten beantragt werden können, so dürfte doch hier allenfalls in Berücksichtigung kommen, daß K. Kloster Cammer allhier einen so großen Grundbesitz hat, Zinse u Gefälle von hier erhebt und die klösterlichen Forsten zum Theil früher Interessenten Forsten waren.

Sollten Ew in Erwägung aller hiesigen Verhältnisse sich vielleicht veranlaßt sehen, dem Pastor Ahlborn für die nächsten 6 Monate wöchentlich 2 H[im]t[en] Rocken zu bewilligen, um solche verbacken zu lassen, u das Brot an die Hülfbedüftigsten hies. Einwohner, nach einer mit den GemeineVorgesetzten u vielleicht dem KlosterAmte zu vereinbahrenden Liste, zu vertheilen, zugleich aber von dem aufgehauenen u. zum meistbietenden Verkaufe bestimmten Brennholz

Material ein Quantum vom 6 bis 10 Kl[after] zum halben ForstPreise zu bewilligen, um solche in kleinen Quantitäten von $\frac{1}{4}$ u. $\frac{1}{8}$ Kl[after] an die holzbedürftigsten Einwohner zu vertheilen, so würde diese Vertheilung in der Art geschehen können, daß die aller Ärmsten ihre Portionen ganz unentgeltlich erhielten, Andere dagegen so viel über den Bewilligungs Preis bezahlten, wie der Ausfall betragen würde. Zur freien Anfuhr, um die Vertheilung hier geschehen zu lassen, würde ich gern bereit seyn, sowie ich auch dem Pastor Ahlborn hinsichtlich des Brotbackens gern mit meinem Rath u. meinen hierunter gemachten Erfahrungen an die Hand gehen würde.

Ld.

5.NHStAH, Hann 81, 19, 3207

*Antwortbrief Lueders (Kladde) vom 28. Dezember 1846
auf das Reskript der Königlichen Klosterkammer vom
12. Dezember 1846*

Den 28. Xbr. [Dezember] 1846 an K. Kloster Cammer
die Erleichterung des allgemeinen Nothstandes durch Vermehrung des
HandArbeits Verdienstes

Wenn Ew p. durch das hohe Ausschr[eiben] vom 12. D[ieses] M[onats] die wohlwollende Absicht zu erkennen gegeben haben, anzuregen,

zur Erleichterung des Nothstandes der arbeitenden und nicht ansässigen Classe der Einwohner, vorzugsweise an solchen zur Klosterverwaltung in Beziehung stehenden Orten, wo sich eine bedeutende Anzahl besitzloser und an Gelegenheit zum Erwerbe Mangel leidender Arbeiter und Tagelöhner findet, die Ausführungen öconomisch nützlicher u zweckmäßiger klösterl[ichen] Arbeiten, zur Anlegung oder Verbesserung von Wegen, Ziehung von Gräben p. zu begünstigen, u die dazu erfordernten Gelder disponibel zu machen,

u dann die dahin gerichteten näheren Vorschläge des Kloster Amtes erfordert sind, so verfehle ich nicht, dieser hohen Anfrage, im folgenden g[anz] g[ehorsamst] Folge zu leisten:

So viel

I. die in dieser Beziehung auszuführenden nützlichen Arbeiten betrifft, so erlaube ich mir als solche folgende zu bezeichnen:

1. das Flußbett der Lutter, welche beym Schnee Ausgang u heftigen Gewittern zu einem reißenden Strohme anwächst, ist schon seit langen Jahren durch Unterlassung jeder Art von Ausräumung durch unzweckmäßige Anpflanzungen von

Weidenbäumen, durch eingestürzte Ufer pp. so verwildert u verschüttet, daß ich bereits im Jahre 1827 darauf antrug, die Aufräumung dieses Flußbettes wenigstens auf der Strecke, wo beyde Ufer KlosterEigenthum sind, zu genehmigen, um dadurch Verwüstungen an der Kloster Länderey, wie sie damahls beym Schnee Aufgang gewesen waren, – /über 3 Morg[en] Land waren 1 ½ Fuß tief der Ackerkrume beraubt/ – vorzubeugen.

Indem aber k. Kloster Cammer damahls für nöthig hielt, zu vörderst den H[errn] O[ber]B[au]R[at] Mosengel eine Untersuchung an Ort und Stelle aufzutragen, u ich vorhersah, daß dieser Auftrag nicht so zeitig ausgerichtet werden würde, wie die Arbeit zur Abwendung fernerer Verwüstungen, wenigstens auf der bezeichneten Strecke durch aus ausgeführt werden müßte – /die Untersuchung ist auch in den verflossenen 20 Jahren bis jetzt noch nicht geschehen/ – so ließ ich sofort die Arbeit nicht ohne erhebliche baare Kosten von meinen Mitteln u mit Anfahrung von mehr als 2000 Fuder Erde durch meine Gespanne, ausführen. Wenngleich die Erfahrung in diesen 20 Jahren u die vielen statt gehabten Wasserfluthen die Zweckmäßigkeit dieser Regulierung überzeugend dargethan haben, so habe ich doch bis jezt es nicht erlangen können, daß diese Arbeit auch auf die Ufer hinauf liegende Strecke, wo die Lutter theils nur mit einem Ufer, theils gar nicht das KlosterEigenthum berührt, ausgedehnt wäre, indem dazu eine Menge unzweckmäßig angeplanter Weidenbäume hätte weggenommen werden müssen, welche die Eigenthümer zu conservieren wünschen. Durch die Unterlassung dieser Regulierung sind in den letzten Jahren sehr große Verwüstungen an den – die Lutter begrenzenden Ländereyen – noch mehr aber an den ohnehin so beschränkten GemeindeÄngern angerichtet. Erst in diesem Herbste gelang es mir durch die gemeinnützige Thätigkeit des Amtsass[essor] Stölting u die bessere Einsicht des zeitigen Bauermeisters Wunderlich, diese wichtige Arbeit zur Ausführung zu bringen.

In einem am 27. v[origen] M[onats] an Ort und Stelle gehaltenen vielständigen Termine sind die vorzunehmenden Arbeiten, um dem Flußbette die erforderliche Breite u Richtung zu geben bestimmt, und indem mir der Vorgang von 1827 vorschwebte, nahm ich bereitwillig den Vorschlag an, daß die Arbeiten der FlußStrecke von der Leine bis zur Chaussee vom Kloster, von da an weier hinauf nach dem LutterThale, aber von der Gemeinde ausgeführt werden sollten. Indem ich für den Fall daß k. Kloster Cammer die Kosten dieser zum Schutz des Klosterfundi unerläßlich nothwendigen Arbeit nicht bewilligen würde, aus den selben Gründen, welche mich im Jahre 1827 dazu bestimmten, es würde vorziehen müssen, auch die baaren HandArbeitsKosten lieber aus meinen Mitteln bestreiten, als die Ausführung der Sache ferner ad calendas Graecas verschoben zu sehen. Der

Anfang der Arbeit ist in beyden Abtheilungen gemacht, bis der Winter sie sistirte, wird aber fortgesetzt werden, sobald die Witterung es gestattet.

Unter Mitbenutzung meiner Gespanne und Knechte wird der an andre Hand-Arbeiter zu verausgabende Tagelohn etwa 20-30 rt betragen können.

2. Die Wege nach Nikolausberg und Deppoldshausen sind in den letzten Jahren durch wiederholte wolkenbruchartige GewitterGüsse sehr zerrissen u fast unbefahrbar geworden, wengleich von der Gemeinde unter Mitwirkung der KlosterhaushaltsGespanne nach ihrem Kräften an den Wegen gebessert ist.

Da der Boden fast allenthalben Stein und Fels ist, so kann die Besserung durch Ebenen und Ausfüllung der Risse u. durch Erbreiterung der sich gebildeten Hohlwege ohne sehr erhebliche Kosten geschehen. Insonderheit bedarf der Weg nach Deppoldshausen, der innerhalb der Klosterforst einen steilen felsigten Hohlweg bildet einer solchen Erbreiterung.

Die baaren Kosten für HandArbeit möchten sich für diese Wege vielleicht auf 30-40 rt belaufen.

3. Vor einigen Jahren habe ich bereits auf meine Kosten einen chaussirten Weg von der Chaussee nach dem Vorwerke Reinshof anlegen lassen, welches, neben dem baaren Tagelohn insonderheit dadurch lästig wurde, daß ich die Steine mit meinen Gespannen von Nikolausberg – also über 2 Stunden entfernt – mußte anfahren lassen. Zur weiteren Fortsetzung der Chaussirung des Hauptweges vom Vorwerke in seine Flur habe ich in diesem Herbst u Winter abermahls weit über 60 Fuder Steine von Nikolausberg nach Reinshof anfahren lassen und mit Benutzung der Knechte mögte das Setzen der KantenSteine u das Zerschlagen und Aufbringen der Steine mit 10-15 T[al]er geschafft werden können.

4. Während der letzten Jahre hat der Gartefluß zu Reinshof bedeutende Verwüstungen an den KlosterLändereyen angerichtet. An einer Stelle oberhalb der Chaussee, an der Grenze des Klosterfundi gegen die Geismersche Flur, hat an der Klosterbreite des s.[o]g[enannten] wüsten Landes ein wiederhohlter Uferbruch stattgefunden, durch welchen ein Strohm Arm $\frac{1}{4}$ Stunde Weges lang, bis an die Leinewiesen seinen Weg quer durch KlosterLänderey genommen, die Ackerkrume fortgerissen u eine bleibende Vertiefung gebildet hat.

Wengleich jener Ufer Bruch nothdürftig hergestellt ist, so ist dadurch doch ferneren Überströmungen der Garte nicht vorgebeugt, weder an diesen, noch an vielen andern Stellen am HengstCamp u in der s[o]g[enannten] großen Breite indem die Ufer an solchen Stellen eine Vertiefung erhalten haben, durch welche der Fluß bey jeder Anschwellung durch Gewitterregen, sich in die angrenzende KlosterLänderey ergießt.

Diesem Übelstande könnte abgeholfen werden, wenn das Flußbett von mehreren GrundBrüchen gereinigt u wenn die Ufer an diesen Stellen etwas erhöht, u wo es nöthig befunden wird den Erhöhungen durch kleine Zäune Schutz gegeben würde.

Nicht weniger hat auch die Leine bey dem hohen Wasser vor einigen Jahren einen Damm durchbrochen u zum Theil fortgerissen, den ich im Sommer vorher zum Schutz des Landes auf dem Langen Wege mit bedeutenden Kosten hatte ausführen lassen. Die Wiederherstellung des Dammes hat noch nicht vollständig geschehen können, ist aber wünschenswerth.

Indem ich die etwa zu den erwähnten Anlagen erforderliche SpannArbeiten behuf Anfahrung von Erde u Steinen gern leisten, u auch das Material zu den vielleicht erforderlichen kleinen Zäunen gern liefern werde, möchten die sonstigen HandArbeiten mit 20 bis 30 rt zu bestreiten seyn.

So wie ich daher glaube, daß zu den erwähnten Arbeiten

1. Aufräumung der Lutter	20-30 T[aler].
2 Verbesserung der Wege nach Nikol[aus]b[erg] u Depp[oldshausen]	30-40 T[aler].
3. Chaussirung des Hofweges zu Reinshof	10-15 T[aler]
4. Beschützung der das. Ländereyen gegen Überströmung der Garte p. [insgesamt]	20-30 T[aler]. 80-115T[aler].

mit Nutzen werden verwendet werden können, so möchte es nach Lage der Sache am zweckmäßigsten seyn, die Verwendung der zu bewilligenden Summe dem Kloster Amte, zu abzulegender Rechnung zu überlassen. Hier in Weende würde die specielle Aufsicht u die Berechnung der Tagelöhne, dem Oeconomie-Aufseher Wellhausen, der zugleich als KlosterOber[voigt] beeydigt, wenn auch nicht besoldet ist, unter Leitung des HaushaltsVerwalters aufgetragen werden können; in Rshof aber würde die Ausführung der Arbeiten u die zu prüfende Rechnung dem sehr zu verlässigen dortigen Verwalter Meder auf zu tragen seyn.

So nützlich aber auch diese Arbeiten seyn würden, und so hohen Werth zur Zeit der Noth, jede Vermehrung des ArbeitsVerdienstes hat, so müßte

II. doch die wohlthätige Wirkung solcher nützlichen ArbeitsAusführungen dadurch beschränkt werden, daß zu dergleichen Arbeiten eigentlich nur männliche Arbeiter geeignet sind. Die männlichen HandArbeiter haben aber in der hies. Gegend im Winter weniger durch Verdienstlosigkeit zu leiden, wie die weiblichen.

Die regelmäßigen Tagelöhner der größeren Oeconomien pflegen da, wo sie im Sommer arbeiten, auch im Winter als Drescher ihren Verdienst, u zwar von allen,

den wünschenswerthesten zu finden. Andere haben ihren regelmäßigen Tagelohn-Verdienst in der Stadt; die als Zimmer- oder MaurerGesellen im Sommer arbeitenden Männer, pflegen hier mit LeinenWeberey, als Holzhauer pp. sich den gewöhl[ichen] Tages Verdienst erwerben zu können.

Weiber und Mädchen sind aber übler daran. Für die erwähnten Arbeiten, zu mahl im Winter und bey der hier gewöhl[ich] ärmlichen Bekleidung, haben sie die Kräfte nicht. Für sie bleibt das Spinnrad im Winter die einzige VerdienstQuelle. Nach eingezogener Erkundigung kann damit jezt aber höchstens 1 gg [Groschen] im Tage verdient werden, u das reicht nicht zu, wenn das Pfund Brot 1 gg [Groschen] u das Pfund rohe ungeschälte Cartoffeln 4 Pf[ennige] kostet.

Selbst aber

III. der reichlichste TagesVerdienst kann dem Nothstande nicht abhelfen, wenn die hohen GetreidePreise durch einen Mangel an Nahrung veranlaßt werden. Wenn auch in dem vertraulichen Ausschr[eiben] der K. L[and]d[rostei] vom 2.v[origen] M[onats] die Voraussetzung ausgesprochen ist,

daß der d[ies]j[ährige] Ernte Ertrag im Ganzen zum Unterhalt für die vorhandene Bevölkerung bis zur nächsten Ernte ausreichen werde,
so besorge ich doch, daß diese Veraussetzung eine irrige sey.

1. Durchschnittliche Schätzungen sind an sich sehr unsicher u erweisen sich nur zu oft als unrichtig. Wie immer ist auch in diesem Jahre der Ernte Ertrag in dem einen Bezirk besser, in dem anderen geringer ausgefallen.

Aus den verschiedenen Angaben in den Berichten der Obrigkeiten der einzelnen VerwaltungsBezirke, den richtigen Durchschnitt zu berechnen, ist an sich sehr schwierig, ja fast unmöglich; weil die gewöhnlichen Ausdrücke: MittelErnte, geringe MittelErnte pp. sehr unbestimmt u relativ sind, u außer dem das Wieviel nicht in bestimmten Zahlen vorliegt, auf welches die Schätzung sich beziehen soll; dergleichen Angaben sind aber jezt noch unzuverlässiger, seitdem die Beamten selbst nicht mehr practische Landwirthe sind u sich in solchen Angelegenheiten nur auf den Bericht des AmtsUnterBedienten u auf sonstige Erkundigungen verlassen können.

Es ist dabey nicht zu übersehen, daß die k. L[an]dDrostey die Notizen auf welchen sie am 2.v[origen] M[onats] ihre Ansicht gründete, gleich nach der Ernte gesammelt haben wird, bevor ein längerer Ausdresch der Früchte das Urtheil über den KörnerErtrag berichtet hatte.

Selbst unter den erfahrensten Landwirthen werden wenige seyn, welche sich nicht in diesem Jahre gegen ihre erste Schätzung des ErnteErtrages auf die

unangenehmste Weise getäuscht sahen, nachdem sie nun einige Monate haben dreschen laßen.

Ich selbst gehöre leider zu diesen Getäuschten, u in dem es für k Kloster Cammer von Interesse seyn wird, von einem ihrer größeren Kloster Güter den wirklichen Ernte Ertrag auf wahrhaftige Weise zu erfahren, trage ich kein Bedenken den diesjährigen ErnteErtrag des hiesigen Klosterhaushalts in folgendem zu erläutern.

1. Weitzen

	die Ernte 1846 war			davon sind bis Januar				gibt Schock		würde die ganze Ernte seyn 1846		
	[1]	[2]	[3]	gedroschen		aufgemischt		Bunde	Garben	Malter	Himten	4
				Bunde	Garben	Malter	Himten					
Weende	133.92		419	286	142	4		3	209	3	9	
Nikolausberg	41.95		158	27	9	5		2 ½	57	3	9 ¾	
Deppold	116.72		223	65	45	5	6	4 1/1	156	2	8	
Reinshof	111	158	12	56	41	3		4 1/3	164	4	3 2/3	
Summa	403.19	158	920						676	5	10	

2. Rocken

	die Ernte war 1846			davon sind bis Januar				gibt Schock		würde die ganze Ernte seyn 1846		
	[1]	[2]	[3]	gedroschen		aufgemischt		Bunde	Garben	Malter	Himten	[4]
				Bunde	Garben	Malter	Himten					
Weende	235.		1301	272 ½	81	½		1 ¾	388		9	
	35										10/11	
Clausberg	10		78	18 ¼ 6	6	1		2	26		15 3/5	
Depp. i. G.	12.72		27			2	7	3	3 3/5	
Reinshof	59	118		23	21	5		5 2/3	112		11 1/3	
Summa	316.1	118	1402						533	3	10	

3. Gerste

	die Ernte 1846 war			davon sind bis Januar				gibt Schock		würde die ganze Ernte seyn 1846		
	[1]	[2]	[3]	gedroschen		aufgemischt		Bunde	Garben	Malter	Himten	
				Bunde	Garben	Malter	Himten					

Weende	55.30	120	81	108	3	8	160	4	19
Clausberg	15	26	14 ½	17	½	7	31	2	12 ½
Depp. i. G.	28.80	42	10	11	5	7	49	4	10 1/3
Reinshof	22.60	43	43	65	2	9 1/8	65	2	17
Summa	121,70	231					307		15

4. Hafer

	die Ernte 1846 war			davon sind bis Februar				gibt Schock		würde die ganze Ernte seyn 1846		
	[1]	[2]	[3]	Bunde	Garben	Malter	Himten	Bunde	Garben	Malter	Himten	[4]
Weende	204.66	58	984		174	150		12	6	959		28
Clausberg	41.59	54		15 ½		39		15		105		15 ¼
Dep. i. G..	90.54	75 ½	14	5/6		44		117 2/3		220		14 ¼
Reinshof	86.60	80	247	8		20		15	6	447		31
Summa	423	268	1231							731		24 ½

5. Erbsen

	die Ernte 1846 war			davon sind bis Februar				gibt Schock		würde die ganze Ernte seyn 1846		
	[1]	[2]	[3]	Bunde	Garben	Malter	Himten	Bunde	Garben	Malter	Himten	[4]
Weende	15 1/3	22 1/3						6		22	2	9
Reinshof	20	28		14		14	1	6		28		8 ½
Summa	35	50								50	2	8 2/322

6. Pflanzbohnen

	die Ernte 1846 war			davon sind bis Februar				gibt Schock		würde die ganze Ernte seyn 1846		
	[1]	[2]	[3]	Bunde	Garben	Malter	Himten	Bunde	Garben	Malter	Himten	[4]
Weende	47		253		217 1/3	53	3		1 ½	61	3 ½	7 4/5
Depp. i. G.	7 1/2	25 5/6			20	7	2		2 1/5	9	4	7 2/3
Reinshof	17	36		14		14		8		33		11 1/3
Summa	71 ½	36	278 5/6							107	1	8 3/4

7. Rauzeug

die Ernte 1846 war	davon sind bis Februar				gibt Schock		würde die ganze Ernte seyn 1846		
	gedroschen		aufgemischt		Bunde	Garben	Malter	Himten	[4]
	[1]	[2]	[3]						
Weende	151	185			2 ½		77		2 2/3
Clausberg	25	29	14 ½	6	5	3 ½	13	4	3 1/3
Depp. i. G.	23	30	10	7	2	4 ¼	22		5 2/3
Reinshof	21	36				2 ½	15	4 1/3	12
Summa	220	280					127	3	3 5/11

8. Cartoffeln

die Ernte 1846 war	davon sind bis Februar				gibt Schock		würde die ganze Ernte 1846 seyn		
	gedroschen		aufgemischt		Bunde	Garben	Malter	Himten	[4]
	[1]	[2]	[3]						
Weende	38						4672		120
Clausberg	6 ½						681		104
Depp. i. G.	10 ½						830		80
Reinshof	17 ½						1647		94
Summa	72 ½						7730		106

[1] Morgen [2] Bund [3] Garbe [4] oder pro Morgen Himten

Die diesjährige Ernte Betrag daher gegen den Durchschnittsertrag der 6 Ernten 1840-1845 in S[umme]

an Weitzen	über 6 ½ pr[o]C[ent] weniger
an Rocken	über 28 pr[o]C[ent] weniger
an Gerste	über 21 1/9 pr[o]C[ent] weniger
an Hafer	6 pr[o]C[ent] weniger
an Erbsen	über 4 pr[o]C[ent] weniger
an Bohnen	über 52 pr[o]C[ent] weniger
an Rauzeug	über 68 ½ pr[o]C[ent] weniger
an Cartoffeln	über 36 ½ pr[o]C[ent] weniger

Dieser Abschlag in dem gewöhnlichen Ertrage wird dadurch noch bedeutender, daß die letzten 6 Jahre, gegen deren Durchschnittsbetrag die d[ies]j[ährigen] Ernte

verglichen ist, schon nicht zu den gesegneten gehörten, wie solches auch die seitdem bestehenden höheren Korn Preise ergeben. Rechnet man nun in Beziehung auf den hiesigen Haushalt von diesem BruttoErtrage den unentbehrlichen Consumtions Bedarf ab, der verhältnismäßig auch bei kleineren Wirtschaften sich gleich bleibt, so ergibt sich ohngefähr das quantum, was zum Verkauf kommen kann.

	Weitzen	Rocken	Gerste	Hafer	Erbsen	Bohnen	Rauhz.	Cartoffeln
der summarsiche Ertrag war	677	534	307	1731	50	104	128	1288
davon geht ab								
[1]	43	33	19	108	3	7	8	
[2]	134	105	40	238	12	36	110	181
[3]	10	206	47		7			300
[4]				947		214	145	
[5]		10	70	130		5	7	150
[6]				16			4	1066
[7]	1	10	5	10	2			
[Summa]	188	364	181	1439	24	262	310	1697
so bleiben disponibel	489	170	126	292	26			
es fehlen an Bedarf						158	182	409

[1] Drescherlohn [2] Einsaat pp. [3] Consumption des inneren Haushalts an Deputat [4] fürs ZugVieh [5] für HornVieh, Schweine [6] für Schafe [7] insgemein Vorschuß

Der Überschuß von dem hiesigen großen Haushalte an den Markt kommen, obwohl ich von dieser Ernte noch keinen Himten Rocken verkauft habe. So unglaublich das klingen mag, so kann die Wahrheit doch durch die Register erwiesen werden, deren Uebereinstimmung mit diesen Angaben ich auf meinen Dienst-Eyd bekräftige. Wenn ich diese Erträge von der hies[igen] klösterl[ichen] Flur die aus vielen BodenArten zusammen gesetzt ist, klar vor mit habe, u wenn ich genugsam Gelegenheit hatte meine Früchte mit denen anderer Oeconomien, auf dem Halme, zu vergleichen, so gehört in der That wenig dazu, um nicht die d[ies]j[ährige] Ernte für unzulänglich halten zu müssen.

Mögen andere Oeconomien von den Calamitäten dieses Jahres weniger getroffen seyn, wie die hiesige, für deren lockern steinigen Boden anhaltende Trockniß

besonders nachtheilig wirkte, u wo in dem Leine Thal der KörnerBesatz fast jedes Jahr durch das Befallen der Früchte beeinträchtigt wird. So muß ich doch nach allen eingezogenen zuverlässigen Nachrichten selbst aus Mecklenburg u Holstein die Besorgnis hegen, daß die Ernte 1846 an den Früchten, welche in nördlichen Deutschland die ersteren Nahrungsmittel bilden, an Rocken, Gerste, Erbsen, Bohnen /als Zusatz zum BrotKorn/ u Cartoffeln, so bedeutend unter dem DurchschnittsErtrage der letzten 6 Jahre blieb und daß sie für die vorhandene Bevölkerung nicht zureichen wird. Diese Besorgniß wird

2. Dadurch erhöht, daß ein so enormes Quantum Cartoffeln durch die Brenne-
reyn verschlungen wird. Nach den mir zugekommenen Nachrichten empfangen allein die 6 Brennereyen zu Jühnde, Adelebsen, Hardenberg, Moringen, Northeim und Oldershausen täglich über 1000 Pf[und] Cartoffeln, wodurch in einem kleinen Umkreise wöchentlich 1000 Malter dieses wichtigen u unentbehrlichen Nahrungsmittels der Consumption für Menschen entzogen werden.

Diesen großen Brennereyen, die bis 7 Faß Spirit am Tage fabrizieren kommen nun die unzähligen kleineren Brennereien hinzu; u nur durch die große Concurrenz dieser CartoffelBrenner u ihrem Mäkler, die ihre Ankäufe gleich auf dem Felde fest plus licitando [meistbietend] machten, ist die enorme PreisSteigerung der Cartoffeln bewirkt, indem ohne diese Consumption für die Brennereien die d[iesj]ährigen] CartoffelnErnte in hiesiger Gegend in Folge des verstärkten Anbaus, in quali et quando, den Nahrungsbedarf für Menschen mehr als zweifach geliefert haben würden.

Nicht minder gefährlich hat aber

3. die Ausfuhr des Getreides ins benachbarte Ausland gewirkt die mit dem Monate Juni so anhaltend u so bedeutend aus der hiesigen Gegend über Münden und Witzenhausen Statt fand. Aus eigener Erfahrung kann ich bezeugen, daß man täglich von den Mäklern dringend angegangen wurde, ihnen Weizen, u Rocken u Gerste für auswärtige Käufer zu überlassen, u indem sie die hier zur Zeit gängigen Preise überboten, wurden alle Böden bis zur Ernte so gänzlich u so allgemein geräumt, wie es selten der Fall ist. Auch die vorsichtigsten Landwirthe asservirten die gewöhnlichen Vorräthe nicht, weil man die Ernte höher schätzte, als sie sich leider später ausgewiesen hat, u weil man damahls ziemlich allgemein ein Fallen der Preise nach der Ernte erwartete.

Nach der Ernte aber erneuerte sich der Andrang der Mäkler für auswärtige Handlungshäuser u zwar zu höheren Preisen, als vor der Ernte, u so ist während der letzten 3 Monate schon ein beträchtlicher Theil der letzten Ernte an Weizen Rocken u Gerste durch Frachtfuhren auf der Straße über Münden und Witzenhausen aus geführt.

Daneben war

4. die Ergänzung des einen ConsumtionsBedarf durch Ankauf von außen in gedoppelter Weise erschwert, ein mahl weil in NachbarStaaten, z.B. Kurhessen die Getreide Ausfuhr gesperrt war, u fürs andere, indem den einzuführenden Getreiden hier nicht die Freiheit von den EingangsAbgaben zu gestanden war; welche in den Nachbarstaaten u selbst im ZollVereinsGebiete längst bewilligt war, und welche selbst jetzt in der Bekanntmachung des k. Finanz Ministers vom 28.v.M., dem ausländischen Mehl nch nicht so unbeschränkt zu gestanden ist, als der Drang der Umstände es wahrlich erfordert.

Ich stehe nicht auf dem Standpuncte, mir ein Urtheil darüber erlauben zu dürfen,

ob es nicht zulässig u rathsam gewesen seyn würde, übertriebene Verwendung der Cartoffeln zur Brantwein Fabrikation oder doch wenigstens die Aufkäuferi der Cartoffeln zu diesem Zweck, zu rechter Zeit, und auch die Ausführung der Getreide, im Großen Maaße gesetzlich zu beschränken.

Allerdings stehen dergleichen Beschränkungen der gewerblichen Industrie u der Handelsfreiheit allgemeine erhebliche Bedenken entgegen; und eine Beschränkung der Cartoffeln Brennereyen würde auch einen Ausfall an der BrennSteuer zur Folge gehabt haben. Auch ist es sicher als ein Fortschritt anzuerkennen, daß das vor 40 Jahren alljährlich gehandhabte System der Kornsperrn unter den verschiedenen deutschen Staaten verlassen ist.

Wenn aber in mehreren benachbarten Territorien die Verwendung der Cartoffeln zur Brantwein Fabrikation ganz, in anderen aber doch das Ankaufen der Cartoffeln zu diesem Zweck streng verboten ist, so müßte wenigstens die letztere Beschränkung durch den Drang der Umstände auch bey uns völlig zu rechtfertigen gewesen seyn. Und selbst wenn schon das Verbot der Cartoffeln Aufkäuferey für die Brenner, ein[en] Ausfall an der BrennSteuer hätte bewirken können, so wird doch eine weitere Steigerung des Nothstandes nur zu leicht einen noch weit bedeutenderen Ausfall an den directen Steuern zur Folge haben können, der Rücksichten für die Erhaltung der Gesundheit u des Lebens der Menschen nicht zu gedenken.

Hinsichtlich der Beschränkungen der GetreideAusfuhr möchte solche im Allgemeinen unter den verschiedenen BundesStaaten unbedingt als unnatürlich u zweckwidrig anzusehen seyn. Selbst aber bey den liberalsten Grundsätzen hierüber, wird doch Reciprocität vor ausgesetzt u in Anspruch genommen werden müssen, welche aber für jetzt von Kurhessen wenigstens versagt werden soll.

Eine Ergänzung des durch die letzte Ernte zuverlässig nicht gedeckten Consumtionsbedarfes und eine Linderung der allgemeinen Noth, in der Art, wie sie bey früheren ähnlichen Zuständen, so wirksam u seegensreich einzutreten pflegte,

durch Oeffnung der LandesKornMagazine und durch Bewilligung der auf den herrschaftl[ichen] ZinsBöden regelmäßig asservirten größeren Vorräthe zu ermäßigten Preisen an die Unterthanen,

liegt jetzt außer den Grenzen der Möglichkeit.

Eine Reihe gesegneter Ernten, u vielleicht auch die vor 20 Jahren eingetretene Calamität zu niedriger KornPreise haben es vielleicht als unmöglich ansehen laßen, daß Zeiten wie 1771/72, 1801/5, 1816/17 wieder kehren könnten, und in so fern die früher an 13 verschiedenen Orten in den Provinzen Calenberg, Göttingen, Grubenhagen, Lüneburg u Hoya, unterhaltenen zum Theil großen Magazine, sowie die Asservirung größerer Vorräthe auf den ZinsBöden, allerdings einen sehr großen KostenAufwand veranlassen wird, die Aufhebung jener Magazine so wie der an die Stelle regelmäßigen Asservirung großer ZinsKornVorräthe getretene regelmäßige meistbietende Verkauf der jährlichen ZinsKornEinnahmen, wodurch sie mit dem Schlusse des Jahres sich in den Händen der Kornhändler u Speculanten befinden, – ohne Zweifel durch überwiegende Gründe motivirt seyn. Für Zeiten der Noth gewährten jene Vorräthe aber eine Wohlthat, die mit der darauf verwendeten Summe nicht zu theuer erkaufte war.

Außer diesen herrschaftlichen Vorräthen fallen jetzt aber auch eine große Anzahl kleiner privat KornBöden aus – die KornBöden der unzähligen Zehntherrn, welche sich im Winter u Frühjahr zu öffnen u zur Befriedigung des Consumtionsbedarfs erheblich bey zu tragen pflegten, –

Allerdings ist dieses ZehntKorn in den Händen der Producenten verblieben; in der vorliegenden Beziehung ist das aber nicht einerley. Es wird in den einzelnen kleinen Haushaltungen von Menschen u Vieh mit aufgezehrt, ohne wie früher zur Befriedigung des Consumtionsbedarfs auf fühlbare u wirksame Weise bey zu tragen.

Diese Betrachtungen sind es, welche in mir die Ansicht begründen

daß wenigstens in der hiesigen Provinz der Ertrag der letzten Ernte u noch viel weniger der Theil derselben, welcher nach mehrmonatlicher bedeutender KornAusfuhr u nach Vorabnahme der enormen Consumption der CartoffelnBrennereyen, jetzt für den allgemeinen Consumtionsbedarf, davon noch übrig ist, zum Unterhalt der vorhandenen Bevölkerung bis zur Ernte nicht ausreichen werde.

Und in dem daher der zu besorgende Nothstand nicht durch Verdienstlosigkeit, sondern durch einen Mangel an NahrungsMitteln, bey gleichzeitig unerschwinglichen Preisen veranlaßt seyn wird, würde ich es bedauern müßen,

wenn die Fürsorge der Regierung sich nur auf die möglichste Vermehrung des ArbeitsVerdienstes beschränken,

nicht aber auch auf die geeigneten u in früherer Zeit der Noth mit so großem Erfolge angewendeten Maaßregeln sich erstrecken würde,

theils um die GesamtVorräthe im Lande durch Zufuhr von Außen zu verstärken, theils um NahrungsMittel zu ermäßigten Preisen an die ärmeren VolksClaßen verabreichen lassen zu können.

CWL

6. NHStAH, Hann 94, 324, Bd. 4

*Schreiben (Kladde) der Klosterkammer Hannover
an das Ministerium der geistlichen und Unterrichts-
angelegenheiten (d.g.u.U..A.)
Abteilung der Klostersachen vom 4. Januar 1847)*

Hannover, den 4ten Januar 1847

An k. Ministerium d[er] g[eistlichen] u[nd] U[n]terrichts]A[n]gelegenheiten]
Abteilung der Klostersachen

Bericht der Kloster Cammer betreffend die Bewilligung einer extraordinären Unterstützung an Korn und Holz für die Armen zu Weende.

Hiebei ein Bericht des Klosteramtes Weende vom 27.v[origen] M[onats] u J[ahres] mit Anlage.

Euer Exellenz geneigen aus der hieneben ehrerbietigst angeschlossenen demnächst zurück erbetenen Berichte des Klosteramtes Weende vom 27. v.M.u.J. die traurige Schilderung der Verhältnisse der Armen in der Gemeinde Weende und zugleich die Gründe zu entnehmen, aus welchen das Klosteramt die in bedenklicher Weise zunehmende Verarmung zu erklären und zugleich nachgewiesen sieht, daß durch extraordinären Arbeitsverdienst hier nicht zu helfen, sondern nur durch directe Unterstützung die Noth einigermaßen zu mildern ist.

Können wir uns auch die Ansichten des Klosteramtes hinsichtlich der Gründe der Verarmung nicht in jeder Beziehung theilen, indem wir namentlich den gesteigerten Holzpreisen einen solchen absoluten Einfluß umsoweniger zuzuschreiben vermögen, als die Gemeinde Weende selbst im Besitze einer bedeutenden

Gemeindeforst und mannigfaltiger Berechtigungen in einem Theil der Klosterforsten ist; was vom Klosteramte in seiner Deduction ganz außer Acht gelassen ist, so müssen wird doch die innere Wahrheit des ganzen Bildes der Weender Verarmung anerkennen und auch die Überzeugung mit dem Klosteramte theilen, daß hier nur directe Unterstützung die Noth lindern, kein Mittel, was in unserer Gewalt stände, derselben aber abhelfen kann. Wir nehmen daher keine Anstand die Beschluß Anträge des Klosteramts Euer Exellenz zur Genehmigung zu empfehlen, und dieselben um die Autorisation zu bitten, über die fürs laufende Rechnungsjahr etwa disponibel bleibenden 14 Malter Rocken des Weender Zinskornbodens in der beantragten Weise zur Verbackung und Brotvertheilung disponieren, außerdem aber circa 10 Klafter Brennholz zu ermäßigten Preisen behuf Vertheilung an die bedürftigsten Einwohner ablassen zu dürfen; in dem wir schließlich um eine recht baldige hohe Autorisation zu dieser Ausgabe bitten dürfen, da die Noth jetzt gerade stets im Wachsen sein dürfte. Hold.

7. NHStAH, Hann 94, 324, Bd. 4

Schreiben des Klosterpächters Lueder aus Weende an die Klosterkammer vom 10. Januar 1847.

An Königlich Hannoversche Kloster Cammer

Bericht des Kloster Amts Weende vom 10. Januar 1847

betreffend Unterstützung der HandArbeiter durch die Kloster Pächter.

Wenn Eure Hochwohlgeborene unterm 14. v[origen] M[onats] dem Kloster Amte eröffnet haben

wie nicht nur den Gutsbesitzern und wohlhabenden Grund Eigenthümern, sondern auch den herrschaftlichen Pächtern die Verpflichtung obliege, nach Kräften beyzutragen, um die Subsistenz der von ihnen abhängigen Arbeiter, kleinen Leuten und Tagelöhner zu befördern, und wie von Seiten der höheren Behörden mit Zuversicht darauf gerechnet werde, daß dieselben dieser Verpflichtung gehörig nachkommen werden,

und wenn Eure Hochwohlgeborene ferner dem Kloster Amte aufgeben haben, die Kloster Pächter in dieser Beziehung auf die Ausführung nützlicher Anlagen und Verbesserungen, so wie in dringenden Fällen selbst auf die Verabreichung von Vorschüssen an Brot und Saat Korn, aufmerksam zu machen, und darüber an königliche Kloster Cammer zu berichten,

wie die Pächter den von ihnen gehegten Erwartungen entsprechen würden.

So war ich zwar ungewiß darüber, ob diese für die Kloster Pächter ertheilten Vorschriften auch auf die Pächter der klösterlichen Pacht Meyerhöfe Anwendung finden sollten, indem deren Verhältnisse, als grundbesitzende Mitglieder der Communen, durch die gleichzeitige Erpachtung klösterlicher Länderey nicht wesentlich verändert seyn dürften.

Da aber die im Rede stehende Verpflichtung, zu deren Erfüllung die Pächter aufgefordert sind, an und für sich und überhaupt nur eine moralische seyn kann, so habe ich kein Bedenken finden können, auch den Pächtern der klösterlichen Meyerhöfe den Inhalt des Hohen Rescripts vom 14. v[om] M[onats] mitzutheilen, und zweifle nicht, daß dieselben nach ihren Kräften und nach der in den verschiedenen Gemeinden bestehenden Concurrrenz Verhältnisse zu solchen Lasten, zu der Linderung des allgemeinen Nothstandes beyzutragen, gern bereit seyn werden.

So viel hiernächst mich selbst betrifft, so glaube ich während der 23. Jahre meines Hierseins keine Gelegenheit unbenutzt gelassen zu haben, wo durch nützliche Anlagen und Verbesserungen den Handarbeitern ein extraordinärer Arbeits Verdienst zugewendet werden konnte. Durch die Haushalts Register kann dieses in genannten Zahlen dargelegt werden, so wie auch, daß bey dergleichen Cultur Arbeiten gar oft ein rationelles Resultat nur dann gefunden werden konnte, wenn die dadurch bewirkte Vermehrung des Arbeits Verdienstes für die Tagelöhner mit in Rechnung gestellt wurde. Wahrlich bin ich nicht gewohnt, in solchen Fällen so genau zu rechnen, als meine hiesigen Pacht Verhältnisse es mir eigentlich zur Pflicht machen sollten. –

Die Folge davon ist die von Jahr zu Jahr wachsende Ausgabe an Tagelohn und Ernte Kosten; und wenn z.B. im Jahre de 1. May 1845/6 über 3500 Taler an Tagelohn und Ernte Kosten verausgabt sind, so darf ich voraussetzen, daß die in den Pacht Anschlägen vom hiesigen Haushalte dafür angerechnete Summe eben so sehr unter der wirklichen Ausgabe verbleibt, als die vom Cammer Commissair Ihssen, mit völliger Unkenntis der örtlichen, ja nur der provinziellen Verhältnisse, vorausgesetzten Körner Erträge die Wahrheit, ja selbst die Möglichkeit überschreiten.

In dem Fehserschen Anschlage ist die HandArbeit um mehr als 1200 Taler unter der wirklichen Ausgabe berechnet.

In wie fern ich Gelegenheit zu solchen Verbesserungen im Laufe dieses Winters finden werde, vermag ich nicht voraus zusehen.

Auch darf ich bey solchen Unternehmungen nicht übersehen, daß die laufende Contracts Zeit im nächsten Jahre zu Ende gehet, es meine physischen und morali-

schen Kräfte aber übersteigen würde, die Verhandlungen vom Jahre 1835 zu ertragen.

Das aber kann ich gern versprechen und werde es erfüllen, daß ich meine bisher bethätigte Bereitwilligkeit, den Arbeits Verdienst der hiesigen Tagelöhner möglichst zu vermehren, während des jetzigen Nothstandes gewiß nicht beschränken, sondern nach meinen äußersten Kräften lieber noch weiter ausdehnen werde.

Der in dem hohen Rescripte vom 14.v[origen] M[onats] gebrauchte Ausdruck:

‘der von den Pächtern abhängigen Tagelöhner’, macht es aber erforderlich, zuvorderst einem Mißverständnisse vorzubeugen, welches sehr wesentlich eintreten würde, wenn man hinsichtlich der Abhängigkeit der hiesigen Tagelöhner und kleinen Leute vom hiesigen Pächter, oder richtiger vom hiesigen Kloster Haushalte, solche Verhältnisse voraussetzen wollte, wie sie sich bey anderen klösterlichen Haushaltungen, z.B. Marienstein, Höckelheim, finden mögen, wo die am Orte und im Bezirke des klösterlichen Gutes wohnenden kleinen Leute mit ihrem Arbeits Verdienst im wesentlichen nur auf den Klosterhaushalt und dieser mit seinem erforderlichen Arbeitern nur auf die am Orte wohnenden Familien beschränkt ist.

Vom Kloster Haushalte abhängige Arbeiter besitzen weder das Kloster Weende noch seine Vorwerke.

Das Kloster Weende findet seine Arbeiter in der übergroßen Zahl der s[o]g[enannten] kleinen Leute im Dorfe Weende selbst. Das Vorwerk Nikolausberg erhält seine Arbeiter aus dem Dorfe gleichen Namens; das Vorwerk Reinshof aus den Dörfern Rosdorf und Niedernjesa, und das Gut Deppoldshausen aus den Dörfern Eddigehausen und Reiershausen.

In den eigenen Bezirken dieser Kloster Güter wohnt kein einziger Tagelöhner und ein Abhängigkeits Verhältnis der Arbeiter zu diesen Kloster Gütern findet überall nicht statt.

Täglich ereignet sich der Fall, daß ein Tagelöhner, der als gewöhnlicher und regelmäßiger Arbeiter Vorschüsse an Korn und Land empfangt, und sie noch nicht abverdient hatte, in den eiligsten Arbeits Zeiten sich nicht zur Arbeit einstellt, weil er z.B. im Herbste, wenn die Grummet Arbeit mit der Kartoffeln Ernte zusammenfällt, in Göttingen und auch bey den Kartoffeln Bauern einen höheren Tagelohn verdienen kann.

Wenngleich der gewöhnliche Tagelohn in hiesiger Gegend für den Mann nur 6 mgr [Mariengroschen] ist, bey dem hiesigen Haushalte aber 7 mgr [Mariengroschen] und zu Reinshof in der Ernte sogar 9 mgr [Mariengroschen], so pflegen die Kartoffeln Bauern doch in solchen Zeiten 12 mgr [Mariengroschen] und 2 Mal Schnaps im Tage zu bieten, und da die Arbeiter dort den TagesVerdienst am

Abend baar ausgezahlt erhalten, beym hiesigen Haushalte aber in der Regel wöchentlich etwas auf die erhaltenen Vorschüsse abgerechnet wird, so kann es weiter nicht auffallen, wenn diese Leute den augenblicklichen baaren Verdienst vorziehen und sich des empfangenen Vorschusses nicht erinnern, obwohl sie recht gut wissen, daß sie für jede andere Art von Erstattung als durch Arbeit, in-exigible sind.

Während in den Frühlings Monaten und noch in der Heuernte, jeden Morgen 50.-60. Tagelöhner, Weiber und Kinder unaufgefordert vor dem Hofe sich anfinden und zur Arbeit anbieten und dadurch unwillkürlich auch mehr Tagelöhner verbraucht werden als nöthig wären, bleiben im Herbste selbst die regelmäßigen Ernte Arbeiter und die noch Schuld haben, aller Aufforderung ungeachtet, aus der Arbeit zurück, und gehen nach Göttingen.

Die Folgen dieser örtlichen Verhältnisse habe ich verschiedene Male sehr nachtheilig empfunden. Dieses Zurückbleiben der Arbeiter, gerade wenn die Arbeiten drängen, veranlaßte es in den letzteren nassen Jahren mehrere Male, daß hier und in Reinshof ein Theil der Grummet in den Wiesen verdarb und in den Dünger gefahren werden mußte, und daß vor einigen Jahren in Reinshof bei früh eintretendem Froste, die Hälfte der Kartoffeln Ernte in der Erde einfror und verloren ging. Ja, es ist mir nicht ganz unwahrscheinlich, daß im nassen Herbste 1845 eine mehrere und zeitigere Bearbeitung der Grummet, sie vielleicht von dem Zustande bewahrt hätte, in welchem ihr Genuß für das Vieh nachtheilig wurde, und den Grund zu der im Juni v. Jahre hier ausgebrochenen Lungenseuche legte.

Um so charakteristischer ist es aber, daß der Verwalter zu Reinshof die im Herbste 1846 unterlassene Anwendung der Heuwende Maschine damit entschuldigte, daß er den Arbeitern Gelegenheit, die empfangenen Vorschüsse abzuverdienen, nicht habe beschränken mögen!

Kann man auch die Billigkeit nicht verkennen, daß der Gewerbetreibende, der einer größeren Zahl von Arbeitern bedarf, seinen Arbeitern in Zeiten der Noth, selbst durch Vorschüsse zu Hilfe komme, so wird doch dabei vorauszusetzen seyn, daß auch die Arbeiter ihrerseits von der Arbeit nicht zurückbleiben, gerade wenn ihre Hülfe am dringsten erfordert wird, und daß sie die Arbeit auch wirklich ableisten, welche ihnen vorschüssig schon bezahlt sind.

Diese Unterstützung der kleinen Leute durch abzuverdienende Vorschüsse an Früchten und Land ist, hinsichtlich der Rechnungsführung eben so lästig, als mit bedeutenden baaren Verlusten verbunden.

Hier wird es nöthig mit 284. ArbeiterFamilien Buch zu führen und in ihren Büchern, wie in den Haushalts Manual von 284. DoppelFolien wöchentlich das debet und credit einzutragen, bis zu deren halbjährigen Abrechnung am 1. May

und 1. Nov[em]b[er]. Weit bequemer und auch vortheilhafter würde es seyn, jeden Tag den Tagelohn baar auszuzahlen, Früchte und Land auch nur gegen Baarzahlung zu verabreichen. Diesem einfacheren Verfahren stehet aber entgegen:

1. Daß ein AccordArbeiter in der Ernte nicht wohl täglich bezahlt werden könne, weil sie erst nach und nach ausgeführet werden,

2. Das Bedürfnis der Arbeiter, welche, wenn das Dreschen aufhört und bis zur Ernte, selten so viel zu verdienen vermögen, als das Brotkorn und die Rente für das zu bepflanzende Kartoffeln Land beträgt und mithin von März an der Vorschüsse an Brot Früchten nicht wohl entbehren können.

Daß hiebey ein bedeutendes Object in Frage kommt, geruhen Eure Hochwohlgeborenen aus Folgenden zu ersehen:

Vom April bis Sept. 1846, also in 6 Monaten, sind an die Arbeiter successiv verabreicht:

67 ¼ Morgen Lein und Kartoffel Land	770 T[aler] 22gr [Groschen] 4 Pf[ennige]
19 Schweine	67 T[aler]
an Früchten	1293 T[aler] 15 gr [Groschen]
3 ½ H[im]t[en] Raps	
103 ¾ H[im]t[en] Weitzen	
755 ¾ H[im]t[en] Rocken	
45 H[im]t[en] Gerste	
43 ¾ H[im]t[en] Erbsen	
[zusammen:]	2061 T[aler] 1gr [Groschen] 4 Pf[ennige]

Daß bey solchen Vorschüssen von mehr als 2000 T[aller] in einem halben Jahr Verluste unvermeidlich sind, ist leicht begreiflich. Verliert eine Familie den Vater, so wird der Rückstand in der Regel inexigibel. Größer aber sind die Verluste durch die Unredlichkeit vieler dieser Leute.

Unter jenen 284. Familien befinden sich 31., welche während des v[origen] J[ahres] nicht ein einziges Mal zur Arbeit sich eingefunden haben, um die empfangenen Vorschüsse zu verdienen, und deren Schuld als dann, nachdem die Renitenz einige Jahre fortgesetzt ist, gemeinlich als inexigibel nieder geschlagen werden muß.

Die Abrechnung vom 1.May bis zum 1.Nov. 1846 ergibt an Rückständen oder nicht abverdienten Vorschüssen

zu Weende	47 T[aler] 13 gr [Groschen]
zu Reinshof	163 T[aler] 14 gr [Groschen] 5 Pf[ennige]
[zusammen:]	210 T[aler] 27 gr [Groschen] 5 Pf[ennige]

Daß ich hierunter noch weiter gehen solle, wird mit Billigkeit nicht verlangt werden können; und es würden mir dazu auch die Mittel fehlen, da von der Rocken Ernte 1846, nach Abzug der Consumption, überhaupt nur 170. Malter übrigbleiben und mithin, wenn davon bis zur nächsten Ernte abermahls 126. Malter Rocken den Arbeitern vorgeschossen werden, für ungewöhnliche Bedürfnisse nur 44. Malter Rocken, oder zum freien Verkauf von der gesamten Rocken Ernte

gar Nichts

übrig bleiben würde.

Das Nachtheilige der hiesigen Verhältnisse zu den s.g. kleinen Leuten erhöht sich dadurch, daß Einzelne von ihnen so oft es versuchen, Vorschüsse an Früchten auf ihren Namen zu erhalten, die sie sofort verkaufen, um etwas baar Geld in die Hände zu bekommen. Diesem argen Mißbrauche ist nicht wohl ganz vorzubeugen, da es oft unmöglich ist, den flehentlichen Bitten dieser Leute zu widerstehen.

Die so sehr geringe Ernte beraubt mich der Mittel, zur Linderung der allgemeinen Noth in dem Maaße beytragen zu können, wie es früher wohl geschehen ist.

Ich werde mich jetzt darauf beschränken müssen, außer den schon seit Jahr und Tag regelmäßig aus meiner Küche täglich 2. Mal mit warmen Essen versorgten ziemlich zahlreichen Familien, vom Februar bis in den Juli wöchentlich etwa 150. Pf[und] Brot und 300. Portionen Essen an die ärmsten Einwohner verabreichen zu lassen.

Für etwa 22. Wochen würden dazu etwa:

12 Malter Rocken

10 Malter Erbsen

6 Malter Gerste

30 Malter Kartoffeln

100 Pfund Speck

100 Pfund Salz

4 Anker Essig

3 Klafter Holz

erforderlich sein.

Nach früheren Erfahrungen ist die Verabreichung nahrhafter warmer Kost die wohlthätigste Hülfe; und ich würde zur Vertheilung der rohen Nahrungs Mittel nur dann schreiten, wenn persönliche Zustände in meinem Haushalte, die allerdings großen Beschwerden der täglichen Bereitung des Essen allzu beschwerlich machten.

In dem ich zu hoffen wage, daß ich auf diese Weise den Erwartungen der königlichen Kloster Cammer entprechen werde, kann ich nicht umhin zu bemerken, daß die anhaltende und wieder gesteigerte Kälte den Nothstand der hiesigen kleinen Leute außerordentlich erhöht und das tägliche Flehen derselben, um nur ein Bund Wollen, das Herz zerreißt.

Darunter vermag ich aber mit dem besten Willen nicht zu helfen, da ich weder Holz noch Wollen zu vertheilen habe.

Da aber Geld Almosen in diesem Falle auch keine Hülfe gewähren, weil hier für Geld und im kleinen kein Brenn Material zu haben ist, so kann dieser Nothstand nur durch die Gnade und Barmherzigkeit der Königlichen Kloster Cammer erleichtert werden.

CWLueder.

Tabellen

Die Bevölkerung im Wirtschaftsgebiet Niedersachsen 1821-1939

(Quelle: Gustav Uelschen, Die Bevölkerung im Wirtschaftsgebiet Niedersachsen 1821-1939, S. 44-49)

Weende

Jahr	Einwohner	Zunahme	in % pro Jahr	Einw./qkm
1821	1064			91
1848	1361	297	1,03	116
1871	1574	213	0,7	134
1885	1746	172	0,8	149
1905	2586	840	2,4	222
1925	3332	746	1,4	284
1939	4277	945	2,02	365

Landkreis Göttingen (alt)

Jahr	Einwohner	Zu-/ Abnahme	in % pro Jahr	Einw./qkm
1821	27.956			58
1848	32.733	4777	0,6	68
1871	31.946	- 787	- 1,0	66
1885	32.464	518	0,1	67
1905	33.823	1359	0,2	70
1925	36.355	2532	0,4	76
1939	40.535	4180	0,8	84

Anhang

Berufsstruktur Weendes 1883/84

(Quelle: StadtAGött, Weende 637)

Berufsgruppen	Untergruppen		Berufsgruppen	Untergruppen	
Landwirtschaft insg.: 46 (11 %)	Ackerleute	16	Handwerk / Gewerbe insg.: 165 (40 %)	Zimmerer	26
	Oeconom	1		Maurer	23
	Hofmeister	4		Tischler	22
	Verwalter	1		Schlosser	21
	Schafmeister	1		Tuchmacher	14
	Schweinemstr.	1		Weißbinder	10
	Knecht	16		Schuhmacher	9
	Tagelöhner	5		Schneider	7
	Gärtner	1		Schmied	7
Dienstleistungen (staatl.) insg.: 9 (2 %)	Gemeinde- diener	1	Müller	2	
	Forstaufseher	1	Stellmacher	2	
	Förster	1	Bäcker	2	
	Wärter	1	Böttcher	2	
	Pastor	1	Bäckergesell	2	
	Lehrer	1	Tuchscherer	1	
	Amtsrat	1	Müllergesell	1	
	Hebamme	1	Seifensieder	1	
	Schäfer	1	Spinnmeister	1	
Dienstleistungen (privat) insg.: 20 (5 %)	Erzieherin	1	Steinhauer	1	
	Haushälterin	1	Stuhlflechter	1	
	Kellner	1	Sattler	1	
	Musikus	1	Barbier	1	
	Gastwirt	6	Sägemühlen- pächter	1	
	Gastwirtin	1	Sägemüller- gesell	1	
	Bedienter	1	Färbergehilfe	1	
	Hausbursche	1	Färber	1	
	Fuhrmann	4	Walkemüller	1	
	Kutscher	3	Appreteur	1	
			Lohgerber	1	
		Dachdecker	1		
		Instrumenten- macher	1		

Anhang

Berufsgruppen	Untergruppen		Berufsgruppen	Untergruppen	
Arbeiter insg.: 74 (18 %)	Arbeiter	63	Sonstiges insg.: 38 (9 %)	Witwe	28
	Fabrikarbeiter	7		Rentier	3
	Chaussee- arbeiter	2		Pensionär	3
	Zigarren- arbeiter	1		Rentnerin	2
	Lackierer	1		Aufseher	1
Bahnarbeiter insg.: 47 (11 %)	Bahnarbeiter	18	Händler insg.: 7 (2 %)	Particulier	1
	Bremser	11		Hockenhändler	4
	Hilfswärter	7		Kaufmann	1
	Weichensteller	7		Postagent	1
	Rangierer	2		Topfhändler	1
	Bahnwärter	1			
	Bahnhofs- schlosser	1			
Arbeiter zus.: 121 (29 %)					
Fabrikanten insg.: 6 (1 %)	Fabrikbesitzer	5			
	Bauunter- nehmer	1			
Angestellte insg.: 5 (1 %)	Büroassistent	1			
	Geschäftsführer	1			
	Buchhalter	3			

Anhang
Berufsstruktur Weendes 1915

(Quelle: StadtAGött, Weende 198)

Berufsgruppen	Untergruppen		Berufsgruppen	Untergruppen		
Arbeiter insg.: 161 (22 %)	Arbeiter	142	Handwerk / Gewerbe insg.: 196 (28 %)	Tischler	36	
	Heizer	7		Schlosser	24	
	Lackierer	3		Zimmerer	18	
	Gasarbeiter	2		Maler	17	
	Maschinenputzer	2		Klempner	13	
	Schleifer	1		Schuhmacher	11	
	Brauereiarbeiter	1		Maurer	11	
	Stanzer	1		Schlachter	9	
	Dreher	1		Schmied	9	
	Rohrleger	1		Bäcker	7	
	Bahnarbeiter insg.: 134 (19 %)	Schaffner		43	Schneider	7
		Bahnarbeiter		30	Sattler	6
		Hilfsschaffner		14	Weber	4
		Weichensteller		12	Brauer	4
Lokheizer		7	Polier	3		
Rangierer		7	Böttcher	3		
Wagenaufseher		6	Buchbinder	2		
Zugführer		3	Weißbinder	1		
Zugabfertiger		3	Dachdecker	1		
Lokführer		2	Spinner	1		
Bahnmeister		1	Färber	1		
Oberbahn- assistent		1	Kürschner	1		
Güterbahn- arbeiter		1	Schreiner	1		
Rottenführer		1	Küfer	1		
Bremser	1	Sägemüller	1			
Eisenbahngehilfe	1	Korbmacher	1			
Fahrkarten- ausgeber	1	Goldschmied	1			
Facharbeiter insg.: 50 (7 %)	Mechaniker	29	Fabrikanten / Unternehmer insg.: 6 (0,8 %)	Fabrikanten	5	
	Schriftsetzer	11		Fuhrwerk- besitzer	1	
	Werkmeister	6				
	Maschinist	3				
Arbeiter zus.: 345 (49 %)	Monteur	1				

Anhang

Berufsgruppen	Untergruppen		Berufsgruppen	Untergruppen		
Landwirtschaft insg.: 41 (6 %)	Knechte	10	Angestellte insg.: 14 (2 %)	Buchhalter	5	
	Gärtner	8		Geschäftsführer	2	
	Landwirte	7		Bürogehilfen	2	
	Gartenarbeiter	5		Lagerist	2	
	Viehwärter	3		Ingenieur	1	
	Gutsbesitzer	1		Direktor	1	
	Oeconom	1		Prokurist	1	
	Abdecker	1				
	Hofmeister	1		Dienstleistung (privat) insg.: 28 (4 %)	Gastwirt	7
	Dreschmaschinen- besitzer	1			Kutscher	9
	Fleischbeschauer	1			Bierfahrer	5
	Kuhmeister	1			Hausbursche	2
	Verwalter	1			Friseur	2
					Kellner	2
		Architekt	1			
Dienstleistung (staatl.) insg.: 22 (3 %)	Wärter	2	Händler insg.: 21 (3 %)	Kaufleute	16	
	Lehrer	2		Milchhändler	2	
	Schornstein- feger	2		Gemüse- händler	1	
	Briefträger	2		Topfhändler	1	
	Amtsrat	1		Handlungs- gehilfe	1	
	Förster	1				
	Gemeinde- diener	1	Sonstiges insg.: 37 (5 %)	Privatmann	12	
	Agent	1		Invalide	12	
	Postagent	1		Aufseher	6	
	Bote	1		Pensionär	3	
	Postschaffner	1		Witwe	1	
	Hebamme	1		Expedient	1	
	Kammerrat	1		Dessinateur	1	
	Bademeister	1		Rentier	1	
	Forstaufseher	1				
	Schreiber	1				
	Chausseewärter	1				
Schulwärter	1					

Anhang

Bauliche Entwicklung Weendes 1870-1914

(zusammengestellt aus: StadtAGött, Weende 96)

Anzahl der Bauten in dem jeweilige Jahr

Jahr	Anzahl	Jahr	Anzahl	Jahr	Anzahl	Jahr	Anzahl
1870	2	1881	–	1892	–	1903	5
1871	–	1882	4	1893	2	1904	9
1872	–	1883	1	1894	1	1905	5
1873	1	1884	1	1895	4	1906	11
1874	–	1885	1	1896	2	1907	8
1875	–	1886	–	1897	1	1808	2
1876	1	1887	–	1898	–	1909	1
1877	–	1888	–	1899	3	1910	5
1878	1	1889	1	1900	2	1911	4
1879	2	1890	3	1901	6	1912	7
1880	2	1891	1	1902	2	1913	5
						1914	3

Neubauten in den jeweiligen Jahrzehnten

In den Jahren zwischen	entstanden an Neubauten
1870-1880	9
1881-1890	11
1891-1900	15
1901-1910	52
1911-1914	19

Anhang
Ein Vergleich der Größe der landwirtschaftlichen Betriebe
in Weende in den Jahren 1810 – 1874 – 1889¹

(Quellen:

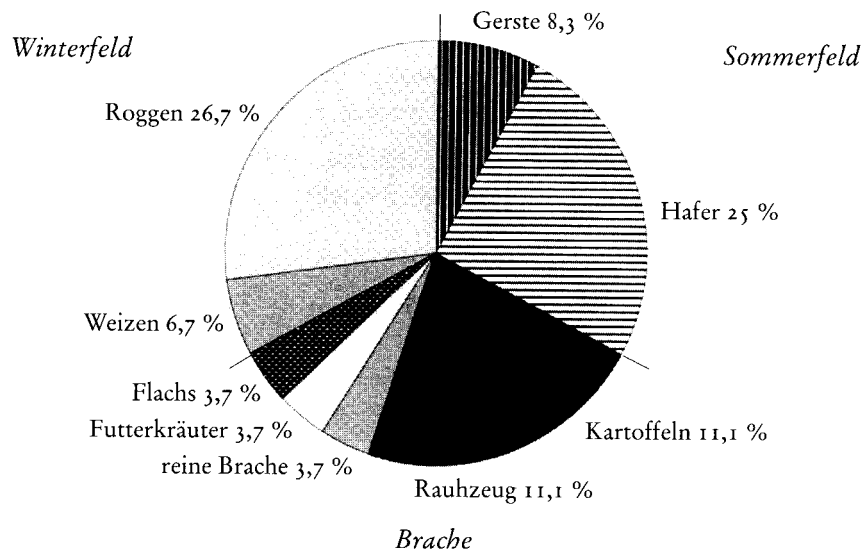
1810: Dorf und Kloster Weende, S. 636-641; 1874: KreisAGött, Dep. 1, 019;
 1889: Planrezeß zur Verkoppelung vor Weende, Katasteramt Göttingen.)

Jahr	Morgen	Anzahl d. Betriebe	Art des Betriebes
1810	40 und mehr	15	Vollerwerb
	17-38	5	an der Schwelle zum Nebenerwerb
	8-15	14	Nebenerwerb
	7-4	20	Subsistenzwirtschaft
1874	kleiner als 4	58	Subsistenzwirtschaft
	40 und mehr	7	Vollerwerb
	17-38	13	an der Schwelle zum Nebenerwerb
	8-15	28	Nebenerwerb
1889	7-4	45	Subsistenzwirtschaft
	kleiner als 4	68	Subsistenzwirtschaft
	40 und mehr	6	Vollerwerb
	17-38	12	an Schwelle zum Nebenerwerb
	8-15	34	Nebenerwerb
	7-4	48	Subsistenzwirtschaft
	kleiner als 4	134	Subsistenzwirtschaft

Die Tabelle scheint nahezuzeigen, daß erst zwischen 1874 und 1889 der Anteil der Kleinststellen drastisch angestiegen ist. Doch dieser Eindruck täuscht. Neben den für das Jahr 1874 aufgeführten 68 Weendern, die vier und weniger Morgen Land bewirtschafteten, gab es weitere 126 Einwohner, die insgesamt 94 Morgen zur Subsistenzwirtschaft gepachtet hatten. Generell bleibt bei der Interpretation der Tabelle mitzubedenken, daß die Grundlage der Daten nicht völlig identisch ist: Während die Zahlen für die Jahre 1810 und 1874 angeben, wieviel Land jemand *bewirtschaftete*, geben diejenigen von 1889 an, wieviel Land jemand *besaß*. Diese Differenz resultiert aus den jeweils zugrundeliegenden Quellen.

¹ Zur Klassifizierung der bäuerlichen Betriebsgrößen allgemein vgl.: Wächter, Die Landwirtschaft in Niedersachsen, S. 72-81, sowie Achilles, Deutsche Agrargeschichte im Zeitalter der Reformen und der Industrialisierung, S. 24.

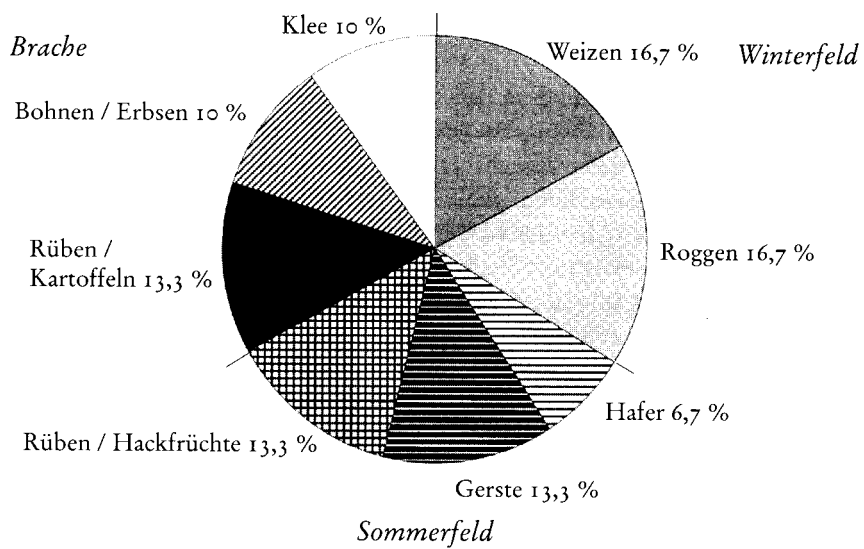
Anhang
Fruchtfolge in der dörflichen Feldflur Weendes
um 1840 (ohne Klosterland)



Fruchtanbau in der gesamten Weender Feldflur
um 1875 (incl. Klosterland)

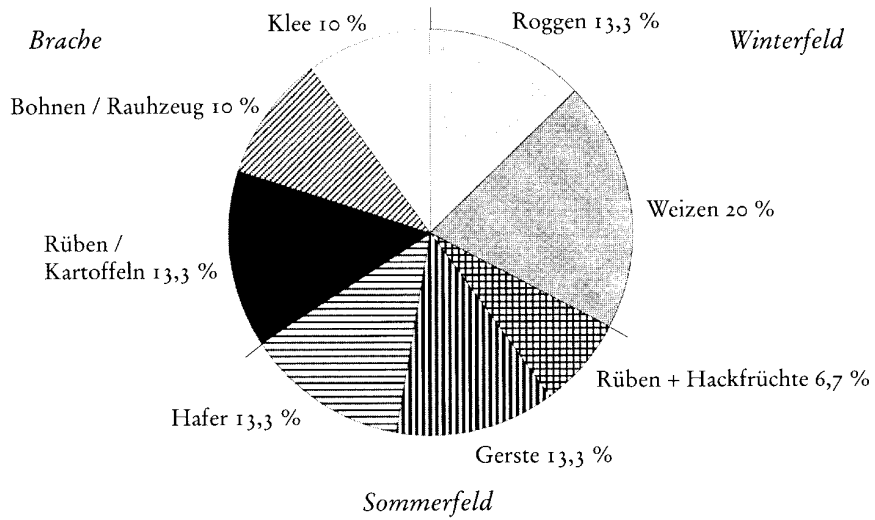
Zustand vor der Verkoppelung

1.-4. Klasse, gute Böden

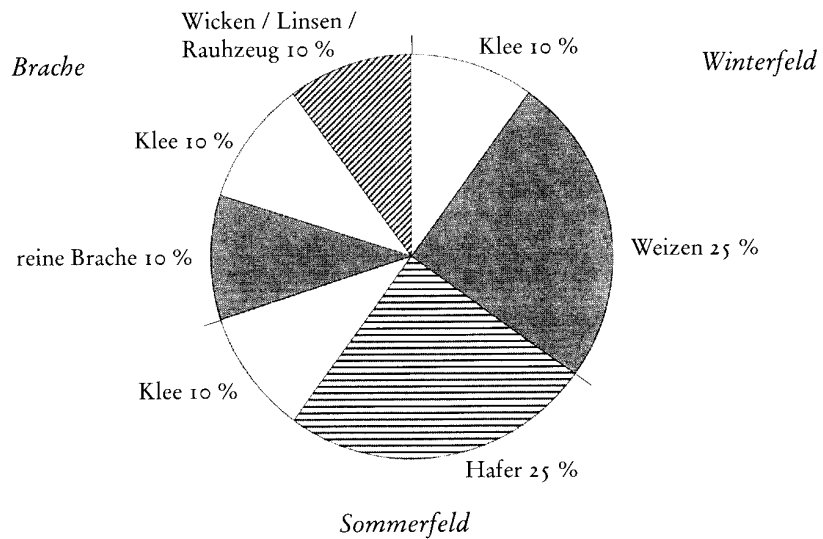


Anhang

5.-7. Klasse, mittlere Böden



8.-13. Klasse, schlechte Böden



Anhang
Weender Anbauverhältnisse im Vergleich

Pflanzenart	in % des Ackerlandes				
	in Weende				späteres DR
	1841	um 1875			1850
		1.-4. Kl.	5.-7. Kl.	8.-13. Kl.	
Weizen	6,6	15	19,8	23,1	8,8
Roggen	26,4	15	13,2		28,2
Gerste	7,3	13,2	13,2		5,5
Hafer	24,7	6,6	13,2	23,1	16,3
zusammen	66	49,8	59,4	46,2	58,9
Hülsenfrüchte		9,9	9,9	9,9	3,8
Kartoffeln	10,9	13,2	13,2		9,4
Rüben etc.		13,2	6,6		3,1
Handelsgewächs					3,2
Futterpflanzen	3,3	9,9	9,9	29,7	10,4
Brache (rein)	3,3			9,9	11,3
Rauhzeug	10,9				
Flachs	3,3				

Die Daten für Weende sind zusammengestellt aus den Akten zur Zehntablösung sowie aus den Verkoppelungsakten. Die Daten für das Gebiet des späteren Deutschen Reiches sind entnommen aus: Achilles, Deutsche Agrargeschichte im Zeitalter der Reformen und der Industrialisierung.

Anhang

Viehbestand der Ortschaft und des Klosters Weende 1874

(Quelle: KreisAGött, Dep. 1,019.)

Weende hatte 1874 insgesamt einen Viehbestand von 2526 Tieren. Davon waren Nutztiere:

Tiere	Dorf	Kloster	zusammen
Kühe	99	62	161
Kälber/Rinder	47	–	47
Schafe	100	900	1 000
Lämmer	39	–	39
Schweine	335	58	393
Ziegen	224	–	224
Gänse	291	20	311
Summe	1 135	1 040	2 175

Arbeitstiere:

Pferde	39	27	66
Ochsen	14	8	22
Kühe	51	–	51
Summe	104	35	139

Das Hausvieh derjenigen Weender, die keinen Grundbesitz hatten, umfaßte

Schweine	88
Ziegen	124
Summe	212

Viehstand des Hornviehs im 19. Jahrhundert

Jahre	1810	1841	1868	1869	1870
Rinder	(Ochsen) 7	–	22	21	28
Kühe	126	–	102	45	91
Hornvieh	–	120	–	–	–
Summe	133	120	124	66	119

Jahre	1872	1873	1874	1875	1877
Rinder	29	25	53	30	15
Kühe	84	90	100	99	78
Summe	113	115	153	129	93

Anhang

Mitglieder des Weender Gemeindeausschuß

- 1853 (Q.: StadtAGött, Weender162): Heinrich Grünekle, Ackermann
Christian Rettberg
Friedrich Schlote, Ackermann
Heinrich Lutze, Maurer
Friedrich Grünekle, Zimmermann
Friedrich Hagelstange
August Grünekle
Friedrich Hoff jun., Zimmermann
Klages
- 1864 (Q.: StadtAGött, Weender162): August Wunderlich, Bauermeister
August Nietmann, Zimmermann
Carl Gumme
Christian Margraf, Ackermann
Ludwig Lutze
Friedrich Waldmann, Grundbesitzer
Heinrich Bierkamp
Carl Hoppe
Ludwig Grube, Schmied
- 1871 (Q: StadtAGött, Weende 1087): Theodor Waldmann, Gastwirt
Friedrich Becker, Zimmermann
Georg Werner
Brinkmann
Ludwig Grube, Schmied
August Franke
Heinrich Reese, Stellmacher
Heinrich Zimmermann
Adolf Eberwein, Fabrikant
- 1894 (Q: StadtAGött, Weende 1087): Ernst Wicke, Mühlenbesitzer
August Neuß
Wilhelm Harbard
Theodor Grünekle
Carl Heyl
W. Schröder
Franz Lütgens, Fabrikant
Heinrich Dawe
Reinhard Rube, Fabrikant

Bildanhang



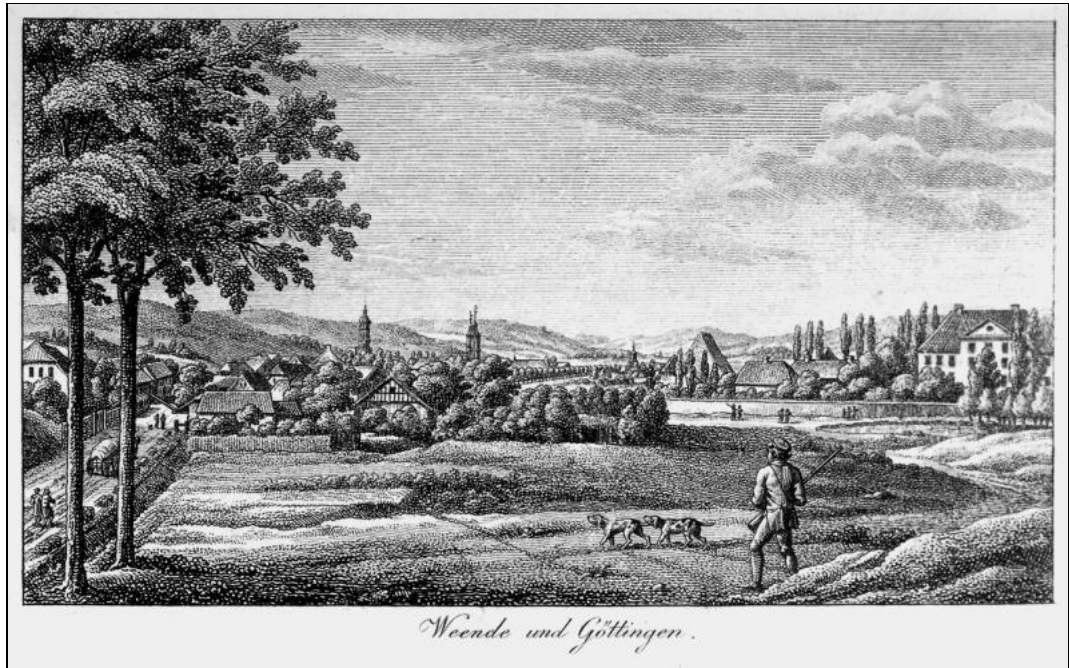
Postkarte: Weende, Gasthaus Koch, um 1890



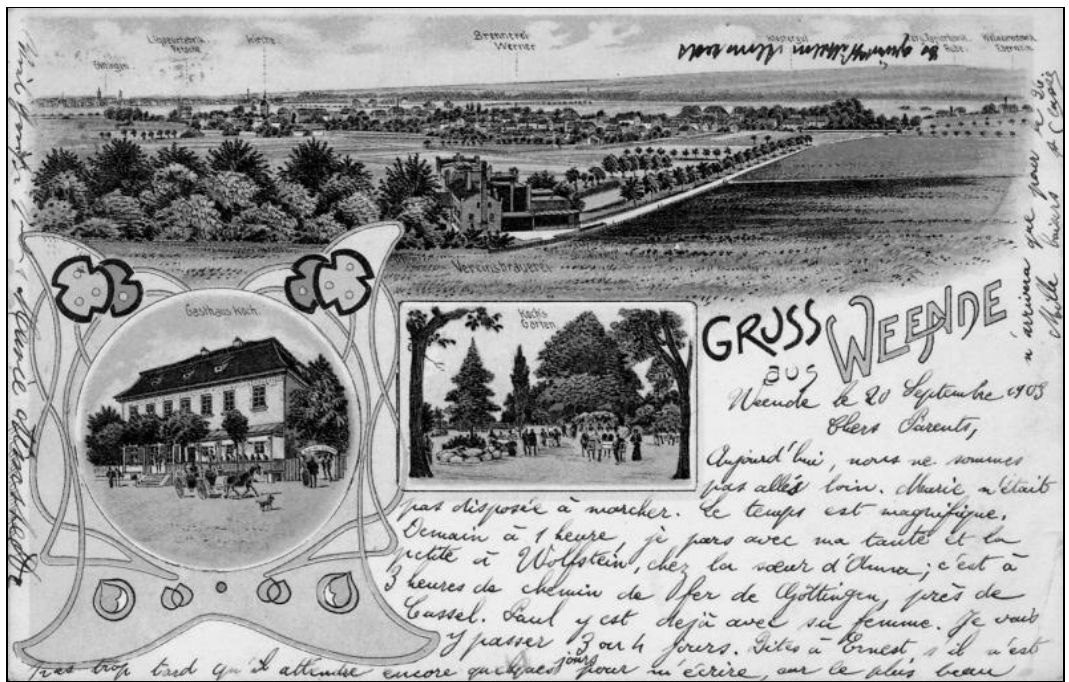
Verkoppelungskarte Weende um 1875/76, Teil 1: Dorf



Verkoppelungskarte Weende von 1875/76, Teil 2: Klosterbezirk.



Weende und Göttingen. Stich von E. L. Riepenhausen, um 1820.



Postkarte: Weende aus der Vogelschau, um 1900

Quellen- und Literaturverzeichnis

A Quellen

1. Stadtarchiv Göttingen (StadtAGött)

Bestand: Weende:

- (1. Politische Organe, Allgemeine Verwaltung) Nrr.: 5, 10, 96, 120-123, 178, 193, 196, 197, 198, 213, 243, 264, 266, 268, 410, 535, 616, 627, 630, 631, 647, 650, 649. 1087, 1088.
- (2. Finanzen, Steuern, Abgaben, Gebühren, Zehnte, Dienste) Nrr.: 97, 98, 101, 107-115, 125, 128, 129, 184-186, 188, 192, 194, 295, 311, 345-359; 366, 380, 391, 392, 481, 564-576, 620-623, 628, 625, 626, 634-638, 655, 656, 666.
- (3. Recht, Sicherheit und Ordnung) Nrr.: 162, 166, 172, 179-183, 219, 400, 643, 666.
- (4. Personenbestand) Nrr.: 102-106, 408, Block 55a.
- (6. Soziales) Nrr.: 127, 157, 169, 170, 173, 280, 402, 434, 624.
- (8. Kirche) Nr.: 156.
- (9. Schule) Nrr.: 11, 147-155.
- (10. Kultur, Sport, Vereine, Parteien) Nrr.: 6, 167, 642.
- (11. Landwirtschaft/Forst) Nrr.: 287, 617-619, 659, 664.
- (12. Bauwesen/Grundstücke) Nrr.: 2, 3, 131, 132, 133-139, 158-160, 165, 284, 307, 308, 398, 401, 411, 615, 648, 651, 657, 660, 661.
- (13. Wasserläufe) Nrr.: 176, 640.
- (14. Wirtschaft und Verkehr) Nrr.: 126, 171, 250, 253, 397, 644, 645, 646.
- (15. Post) Nr.: 251.
- (16. Energieversorgung) Nrr.: 8, 141-146, 269-272, 277, 278, 409, 483, 639, 641.
- (17. Realgemeinde, Verbände, Genossenschaften) Nrr.: 399, 658, 662, 663.

Bestand: Unsortierte Kartons zur Geschichte Weendes ab 1900.

Bestand: Altes Aktenarchiv (AA):

Bd. 2. Gewerbesachen, Nr. 24.

Bestand: Polizeidirektion Göttingen (Pol.Dir.):

XXVII, G, 160, Nr. 3 u. 161, Nrr.: 2,11-14,17-19, 22.

Bestand: Alte Hauptregistratur (AHR):

A, II, A Fach 33, Nrr.: 21, 28.

A, II, A Fach 34, Nrr.: 4, 11, 26, 30.

Bestand: Henneberg-/Hainbundschnle:

Nrr. I, 3-5.

Gedruckte Quellen im StadtAGött:

III M 12.b, Die Typhusepidemie in Weende im Winter 1894/95, Diss. von Paul Schröder, Göttingen 1885.

II C 141, Das Klostersgut Weende 1858.

2. Archiv des Landkreises Göttingen (KreisAGött)

Bestand: Dep. 1 (Depositum der Landwirtschaftskammer Hannover Kreisstelle Göttingen):

Nr. 019.

3. Kirchenkreisarchiv Göttingen (KirchenkreisA)

Bestand: Pfarrarchiv Weende (PfarrA Wee):

A 333 I; A 333 II; A 333 III; A 333 IV; A 333 V.

A 1100/1101.

Bestand: Superintendent Spezialia (Sup. Spez.):

Weende 103; Weende 145; Schulhaus 125.

Bestand: Superintendent KPZ 56 Weende.

Bestand: Superintendent Göttingen I (Sup. Gö. I):

A 360, Liebes- und Fürsorgetätigkeit 1891.

Protokolle der Bezirkssynode Göttingen I, 1870-1922. Gedruckt.

Kirchbuchamt Kirchenkreis Göttingen:
Kirchbuch Weende, Heirats- und Sterberegister.

4. Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv Hannover
(NHStAH)

Bestand: Hann 74 Gö:

B (Amtsverwaltung), Nrr.: 41, 44, 45, 75.
C (Hoheitssachen), Nrr.: 14, 15, 197, 287, 288, 291, 292, 327, 328, 329, 341, 356.
D (Steuer- und Zollsachen), Nrr.: 7, 118a, 124, 131, 132-139.
E (Domanialia), Nrr.: 183, 209, 210, 924.
H (Consistorialia), Nrr.: 20, 287, 279.
J (Gemeinde-Sachen), Nrr.: 117, 120, 208-211, 222-224.
K (Polizei-Sachen), Nrr.: 2, 7, 11-13, 331, 353, 356, 411, 422, 423, 427a-c, 477,
479, 487, 489.
L (Landesökonomie-Sachen), Nrr.: 47, 68, 90, 93, 145-147, 242.
N (Wasserbau-Sachen), Nrr.: 4, 36, 42.

Bestand: Hann 74 Herzberg:
E (Domanialia) Nr. 332

Bestand: Hann 80 Hild I:

A (Generalia), Nrr.: 304, 327, 330, 331.
B (Ämter-sachen), Nrr.: 1311, 1399, 1405.
C (Hoheitssachen), Nrr.: 552, 609-616.
E (Generalpolizeisachen), Nrr.: 5, 70, 212, 214, 223, 255, 217, 220, 221.
F (Gewerbesachen), Nrr.: 120, 252, 248, 253, 254, 255, 256, 272, 470.
L (Landesökonomie), Nrr.: 51, 52, 120.

Bestand: Hann 174 Göttingen:
Nrr.: 4, 5, 108, 112, 113, 134.

Bestand: Hann 81, 18 Northeim:
Nrr.: 2961-2965.

Bestand: Hann 81, 19 Weende:
Nrr.: 3005-3008, 3049, 3073, 3085, 3087, 3107, 3108, 3145, 3166, 3168, 3171,
3172, 3206, 3233.

Bestand: Hann 122 a, I, 104.

Bestand: Hann 94 Klosterkammer Hannover:
(Spezialia Weende) Nrr.: 324, IV; 7887.

5. Katasteramt Göttingen

Planrezeß zur Verkoppelung vor Weende mit Karte

6. Private Quellensammlungen

- a. Quellensammlung zur Geschichte 4P Rubes gesammelt von Herbert Kutz, Weende.
- b. Unterlagen des ehemaligen Weender Lehrers Friedrich Mosel zur Geschichte Weendes.
- c. Protokollbuch des Turn- und Sportvereins (TUSPO) Weende.
- d. Protokollbuch der Freiwilligen Feuerwehr Weende.
- e. Protokollbuch des Kriegervereins Weende.

7. Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, Broschüren im Stadtarchiv Göttingen

Artesische Brunnen, in: Göttinger Zeitung, Nr. 10043, 30.7. 1895.

Aus einem alten Weender Kirchbuch, in: Göttinger Tageblatt, Nr. 293, 1936.

Beiträge zur Kenntnis der Weender Feldmark, in: Die Spinnstube, Nr. 8, S. 124f., Göttingen, 1929; Nr. 9, S. 140-144, Göttingen, 1929.

Berühmte Göttinger Ausflugsstätten. Wo in alter Zeit die Bürger und Studenten unserer Stadt gern verkehrten, in: Südhannoversche Zeitung, Nr. 149, 29.6.1943.

Bilder aus der Geschichte von Weende, in: Göttinger Tageblatt, Nr. 42, 19.2.1965.

Das tausendjährige Weende. Hrsg. v. der Stadt Göttingen. 1966.

Deneke, O.: Alte Wirtschaften in Weende, in: Göttinger Tageblatt, Nr. 206, 1937; Nr. 136, 1938.

Deneke, O.: Die Scharffmühle in Weende, in: Alt Göttingen. Blätter zur Geschichte der Universitätsstadt, 1934, Nr. 34, S. 117.

Die Auseinandersetzung zwischen Kirche und Schule, in: Göttinger Tageblatt, Nr. 295, 1936.

Die Weender Wasserleitung hat Geburtstag, in: Göttinger Tageblatt, Nr. 51, 1./2.3.1958.

Fabrikant Richard Eberwein 70 Jahre alt. Tuchfabrik mit 147jähriger Tradition, in: Göttinger Tageblatt, Nr. 297, 21./22.12.1963; Nr. 298, 23.12.1963.

Familie Lohmann 60 Jahre auf dem Kloostergut Weende, in: Göttinger Tageblatt, Nr. 82, 5.4.1968; Nr. 83, 6./7.4.1968.

75 Jahre Schützenverein Weende, in: Göttinger Tageblatt, Nr. 150, 2.7.1959; Nr. 154, 7.7.1959.

75 Jahre Sportclub Weende. 1913-1988. Jubiläumsschrift. 1988.

50 Jahre Aluminiumwerk Göttingen, in: Göttinger Tageblatt, Nr. 228, 1.10.1959.

Gasbahn zwischen Göttingen und Weende, in: Göttinger Zeitung, Nr. 10351, 11.6.1896; Nr. 10352, 12.6.1896.

Gasthaus Koch, in: Göttinger Zeitung, Nr. 10479, 17.10.1896.

Generaldirektor Rube 65 Jahre alt, in: Göttinger Nachrichten, Nr. 186, 12.8.1942; Nr. 188, 14.8.1942.

Göttinger Tageblatt vom 31. Dezember 1899 sowie vom 2. und 3. Januar 1900.

Größter Ort des Landkreises kann auf erfreuliche Entwicklung zurücksehen, in: Göttinger Tageblatt, Nr. 288, 8./9. 12.1956.

Heine, A.: Die alte Papiermühle, in: Göttinger Tageblatt, Nr. 40, 16./17. 2.1974.

100 Jahre Rube & Co, in: Göttinger Tageblatt, Nr. 227, 29./30.9.1973.

Hundertjahrfeier Weende. 100. Geburtstag Wilhelms I, in: Göttinger Zeitung, Nr. 10632, 23.3.1897.

Jubelfeier. 50.000 Stück Waren. Tuchfabrik Eberwein, in: Göttinger Zeitung, Nr. 19481, 19.10.1896.

Kleinsorge, H.: Aus dem Vereinslazarett Weende. (Lazarett im Lagerhaus der Firma W. Rube & Co während des Weltkrieges 1914/18), in: Heimatkalender für Südhannover und Nachbarschaft, Göttingen, 1918, S. 76-78.

Mosel, Fr.: Das Recht auf die Baumkrone lag bei der Gemeinde, in: Göttinger Tageblatt, Nr. 139, 18./19.6.1966.

Nachruf für den Fabrikbesitzer Reinhard Rube, in: Göttinger Zeitung, Nr. 11707, 29.3.1900.

90 Jahre Rube & Co, in: Göttinger Tageblatt, Nr. 234, 8.10.1963.

Nissen, W.: Weende – 1000 Jahre alt, in: Göttinger Tageblatt, Nr. 139, 18./19. 6.1966.

Öffentliche Brunnen. Göttinger Zeitung, Nr. 19317, 5.5.1896.

- Ortschaft Weende: Was ist los bei uns?* Weender Vereine und Institutionen stellen sich vor. Hrsg. v. Feuerwehr-Verein Alt-Weende. 1984.
- Sanitätskolonnen*, in: Göttinger Zeitung, Nr. 12266, 16.10.1901.
- 70 Jahre Mutter Koch*. In : Göttinger Tageblatt, Nr. 77, 1.4.1952.
- 70 Jahre Tuspo Weende 1895 e.V.* Jubiläumsschrift.
- Spurensuche in Weende*. Jugendliche erforschen die Zeitgeschichte ihres Ortsteils. Weende, 1990.
- Todesanzeige Geheimer Regierungsrath Professor Dr. Wilhelm Henneberg und weiteres zum Tode Hennebergs*. In Göttinger Zeitung, Nr. 8266, 24.11.1890; Nr. 8290, 26.11.1890; Nr. 8299, 3.12.1890; 8668, 16.9.1891.
- Tuchfabrik wird stillgelegt*. Firma Adolf Eberwein, in: Göttinger Tageblatt, Nr. 287, 9.12.1966.
- Vom kleinen handwerklichen Familienbetrieb zum industriellen Kleinbetrieb*. Die Bäckerei Thiele. Arbeit einer 9. Klasse der Hainbundschnule. 1978.
- Vorstellung und Bitte von Seiten der Bürgervorsteher der Universitäts-Stadt Göttingen*, in: Extra-Blatt zum Göttingenschen Wochenblatt, Nr. 5, Juni 1948.
- Weende*. Kleine Stadt vor Göttingens Toren. In : Göttinger Nachrichten, 1935.
- Weende gestern und heute*. Festschrift. 1958.
- Weende. Wasserleitung*, in: Göttinger Zeitung, Nr. 12352, 24.1.1902.
- Weende vor 40 Jahren*, in: Göttinger Tageblatt, Nr. 25, 30.1.1951.
- Weender Thiemühle im Dunkel der Vergangenheit*, in: Göttinger Tageblatt, Nr. 177, 2.8.1972.
- Werner, Hans: Aus meinem Leben*. (Jugend in Weende) in: Göttinger Monatsblätter, Nr. 127, 1984, S. 3-5.
- Zur Vereinsbrauerei*, in: Göttinger Zeitung, Nr. 12660, 3.12.1902; Nr. 12667, 10.12.1902.

B Literaturverzeichnis

- Abel, W.*: Massenarmut im vorindustriellen Deutschland. Göttingen, 1972.
- Achilles, W.*: Deutsche Agrargeschichte im Zeitalter der Reformen und der Industrialisierung. Stuttgart, 1993.
- Achilles, W.*: Die Lage der hannoverschen Landbevölkerung im späten 18. Jahrhundert. Hildesheim, 1982. (QUntersWirtschSozialGNdSachsNZ, 9).
- Achilles, W.*: Die niedersächsische Landwirtschaft im Zeitalter der Industrialisierung 1820-1914, in: NdsJBLdsGesch, 50/1978, S. 7-26.
- Achilles, W.*: Die steuerliche Belastung der braunschweigischen Landwirtschaft und ihr Beitrag zu den Staatseinnahmen im 17. und 18. Jahrhundert. Hildesheim, 1972. (QUntersWirtschSozialGNdsachsNZ, 9).
- Allgemeine Gewerbe-Ausstellung* der Provinz Hannover für das Jahr 1878. Offizieller Katalog. Hannover, 1878.
- Assmann, K.*: Verlag – Manufaktur – Fabrik. Die Entwicklung großbetrieblicher Unternehmensformen im Göttinger Tuchmachergewerbe, in: W. Abel, Handwerks-geschichte in neuerer Sicht. Göttingen, 1978, S. 211-239.
- Assmann, K.*: Zustand und Entwicklung des städtischen Handwerks. Göttingen, 1971.(Göttinger Handwerkswirtschaftliche Studien, 18).
- Auskunftsbuch* für Göttingen und Umgebung 1903.
- Baldermann, U.*: Die Entwicklung des Straßennetzes in Niedersachsen von 1768-1960. Hildesheim, 1968. (VeröffNdSächs.Inst.LdKdeLdEntwUniv GöttRa, 1,87).
- Barmeyer, H.*: Gewerbefreiheit oder Zunftbindung, in: NdsächsJbLdG, 46/47, 1974/75, S. 231-262.
- Behrendsen, O.*: Die mechanischen Werkstätten der Stadt Göttingen. Melle, 1900.
- Benning, D. H. L.*: Die Umbildung der ländlichen Zustände. Hannover, 1858.
- Bielefeld, K.-H.*: Beiträge zur Geschichte des Dorfes Harste, in: Plesse-Archiv, H. 12, 1977, S. 11-244.
- Blessing, W.-K.*: Kirchenwirkung zwischen pastoralem Auftrag und nationalem Einsatz. Die bayerischen Pfarrer im Ersten Weltkrieg, in: JBGesNdsächsKG, 93, 1995, S. 117-136.
- Borscheid, P.*: Alltagsgeschichte - Modetorheit oder neues Tor zur Vergangenheit? In: Sozialgeschichte in Deutschland, Bd. 3, Soziales Verhalten und soziale Aktionsformen in der Geschichte, hrsg. v. W. Schneider/V. Sellin, Göttingen, 1987, S. 78-100.
- Brauordnung* für die Stadt Göttingen. 1849.

- Brockstedt, J.* (Hrsg): Frühindustrialisierung in Schleswig-Holstein, anderen nord-deutschen Ländern und Dänemark, Neumünster, 1983. (Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins 5)
- Broszat, M.*: Plädoyer für eine Alltagsgeschichte, in: Merkur, 36. Jg., H. 11, S. 1244-1249.
- Buchheim, Chr.: Einführung in die Wirtschaftsgeschichte. München, 1997.
- Buchheim, Chr.*: Industrielle Revolutionen. Langfristige Wirtschaftsentwicklung in Großbritannien, Europa und in Übersee. München 1994. (dtv wissenschaft 462)
- Buchholz, E.-W.*: Ländliche Bevölkerung an der Schwelle des Industriezeitalters. Der Raum Braunschweig als Beispiel. Stuttgart, 1966. (QForsch-AgrarG, 11).
- Carr, E. C.*: Was ist Geschichte? Stuttgart u.a., 1963.
- Chronik Alcan Deutschland. 1928-1985.* Hrsg. v. Alcan Aluminiumwerke GmbH. O. Ort, 1987.
- Conze, W. / Engelhardt, U.*: Arbeiterexistenzen im 19. Jahrhundert. Stuttgart, 1981. (Industrielle Lebenswelt, Bd. 33).
- Conze, W.*: Die Wirkung der liberalen Agrarreformen auf die Volksordnung in Mitteleuropa im 19. Jahrhundert, in: VjsschrSozialWirtschaftsG, 38, 1949, S. 2-45.
- Conze, W.*: Die liberalen Agrarreformen Hannovers im 19. Jahrhundert. Agrarwissenschaftliche Vortragsreihe. Hannover, 1946.
- Croon, H.*: Die Einwirkung der Industrialisierung auf die Gemeindevertretungen, in: Beiträge zur Soziologie der industriellen Gesellschaft, Hrsg. v. W. G. Hoffmann, Dortmund, 1952, S. 57-66.
- Croon, H.*: Methoden zur Erforschung der gemeindlichen Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Westfälische Forschungen 8, 1955, S. 139-149.
- Denecke, D.*: Die sozioökonomische Gliederung südniedersächsischer Städte, in: NdsächsJbLdG, 52, 1980. S. 25-38.
- Deppe, A.*: Geschichte der Göttinger Tuchmacherei, in: Die Spinnstube 4. 1927.
- Dipper, Chr.*: Übergangsgesellschaft, in: ZHistForsch, 23. Bd., H. 1, 1996, S. 57-87.
- Domicilordnung* für das Königreich Hannover und der s.g. Gothaer Vertrag wegen Übernahme Auszuweisender. Mit Anm. Versehen von G. Niemeyer. Hannover, 1855.
- Düwel, A.*: Sozialrevolutionärer Protest und konservative Gesinnung. Die Landbevölkerung des Königreichs Hannover und des Herzogtum Braunschweig in der Revolution von 1848/49, Fanfurt/M u.a., 1996.
- Ebel, W.*: Catalogus Professorum Göttingensium. 1734-1962. Göttingen, 1962.
- Ebert, A.*: Die Heiraths- Armen- und Gemeinde-Gesetzgebung nebst Ausführungsvorschriften. Hannover, 1873.

- Fahlbusch, O.:* Der Landkreis Göttingen in seiner geschichtlichen, wirtschaftlichen und rechtlichen Entwicklung. Göttingen, 1960.
- Fahlbusch, O.:* Vom Kloster und Dorf Weende bei Göttingen, in: NArchNdSachs 20, 1950, S. 683-695.
- Festschrift* zum 150jährigen Bestehen der Königlichen Landwirtschaftsgesellschaft zu Hannover 1764-1914. Hannover, 1914.
- Festschrift* zur Säcularfeier der Königlichen Landwirtschaftsgesellschaft Celle. Beiträge, Abhandlungen 2. Hannover, 1864.
- Firmenbuch* für das Königreich Hannover. Nach den amtlichen Bekanntmachungen zusammengestellt in W. Riemschneiders Buchdruckerei. Hannover, 1865.
- Fischer, W.:* Armut in der Geschichte. Erscheinungsformen und Lösungsversuche der »Sozialen Frage« in Europa seit dem Mittelalter. Göttingen, 1982. (Kleine Vandenhoeck Reihe 1476).
- Fischer, W.:* „Stadien“ und „Typen“ der Industrialisierung in Deutschland, in: Wirtschaft und Gesellschaft im Zeitalter der Industrialisierung. Göttingen, 1972. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft. 1)
- Fischer, W.:* Wirtschaft und Gesellschaft im Zeitalter der Industrialisierung, Göttingen, 1972.
- Flügel, A.:* Region und Gewerbe - Protoindustrie in Ravensburg 1650-1850, in: Europäische Gewerbelandschaften vom 16.-18. Jahrhundert. Hrsg. v. D. Ebeling/W. Mager, Bielefeld, 1997. (Studien zur Regionalgeschichte 9)
- Friedrich, G.:* Das niedere Schulwesen, in: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. 3, 1800-1870. Hrsg. v. K.-E. Jeismann und P. Lundgreen. München, 1987.
- Frieling, H. D. von:* Der Bau des Gehäuses. Die Entwicklung der Stadt Göttingen seit dem 18. Jahrhundert. Ein Vergleich von Landkarten, in: Göttingen ohne Gänseliesel. Hrsg. v. C. Duwe, C. Gottschalk, M. Koerner. Gudensberg-Gleichen, 1989, S. 18-31.
- Fremling, R.:* Industrialisierung und Raum. Studien zur regionalen Differenzierung im Deutschland des 19. Jahrhunderts. Stuttgart, 1979. (Historisch-sozialwissenschaftliche Forschungen 7)
- Gebhardt.* Handbuch der deutschen Geschichte. Bd. 4/1. 9. Aufl. Stuttgart, 1973.
- Gemeindelexikon* für das Königreich Preußen. Aufgrund der Materialien der Volkszählung vom 1. Dez. 1885. IX. Provinz Hannover. 1887.
- Die Gemeinden und Gutsbezirke des Preußischen Staates* und ihre Bevölkerung nach den Urmaterialien der allgemeinen Volkszählung vom 1. Dec. 1871 bearb. und zusammengest. vom kgl. Statist. Bureau. VIII. Die Provinz Hannover. 1873.
- Geschichte der deutschen Länder.* »Territorien-Ploetz«. Bd. 2. Hrsg. v. Georg Wilhelm Saute. Würzburg, 1971.

- Gewerbeordnung für das Königreich Hannover* und Vollzugsverordnung mit Auszügen aus der Begründung des Entwurfs und der Erwiderung der allgemeinen Ständeversammlung. Hannover, 1848.
- Goehre, P.*: Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche. Sozialreportage eines Pfarrers um die Jahrhundertwende. Hrsg. v. J. Brenning und Chr. Gremmels. Gütersloh, 1978. (Gütersloher Taschenbücher Siebenstern 268).
- Göttingen – Stadt der Schulen*. 100 Jahre öffentliche Volks- und Realschulen. Hrsg. v. Göttinger Tageblatt. Göttingen, 1976.
- Göttingen und seine Umgebung*. Ein Wegweiser für Freunde und Einheimische. Göttingen, 1854.
- Göttingen und Umgegend*. In Poesie und Prosa geschildert von Adolf Nagel. München, 1883.
- Grebing, H.*: Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. München, 1970.
- Güllich, G. von.*: Über den Handel und die übrigen Zweige der Industrie im Königreich Hannover. Hannover, 1831.
- Habicht, B.*: Stadt- und Landhandwerk im südlichen Niedersachsen im 18. Jahrhundert. Göttingen, 1983. (GöttBeitrWirtschSozialG, Bd. 10).
- Hagenah, U.*: Ländliche Gesellschaft im Wandel, in: NdsächsJbLdG, 57, 1958, S. 161-206.
- Hahn, H.*: Die industrielle Revolution in Deutschland, München, 1998. (Enzyklopädie deutscher Geschichte 49)
- Hammer, K.*: Deutsche Kriegstheologie 1870-1918, München, 1971.
- Hannoversche Landgemeindeordnung* vom 28. April 1859 unter Berücksichtigung der später ergangenen Verwaltungsgesetzgebung. Hrsg. v. H. Brüning. Hannover, 1906. (Sonderdruck aus: Die preußische Verwaltungsgesetzgebung für die Provinz Hannover nebst den hannoverschen Gemeindeverfassungsgesetzen).
- Hannoverscher Staatskalender*. Hof- und Staatshandbuch für das Königreich Hannover auf das Jahr 1846.
- Hardtwig, W.*: Vormärz. Der monarchische Staat und das Bürgertum. München, 1985. (Deutsche Geschichte der neuesten Zeit).
- Haubner, K.*: Die Stadt Göttingen im Eisenbahn- und Industriezeitalter. Göttingen und Hannover, 1964. (VeröffNdsächsInstLdkdeEntwUniGött, A I, 75).
- Hauptmeyer, C.-H.*: Annäherungen an das Dorf. Göttingen, 1983.
- Hauptmeyer, C.-H.* (Hrsg): Landesgeschichte heute, Göttingen, 1987. (Kleine Vandenhoeck-Reihe 1522)
- Henning, F.-W.*: Die Industrialisierung in Deutschland 1800-1914. Paderborn u. a., 1979. (Henning, Handbuch der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 2).
- Hinrichs, E.*: Regionalgeschichte, in: Landesgeschichte heute. Hrsg. v. C.-H. Hauptmeyer, Göttingen, 1987. (Kleine Vandenhoeck-Reihe 1522)

- Hinrichs, E. / Norden, W.*: Regionalgeschichte: Probleme und Beispiele, Bremen, 1980. (Veröffentlichung der historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, 34)
- Hintze, O.*: Beamtentum und Bürokratie, hrsg. u. eingeleitet v. K. Krüger, Göttingen, 1951. (Kleine Vandenhoeck-Reihe 1473)
- Höttemann, W.*: Die Göttinger Tuchindustrie in Vergangenheit und Gegenwart. Göttingen, 1931.
- Holtfrerich, K. L.*: Quantitative Wirtschaftsgeschichte des Ruhkohlenbergbaues im 19. Jahrhundert. Eine Führungssektorenanalyse, Dortmund, 1973. (Untersuchungen zur Wirtschafts-, Sozial- und Technikgeschichte 1)
- Hundert Jahre Schützenverein Weende.* Eine Festschrift. Göttingen, 1984.
- Hundert Jahre Sozialdemokratie in Weende,* in: Das Weender Rathaus. Mitteilungen der SPD für die Ortschaft Weende, Nr. 47, 1985.
- Hundert Jahre TUSPO Weende 1895-1995.* Eine Jubiläumsschrift. Göttingen, 1995.
- Husung, H. G.*: Protest und Repression im Vormärz. Norddeutschland zwischen Restauration und Revolution, Göttingen, 1983. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 54)
- Janz, O.*: Evangelische Pfarrer und Bürgertum in Westfalen 1850-1914, in: JbGesNdSächsKG, 93, 1995, S. 61-82.
- Jeismann, K.-E.*: Schulpolitik, Schulverwaltung, Schulgesetzgebung, in: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. 3, 1800-1870. Hrsg. v. K.-E. Jeismann und P. Lundgreen. München, 1987, S. 105-121.
- Jeschke, J.*: Gewerberecht und Handwerkswirtschaft. Göttingen, 1977. (GöttBeitrWirtschSozialG, Bd. 3).
- Kaufhold, K. H.*: Gewerbe und ländliche Nebentätigkeit im Gebiet des heutigen Niedersachsens um 1800, in: ArchSozialG, 23, 1983, S. 163-218.
- Kaufhold, K. H.*: Handwerk und Industrie 1800-1850, in: Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte Bd. 2, 1976, S. 321-368.
- Kier, E.*: Epidemische Krankheiten in Göttingen bis zum Jahr 1875. Med. Diss. Göttingen, 1939.
- Kiesewetter, H.*: Einzigartiges Europa. Zufällige und notwendige Faktoren der Industrialisierung. Göttingen 1996.
- Kiesewetter, H.*: Erklärungshypothesen zur regionalen Industrialisierung in Deutschland im 19. Jahrhundert, in: VjsschrSozialWirtschaftsG, 67, 1980. S. 305-333.
- Kiesewetter, H.*: Industrielle Revolution in Deutschland 1815-1914, Frankfurt/M, 1991. (Neue historische Bibliothek, es 1533)

- Kiesewetter, H.:* Region und Nation in der europäischen Industrialisierung 1815-1871, in: Deutscher Bund und deutsche Frage 1815-166. Hrsg. v. Remppler. Wien, 1990 (Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit 16/17).
- Kiesewetter, H.:* Regionale Industrialisierung in Deutschland zur Zeit der Reichsgründung, in : VjsschrSozialWirtschaftG, 73, 1986, S. 38-60.
- Kiesewetter, H.:* Zur Dynamik der regionalen Industrialisierung, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 1992, Heft 1, S. 79-112.
- Koch, D.:* Das Göttinger Honoratiorentum im 17. und 18. Jahrhundert. Göttingen, 1958. (VeröffHistKommNdsachs, 24,1).
- Kocka, J.:* Klassen oder Kultur? In: Merkur, 36. Jg. H. 9, S. 955-965.
- Kocka, J.:* Weder Stand noch Klasse. Unterschichten um 1800. Bonn, 1990. (Geschichte der Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, Bd. 1).
- Kocka, J.:* Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen. Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert. Bonn, 1990. (Geschichte der Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, Bd. 2).
- Kolb, K./ Teiwes, J.:* Beiträge zur politischen Sozial- und Rechtsgeschichte der hannoverschen Ständeversammlung von 1814-1833 und 1837-1849, Hildesheim, 1977. (Quellen u. Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens 88)
- Kriedte, P.:* Die Kehrseiten der Wohltätigkeit. Die Wollwarenfabrik Hermann Levin und ihre Arbeiterinnen und Arbeiter, in: Göttingen ohne Gänseliesel. Hrsg. v. C. Duwe, C. Gottschalk, M. Koerner. Gudensberg-Gleichen, 1989, S. 85-92.
- Köllmann, W.:* Bevölkerung in der industriellen Revolution. Studien zur Bevölkerungsgeschichte Deutschlands. Göttingen, 1974. (KritStudGWiss, Bd. 12).
- Köllmann, W.:* Zur Bedeutung der Regionalgeschichte im Rahmen struktur- und sozialgeschichtlicher Konzeptionen, in: ArchivSozialG, Bd. 15, 1975, S. 43-50.
- Kuhlemann, F.-M.:* Niedere Schulen, in: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. 4, 1870-1918. Hrsg. v. Christa Berg. München, 1991, S. 179-217.
- Kuss, H. / Mütter, B.:* Geschichte Niedersachsens neu entdeckt. Braunschweig, 1996.
- Lankeit, W.:* Die landwirtschaftliche Versuchsanstalt in Weende – eine Stätte der wissenschaftlichen Entscheidung, in : Das tausendjährige Weende. Hrsg. v. der Stadt Göttingen. Göttingen, 1966, S. 109-113.
- Lehmann, F.:* Nachruf für Wilhelm Henneberg. O. Ort, o. Jahr.
- Leverkühn, C. G. C.:* Gesetze, Verordnungen und Ausschreibungen für Schul-sachen für den Bezirk des Consistoriums zu Hannover, I, II, 1878-1885.
- Linde, H.:* Das Königreich Hannover an der Schwelle zum Industriezeitalter, in: NArchNdsachs, 5, 1951, S. 413-443.

- Mannheim, K.:* Konservatismus. Ein Beitrag zur Soziologie des Wissens, hrsg. v. D. Kettler / Meja, V. / Stehr, N. Frankfurt, 1984. (stw 478)
- Meier, E. v.:* Hannoversche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte 1680-1866. Bd. 1 und 2, Leipzig 1898.
- Meinhardt, G.:* Die Auswirkungen der Hungerjahre in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts auf Göttingen, in: *GöttJb*, 14, 1966, S. 211-219.
- Mittelhäusser, K.:* Häuslinge im südlichen Niedersachsen, in: *BIDLdG*, Bd. 116, 1980, S. 235-278.
- Mommsen, W.:* Göttingen um 1848, in: *NdsächsJbLdG*, Bd. 3, 1926.
- Müller, A.:* Elemente der Staatskunst. 36 Vorlesungen. Ungekürzte Ausgabe, Meersburg, Leipzig, 1936.
- Müller, A.:* Gesammelte Schriften. Erster Band, München, 1939.
- Nagel, A.:* Göttingen und seine Umgebung. In Poesie und Prosa geschildert von Adolf Nagel. Münden, 1883.
- Niedersächsische Lebensbilder.* Hrsg. v. O. H. May. Hannover, 1939-1960.
- Niemann, H. W.:* Die Grundzüge der Industrialisierung in der Provinz Hannover. Dargestellt anhand statistischer Quellen, in: Beiträge zur niedersächsischen Landesgeschichte. Zum Geburtstag von Hans Patze, hrsg. v. Brosius, D. und Last, M. Hildesheim, 1984.
- Nipperdey, Th.:* Die anthropologische Dimension in der Geschichtswissenschaft, in: Th. Nipperdey, Gesellschaft, Kultur, Theorie, Göttingen, 1976, S. 33-59. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 18)
- Nipperdey, Th.:* Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat. München, 1983.
- Nipperdey, Th.:* Deutsche Geschichte 1866-1918. Erster Band: Arbeitswelt und Bürgergeist. München, 1990. Zweiter Band: Machtstaat vor der Demokratie. München, 1992.
- Nipperdey, Th.:* Der Verein als soziale Struktur im späten 18. und 19. Jahrhundert. Eine Fallstudie zur Modernisierung, in: ders.: Gesellschaft, Kultur, Theorie. Göttingen, 1976 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 18), S. 174-201.
- Nipperdey, Th.:* Volksschule und Revolution im Vormärz. Eine Fallstudie zur Modernisierung, in: ders.: Gesellschaft, Kultur, Theorie. Göttingen, 1976 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 18), S. 206-227.
- Oberschelp, R.:* Politische Geschichte Niedersachsens 1803-1866. Hildesheim, 1988. (VeröffNdSächsLdBiblHan 8).
- Oppermann, H. A.:* Geschäfts- und Adresskalender für das Königreich Hannover auf das Jahr 1853. Göttingen, 1853.

- Oppermann, H. A.:* Hannöversche Zustände seit dem 24. Februar 1848. Hannover, 1849.
- Die Pastoren der Landeskirche Hannovers und Schaumburg-Lippes* seit der Reformation. Hrsg. v. Ph. Meyer. Bd. 2. Göttingen, 1942.
- Paulsen, F.:* Geschichte des gelehrten Unterrichts. Leipzig, 1921.
- Peukert, D.:* Neue Alltagsgeschichte und Historische Anthropologie, in: Historische Anthropologie; der Mensch in der Geschichte, hrsg. v. H. Süßmuth, Göttingen, 1984, S. 57-72.
- Pierenkemper, T.:* Umstrittene Revolutionen. Die Industrialisierung im 19. Jahrhundert, Frankfurt/M, 1998. (Europäische Geschichte)
- Pierenkemper, T.:* Die schweindustriellen Regionen Deutschlands in der Expansion: Oberschlesien, die Saar und das Ruhrgebiet im 19. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, Jg. 1992, Heft 1, S. 37-56.
- Pionier oder Nachzügler? Festschrift für Sidney Pollard*, hrsg. v. H. Berghoff, H. und Ziegler, M. Bochum, 1995. (Veröffentlichung des Arbeitskreises deutsche England Forschung 289)
- Pollard, S.:* The Concept of Regional Industrialization, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 1992, Heft 1, S. 11-36.
- Pollard, S.:* *Peaceful Conquest. The Industrialization of Europe. 1760-1870.* Oxford, 1981.
- Pollard, S. (Hrsg):* Region und Industrialisierung. Studien zur Rolle der Region in der Wirtschaftsgeschichte der letzten zwei Jahrhunderte. Göttingen, 1980. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 42).
- Popplow, U.:* Göttingen in der Novemberrevolution 1918/19, in: GöttJb 24, 1976, S. 205-242.
- Pressel, W.:* Die Kriegspredigt 1914-1918 in der evangelischen Kirche in Deutschland. Göttingen, 1967.
- Protokolle der Sitzungen des CentralAusschusses der Königlich Landwirtschaftlichen Gesellschaft in Celle.*
- Pütter, J. St.:* Versuch einer akademischen Gelehrten-geschichte. Bd. 4. Göttingen, 1938.
- Quest, Th. / Schäfer-Richter, U.:* Dorfleben. Die Geschichte der Dörfer Lippoldsborg und Vernawahlshausen. Hrsg. v. der Gemeinde Wahlsburg, 1989.
- Reden, Fr. von:* Deutschland und das übrige Europa. Handbuch der Bodens-, Bevölkerungs-, Erwerbs- und Verkehrs-Statistik. Wiesbaden, 1854.
- Reden, Fr. von:* Das Königreich Hannover statistisch beschrieben. 2 Bde. Hannover, 1839.
- Reden, Fr. von:* Die Gewerbe des Königreich Hannover. Hannover, 1835.

- Reulecke, J.:* Nachzügler und Pionier zugleich: das Bergische Land und der Beginn der Industrialisierung in Deutschland, in: *Region und Industrialisierung. Studien zur Rolle der Region in der Wirtschaftsgeschichte der letzten zwei Jahrhunderte*, hrsg. v. S. Pollard, Göttingen, 1980, S. 53-89. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 42)
- Ritter, G. A. / Tenfelde, K.:* Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871-1914. Bonn, 1992.
- Roscher, W.:* Über Kornhandel und Theuerungspolitik. 3., stark vermehrte und verbesserte Auflage, Stuttgart, Tübingen, 1852.
- Rostow, W.W.:* Stadien wirtschaftlichen Wachstums. Eine Alternative zur marxistischen Entwicklungstheorie, Göttingen, 1960.
- Rürup, R.:* Deutschland im 19. Jahrhundert 1815-1871. Göttingen, 1984. (Deutsche Geschichte, Bd. 8) (Kleine Vandenhoeck Reihe 1497).
- Rupp, H. F.:* Religion – Bildung – Schule. Studien zur Geschichte und Theorie einer komplexen Beziehung. Weinheim, 1994.
- Saathoff, A.:* Glaube und Vaterland. Predigten und Andachten. Göttingen, 1914.
- Sabel, Ch.F./ Zeitlin, J.:* Historical Alternative to Mass Production: Politics, Markets and Technology in Nineteenth-Century Industrialization., in: *Past & Present* No 108, 1985, S. 133-176.
- Sabel, Ch.F. / Piore, M.:* The Second Industrial Divide: Possibilities for Prosperity, New York, 1984.
- Sachse, W.:* Das Gewerbe im Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg und im Königreich Hannover 1770-1870, in: J. Brockstedt (Hrsg), *Gewerbliche Entwicklung in Schleswig-Holstein, anderen norddetuschen Ländern und Dänemark von Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Übergang ins Kaiserreich.*, Neumünster, 1989, S. 251-270. (Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins 17)
- Sachse, W.:* Göttingen im 18. und 19. Jahrhundert. Zur Bevölkerungs- und Sozialstruktur einer deutschen Universitätsstadt. Göttingen, 1987. (Studien zur Geschichte der Stadt Göttingen, Bd. 15).
- Saldern, A. von:* Auf dem Weg zum Arbeiterreformismus. Parteilalltag in der sozialdemokratischen Provinz. Frankfurt/M., 1984.
- Saldern, A. von:* Vom Einwohner zum Bürger. Zur Emanzipation der städtischen Unterschicht Göttingens 1890-1920. Eine sozial- und kommunalhistorische Studie. Berlin, 1973. (SchrWirtSozialG 21).
- Schäfer-Richter, U.:* Der Beginn des Ersten Weltkrieges aus der Sicht des Weender Pastors, in: *GöttJb*, Bd. 44, 1996, S. 155-166.
- Schmiechen-Ackermann, D.:* Ländliche Armut und die Anfänge der Lindener Fabrikarbeiterschaft, Hildesheim, 1990. (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens 103)

- Schlumbohm, J.*: Bauern – Köter – Heuerling. Bevölkerungsentwicklung und soziale Schichtung in einem Gebiet ländlichen Gewerbes, in: *NdsJbLdsGesch* 58. 1986. S. 77-88.
- Schlumbohm, J.* (Hrsg.): Familie und Familienlosigkeit. Fallstudien aus Niedersachsen und Bremen vom 15. bis 20. Jahrhundert. Hannover, 1993. (QUnterWirtschSozialGNdSachsNZ, 17)
- Schneider, G.*: Heimat und Region in Geschichtsdidaktik und Geschichtsunterricht, in: *Landesgeschichte heute*. Hrsg. v. C.-H. Hauptmeyer, Göttingen, 1987. (Kleine Vandenhoeck-Reihe 1522)
- Schneider, K. H. / Seedorf, H. H.*: Bauernbefreiung und Agrarreformen in Niedersachsen. Hrsg. v. der Landeszentrale für politische Bildung, Hannover, 1989.
- Schubert, E.*: Die Veränderung eines Königreiches, in: *Niedersächsische Geschichte*. Hrsg. v. B. U. Hucker, E. Schubert, B. Weisbrod. Göttingen, 1997, S. 374-418.
- Schubert, E.*: Verfassung und Verfassungskämpfe im frühen 19. Jahrhundert, in: *Niedersächsische Geschichte*. Hrsg. v. B.U. Hucker, E. Schubert, B. Weisbrod, Göttingen, 1997.
- Schulze, R.*: Region-Industrialisierung-Strukturwandel: Annäherungen an eine regionale Perspektive sozioökonomischen Wandels, in: *Industrieregionen im Umbruch*, hrsg. v. R. Schulze, Essen, 1993.
- Sonne, H. D. A.*: Topographische Beschreibung des Königreichs Hannover. Bd. 4, Hannover, 1834.
- Soppa, B.*: Ein Beitrag zur Geschichte der Realgemeinde Weende. Dipl. Arb. Forstwiss. Fak. Göttingen, 1983.
- Zur Statistik des Königreich Hannovers*. Hrsg. vom königlichen statistischen Bureau. Heft I-XIII, Hannover. Hannover, 1850-1867.
- Steinbach, P.*: Der Eintritt Lippes in das Industriezeitalter. Sozialstruktur und Industrialisierung des Fürstentums Lippe im 19. Jahrhundert, Lemgo, 1979. (Lippische Studien 3)
- Steinmetz, E.*: Geschichte des Landkreises Göttingen von 1807 bis zur Gegenwart im Überblick. Göttingen, 1986.
- Ströhlein, G.*: Arbeiterkultur in Weende, in: *Das Weender Rathaus*. Mitteilungen der SPD für die Ortschaft Weende, Nr. 47, Juli 1985, S. 4-8.
- Stüve, B.*: Wesen und Verfassung der Landgemeinden und des ländlichen Grundbesitzes in Niedersachsen und Westphalen. Geschichtliche und statistische Untersuchungen. Jena, 1851.
- Tellkamp, A.*: Die Verhältnisse der Bevölkerung und der Lebensdauer im Königreich Hannover. Ein Beitrag zur Statistik Deutschlands. Hannover, 1846.

- Teuteberg, H.-J.*: Westfalens Wirtschaft am Beginn des „Maschinenzeitalters“, Dortmund, 1988. (Untersuchungen zur Wirtschafts-, Sozial- und Technikgeschichte 6)
- Thadden, R. von*: Die Göttinger Sieben, ihre Universität und der Verfassungskonflikt von 1937. Hannover, 1987.
- Thofern, E.*: Die Entwicklung der Wasserversorgung in Bovenden, in: Plesse-Archiv, H. 23, 1987, S. 301-312.
- Tilly, R. H.*: Vom Zollverein zum Industriestaat. Die wirtschaftlich-soziale Entwicklung Deutschlands 1834-1914. München, 1990. (Deutsche Geschichte in neuester Zeit).
- Uelschen, G.*: Die Bevölkerung in Niedersachsen 1821-1939. Göttingen, 1942. (Provinzial-Institut für Landesplanung, Landes- und Volkskunde von Niedersachsen an der Universität Göttingen, Veröffentlichungen Reihe B, Bd. 3).
- Veldeck, H. (= Georg Heinrich Klippel)*: Göttingen und seine Umgebungen. Ein Taschenbuch vorzüglich für Studierende und Reisende. Bd. 1-2. Göttingen, 1824.
- Der Viehstand der Gemeinden und Gutsbezirke im Preußischen Staate*. III. H. (Provinz Hannover). Berlin, 1874.
- Wächter, H. H.*: Die Landwirtschaft in Niedersachsen vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. 1959. (SchrWirtWissGesStudNdsachsNF, Bd. 72).
- Wagner, K.*: Leben auf dem Lande im Wandel der Industrialisierung. Am Beispiel des nordhessischen Dorfes Körle. Frankfurt/M., 1986. (Die Hessen-Bibliothek im Insel Verlag).
- Das Weender Rathaus*. Mitteilungen der SPD für die Ortschaft Weende, Nrr. 55 u. 59, 1989.
- Wehber, Th.*: Zwischen Hannover und Preußen. Politische Parteien in Göttingen. Göttingen, 1996. (Studien zur Geschichte der Stadt Göttingen, Bd. 20).
- Wehner, Jens / Böhme, Ernst / Scholz, Michael*: Dorf und Kloster Weende von den Anfängen bis ins 19. Jahrhundert. Göttingen, 1992.
- Wehler, H.-U.*: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Zweiter Band: Von der Reformära bis zur industriellen und politischen »Doppelrevolution« 1815-1845/49. München, 1987. Dritter Band: Von der »Deutschen Doppelrevolution« bis zum Beginn der Ersten Weltkrieges 1849-1914. München, 1995.
- Wrase, S.*: Die Anfänge der Verkoppelung im Gebiet des ehemaligen Königreiches Hannover. Hildesheim, 1973. (VeröffInstHistLdforsch 5).
- Wunder, H.*: Die bäuerliche Gemeinde in Deutschland. Göttingen, 1986. (Kleine Vandenhoeck Reihe 1483).